


Magazin

für

Evang. Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der

Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika.

Neue Folge. Fünfter Band.

Einunddreißigster Jahrgang.

ST. LOUIS, MO.
1903.





Inhaltsanzeige des Jahrgangs 1903.

1. Januarheft.

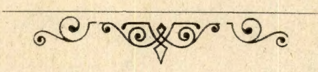
2. Märzheft.

3. Maiheft.

4. Juliheft

5. Septemberheft.

6. Novemberheft.



Magazin

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 5. Band. St. Louis, Mo. Januar 1903.

Vorwort.

Motto: 1. Joh. 2, 22. 23. — „Der Sohn ist als Sohn: — sage ich. Der Sohn ist nicht als Sohn: — sagst du. Gut, mein Freund, tritt dorthin, ich will hierher treten. Von dir zu mir und von mir zu dir geht kein Weg, als daß ich zu deinem Glauben übergehe oder du zu meinem.“ (E. A. v. Schaden.)

Indem wir abermals uns anschicken, einen neuen Jahrgang des Magazins zu beginnen, erinnern wir uns von neuem der von der ehrw. Generalsynode gegebenen Instruktionen, welche für die Redaktion die allgemeinen Richtlinien bilden müssen. Als Departments, welche zu berücksichtigen sind, wurden vorgeschrieben: Systematische Theologie, historische und exegetische Theologie, Homiletik, Pädagogik, kirchlich-synodale Fragen, Rundschau, Bücherrezension. — Natürlich kann der Redakteur diese Departments nur dann gehörig berücksichtigen, wenn die einsendenden Mitarbeiter je nach ihrer verschiedenen Begabung für das Department schreiben, das ihnen am meisten zusagt. Dabei ist es erwünscht, daß die betreffenden Artikel sich möglichster Kürze befleißigen, damit Raum genug bleibt, um auch andere Disziplinen zu berücksichtigen. Am meisten Schwierigkeit macht das homiletische Deparment. Predigten werden im allgemeinen nicht gerne gelesen, außer sie seien von ganz bedeutenden Autoren geschrieben. Predigtentwürfe, wenn sie jeden Sonntag im Jahr nur mit einem Text berücksichtigen sollen, nehmen notwendig in jeder Nummer ziemlich viel Raum in Anspruch. Das ist manchem auch nicht erwünscht. Aber es erscheint schwer, auszufinden, was man eigentlich wünscht auf homiletischem Gebiet. Reine Theorie ist gewiß noch am allerwenigsten das, was wir brauchen, denn die verschafft man sich am besten in einem Lehrbuch der Homiletik.

Wir werden mit des Herrn Hilfe fortfahren, die tatsächlichen Bedürfnisse unseres Leserkreises ins Auge zu fassen. Unsere Leser sind aber in ihrer Mehrheit Pastoren im deutsch-amerikanischen Predigtamt, Leute, die meist nicht pekuniär so gestellt sind, sich durch neue Bücher und theologische Zeitschriften auf dem Laufenden zu halten mit dem,

was die Kirche und Theologie unserer Tage im Innersten bewegt. Und doch sollten sie von Amts wegen allen den ernsten Fragen unserer Zeit ihre Aufmerksamkeit zuwenden; sollten sich selbst klar werden, welche Stellung sie zu denselben einnehmen müssen.

Wir haben in unserem Magazin wissenschaftliche und praktische Fragen zu behandeln. Jeder Pastor muß ein wissenschaftliches Interesse daran haben, zu erfahren, wie der Kampf zwischen Glauben und Unglauben auf= und abwogt. Als Christ aber hat er auch ein religiöses Interesse, wie er sich mit den angeblichen Resultaten der negativen Forscher abzufinden hat; als Seelsorger hat er ein praktisches Interesse, wie er mit den ihm im Amte vorkommenden Erscheinungen des Unglaubens sich abfinden soll. Als Glied der Kirche ist ihm die Frage keineswegs gleichgültig, welches Bekenntnis die Kirche als Banner hochhält und welche Stellung sie einnimmt gegen die Lehrer und Professoren, die das Banner des Glaubens herunterreißen, und dafür angebliche Resultate der Wissenschaft an die Stelle setzen wollen. Und endlich haben wir ja auch eigene Herzensinteressen und die Frage: „Wer treibt Seelsorge an uns?" dürfte je und dann so beantwortet werden, daß ältere Brüder im Amt das Wort ergreifen, um auch diesen Zweig der Arbeit zu berücksichtigen. Und da unser Magazin zugleich das Organ einer organisierten Kirche unseres Landes ist, die oft genug feindlichen Angriffen von verschiedenen Seiten ausgesetzt ist, so muß unser Blatt einen deutlichen Ton geben in Bezug auf das bei uns geltende Bekenntnis, das wir unter allen Umständen hoch halten.

In diesem Zusammenhang wollen wir sagen, daß pädagogische Beiträge aus dem Lehrerkreise uns stets willkommen sein werden, wenn dieselben entweder allgemein pädagogische Fragen behandeln, oder der behandelte Gegenstand wenigstens dem Material des Magazins homogen, d. h. biblischen oder religiösen Inhalts ist. Dagegen wolle man die Redaktion verschonen mit Artikeln, die nur als formale stilistische Uebungen dienen sollen und mit dem materialen Inhalt einer theologischen Zeitschrift rein nichts zu tun haben.

Um dem Bekenntnisstand unserer Kirche einen stetigen, unzweifelhaften Ausdruck zu verleihen, hat der Redakteur sich entschlossen, auf dem Umschlag des Blattes ein Motto abzudrucken, das auch dem heutigen Vorwort vorangestellt ist. Wir haben schon im Vorwort des Januarhefts 1901, Seite 7, dieses Wort aufgestellt. Es ist entnommen einer dort genannten kleinen aber inhaltsreichen Schrift des Erlanger Philosophen E. A. v. Schaden: „Ueber den Begriff der Kirche."

In diesem Motto soll jeder Kompromiß zwischen Glauben und Unglauben (oder Halbglauben) grundsätzlich abgeschnitten sein. Wie Schaden sich in jener Schrift auf 1. Joh. 2, 22. 23 stellt, so halten auch wir jeden für verdächtig, der an dieser Grundwahrheit, daß Jesus sei Christus, der in das Fleisch gekommene Sohn Gottes, zu rütteln oder zu deuteln wagt, oder sich mit zweideutigen Ausdrücken um dieses Be=

kenntnis herum zu schleichen sucht. Dieses Bekenntnis ist das Zentrum, um welches alle sich scharen können, die noch den Anspruch erheben, Christen sein zu wollen. Dieses Bekenntnis bildet den Herzpunkt der christlichen Wahrheit für alle wahren Christen, für alle, die von Jesu ihr Leben empfangen haben und wissen, daß sie durch ihn zur Gotteskindschaft gekommen sind (Joh. 14, 19; Eph. 1, 4—7).

Dieses Bekenntnis aufgeben, hieße für die echten Jünger Jesu sich selbst aufgeben, es wäre geistlicher Selbstmord.

So fest uns das aber auch steht, so ist es uns doch nicht unbewußt, daß in der Geltendmachung dieses Bekenntnisses viel pädagogische Weisheit, Mäßigung und doch auch wieder Festigkeit und Entschiedenheit nötig ist.

Unsere Kirche ist, wie die in Deutschland, Volkskirche, zu welcher alle Zutritt haben, die getauft und konfirmiert sind und einen anständigen Christenwandel zu führen sich angelegen sein lassen. Unsere Kirche ist weit entfernt von jenem Ideal der ersten Zeit, wo jedes Glied, wie Harnack sagt, die Religion selbst erlebt hat und also in der lebendigen Erfahrung des Heils stand. Damals war das formulierte Glaubensbekenntnis bedeutungslos und Nebensache. Wo es ausgesprochen wurde, war es nichts Anerlerntes, sondern der spontane Ausdruck innerster Herzensüberzeugung.

In der Kirche der Jetztzeit finden wir einen Mischzustand, den wir nicht ändern können. Neben denjenigen Christen, welche aus innerster Herzensüberzeugung an dem Bekenntnis festhalten, findet sich eine schwere Menge solcher, welche keine oder nur sehr wenige religiöse Erfahrungen gemacht haben, die aber gleichwohl das angestammte und angelernte Bekenntnis um keinen Preis fahren lassen möchten. Sie stehen auf dem naiven Kindesstande, daß das bloße Festhalten am Bekenntnis schon ihnen die Seligkeit verbürgt. Und zum Teil hat die christliche Kirche selbst diese Meinung großgezogen.

Diesen gegenüber haben wir die Aufgabe, ihnen zum Bewußtsein zu bringen, daß das bloße verstandesmäßige Festhalten eines orthodoxen Bekenntnisses uns keineswegs die Seligkeit verbürgt. cf. Matth. 7, 21; Joh. 3, 3. 36. Das Glauben in Vers 36 ist kein verstandesmäßiges Bekenntnis, an welchem das Herz keinen Anteil hat. Es wäre sehr bequem, wenn wir mit einem angelernten orthodoxen Katechismus im Gedächtnis an den Klippen des Lebens vorüberkommen und damit im Gericht bestehen könnten. In diesem Sinne hat Harnack recht, wenn er sagt: der Christ lebt nicht vom Dogma. Die Gedanken, die ein Mensch sich macht von göttlichen Dingen, können ihn nicht selig machen. Aber es ist darum doch nicht einerlei, ob ein Mensch Lehrsätze eingeprägt bekommt, welche den Kern der Wahrheit aussprechen oder doch in nuce enthalten, oder ob er menschliche Torheiten und Irrtümer gelernt hat, die ihn zum Glauben untüchtig machen. Darum kann auch die Kirche, welche die Christen zu Christo führen soll, keineswegs gleichgültig sein in Bezug auf das Bekenntnis von Christus.

Sie muß also einesteils das Bekenntnis festhalten und verteidigen gegen alle Angriffe des Unglaubens; sie muß es ihren Glaubensunterweisungen bei jung und alt zu Grund legen und darf doch nie aus der Acht lassen, daß das äußerliche Lippenbekenntnis ohne Herzenswahrheit wertlos ist vor dem Herrn.

Aus eben diesem Grunde darf sie keinen bloßen Autoritätsglauben fordern, noch pflanzen, noch pflegen; sie darf nicht mit bloßem Lippenbekenntnis sich begnügen. Für ihre Arbeit an den Seelen muß die Art, wie der Herr selbst die Seelen zu gewinnen suchte, für alle Zeiten vorbildlich sein und bleiben. Wir finden in den Evangelien, daß der Herr nie und nirgends ein feststehendes, klar ausgesprochenes Bekenntnis von seiner Person, eine vorausgehende Christologie, zur conditio sine qua non gemacht hat, an welche er seine helfende Heilandsmacht gebunden hat. Er hat weder den Kranken zu Bethesda (Joh. 5) noch den Blindgeborenen (Joh. 9) vorher gefragt: Was glaubst oder hältst du von mir? Und sicher ist auch die rettende Gnade nicht etwa an ein Opfer des Intellekts geknüpft, so daß wir einem Menschen, der redliche Zweifel hat an dem Bekenntnis von Christo, sagen müßten: du kannst nicht selig werden, wenn du dieses Opfer des Intellekts nicht bringen willst! So fassen wir das Bekenntnis nicht, daß jemand ohne innere Wahrhaftigkeit auf bloß äußere Autorität hin etwas bekennen müßte, wovon er im Herzen und Gewissen noch nicht überzeugt und gewiß geworden ist, bloß um doch auf jeden Fall selig zu werden. Also auch darin hat Harnack recht, wenn er fordert, daß das Bekenntnis nur selbst erlebte Religion aussprechen soll; sagen wir lieber: Es soll und muß auf selbsterlebte Gotteshilfe sich gründen. Aber eben diese inneren Herzenserlebnisse führen den durch Christum erretteten Sünder auf induktivem Wege zu der Erkenntnis: der Mann, der einen toten Sünder, wie mich, zum Leben, einen gottfernen Sünder, wie mich, zu Gott bringen kann, muß mehr sein als ein vom Sünderstamm entsproßter Adamssohn! Das Bekenntnis von Christo spricht die Konsequenz des innersten Herzenserlebnisses aus. Dem begnadigten Christen diese Wahrheit rauben, heißt ihm das Herz ausreißen. Will aber der gläubige Christ diese Wahrheit einem andern, der sie nicht erlebt hat, aufzwingen, so übt er einen Glaubenszwang aus, der zur ethischen Ungerechtigkeit wird. Aus diesem Grund muß mit zarter Sorgfalt umgegangen werden mit diesem kündlich großen göttlichen Geheimnis und darf dasselbe auch nicht zu einer äußerlichen Rechtsformel gemacht werden, an welche alle Glieder der Kirche ohne weiteres gebunden sein müßten. Die Kirche muß stets das Netz sein, womit man allerlei Gattung fängt, und es muß dem großen Seelenarzt überlassen bleiben, die Seelen in die Kur zu nehmen und sie auf dem ihm allein bekannten Wege zur Seligkeit und eben damit auch zur rechten Erkenntnis der Wahrheit zu führen.

So fest also auch der bekennenden Kirche das Bekenntnis zu Christo und von Christo steht, so fern muß sie sich halten vom Glaubenszwang gegenüber dem einzelnen Sünder, den zu Christo zu führen sie Beruf und Aufgabe hat. Der Kern der bekennenden Kirche ist und bleibt jene kleine Herde (Luk. 12, 32), welche die Errettung aus Sünde und Tod durch Christum erfahren hat und darauf ihr Bekenntnis gründet. Dieser Kern ist der „Schear Jaschub", der seit Jesajas Zeiten (Jes. 7, 3) dem Volke Gottes bekannt ist. Das Wort selbst ist doppelsinnig: „Der Rest bekehrt sich" und „der Rest kehrt zurück." Das gilt auch von der bekennenden Volkskirche: Ein kleiner Bruchteil („Schear") bekehrt sich, und dieser allein hat auch die Verheißung des Lebens, er kehrt zurück zur Lebensgemeinschaft Gottes (Jes. 35, 10). Die andern, die nicht zu dieser kleinen Herde gehören, haben keine Verheißung des Reiches, sie sind und bleiben Spreu, die der Wind verstreuet.

Dieser „Schear Jaschub" hat aber an der Zentralwahrheit von Christo den einzigen Sammelpunkt, das Gravitationszentrum, zu welchem die in ihnen wohnende Kraft des Geistes Christi als Zentripetalkraft (1. Kor. 12, 3) sie hinführt und sie festhält unter allen Umständen. Dieser Kern hat denn auch die Aufgabe, in der Volkskirche als ein Salz und Licht zu wirken, um auch ihren Volksgenossen zum Leben aus Gott zu verhelfen. Zeigen sich in der Kirche ungläubige und christusfeindliche Tendenzen, so hat er die Aufgabe, mit Geisteswaffen gegen den Unglauben zu kämpfen, aber stets in der vorbildlichen Weise, wie Christus die ungläubigen Juden bekämpfte, ohne ihnen ein formuliertes Bekenntnis aufzuzwingen, denn dieses soll Produkt des Herzensglaubens sein und bleiben. Aus der Volkskirche austreten um der ungläubigen Elemente willen, hieße die eigene Aufgabe verkennen, die der Herr den Seinen gestellt hat. Denn seit die Kirche zur Volkskirche und zum Netz geworden, damit man allerlei Gattung fängt, ist der Kirchenacker die ganze Welt (Matth. 13, 38), in welche zu gehen der Herr die Seinen gesandt hat (Mark. 16, 15), um das Evangelium von Christo zu predigen, sie mögen's nun gläubig annehmen oder im Unglauben von sich stoßen. Dem gläubigen Teil der Christenheit muß es Herzens- und Gewissenssache sein und bleiben, das Predigtamt von Christo fortzupflanzen durch Schulen, in welchen nicht Menschenwitz und nicht „Resultate der Wissenschaft", sondern Gottes Wahrheit in der Kraft des Evangeliums (Röm. 1, 16; 1. Kor. 1, 18—24) gelehrt wird.

Es wird darum auch stets die Aufgabe des gläubigen Teils der Christenheit sein, darüber zu wachen, daß in den theologischen Schulen nur gläubige Bekenner Christi als Lehrer und Professoren angestellt werden. Mag der christuslose Staat wissenschaftliche Theologenschulen unterhalten, in denen Glaube und Unglaube als gleichberechtigt neben einander bestehen: die Kirche kann und darf nie einen ungläubigen Pastor mit ihrer Autorität bekleiden und einsetzen als Prediger, Seelsor-

ger und Lehrer der Jugend. Wer mit dem Bekenntnis der christlichen Kirche nicht von Herzen harmoniert, dem muß es Gewissenssache sein und bleiben, kein Lehramt in ihr zu bekleiden, weder in Schule noch Gemeinde. Als ungläubig aber muß jeder gelten, welcher das Bekenntnis von Christo verneint.

Es ist aber, das wollen wir nicht übersehen, bei der heutigen Strömung des Unglaubens in der Wissenschaft für den Theologen unendlich schwer, die rechte Stellung Christo gegenüber zu behaupten, resp. zu gewinnen. Die Seuche des Darwinismus hat den Blick getrübt in die Anfänge der Menschheitsgeschichte. Was die Bibel in den drei ersten Kapiteln über die Schöpfung des Menschen zu Gottes Bild, seinen Abfall von Gott, das Eindringen des Todes in die Menschenwelt als Folge der Sünde, lehrt, ist entweder göttliche Offenbarung und geeignet, uns dahin zu führen, die Notwendigkeit eines göttlichen Erlösers aus Sünde und Tod zu erkennen. Oder es ist bloße „Sage" und wird durch die angeblichen „Resultate der Wissenschaft" über den Haufen geworfen. Wer von der darwinistischen Seuche angesteckt ist, wird die Sünde nicht als Abfall von Gott und Fall aus höherer Stufe betrachten, sondern als kreatürliche Unvollkommenheit, aus welcher sich der Mensch heraus entwickeln muß; er wird den Tod nicht als Folge der Sünde, sondern als Naturnotwendigkeit betrachten.

Einen menschgewordenen Gottessohn, der aus Sünde und Tod erlösen müßte, braucht ein solcher nicht mehr. Die Auferstehung des Leibes als Christenhoffnung erscheint als überflüssig und widersinnig, wenn der Tod doch ursprüngliche Naturordnung auch für den Menschen war. Ja, wenn die einheitliche Abstammung der Menschen aus einem Blut und einem Paar hinfällig wird, so ist nicht abzusehen, wie der aus Adams Geblüt abstammende Jesus soll Erlöser werden können auch für Menschen, die von anderen Stammvätern kommen oder autochthon aus der Erde anderer Länder hervorsproßten.

Wir sehen, ein Theologe, welcher die rechte Stellung zu Christo gewinnen will, muß notwendig auch sich mit den Fragen auseinandersetzen, die uns die ersten Kapitel der Bibel zu bedenken und zu lösen geben. Und es ist gewiß erwünscht, wenn uns auch darüber Artikel zugesandt werden, welche eine Auseinandersetzung mit der ungläubigen Naturwissenschaft in dieser Hinsicht erstreben. Es ist also Raum vorhanden für mancherlei Gaben, um in mancherlei Richtung zu arbeiten und das gute Recht des Christenglaubens zu erweisen gegenüber den phantastischen Einfällen und Hypothesen, welche die hochmütige Wissenschaft aufstellt, um den Glauben an Gott und Christum lächerlich zu machen.

Möge der Herr uns die rechten Mitarbeiter zuführen, welche gerne dazu beitragen, unser Blatt immer tüchtiger und reichhaltiger zu machen, so daß es allen Lesern zum Segen und zur Ehre des Herrn auch fortbestehen und gedeihen mag. Louis J. Haas.

Ist die Echtheit des Johannes=Evangeliums zweifelhaft?

Von P. G. F. Schütze.

Die Frage nach der Echtheit des vierten Evangeliums ist wesentlich eine historische, jedoch nicht ausschließlich, denn der dogmatische Stand=punkt des Beurteilers wird seine Antwort unwillkürlich beeinflussen. Unsre Aufgabe ist daher wesentlich die, den objektiven, tatsächlichen Be=stand unserer Frage zu ermitteln, soweit es möglich ist. Ganz rein ob=jektiv ist keine Geschichtsforschung, da die Historiker Menschen, d. h. Subjekte sind, und also auch ihre Werke naturgemäß von dem beson=deren Subjekte beeinflußt sind. Ein Historiker kann sich nicht von allen ihm angeborenen, anerzogenen und ihn umgebenden Kausalitäten so ganz emanzipieren, daß er ein Objekt in seiner ganzen nackten Reali=tät umfaßt, zumal wenn es durch Jahrtausende von ihm getrennt ist. Das ist auch gut so; denn gerade die subjektive Auffassung und der Stempel, den ein menschlicher Geist seinem Werke aufprägt, sind es, die solchen Schriften ihren bleibenden Wert geben. Hätte z. B. Johannes in seinem Evangelium beabsichtigt, objektive Geschichte zu schreiben, so wäre sein Buch vielleicht noch für Historiker und Linguisten als helleni=stische Sprachurkunde von Wert, aber zur Erbauung lesen würde es nie=mand. Was ihm seinen Ewigkeitswert gibt, ist seine subjektive Ueber=zeugung: Wir haben den Messias gefunden (1, 41). So soll man auch von evangelischen Christen keine objektive Geschichte über Fragen der Bi=bel verlangen, sondern Joh. 20, 31 muß sich auch in unserer Geschichts=schreibung wiederspiegeln. Wir können nicht objektiv, d. h. mit dem Verstand allein über eine Frage richten, die unser inneres Leben so mäch=tig angreift. „Das Christentum ist eine so lebendige Macht, und die Frage, wie es bei seiner Entstehung zugegangen, schließt so eingreifende Konsequenzen in sich, daß der Forscher ein stumpfsinniger sein müßte, um bei Entscheidung jener Frage eben nur historisch interessiert zu sein."[1] „Im Grunde kommt alles auf die Stellung an, die wir zu dem Inhalt des Johannes=Evangelium einnehmen."[2] Wer in Christo nur den Menschen sieht, der wird von vornherein suchen, das vierte Evange=lium ablehnen zu können, denn es ist geschrieben, daß ihr glaubet u. s. w. (20, 31).

Diese Abhandlung nun ist in mir angeregt worden durch eine Be=hauptung von Prof. Ad. Harnack in Berlin, die er in seinen 16 Vorle=sungen über das Wesen des Christentums getan hat. Er sagt: Das vierte Evangelium, ... welches nicht von dem Apostel Johannes her=rührt und herrühren will ...[3]) Ich weiß ja wohl, daß unter den le=benden Historikern wenige sind, die Harnack das Wasser reichen können, und darum baut er ja auch in seinen Vorlesungen der Geschichte einen Thron auf Kosten der Theologie, während andere Koryphäen der Theo=

---

1) D. Fr. Strauß. Das Leben Jesu. 1864. Vorrede S. 13 f.
2) Loofs bei W. Walther: Ad. Harnacks Wesen des Christentums. 1901. S. 23.
3) Ad. Harnack: Das Wesen des Christentums, 16 Vorlesungen. 1901. S. 23.

logie dieser ihren gebührenden Platz als regina scientiarum verteidigen und von der angeblich rein objektiven, in Wahrheit aber stark rationalistisch angehauchten Geschichtsforschung nichts wissen wollen. Als solche Verteidiger der Echtheit des Johannes-Evangeliums nenne ich z. B. nur Cremer, Luthardt, B. Weiß, Th. Zahn. Selbst ein Ritschl hat zugegeben, daß die Leugnung der Echtheit des Johannes-Evangeliums mehr Schwierigkeiten biete, als ihre Anerkennung.[4]) Mit Recht nennt daher Rupprecht diese Behauptung Harnacks einen kecken Machtspruch.[5]) Doch wollen wir unsere Frage nicht ebenfalls durch einen keck entgegengesetzten Machtspruch gegen Harnack entscheiden, sondern versuchen, mit Gründen und historischen Beweisen die Wahrheit zu ermitteln.

I. Die Person Johannis, des Sohnes Zebedäi.

Nach aller Ueberlieferung gilt das vierte Evangelium als ein Werk des Zebedäussohnes Johannes. Nach dem alten Rechtsgrundsatz "in dubio pro reo" dürfen wir ihm aber auch die Wohltat des Zweifels zuerkennen und seine Autorschaft gelten lassen, bis wir Gründe finden, die es unmöglich oder wenigstens unwahrscheinlich machen, daß der Zebedäide der Autor ist. Dazu wollen wir ja eben die Person und das Leben des Apostels uns vor Augen stellen, um etwaige Umstände oder Ereignisse, die seine Autorschaft unwahrscheinlich oder unmöglich machen, aufzuspüren.

Doch müssen wir uns vor allem erst klar werden, welche Quellen wir benutzen dürfen. Als ganz zuverlässig läßt selbst Harnack die Synoptiker gelten, denen wir die Apostelgeschichte und die Briefe hinzufügen können, soweit sie auf Johannes Bezug nehmen. Aber auch die angeblich johanneischen Schriften des Neuen Testaments dürfen wir nicht abweisen, da gerade in ihnen solche Umstände oder Zeugnisse enthalten sein könnten, die für unser Urteil von Wichtigkeit sein könnten. Mit Recht sagt Th. Zahn: „Die Klasse der originellen und genialen, der schlicht und würdig, knapp und körnig schreibenden Fälscher hat nie existiert ... Pseudepigraphe Litteratur alter Zeit hat sich niemals von verräterischen Anachronismen rein gehalten ...[1]) Als weitere Quellen stehen uns zur Verfügung die Schriften der Apostelschüler und der Männer, die uns dieselben in Excerpten und Citaten aufbewahrt haben. Ueberhaupt müssen wir die gesamte Patristik nicht vernachlässigen, da sie uns jedenfalls als ein Zeugnis der zu ihrer Zeit in der Christenheit geglaubten Ansichten dient. Letztens endlich müssen wir auch die glaubwürdige Tradition zu Worte kommen lassen, d. h. die Tradition der ersten drei bis vier Jahrhunderte, die den litterarischen Zeugnissen nicht widerspricht, und sich nicht durch innere Widersprüche zu Zeit, Ort, Umständen und Charakteren ihre Glaubwürdigkeit verscherzt. Die Verwen-

---

4) Walther: l. c. S. 22.
5) Rupprecht: Das Christentum von Dr. Ad. Harnack. 1901. S. 41.
1) Cf. Th. Zahn: Einleitung in das Neue Testament. Zweite Auflage. 1900. Bd. 1, § 8, S. 101.

dung der Tradition, selbst als sekundären historischen Beweismateriales, hätte vor fünf Jahren vielleicht noch lebhafte Opposition erweckt. Seitdem aber hat Harnack selbst die Parole ausgegeben: Zurück zur Tradition, und „nach diesen epochemachenden Erscheinungen auf dem Gebiete der neutestamentlichen Wissenschaft wird es nun nicht mehr als unwissenschaftlich gelten, wenn die Chronologie der neutestamentlichen Schriften wiederum mit Zuhilfenahme der altkirchlichen Tradition versucht wird."[2])

Johannes, aller Wahrscheinlichkeit nach der jüngere[3]) Bruder des Apostels Jakobus, war der Sohn des Zebedäus und der Salome.[4]) Sie wuchsen auf in behaglichem Wohlstande, da ihr Vater die Fischerei im großen mit mehreren Tagelöhnern betrieb (Mark. 1, 20). Ueber die Erziehung und den Bildungsgang des jungen Johannes wissen wir nichts; aber der Wohlstand des Vaters berechtigt uns anzunehmen, daß er seinem Sohne eine gute Schulbildung angedeihen ließ. Man darf auch nicht aus der jüdischen Abstammung des Johannes einen Grund gegen die Abfassung des griechischen Evangeliums suchen. Das Griechische nahm damals ungefähr den Rang des Französischen im 18. Jahrhundert ein.[5]) Wir sehen übrigens ja in unserem eigenen Lande, daß eine gewisse Zweisprachigkeit durchaus kein Ding der Unmöglichkeit ist. Daß der Galiläer griechisch redete, ist beinahe selbstverständlich. Es ist übrigens der Stil im Johannes-Evangelium gar nicht so fließend, daß ein geborener Grieche dasselbe geschrieben haben müßte. Vielmehr sind lange und schwere Perioden ganz vermieden und auch mehrfach Hebraismen nachweisbar. Auch die Aussage Apg. 4, 13 darf man nicht als Gegenbeweis gegen die Echtheit des Johannes-Evangeliums pressen, denn daß es ungelehrte Leute waren (ἀγραμματοί) bezog sich nur auf die ἱερὰ γράμματα, wie z. B. Joh. 5, 47 von der Torah nur als τὰ γράμματα die Rede ist und die Schriftgelehrten auch nur schlichtweg γραμματεῖς (Matth. 7, 29) genannt werden. Ἰδιώτης ferner bezeichnet nur den Privatmann, der kein öffentliches Amt bekleidet. So ergibt diese Stelle nur, daß Petrus und Johannes keine rabbinische Studien getrieben hatten und daher auch kein Amt an der Synagoge bekleideten. — Für die Vermögenheit der Familie Zebedäus zeugt auch, daß Salome zu den Frauen gehörte, die Jesu Handreichung taten und die Salben zu seinem

---

[2]) Cf. P. G. Brändli: Die Chronologie der Neu Testamentlichen Schriten in unserem „Magazin", Juli 1900—März 1901, S. 257, Juli 1900.

[3]) Weil sein Name nur einmal (Luk. 9, 20) vor Jakobus genannt ist, sonst aber stets (dreimal bei Matth., neunmal bei Mark., dreimal bei Luk.) nach ihm.

[4]) Dieser Name ergibt sich bei Vergleich von Matth. 27, 56 mit Mark. 15, 40; 16, 1.

[5]) Vergleiche hierüber die Abhandlung in Th. Zahns Einleitung, Bd. 1, §§ 1—2, von der eine Kritik in der Theol. Rundschau urteilt: „Es wird nach Zahns Ausführungen nicht mehr unwahrscheinlich heißen dürfen, daß . . . Petrus und Johannes in ihrem apostolischen Beruf eine nicht bloß elementare Kenntnis und Fertigkeit der griechischen Rede besessen haben."

Begräbnis kauften (Mark. 16, 1; Luk. 23, 55—24, 1). So erscheint uns das Vermögen und die soziale Stellung des Zebedäus dem ärmlichen (Luk. 2, 24 cf. Lev. 12, 6 ff.) Haushalt Josephs und Marias weit überlegen. Dennoch waren beide Familien verwandt. Die Vermutung, daß Maria, Jesu Mutter, eine gleichnamige Schwester gehabt habe, laboriert doch an zu großer innerer Unwahrscheinlichkeit und findet nirgends eine Parallele. So muß man denn Joh. 19, 25 Maria zu Cleophas Weib, und nicht zu Schwester ziehen; es sind also vier Frauen bezeichnet und aus Matth. 27, 56 und Mark. 15, 40 f. ergibt sich für die namenlose Schwester Marias der Name Salome.[6]) Somit ist Johannes ein leiblicher Vetter Jesu. Während Jesu Brüder bei seinen Lebzeiten sich zurückhielten, ist Johannes — Jakobus wird als für unsere Frage belanglos beiseite gelassen — nach der Verhaftung des Täufers in die Jüngerschar Jesu eingetreten (Matth. 4, 21; Mark. 1, 14—19; Luk. 5, 10) und zwar in deren engsten Kreis, aus dem er mit seinem Bruder und Petrus wiederholt als Jesu Vertrauteste hervortreten (Matth. 17, 1; 26, 37; Mark. 5, 37; 9, 2; 14, 33; Luk. 8, 51; 9, 28). Einmal wird auch Johannes allein mit Petrus zu einem besonders wichtigen Auftrag verwandt (Luk. 22, 8). Bei welcher Gelegenheit Johannes den Ehrennamen Donnersohn (Mark. 3, 17) empfing, ist unbekannt, doch macht ihm sein Eifer um Jesum Ehre (Mark. 9, 38; Luk. 9, 49) und sein Zorn über Kränkungen des Meisters (Luk. 9, 51—56) des Namens würdig. Hand in Hand damit geht bei beiden Brüdern ein maßloser Ehrgeiz, in dem sie, nach dem einen Bericht (Mark. 10, 35) selber, nach dem andern (Matth. 20, 20) durch Salome von Jesu die höchsten Ehrenplätze im Himmelreich fordern. Aber statt dessen erhalten sie die Weissagung eines zukünftigen Martyriums (Matth. 20, 23; Mark. 10, 39). Dies ging dem Jakobus in Erfüllung durch Herodes Agrippa (Apg. 12, 2) im Jahre 44. Johannes dagegen tritt erst nach Pfingsten recht in den Vordergrund der Christenheit und zwar mit Petrus zusammen (Apg. 3, 1—4, 23; 8, 14—25); doch ist Petrus stets der Wortführer (Apg. 3, 4. 12; 4, 8; 5, 29; 8, 20). Seine bedeutende Autorität in der Christenheit zeigt sich auch Gal. 2, 9. Ueber sein späteres Leben wissen wir aus dem Neuen Testament, daß Johannes im Winter 51—52 noch in Jerusalem ansässig war (cf. Apg. 15, 1—29 und Gal. 2, 9). Aus dem zweiten Timotheus-Brief endlich erfahren wir indirekt, daß zur Zeit seiner Abfassung Johannes noch nicht in Ephesus war, — denn sonst hätte sein Name wenigstens in einem Gruße Erwähnung gefunden.[7])

Dies ist das Lebensbild des Johannes nach dem Neuen Testamente mit Auslassung der johanneischen Schriften. Es enthält nichts, was die Autorschaft des vierten Evangeliums dem Johannes rauben müßte. Wenden wir aber unseren Blick auf die fünf Werke des Johannes selbst.

---

6) Cf. Th. Zahn: Forschungen zur Gesch. des N. Tl. Kanon. Bd. 6, Teil 2, S. 338 ff.

7) Cf. Zahn Einleitung 2, S. 647, Brändli Januar 1901, S. 17.

Wir werden später (Abschnitt III) das Selbstzeugnis des Johannes-Evangeliums einer Prüfung zu unterziehen haben. Nehmen wir einstweilen als richtig an, daß der namenlose Jünger in diesem Evangelium der Sohn des Zebedäus, Johannes, ist, so erfährt unsere Kenntnis seines Lebens eine bedeutende Bereicherung und Erklärung. Zunächst wird es uns verständlich, daß Johannes nach der Gefangennahme des Täufers sich sofort Jesu anschließt (Matth. 4, 22; Mark. 1, 20; Luk. 5, 11) Er war ein Jünger des Täufers, seines Verwandten[8]) und hat auf dessen Anregen mit Andreas, Petrus, Jakobus, Philippus und Bartholomäus Jesu erste Jüngerschar gebildet[9]) (Joh. 1, 35,—51). Seitdem ist Johannes stets um Jesu Person gewesen, in Kana, Kapernaum, auf der ersten Festreise und während seines ganzen Verbleibens in Judäa (2, 12—4, 3). Als Jesus dann aus Rücksicht auf den Täufer (4, 1—3) nach Galiläa (4, 43) zurückging, hat Johannes sich wieder an sein Geschäft begeben, bis, nach dem Ende des Wirkens des Täufers, Jesus ihn aufs neue zur Mitarbeit berief. Ist ferner Johannes der namenlose Jünger (1, 35—39; 13, 23—26; [18, 15?]; 19, 26 f. 35; 20, 2—10; 21, 7. 20—24), so bestätigt das nur die Aussage der Synoptiker, daß Johannes zum allerintimsten Kreise gehörte. Daß Johannes im Hause des Kaiphas bekannt war und in demselben Beziehungen hatte, geht aus 18, 15 hervor — wenngleich auch hier formal Jakobus gemeint sein könnte — und bestätigt uns den Bericht Apg. 4, 13, sowie daß das Haus des Zebedäus eine ansehnliche soziale Position genoß. Ob Johannes sich bis unter Jesu Kreuz gewagt hat (19, 25—35), müssen wir auf seinem Worte stehen lassen; wir können es aus Matth. 27, 55 f.; Mark. 15, 40 f.; Luk. 23, 49 nicht beweisen, noch widerlegen. War aber Johannes Jesu Vetter und pekuniär einigermaßen günstig gestellt, so gewinnt es innere Wahrscheinlichkeit, daß der sterbende Erlöser ihm seine Mutter anvertraute, zumal da Jesu Brüder nicht anwesend waren. — Aus den drei Briefen ersehen wir ferner, daß Johannes zur Zeit ihrer Abfassung eine leitende Stellung einnimmt, was ja auch die Apostelgeschichte bestätigt. Neu erscheint nur, daß diese Gemeinden heidenchristliche sind (I, 5, 21; III, 7), die er nicht selbst begründet, denn er schreibt nicht wie Paulus an seine Gemeinden (cf. z. B. 2. Thess. 2, 5 und I, 2, 7. 24; II, 5 f.), sondern um Gemeinschaft anzuknüpfen I, 1, 3). Nach Offb. 1, 4 liegen diese Gemeinden in der römischen Provinz Asien, d. h. dem westlichen Rande des heutigen Kleinasien. Ebenso erfahren

---

8) Wenn Salome die Schwester Marias ist, so sind nach Luk. 1, 36 die beiden Johannes des N. T. in der Tat Verwandte.

9) Auch Jakobus gehört zu den ersten Jüngern; denn, wenn Andreas zuerst seinen Bruder zu Jesu bringt, so ergibt sich logisch, daß der andere es als zweiter oder zuletzt tut. In klassischer Sprache würde wohl zwar πρότερος anstatt πρῶτος stehen, Johannes braucht es aber auch noch 20, 4. 8 im Gegensatz von zweien. Auch das τὸν ἴδιον statt des üblichen αὐτοῦ beweist, daß jeder den seinigen findet. Die Lesart πρῶτος ist ferner nach Zahn sehr gut bezeugt in cod. א, und der großen Masse der Handschriften, während nur die codd. A und B weniger gut den adverbialen Accusativ πρῶτον lesen.

wir aus Offb. 1, 9, daß Johannes sich zeitweilig auf der Insel Patmos aufgehalten hat, um des Wortes Gottes willen und des Zeugnisses Jesu Christi. Aus Ev. Joh. Kap. 21 endlich erfahren wir, daß Johannes zur Zeit der Abfassung desselben schon sehr alt gewesen sein muß; denn wäre er noch in jüngeren Jahren gewesen, als 21, 23 geschrieben wurde, so wäre dies Gerücht unerklärlich. Dann wäre vielmehr V. 23 ein sicherer Beweis, daß hier später eine interpolierende Hand an der Arbeit war. Glücklicherweise liegt die Sache so, daß wir auf diesen Einwand nicht einzugehen brauchen, denn daß das Johannes-Evangelium in den Jugendjahren des Apostels geschrieben, hat noch niemand behauptet. Andrerseits kann aber Johannes zur Zeit von V. 23 noch nicht tot gewesen sein, denn dann wäre die Grundlosigkeit dieser Legende viel einfacher und sicherer beweisen durch einen Hinweis auf seinen Tod und sein Grab. Damit sind die biblischen Nachrichten über den Zebedäiden erschöpft. Sie enthalten keine, auch nur im geringsten zwingenden Gründe, die Autorschaft des Johannes abzuweisen.

Betrachten wir nun die nachapostolischen Zeugnisse über das Leben des Johannes. Da dreht sich die ganze Frage darum: Ist der Apostel Johannes identisch mit einem gewissen Presbyter Johannes? Zahn behauptet ja, Brändli dagegen nein.[10]) Allgemein zugestanden ist, daß bis ca. 100 n. Chr. ein sehr alter Mann von größter Autorität in Ephesus lebte, mit Namen Johannes.[11]) Von dessen Schülern sind uns bekannt geworden Polykarp von Smyrna und Papias von Hierapolis, der um 125 n. Chr. eine *λογίων κυριακῶν ἐξήγησις* in fünf Bänden schrieb. Erhalten ist dies Werk nur fragmentarisch in Eusebius und etlichen anderen Bruchstücken.[12]) Die für unsre Frage wichtige Papiasstelle nun lautet nach Eusebius l. c. (nach Zahn citiert): *ὅσα ποτὲ παρὰ τῶν πρεσβυτέρων καλῶς ἔμαθον· εἰ δέ που καὶ παρηκολουθηκώς τις τοῖς πρεσβυτέροις ἔλθοι, τοὺς τῶν πρεσβυτέρων ἀνέκρινον λόγους· τί Ἀνδρέας ἢ τί Πέτρος εἶπεν, ἢ τί Φίλιππος . . . ἢ τί Ἰωάννης ἢ τί Ματθαῖος ἢ τις ἕτερος τῶν τοῦ κυρίου μαθητῶν, ἅτε Ἀριστίων καὶ ὁ πρεσβύτερος Ἰωάννης, οἱ τοῦ κυρίου μαθηταί, λέγουσιν.* Allerdings ist dies Fragment von einem monströsen stilistischen Ungeschick, aber doch muß ich Zahn gegen Brändli beistimmen, denn Papias nennt Aristion und den Presbyter ebensowohl Jünger des Herrn, wie Andreas, Petrus u. s. w. Die beiden coordinierten Sätze *τί εἶπεν* und *ἅτε λέγουσιν* sind als Erklärungen zu *τοὺς τῶν πρεσβυτέρων λόγους* zu fassen. Es ist ja allerdings auffällig, daß Johannes zweimal genannt wird; doch ist die von Rénan[13]) und Haußleiter[14]) aufgestellte Hypothese, daß das erste *ἢ τί Ἰωάννης* eine Interpolation des Papiastextes sei, entbehrlich. Papias scheidet hier zwischen zwei Gruppen, die erstere Frage pflegte er an zugereiste Apostelschüler zu richten, die mit

10) Cf. Brändli, März 1901, S. 98.

11) Cf. Th. Zahn, Apostel und Apostelschüler in der Prov. Asien in: Forschungen u. s. w. Bd. 6, 1, S. 112—147.

12) Eusebius h. eccl. III, 39, 4—7. 14. VII, 25, 16.

13) Cf. L'Antéchrist, 1873, S. 562.

14) Cf. Theol. Litteraturblatt, 1896, Sp. 467.

den meist schon toten Aposteln verkehrt hatten, die zweite aber an die, welche mit noch lebenden Jüngern wie Aristion und Johannes in Asien verkehrt hatten, dessen Namen wie zur Erklärung, daß er noch am Leben sei, das πρεσβύτερος beigefügt ist.[15]) Johannes gehört zu beiden Gruppen, daher wird er zweifach genannt. Es kommt dem Papias nicht darauf an, die Meinungen der Apostel zu hören, sondern das Zeugnis der αὐτόπται ἀπ' ἀρχῆς (Luk. 1, 2), die er als die ältere Generation die πρεσβύτεροι nennt. Es bliebe noch zu beweisen, daß zur Zeit des Papias der hierarchische Klerus so weit ausgebildet war, daß πρεσβύτερος als unterscheidender A m t s titel hätte gebraucht werden können. Dagegen spricht jedenfalls der Sprachgebrauch bei Irenäus[16]) und Clemens Alexandrinus,[17]) also noch ums Jahr 200, die von ihren Lehrern als dem vergangenen Geschlecht als οἱ πρεσβύτεροι lat. seniores reden, sowie auch der Gebrauch des πρεσβύτερος in 2. Joh. 1 und 3. Joh. 1. Ist also ὁ πρεσβύτερος ein persönlicher und nicht ein Amtstitel, so ist kein Grund die Identität der beiden Johannes im Papiastext zu leugnen. Jedenfalls hat die alte Tradition nur von e i n e m Johannes bei Papias gewußt,[18]) und das ist der Apostel. Bestritten hat das nur Eusebius, der den Presbyter, als den Lehrer des Papias, von dem Apostel, als dem Lehrer des Polykarps trennt. Seinem Beispiel gefolgt ist Ad. Harnack.[19]) Der Hauptzeuge gegen Eusebius ist aber kein anderer als Eusebius selbst. In seiner Auslegung dieser Stelle (l. c. § 7) schreibt er: Papias bekennt, die Worte der A p o st e l von deren Schülern empfangen zu haben, behauptet aber ein Ohrenzeuge des Aristion und des Presbyter Johannes gewesen zu sein. Damit ist aber der gute Eusebius einfach unter die Fälscher gegangen, denn an der einen Stelle setzt er Apostel für Jünger, an der andern aber nicht. Damit hat er denn allerdings zwei verschiedene Johannes konstruiert. Gerade diese Auslegung des Eusebius sollte hinreichen, zu zeigen, auf wie schwachen Füßen die Presbyterhypothese steht. Es ist also erwiesen, daß der Apostel Johannes im hohen Alter in Ephesus gelebt hat. Und zwar muß Johannes zwischen 66 und 69 dorthin gekommen sein, denn er hat den Polykarp zum Jünger gemacht;[20]) dieser aber ist 69 n. Chr. getauft. 66 aber war Johannes noch nicht in Ephesus (vgl. oben). Dazu stimmt auch die Nachricht bei Epiphanius,[21]) daß die Apostel erst nach dem Tode des

15) Das beweist auch der Wechsel der tempora. Der Aorist εἶπεν weist auf die abgeschlossene Zeit in der Vergangenheit, das Präsens λέγουσιν auf die noch bestehende Möglichkeit hin.

16) Cf. Irenäus 5, 36, 2.

17) Ὑποτυπώσεις bei Euseb. h. e. 6, 14, 7.

18) Cf. Hieronymus de vir. ill. 18.

19) Cf. Brändli, Sept. 1900, S. 350.

20) Irenäus 3, 3. 4. Euseb. h. e. 4, 14. 6.

21) Epiph.: De mensuris et ponderibus 15. Euseb. h. e. III, 5, cf. *ἡνίκα γὰρ ἔμελλεν ἡ πόλις ἁλίσκεσθαι . . . προεχρηματίσθησαν ὑπὸ ἀγγέλου πάντες οἱ μαθηταὶ μεταστῆναι ἀπὸ τῆς πόλεως, μελλούσης ἄρδην ἀπόλλυσθαι· οἵτινες μετανάσται γενόμενοι ᾤκησαν ἐν Πέλλῃ κτλ.* cf. Epiph. Haer. 29, 7; 30, 2.

Jakobus, kurz vor dem Ausbruch des jüdischen Krieges, Jerusalem verließen. Bekannt ist ferner die von Irenäus berichtete Begegnung des Johannes mit Cerinth in der Badeanstalt.[22] Von der großen Masse der legendarischen Berichte das Glaubwürdige herauszufinden, ist schwer. Recht vertrauenswürdig ist die von Clemens Alexandrinus berichtete Erzählung, die Herders „Der gerettete Jüngling" zu Grunde liegt.[23] Auch der Bericht des Hieronymus über die Predigt des altersschwachen Greises: Kindlein, liebet einander,[24] entspricht ganz dem neutestamentlichen Johannes in seinem ersten Briefe. Ueber das Lebensende des Johannes berichtet Irenäus zweimal, daß er eines natürlichen Todes verschieden.[25] Daß Papias berichtet haben soll, Johannes sei von den Juden getötet, ist falsch.[26] Auch die Acta Joannis des Leucius Charinus (ca. 160 n. Chr.) sollen einen natürlichen Tod des Apostels melden. Viel später erst, seit ca. 400, entstand die Sage, daß Johannes nicht tot sei, sondern noch im Grabe mit seinen Atemzügen die Erddecke bewege. In allen diesen biographischen Notizen aber findet sich keine Spur des Zweifels an der Echtheit des vierten Evangeliums, sondern vielmehr, wie wir gleich sehen werden, die denkbar stärksten Beweise für dieselbe.

II. Die äußere Bezeugung des Johannes-Evangeliums.

Die litterarische Bezeugung unseres Evangeliums ist teilweise eine direkte und ausdrückliche, teilweise aber auch nur indirekt und sich ergebend aus dem Vergleich zwischen Johannes und späteren Schriften und Lehrstreitigkeiten, denn auch diese müssen wir als Zeugen für uns aufrufen, wenn sie sich um spezifisch Johanneische Ideen drehen. Nun kann ich für die direkte Bezeugung im allgemeinen kurz auf die schon öfter angezogene, eminent treffliche Arbeit des Pastors Brändli hinweisen, der im Septemberheft 1900 Seite 352—363 diese Zeugnisse auf Grund reichhaltigeren Quellenmateriales, als mir zu Gebote steht, zu-

22) Irenäus 3, 3. 4.

23) Quis dives salvetur 42. Cf. Zahns Forschungen u. s. w. 6, S. 16—18.

24) Hieron. in ep. ad Gal. (zu Gal. 6, 10) ed Vallarsi 1734. 7, 528 f.

25) Iren. 2, 22, 5 und 3, 3, 4 *παρέμεινεν αὐτοῖς μέχρι τῶν Τραϊάνου χρόνων.*

26) Cf. Brändli, Juli 1900, S. 261. Hätte Papias wirklich das berichtet, so wäre des Irenäus Angabe, der die *λόγια* in seinen Händen hatte, unerklärlich. Dieser angebliche Papiasbericht beruht, nach Zahn, auf einer Chronik des Georgios Hamartolos (ed. Muralt, S. 336), in welcher eine Handschrift liest *μαρτυρίου κατηξίωται* (alle andern *ἐν εἰρήνῃ ἀνεπαύσατο*), woran das Zeugnis des Papias angefügt ist *ὅτι ὑπὸ Ἰουδαίων ἀνῃρέθη.* Auch de Boor hat in Texte und Unters. 5, 2, 170 *Παπίας ἐν τῷ δευτέρῳ λόγῳ λέγει, ὅτι Ἰωάννης ὁ θεολόγος καὶ Ἰάκωβος ὁ ἀδελφὸς αὐτοῦ ἀπὸ Ἰουδαίων ἀνῃρέθησαν.* Dieser Bericht kann unmöglich echt sein, eben des Irenäus wegen. Nehmen wir als gesichert Papianisch an, was beiden Berichten gemeinsam ist, *Ἰωάννης ὑπὸ Ἰουδαίων ἀνῃρέθη,* so ist dieser Bericht kaum anders zu erklären, als für eine Randglosse eines Abschreibers, die später in den Text geraten, der den Täufer mit dem Apostel verwechselte.

sammengetragen. Es bleibt mir nur das im allgemeinen wenig dankbare Geschäft der Nachlese. Zuerst ist da der 1. Clemensbrief, der nach Zahns[1]) Zeugnis sich vielfach mit dem Johannes berührt. Sodann ist die ebenfallssehr alte *διδαχὴ τῶν ιβ' ἀποστόλων* (geschrieben ca. 110),[2]) in der ich deutliche Citate aus Johannes finde, wenn schon Wünsche es bestreitet.[3]) Zu der Bezeugung durch Papias ist noch nachzutragen, daß aus den Solutiones in IV evv. des Armeniers Vardan Vardapet sich ergibt,[4]) daß Papias Joh. 19, 39 exegesiert hat. In diesem Zusammenhang ist ferner die von Zahn verteidigte Hypothese zu besprechen, daß Joh. 7, 53—8, 11 eine dem Papias entlehnte Interpolation sei.[5]) Das ist aber meines Erachtens durchaus nicht der Fall, und bedaure ich lebhaft, daß sich ein so bibeltreuer Mann, wie Prof. Zahn, auf den alten Interpolationshypothesenunfug eingelassen hat. Es ist sehr leicht und bequem, unbequeme Schriftstellen als Interpolationen zu verschreien. Das tat schon *ὁ πρωτότοκος τοῦ Σατανᾶ*, Marcion. Diese Methode ist also zwar uralt; sie erfordert aber doch triftigere Gründe, als Zahn sie angibt, um einen solchen Abschnitt als interpoliert zu beweisen. Wir werden später auf diesen Abschnitt zurückkommen; worauf es in diesem Zusammenhange ankommt, ist, daß der Gedanke einer möglichen Interpolation aus Papias doch sicherlich die Tatsache voraussetzt, daß das Evangelium vor Papias geschrieben sein muß. Doch ist nicht nur das der Fall, sondern Papias hat das Johannes-Evangelium auch gekannt und gelesen; denn er berichtet, daß Johannes noch bei seinen Lebzeiten sein Evangelium den Gemeinden übergeben habe.[6]) Aus der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts liegen ferner noch drei Zeugnisse über die Abfassung des Evangeliums durch Johannes vor. Clemens von Alexandria[7]) nämlich berichtet uns in seinen *Ὑποτυπώσεις* als eine Ueberlieferung der *πρεσβύτεροι*, daß Johannes das geistliche Evangelium ver-

1) Cf. Zahn, Geschichte des Kanons 1, 767. 906—912.

2) Lehre der zwölf Apostel, mit Beifügung des Urtextes ins Deutsche übertragen. — Lic. Dr. A. Wünsche, Lips. 84, cf. Kap. 3 *τέκνον μου* Joh. 13, 33. Kap. 9 *ὑπὲρ τῆς ἁγίας ἀμπέλου Δαβίδ, τοῦ παιδός σου* Joh. 15, 1. Kap. 10 *πάτερ ἅγιε* Joh. 17, 11. Kap. 10 *ῥύσασθαι αὐτὴν ἀπὸ παντὸς πονηροῦ καὶ τελειῶσαι αὐτὴν ἐν τῇ ἀγάπῃ* Joh. 17, 15; 1. Joh. 4, 18. Kap. 11 *ὃς ἂν οὖν ἐλθὼν διδάξῃ ὑμᾶς ταῦτα πάντα . . . δέξασθε αὐτόν· ἐὰν δὲ αὐτὸς ὁ διδάσκαλος στραφεὶς διδάσκῃ ἄλλην διδαχὴν . . . μὴ αὐτοῦ ἀκούσητε* 2. Joh. 10. Kap. 11 *ψευδοπροφῆται* 1. Joh. 4, 1. Kap. 11 *προφήτην οὐ πειράσετε* Apok. 2. 2.

3) Cf. Wünsche: Lehre u. s. w., S. 10, Anm. 8.

4) Cf. „Guardian“ vom 18. Juli 94, wo es zu Joh. 19, 39 heißt: „Es ist aber gewiß, daß „Aloe“ eine Art von Weihrauch ist, wie berichtet wird von dem Geographen und von Papias.“

5) Zahn: Einleitung in das N. T., Bd. 2, Kap. 10, § 69. Anm. 3, S. 560.

6) Cf. Card. Thomasii opera, ed. Vezzosi I, 344: Evangelium Johannis, manifestatum et datum est ecclesiae ab Johanne adhuc in corpore constituto, sicut Papias, nomine Hierapolitanus, . . . in extremis V libris retulit. cf. auch Brändli, Sept. 1900, S. 357.

7) Cf. Euseb., p. e. VI, 14, 7: *ἔλεγον . . . τὸν μέντοι Ἰωάννην ἔσχατον συνιδόντα, ὅτι τὰ σωματικὰ ἐν τοῖς εὐαγγελίοις δεδήλωται, προτραπέντα ὑπὸ τῶν γνωρίμων, πνεύματι θεοφορηθέντα πνευματικὸν ποιῆσαι εὐαγγέλιον.*

faßt habe. Dasselbe berichtet in legendenhafter Ausschmückung der Kanon Muratori:[8]) Diesen beiden Berichten, sowie einer ganzen Anzahl anderer, die auf die Acta Joannis des Leucius zurückgehen, gemeinsam ist, daß Johannes zur Abfassung gedrängt worden ist, und zwar wie Irenäus[9]) berichtet, im bewußtem Gegensatz zu Cerinth und den Nicolaiten. Die Bezeugung des Johannes-Evangeliums ist also, wie wir sehen, nicht nur eine besonders starke, sondern auch ungewöhnlich frühe, so daß diese Schar von Zeugen ein bedeutendes Gewicht für unser Urteil gewinnt.

Aber betrachten wir noch, wie gerade das Johannes-Evangelium in fast allen Lehrstreitigkeiten eine bedeutende Rolle spielt; denn auch diese geben von der ersten bis zur letzten uns ein Zeugnis für das Alter, die Echtheit und das Ansehen derselben.[10]) Schon ein jüngerer Zeitgenosse des Johannes, der unter Hadrian schreibende (117—138) Gnostiker Basilides gibt in seinen 24 Büchern ἐξηγητικὰ εἰς τὸ εὐαγγέλιον ein deutliches Zeugnis für die Echtheit des Johannes ab.[11]) Ebenso bezeugt der gefährlichste Feind der katholischen Kirchenentwicklung, Marcion, die Echtheit des Johannes-Evangeliums. Während sich nämlich bei ihm keine außerkanonischen Evangelien nachweisen lassen, hat er doch, als er sich 144 in Rom von der Kirche trennte, alle vier Evangelien im Gebrauch gefunden. In sein der Hauptsache nach Lukanisches εὐαγγέλιον hat er höchst wahrscheinlich Joh. 13, 3—17. 34 aufgenommen gehabt.[12]) Ferner lassen sich die 156 n. Chr. anfangenden Streitigkeiten gegen Montanus und seine Sonderkirche schlechterdings ohne das Johannes-Evangelium nicht verstehen; denn Montanus gab sich für den Joh. 14, 16. 26; 15, 26 verheißenen Parakleten aus.[13]) Auch diese Erwägung nötigt uns zu dem Schluß, daß 150 in Kleinasien die Echtheitsfrage nicht existierte. Unanfechtbare Zeugen für die Bekanntschaft der Montanisten mit dem Johannes-Evangelium sind Irenäus und Eusebius.[14]) Ebenso ist die ganze Valentinianische Gnosis (ca. 140) mit ihrer komplizierten Aeonentheorie ganz auf dem mißverstandenen Prooemium des Johannes aufgebaut. Daß er und seine Schule das Johannes-

---

[8]) Cf. Can Mur. lin 9—16: 9. quartum Evangeliorum Johannis ex discipulis 10 cohortantibus condiscipulis et episcopis suis 11 dixit: "conieiunate mihi hodie triduo et quid 12 cuique fuerit revelatum alterutrum 13 nobis enarremus." Eadem nocte revelatum 14 Andreae ex apostolis, ut recogniscentibus 15 cunctis Johannis suo nomine 16 cuncta describeret.

[9]) Cf. Iren. adv. haer. III, 11, 1. Johannes, domini discipulus, volens . . . auferre eum, qui a Cerintho inseminatus erat hominibus, errorem et multo prius ab his, qui dicuntur Nicolaitae etc.

[10]) Cf. L. Schulze in Zöcklers Handbuch I, 2. S. 33—43, besonders aber S. 40—41 unter B 11, 1—9.

[11]) Doch ist die Behauptung von L. Schulze, B. sei der älteste Zeuge für das Joh. Ev., nur cum grano salis aufzunehmen, und bezieht sich wohl nur auf das direkte Zeugnis.

[12]) Cf. Zahn: Gesch. des Kan. 1, S. 671—680. Ejusdem: Grundriß der Gesch. des ntl. Kan., S. 29. Tertullian adv. Marc. 4, 4. De carne Christi 2—4.

[13]) Cf. Kurtz Kirchengesch. § 37.

[14]) Iren. 3, 11. 9. Eus. h. e. 5, 16—19.

Evangelium benutzt haben, bezeugen ausdrücklich Tertullian[15]) und Irenäus.[16]) Herakleon aus dieser Sekte hat es sogar kommentiert.[17]) Bedeutsam ist endlich noch die Verwerfung des vierten Evangeliums durch die Aloger um 170.[18]) Diese, eine dynamistisch-monarchianische Sekte, bestritten nicht etwa das hohe Alter der Johanneischen Schriften, — daß das Evangelium zu Lebzeiten des Apostels geschrieben und von jeher in der Kirche gewesen, gaben sie ohne Zögern zu — erklärten aber seine sämtlichen Schriften als des Apostels unwert, also als Pseudepigraphen, die sie dem Cerinth zuschrieben. Bei ihnen war die Bestreitung des Johannes so sehr geradezu Glaubensartikel, daß sie davon ihren Namen trugen ἡ αἵρεσις ἡ ἀποβάλλουσα Ἰωάννου τὰς βίβλους, bis ihnen Epiphanius den Namen Ἄλογοι gab. Aber gerade diese krampfhafte Befehdung läßt erkennen, wie tiefe Wurzeln das vierte Evangelium schon in der Kirche geschlagen hatte.

Wir brauchen die Zeugnisse für die Echtheit des Johannes-Evangeliums nicht über das zweite Jahrhundert hinaus zu verfolgen, denn tiefer als bis in die Mitte desselben hat es noch keine Kritik hinabzudrücken gewagt. Fassen wir also noch einmal die Ergebnisse unserer Untersuchung zusammen und zwar in einen geographischen Ueberblick. In der Heimat des vierten Evangeliums, der kleinasiatischen Kirche, finden wir dasselbe bezeugt und zwar so früh und so oft, daß man erstaunt fragen möchte: Wo bleibt da Raum für Zweifel? Da ist (mit Einschluß der von Brändli l. c. genannten Zeugen) Ignatius ca. 107, also kaum 20 Jahre nach der Abfassung des Evangeliums, Papias 125, Polykarp 155, Marcion 140, Apollinaris von Hierapolis 160—170, Melito von Sardes † 170, Montanus 156. Sehen wir nach der von Kleinasien aus begründeten Gallischen Kirche, da steht des Irenäus unantastbares Zeugnis. In Rom sind es Clemens (schon ca. 100 n. Chr.). Valentin 140, Hermas 150, Anicet 155, der Autor des Kan. Mur. 160—170, Justin † 166. In Nordafrika tritt Tertullian ca. 200 für Johannes ein; in Alexandrien dürfen wir den Verfasser des Barnabasbriefes (70—132) sowie der Didache suchen (ca. 110); außerdem stehen als klare Zeugnisse die Werke des Basilides 130 und Clemens 200 da. Gehen wir weiter östlich, so kommt aus Antiochien das Zeugnis des Ignatius, aus Sichem das des Justin. Endlich hat auch die sonst in vielen Stücken so selbständige Syrische Kirche, wie aus Tatians Diatessaron[19]) ersichtlich, das Evangelium Johannes nicht bezweifelt. In welchem Winkel der Christenheit und zu welcher Zeit soll da wohl das Johannes-Evangelium verfaßt und unter falschem Namen ausgegeben

15) Tert. De praescr. haer. 38. integro instrumento (= testamento. Cf. Zahn, Grundriß u. s. w., § 1. S. 11) uti videtur.

16) Iren. 3, 11. 9.

17) Clemens Alex. strom. 4, 9.

18) Epiphanius haer. 51, 3.

19) Diese Evangelienharmonie (ca. 175) fängt nach dem Zeugnis des Dionysius Bar Salibi mit den Worten an: Im Anfang war das Wort.

sein, wo wir doch von der Rhone bis zum Tigris durch das ganze Jahrhundert hindurch eine fortlaufende Kette von Zeugen für seine Authentie haben? Es gehört wahrlich gegenüber solchen Beweisen ein hoher Grad von Unwissenheit oder dogmatischen Vorurteils dazu, die Echtheit des Johannes zu bezweifeln! (Schluß folgt.)

Der Dekalog.

Eine Untersuchung.—Von P. Fritz Hahn.

Vorwort.

Eine der ungelösten Fragen aus der alttestamentlichen Bibelkunde ist trotz vielfacher Untersuchungen die der Einteilung und der Logik des Dekalogs. Es kommt ja nun freilich mehr darauf an, die Gebote recht zu halten, als sie recht zu zählen, doch aber ist es nicht gleichgültig, ob wir ein Gebot— von denen ja jedes ein ganzes Lebensgebiet behandelt — ganz weglassen und ein anderes in zwei Gebote auseinanderreißen. Besonders für uns Pastoren, die wir ja die Jugend im Katechismus zu unterrichten haben, ist es von großer Wichtigkeit, daß wir uns über das selbst völlig klar werden, was wir den Kindern lehren sollen. Es genügt da nicht, sich an den vorgeschriebenen Katechismus, sei es der lutherische oder der Heidelberger oder der evangelische, anzuschließen und an der Hand dieses Leitfadens den Unterricht zu erteilen. Das ist ja sehr bequem und leicht, aber doch nicht sehr gewissenhaft. In solch grundlegenden Dingen soll man nicht wie die Schafe hinter dem Leithammel herlaufen, blindlings und urteilslos, sondern man muß selbst prüfen und sich ein eignes Urteil bilden. Da ich auf meiner kleinen Landpfarre leider sehr viel freie Zeit habe, so vertiefte ich mich daher in diese ziemlich verwickelte, jedoch höchst interessante Angelegenheit, um auf diese Weise zu einer eigenen Ansicht zu kommen. Das Resultat meines Studiums habe ich in folgenden Blättern zu Papier gebracht. Leider waren meine Hilfsmittel sehr geringe und ich war daher größtenteils auf mich selber angewiesen.

Resultat bisheriger Forschungen.

1. Name des Dekalogs in der Heiligen Schrift.

Der bei uns jetzt allgemein gebräuchliche Name für den Dekalog: „die zehn Gebote" findet sich nirgends in der Bibel. Statt dessen heißt er immer: „die zehn Worte", manchmal auch „der Bund", weil er die Bundesurkunde bildet, auch sehr häufig „das Zeugnis". Hengstenberg hatte diese letztere Benennung daraus erklärt, daß der Dekalog ähnlich wie das Gewissen die Bestimmung habe, den Menschen anzuklagen und zu verdammen. Doch Kurtz hat in seinen „Beiträgen zur Symbolik" diese Ansicht widerlegt und er deutet den Namen als „Bezeugung des göttlichen Willens an das Volk". Zur Zeit Christi scheint man nach Luk. 18, 20 den Dekalog „die Gebote" schlechthin genannt zu haben.

2. Die Zehnzahl der Gebote.

Die Zehnzahl der Gebote ist keine zufällige und darum keine bedeutungslose. Sie ist aus der Zahlensymbolik des Alten Testaments zu erklären. Die Zahl 10 ist nämlich im Alten Testament die Zahl der Vollendung, der Abgeschlossenheit, da die Zahl 10 die einfachen Zahlen abschließt. So die Erklärung von Kurtz. Delitzsch kommt zu demselben Resultate, aber auf einem andern Wege. Er zerlegt die Zahl 10 in ihre beiden Bestandteile 3 und 7. Drei sei die Zahl Gottes, insofern der Einige sich in dreifacher Weise in sich selbst entfaltet, 7 dagegen die Zahl Gottes, insofern er sich in der Welt offenbart (Gottes Offenbarung in der Schöpfung geschieht in 7 Schöpungstagen; die 7 Geister vor dem Throne Gottes, Offb. 4, 7). Hofmann hält die Zahl 10, ausgehend von den 10 Fingern der menschlichen Hände, für die Zahl der menschlichen Möglichkeit. Sie bedeute nicht die Vollendung an sich, sondern die Vollendung, insofern sie für Menschen möglich ist. Grotius geht auch von den 10 Fingern aus, nur sagt er, es seien deshalb 10 Gebote, damit man sie an den Fingern herzählen könne! Was für eine Meinung muß derselbe von den Israeliten gehabt haben! Wird dieses kluge und berechnende Volk nicht imstande gewesen sein, sich die 10 Gebote zu merken, ohne sie an den Fingern abzuzählen! Ich selbst schließe mich der Delitzschschen Meinung an, nur deute ich die Zahlen 3 und 7 anders. Drei ist die Zahl Gottes, insofern er sich als Anfang, Mittel und Ziel alles Geschaffenen, also insofern er seinen Ratschluß **über** die Welt offenbart; die Zahl 7 dagegen ist die Zahl Gottes, insofern er sich **in** der Welt offenbart, d. h. insofern er seinen Ratschluß über die Welt in der geschaffnen Welt zur Ausführung bringt. Insofern ist also allerdings die Zahl 10 (3 und 7) eine symbolische Darstellung der vollkommenen Offenbarung Gottes in Bezug auf die Welt. Die Zehnzahl der Gebote soll daher den Gedanken zum Ausdruck bringen, daß der Dekalog die vollkommene Offenbarung des göttlichen Willens an die Menschheit ist, indem er uns einmal zeigt, was wir tun sollen, um den göttlichen Ratschluß über die Welt seiner Verwirklichung zuzuführen, dann aber auch, was wir tun sollen, um den Willen Gottes in der Welt zur sichtbaren Ausprägung zu bringen.

3. Die Zählung der Gebote.

Welches sind nun die 10 Gebote? Das ist die Frage, welche seit langem die Theologen beschäftigt und die bis zur Stunde noch nicht gelöst ist. Ja es scheint sogar, als habe man es aufgegeben, diese Frage lösen zu können. Es handelt sich einmal darum, ob das Bilderverbot als ein besonderes, als das zweite Gebot oder nur als ein Zusatz zum ersten aufzufassen ist und dann, ob man die Trennung der Schlußgebote in zwei als notwendig erweisen oder als eine unnötige dartun kann. Da man die Trennung der Schlußgebote in zwei nicht in befriedigender Weise zu rechtfertigen vermag, so hat sich immer mehr auch unter lutherischen Theologen die Ansicht Bahn gebrochen, daß Luther mit seiner Zählung der zehn Gebote nicht das Rechte getroffen. Man hat daher

zu Zeiten mit vollem Ernst die Forderung gestellt, den Irrtum abzustellen und die calvinische Zählung anzunehmen. Besonders heftig tobte der Kampf zu Luthers Zeiten. Zwinglis Amtsnachfolger Bullinger beschuldigte Luther sogar der Gotteslästerung, weil er das Bilderverbot übergangen und aus dem zehnten zwei gemacht habe. In den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts lebte der Streit wieder auf, führte aber zu keinem entscheidenden Resultat. Heutzutage sieht man ja zwar die Sache etwas ruhiger an, denn wenn die Lutherischen auch das Bilderverbot nicht als selbständiges Gebot haben, so wird sie doch kein vernünftiger Mensch mehr des Bilderdienstes beschuldigen, während die griechische Kirche das Bilderverbot in ihrem Katechismus hat und doch die Bilder anbetet; trotzdem aber ist der andere Vorwurf, der ihnen in Bezug auf das Bilderverbot gemacht wird, noch schlimm genug, daß sie nämlich das Wort Gottes eigenmächtig behandeln und fälschen.

Dieser nach dem derzeitigen Stande der Sache nicht ganz unberechtigte Vorwurf sollte uns, die wir unsern Luther lieben und verehren, doch dazu treiben, unsere Zählung besser zu begründen. Denn daß das neunte Gebot die unbewegliche, das zehnte die bewegliche Habe des Nächsten schütze, erweist sich schon dadurch als ein ungeschickter Ausweg, daß es schwer fallen möchte, das Weib unter die bewegliche Habe eines Menschen zu rechnen. Und mag auch in Israel das Weib nicht immer und ganz die ihm gebührende Stellung eingenommen haben, hat nicht der Dekalog eine ewige Bedeutung? eine Bedeutung auch für unsere Verhältnisse? Wem aber würde es heutzutage einfallen, das Weib zu der beweglichen Habe eines Mannes zu rechnen? Und doch muß das zehnte Gebot auch noch für uns eine gültige Vorschrift enthalten, nach der wir unsere tatsächlichen Verhältnisse vergleichen und beurteilen können. Und ebenso muß das neunte Gebot, wenn es ein selbständiges ist, als noch für unsere Verhältnisse maßgebend erwiesen werden können.

Nach der heutigen Auffassung der Bedeutung von „Haus" gleich „Wohnhaus" hat es allerdings seine Schwierigkeit, einen wirklichen und greifbaren Unterschied zwischen dem neunten und zehnten Gebot festzustellen, so große Schwierigkeiten sogar, daß Kurtz in seiner Geschichte des alten Bundes an einer befriedigenden Lösung der Frage verzweifelnd sagt: „Das neunte Gebot läßt sich platterdings nicht als ein selbständiges neben dem zehnten erweisen."

Unter diesen Umständen ist es allerdings zu verwundern, daß die lutherische Kirche noch nicht gleich der amerikanisch-unierten die griechisch-reformierte Zählung angenommen hat. Soweit ich es beurteilen kann, liegt der Grund für diese seltene Festigkeit weniger in der Ueberzeugung, daß die lutherische Zählung die allein richtige sei, sondern mehr in der Ehrfurcht vor der Tradition und in der Scheu, an dem Vererbten zu rütteln und in der Furcht, bei der Unklarheit in der Sache nur einen Wechsel im Fehler zu machen. Denn behauptet die reformierte Kirche, die Trennung des Schlußgebotes in zwei sei unrichtig, so ist die Trennung des ersten in zwei noch viel falscher.

Nun macht sich leider unter den Lutheranern und zwar gerade unter den besten und gläubigsten oft ein Geist der Unduldsamkeit breit, der nicht einmal an offnen, geschweige denn an symbolisierten Fragen eine wissenschaftliche Untersuchung und Prüfung gestatten will. Man muß sich fürchten, in irgend einer Beziehung eine eigene Meinung zu haben und diese auszusprechen, weil man sich gewärtigen muß, als Gottloser, Ketzer, Ungläubiger oder Schrecken aller Schrecken als „Anhänger der neueren Theologie" verschrien zu werden. Deshalb schweigt man lieber um der Einigkeit und des Friedens willen. Und doch, ist Menschenfurcht das, was einem Manne ansteht, der sich nach dem nennt, der einst sprach: Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir? Die lutherische Kirche — ich spreche nur von der amerikanischen — ist in ein sehr gefährliches Fahrwasser geraten. Vor lauter Luthertum verfällt sie in den katholischen Irrtum, daß sie die Schrift nicht vermittelst Grammatik und Lexikon auslegt, sondern nach der Tradition und daß sie aus Luther einen Papst macht. Würde nicht Luther außer sich sein vor Weh und Schmerz, wenn er es sehen und hören könnte, wie die nach ihm sich nennende Kirche in Amerika nicht bloß selbst auf eigenes Denken verzichtet, sondern sogar alles eigene Denken mit dem Fluche der Gottlosigkeit brandmarkt, wie sie das eigene Forschen aufgibt und nur von Geschlecht zu Geschlecht ihm nachbetet; wie sie am liebsten ein Inquisitionsgericht und ein Ketzertribunal einsetzen möchte, um den Verstand zu knebeln und eine Uniformierung der Ansichten herbeizuführen!

Man soll sich aber nicht knebeln lassen und um keinen Preis das hohe Gut der freien Bibelforschung aufgeben, das Luther und die anderen großen Reformatoren uns in übermächtigem Ringen und titanenhaftem Kampfe errungen. Wir sollen es vielmehr machen, wie jene frommen Leute in Beröa, die mit Ernst und Eifer an das Wort Gottes herangingen und unter Gebet und Flehen prüften, ob es sich also verhielte, wie sie gelehret wurden. Damit allein beweisen wir, daß wir Kinder der Reformation, wahre Lutheraner sind, daß wir festhaltend an der Rechtfertigung durch den Glauben an Jesum die Bibel, wie sie im Urtext vorliegt, studieren und studieren, bis wir das, was unsere Väter aus ihr geschöpft, als eigenes Eigentum besitzen und erweitert haben. Denn es gibt noch so viele Stellen in der Heiligen Schrift, namentlich im Alten Testament, und so viele Lehren in ihr, die bis jetzt nur ungenügend erkannt oder doch wenigstens nur ungenügend zum Ausdruck gebracht worden sind. Wir haben noch ein weites Feld für unsere Forschung vor uns, das zu bearbeiten unsere Aufgabe ist; nur so werden wir der selgen Wahrheit näher kommen, nur so uns die geistige Frische bewahren, die wir für unsere Predigten, unsre Seelsorge und unsre oft undankbare Arbeit in der Gemeinde so dringend bedürfen.

Bevor ich jedoch dazu schreiten kann, die einzelnen Gebote näher zu untersuchen, wird es gut sein, eine Geschichte der Dekalogforschung zu geben.

3a. Die verschiedenen Einteilungen der Gebote.

Was zunächst den Text des Dekalogs anbetrifft, so besitzen wir neben dem ursprünglichen älteren Wortlaut in Exod. 20 noch eine zweite Rezension in Deut. 5, die mehrfach abweicht. Doch sind die Abweichungen nur äußerliche und darum unbedeutende. Sie entstanden dadurch, daß Moses im Deut. den Dekalog in freier Weise wiedergab, um ihn als Grundlage für seine Ermahnungen zu benützen. Jedoch heißt im Deut. das neunte Gebot: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib" und das zehnte: „Du sollst nicht gelüsten nach deines Nächsten Haus, Knecht, Magd, Vieh oder nach allem, was sein ist."

Im Laufe der Zeit haben sich sechs verschiedene Einteilungen der Gebote herausgebildet:

1. Die israelitische, als deren älteste uns bekannte Vertreter Philo und Josephus anzusehen sind; sie ist von der griechisch-katholischen, der reformierten, der evangelischen Kirche von Nord-Amerika angenommen worden und wird auch in neuester Zeit von einem großen Teil der lutherischen Theologen empfohlen. Sie zählt das Bilderverbot als zweites und faßt das neunte und zehnte zusammen.

2. Die samaritanische, welche Exod. 20, 2—6 als erstes, 20, 17 als neuntes und Deut. 27, 2—7 und 11, 30, die sie zu einem Gebot umarbeitet, als zehntes hat. Sie bestätigt indirekt

3. die jüdische, die nach den einen erst nach Christus im Gegensatz zu der christlichen, in Wahrheit aber während des Exils oder kurz darauf entstanden sein mag, als es galt, den einen Gott (gegenüber der Trinitätslehre der Christen?) gegenüber der Vielheit der heidnischen Götter, die sie während des Exils kennen lernten, festzuhalten. Sie hat als erstes Gebot Exod. 20, 2, als zweites Exod. 20, 3—6, als zehntes Exod. 20, 17. Sie wird indirekt bestätigt durch den Samaritanischen Kodex, der den Juden vorwirft, daß sie nur neun Gebote hätten, eben weil Exod. 20, 2 kein Gebot enthält. Da dieser Kodex aber aus der Zeit vor Christus stammt, so muß sie auch schon nach dem Exil spätestens entstanden sein; sie wird von Köhler angenommen und für die ursprüngliche erklärt.

4. Die augustinische, die Exod. 20, 2—6 als erstes, Deut. 5, 18a als neuntes und Deut. 5, 18b als zehntes Gebot hat; sie wird von Kurtz und Sonntag verteitigt.

5. Die katholisch-lutherische, die Exod. 20, 2—6 als erstes, Exod. 20, 17a als neuntes und Exod. 20, 17b als zehntes Gebot hat; sie ist in neuester Zeit von allen Gelehrten verworfen worden.

6. Die Meyersche, die weder auf dem Exodus noch dem Deut. sondern auf freier Erfindung beruht.

Aus diesen verschiedenen Einteilungen kann man klar ersehen, daß die Hauptbedenken durch das Lustgebot verursacht wurden, wogegen das Bilderverbot und die Bedenken, die gegen dieses geltend gemacht wurden, nur in zweiter Reihe bestimmend wirkten. Nur aus polemischen Gründen wurde das Bilderverbot von Zeit zu Zeit in den Vordergrund

gezogen, wenn nämlich grobsinnliche Ausschreitungen im Kultus vorkamen.

Eins der früher am meisten ins Treffen geführten Beweismittel für die eine oder die andere Einteilung ist

3 b. Die Parascheneinteilung.

Zu Nehemiahs Zeiten wurde der Pentateuch in 54 Lesestücke, Perikopen, hebr. Paraschen eingeteilt. An jedem Sabbat, am Passah und Versöhnungstage wurde eine solche Parasche vorgelesen. Im hebr. Text wird der Anfang einer Parasche durch drei Phe oder drei Samech angedeutet. Später, aber noch vor Philo, wurden diese großen Paraschen in kleinere Paraschen zerlegt, die durch Trennungszeichen in den Handschriften und Synagogenrollen auseinander gehalten wurden. Fiel nämlich der Anfang des Abschnitts mit dem Anfang der Zeile zusammen, so wurde die Ptuchah, die offene Parasche ein Phe gesetzt. Fing aber der Abschnitt erst mitten in der Zeile an, war also derselbe gewissermaßen in die Zeile eingeschlossen, so deutete man dies durch die geschlossene Parasche Sethumah ein Samech an. Sonntag hat nun herausgefunden, daß sowohl im Deut. wie in dem Exod. in den hebr. Handschriften hinter Exod. 20, 2 und Deut. 5, 6 immer eine Ptuchah und das weitere durch neun Sethumoth in zehn Teile zerlegt wird. Doch Bertheau meint, es habe nur von der Größe des Raumes abgehangen, ob man eine offene oder geschlossene Parasche gesetzt habe. Doch nimmt nicht ein Phe ebensoviel Raum ein als ein Samech? Durch diese Einteilung wird nun Exod. 20, 2—6 und Deut. 5, 5—10 als ein Gebot bezeichnet und das Lustgebot in zwei zerlegt.

Mit dieser Parascheneinteilung steht aber sowohl die israelitische wie jüdische Zählung der zehn Gebote in Widerspruch, wenigstens soweit wir sie jetzt noch verfolgen können.

Kennicoth hat daher 694 Handschriften und sehr viele Synagogenrollen darauf hin untersucht. Danach findet sich nirgends eine Setumah zwischen dem Abgötterei- und Bilderverbot, dagegen nur in 100 Handschriften und allen Synagogenrollen die Sethumah zwischen dem neunten und zehnten Gebot. Aus letzterem Umstande haben die Reformierten geschlossen, daß die ursprünglich israelitische Zählung mit der von ihnen angenommenen übereingestimmt habe. Ist also die fehlende Sethumah ein Zeugnis für die ursprüngliche Zusammenfassung des neunten und zehnten Gebotes, so haben wir ja dasselbe und noch entschiedenere Zeugnis für die ursprüngliche Zusammenfassung des ersten Gebotes mit dem Bilderverbot, woraus dann folgt, daß wir nur neun Gebote haben, was nach biblischer Zahlensymbolik unmöglich ist.

Kurz das Rätsel der Paraschen ist noch keineswegs gelöst und trotz Geffkens Spott könnte es sich doch noch herausstellen, daß diese Sethumoth auf eine ältere Autorität zurückgehen, die noch älter ist als Josephus und Philo. So wertvoll sich noch einmal diese Paraschen erweisen mögen für die endgültige Feststellung der ursprünglichen Eintei-

lung des Dekalogs, so gering ist ihr Nutzen für unsern Zweck im Augenblick, bis wir den Sinn dieser Zeichen und die Zeit ihrer Entstehung werden besser erkannt haben. Bis dahin bleibt uns nur der von Kurtz und Oehler angegebene Weg der inneren Gründe übrig für die Ermittlung der richtigen Einteilung der zehn Gebote. Doch zunächst wollen wir uns mit Philo und Josephus beschäftigen, deren Aussagen von den Anhängern der kalvinischen Zählung ein großes Gewicht beigemessen wird.

3c. Die Glaubwürdigkeit des Philo und Josephus.

Allerdings sollte man denken, daß diese Männer hätten wissen müssen, was bei ihrem Volke als richtig gegolten habe. Doch muß man ihre Nachrichten über jüdische Zustände und Ansichten mit großer Vorsicht aufnehmen, da sie oft von ihnen entstellt wurden, um so als Beweismaterial für ihre eigene Ansicht zu dienen. Beide verhalten sich zur jüdischen Orthodoxie ungefähr wie Ritschls Theologie zur Kirchenlehre.

Philo wollte, wie alle Alexandriner, das mosaische Gesetz als den Inbegriff aller Weisheit hinstellen. Was die berühmtesten Philosophen der Griechen gesagt, das habe Moses schon vor 1000 Jahren ausgesprochen. Plato habe z. B. richtig erkannt, daß der Kultus nur eine Verkörperung spekulativer Ideen sei. Daher nannten die Alexandriner die heidnischen Götzen: Engel, Kräfte oder Logoi. Der Götzendienst selbst aber wurde als eine Art Vorstufe und Vorschule für die wahre Gottesverehrung gefaßt. Ueber diese Vorstufe sei das Volk Israel durch unmittelbare göttliche Offenbarung hinweggehoben worden und darum das höchste Kulturvolk und Träger der Wahrheit. Die Heiden, namentlich die gebildeten, sollten darum ihren Götzendienst aufgeben, da diese symbolische Verehrung sich für sie nicht zieme, und den wahren Gott anbeten. — Bei dieser Anschauung des Heidentums als Vorschule des Judentums, mußte den Alexandrinern die Versinnlichung ihres Kultus höchst anstößig sein und Philos Hauptlehre ist die, daß das Göttliche aus irdischen Stoffen nicht dargestellt werden könne und dürfe, d. h. das Bildliche der griechischen Theologie war für sie das eigentlich Unterscheidende zwischen Heidentum und Judentum. Darum lag es ihm daran, schon im mosaischen Grundgesetz die Versinnbildlichung des Göttlichen verboten zu finden.

So lag die Sache auch bei dem Geschichtsschreiber Josephus. Auch er suchte das Judentum dem Heidentum gegenüber als die höhere Stufe hinzustellen und zu zeigen, daß das, was die griechischen Philosophen auf dem Wege der Spekulation herausgefunden hatten, daß es nämlich Torheit sei, die unsichtbare Gottheit in Bildern darzustellen, Moses schon 1000 Jahre früher durch eins der zehn Gebote untersagt habe.

Das Angeführte möge beweisen, wie die Heilige Schrift von diesen beiden Männern dazu gebraucht wurde, ihren eigenen Ideen Grund und Boden zu geben; daß sie sogar willkürliche Aenderungen nicht scheuten, ist zur Genüge bekannt.

4. Das erste Gebot.

Das erste Gebot lautet in wörtlicher Uebersetzung des Grundtextes Exod. 20, 3—6:

„Ich, Jehovah, bin dein Gott, der ich dich aus Aegyptenland, aus dem Diensthause geführt habe. Nicht sollst du andere Götter vor mir haben. Du sollst dir kein Bild noch irgend ein Gleichnis machen von dem, was im Himmel oben oder was auf Erden unten oder was im Wasser unter der Erde ist. Du sollst nicht beten zu ihnen, noch ihnen dienen, denn ich, Jehovah, dein Gott, bin ein eifersüchtiger Gott, der da heimsucht der Väter Sünde bis zu den Söhnen im dritten und vierten Glied an denen, die mich hassen, und tue Gnade noch denen des tausendsten Gliedes, wenn sie mich lieben und meine Gebote halten."

a. Vorbemerkungen. Die Eingangsworte: „Ich, Jehovah, bin dein Gott, der ich dich aus Aegytenland, aus dem Diensthause geführt habe," haben eine doppelte Bedeutung. Sie beziehen sich einmal auf den ganzen Dekalog und enthalten so die allgemeine Voraussetzung des Gesetzes: „Ich, Jehovah, der ich, wie mein Name es sagt, ein ewiges und vollkommenes Wesen bin, habe das Recht und die Macht, dir Gesetze zu geben und mir Gehorsam zu erzwingen. Außerdem aber habe ich mir durch deine Erlösung aus Aegypten Anspruch auf deine Dankbarkeit und deinen willigen Gehorsam erworben." — Dann aber haben sie auch eine Bedeutung für das erste Gebot insbesondere, da sie den Grund für das Verbot angeben, andere Götter neben Jehovah zu haben, da er durch seine großen Taten in Aegypten es bewiesen, daß er allein Gott sei und alle Götzen der Heiden ohnmächtige Götzen ihm gegenüber.

Eigentlich heißt es: „Du sollst nicht andere Götter haben vor mir." Das „neben" mir hat auch keinen rechten Sinn, da es von seiten Jehovahs ein Eingeständnis in sich schlösse, als ob es wirklich andere Götter gäbe, die man neben ihm verehren könne. Was den Götzendienst zu einer um so schlimmeren Sünde machen würde, wäre der Umstand, daß er vor Jehovahs Augen von seinem Eigentumsvolk würde getrieben werden, das Volk damit also den Herrn verspotten und verhöhnen würde, da es ohne Scheu ihn zu erzürnen, ganz offenkundig und unbekümmert um ihn, sündigen würde.

Baumgarten behauptet, es heiße nicht: „ein Gleichnis von dem, was im Himmel ist," sondern „ein Gleichnis, welches im Himmel ist." Er sieht in diesen Worten den Gegensatz von Bild und seinem Gegenstand. Doch Baumgarten irrt: Was im Himmel ist, bildet den Gegenstand des Gleichnisses. Das Bild ist das, was im Himmel ist, in bildlicher Darstellung.

b. Nach diesen Vorbemerkungen wollen wir den vierten Vers zunächst für sich allein betrachten, ohne Beziehung auf Vers 3 und Vers 5. Dieser Vers würde dann jede bildlche Darstellung überhaupt verbieten, also der bildenden Kunst ganz und gar den Garaus machen. Denn der Relativsatz „was im Himmel oben und auf Erden unten und im Wasser

unter der Erde ist“ umfaßt die ganze Natur, sowohl die himmlischen, wie die irdischen, wie die unterirdischen Naturmächte. Von diesen sollen sie sich weder geschnitzte noch gegossene Bilder noch symbolische Darstellungen machen. Damit wäre also die profane Kunst verboten.

Von Jehovah selbst ist ja gar nicht die Rede. Wollte man sich nämlich Jehovah unter das, was im Himmel ist, mit eingeschlossen denken, so hätte er sich selbst damit unter die Kreatur gerechnet, er hätte sich auf eine Stufe mit den Gestirnen, den irdischen und unterirdischen Geschöpfen gestellt. Ferner hätte er, wenn er mit diesem Gebot sich selbst mit gemeint hätte, die Möglichkeit zugegeben, daß man von ihm überhaupt ein „Pesel“, ein Götzenbild machen, daß man also ein Bild des göttlichen Wesens verfertigen könne. Wozu sonst das Verbot? Wie widersinnig das aber ist im Hinblick auf Jehovah, der hier redet, der immer und immer wieder betont, daß er keine Gestalt habe, liegt auf der Hand.

Betrachtet man also V. 4 für sich allein, so würde daraus folgen, daß die weltliche Kunst ganz und gar verboten sei, die Kunst, welche sich mit der bildlichen Wiedergabe kreatürlicher Dinge beschäftigt. Ja man könnte sogar sagen: da nur die weltliche Kunst verboten ist, so geht daraus hervor, daß die heilige Kunst, d. h. die Kunst, welche sich mit der symbolischen Darstellung des Heiligen beschäftigt, erlaubt ist. Es liegt also gewiß nicht das in diesem Vers, was die Reformierten darin zu finden geglaubt haben; zumal Gott selbst bildliche Darstellungen für die Stiftshütte anfertigen läßt, die sämtlich Bilder des Kreatürlichen aus irdischen Stoffen sind, durch welche das Heilige symbolisiert werden soll. Wir müssen daher sagen, die bildende Kunst, auch die heilige Kunst an sich (Bilder in den Kirchen, Kruzifixe u. s. w.) ist nicht verboten.

c. Was ist denn nun verboten? Das steht erst in V. 5 a: „Bete nicht zu ihnen und diene ihnen nicht.“ Aus diesen Worten geht hervor, daß nicht das Bildmachen an sich, sondern das Bildmachen zum Zweck der Anbetung und des Götzendienstes verboten ist.

Verehrt man ein Bild, so verehrt man doch selbstverständlich in dem Bilde das, was es vorstellt. All diese Bilder aber, von denen hier die Rede ist, stellen geschaffene Dinge vor. Folglich wird die Verehrung der Kreatur verboten, was schon daraus hervorgeht, daß es heißt: „Bete nicht zu ihnen“ und diene „ihnen“ nicht, denn die Mehrzahl geht auf die Vielheit der im Relativsatz angegebenen geschaffenen Dinge.

Der Nachdruck liegt also nicht auf dem Machen, sondern auf dem Anbeten. Damit ist aber nicht etwa gesagt, daß das Bildmachen etwas Unwichtiges sei.

Der Darwinismus lehrt eine fortlaufende Entwicklung aus dem Tierischen ins Göttliche oder Geistige. Danach hätte in religiöser Hinsicht der Fetischismus die Urform der Gottesanbetung sein müssen. Wie kommt es denn aber, daß noch heute unter den afrikanischen Stämmen nach vieltausendjähriger Entwicklung der Fetischismus noch zu finden

ist, während er schon vor 4000 Jahren unter den Aegyptern und kanaanitischen Stämmen sich nicht mehr vorfand? Diese Erscheinung läßt sich meines Erachtens viel leichter erklären aus einem Sündenfall, und aus einem Bruch des Göttlichen mit dem Menschlichen, wodurch eine Verfinsterung der Herzen und damit des Gottesbewußtseins eintrat. Wir müssen sicherlich annehmen, wie ja auch die Bibel lehrt, daß die Urform des Kultus der persönliche Umgang des Menschen mit Gott war. Hat sich nicht eine Ahnung von diesem Urstande in den Sagen von einem goldenen Zeitalter erhalten? Findet sich nicht die Sehnsucht nach der Rückkehr dieses goldenen Zeitalters bei Römern und Griechen, bei den Germanen (Baldur) und bei den Ureinwohnern Amerikas, bei den Atzteken (die Quetzelsage)? — Das hohe Altertum kannte nicht den Fetischismus, der die Naturdinge in roher Unmittelbarkeit anbetet. Nicht die Naturgebilde als solche verehrten sie als Gott, sondern die ihnen innewohnende Kraft. Wenn von den Chaldäern berichtet wird, daß sie Gestirndienst trieben, so heißt das sicher nicht, sie beteten die Sonne und Mond als Sterne an, sondern sie beteten die Kräfte an, die in den Wirkungen der Sonne und des Mondes sich kundgeben. Apollo ist nicht die Sonne, sondern die Kraft, die die Sonne, den Sonnenwagen von einem Ende des Himmels zum andern lenkt und einesteils Leben und Fruchtbarkeit, andererseits Krankheit, Hunger und Tod verursacht.

Da aber die Völker des Altertums nicht imstande waren, gleich den modernen protestantischen Völkern fortwährend diese Anschauung sich zu vergegenwärtigen und anbetend in dieser Vergeistigung der Natur zu verharren, so waren sie gezwungen, sich die zu verehrende Naturkraft zu versinnlichen, d. h. sich ein Bild von ihr zu machen oder ein lebendes Wesen als ein Gleichnis der Gottheit anzusehen. Sie glaubten dann, daß die unsichtbare Naturkraft, die das Bild oder das Gleichnis darstellen sollte, sich darin niederlassen und in dem Bilde ihnen gegenwärtig sein werde.

So ist Baal ein Abbild der alles beherrschenden, Leben und Tod wirkenden Sonnenhitze; Astarte ein Abbild der geheimnisvollen, namentlich auf das Blut, das Gefühl und die Zeugungsorgane einwirkenden Kräfte des Mondes. So war der Apis den Aegyptern ein Abbild der den Ackerbau und die Fruchtbarkeit fördernden Naturkraft des Nils; die Eiche den Germanen ein Gleichnis der eigenen Volkskraft, Donner ihnen ein Abbild der Segen und Verderben bringenden Naturmacht der Wolken.

Aus dem angeführten geht hervor, daß das Bildermachen für das Heidentum nichts Unwesentliches, sondern etwas Notwendiges war, in Anbetracht dessen, daß es ihnen unmöglich war, die Naturkräfte geistig zu verehren. So waren also die Bilder, die sie sich machten, unbedingt erforderlich für sie, wenn überhaupt eine Anbetung von Götzen stattfinden sollte.

Das Bilderverbot beschreibt uns daher in historisch zutreffender Weise, wie die Götzen, d. h. die andern Götter, zustande kommen, von denen das erste Gebot handelt, und es wehrt dem Mißverständnis, als erkenne der einige Gott Himmels und der Erde überhaupt noch wirkliche Götter neben sich an und wolle nur aus Eifersucht die Verehrung derselben nicht gestatten. Die andern Götter, deren Anbetung im ersten Gebot untersagt wird, sind nämlich nichts anderes, als von Menschen gemachte abbildliche Darstellungen geschaffener Kräfte und Dinge, die zu verehren eine Torheit und eine Gottes Ehre beeinträchtigende Sünde ist.

d. Mit dieser Erklärung des Bilderverbotes stimmt Deut. 4, 15—19 überein. Die Verse lauten: „So bewahret nun eure Seelen wohl; denn ihr habt keine Gestalt gesehen des Tages, da der Herr mit euch redete aus dem Feuer auf dem Berge Horeb, auf daß ihr euch nicht verderbet, und macht euch irgend ein Bild, das gleich sei einem Manne oder Weib oder Vieh auf Erden oder Vogel unter dem Himmel oder Gewürm auf dem Lande oder Fisch im Wasser unter der Erde; daß du auch nicht deine Augen aufhebest gen Himmel und sehest die Sonne und den Mond und die Sterne, das ganze Heer des Himmels, und fallest ab und betest sie an, und dienest ihnen, welche der Herr, dein Gott, verordnet hat allen Heiden unter dem ganzen Himmel." Die Stelle ist so zu erklären: Daraus, daß ihr am Tage der Gesetzgebung keine Gestalt vom Herrn gesehen habt, konntet ihr mit Sicherheit erkennen, daß er ein unsichtbares, geistiges Wesen ist, darum hütet euch abzufallen und euch sichtbare und körperliche Götzen zu machen und sie anzubeten, da solche sinnliche und sichtbare Götter doch nur falsche Götter sein können, was sie in der Tat auch nur sind, nämlich Darstellungen geschaffener Dinge.

e. Ebenso verhält es sich mit dem goldenen Kalb. Die Gegner meinen, das Volk habe sich nicht durch Abgötterei, sondern durch bildliche Darstellung Jehovahs versündigt. Ich muß das entschieden bestreiten. Das Volk verlangt nicht von Aaron, er solle ihnen ein Bild Jehovahs machen, der vor ihnen hergeht, sondern es fordert von ihm: „Mache uns einen Gott, der vor uns hergehe." Sie wollen also einen anderen Gott haben, nicht Jehovah, sonst hätten sie seinen Namen genannt. Und Aaron entspricht ihrem Verlangen und verfertigt einen goldenen Apis, also ein Bild, wie sie es oft genug in Aegypten gesehen hatten, und ließ ausrufen: „Morgen ist Jehovahs Fest." Er will sich wohl einreden und auch dem Volke und womöglich Jehovah selber, daß hier kein Abfall von Jehovah vorliege, sondern daß es unter dem Stierbilde Jehovah selbst verehren wolle, der sie aus Aegypten geführt. — Aber es war nicht Jehovah, auch nicht ein Bild von ihm, sondern ein anderer Gott, ein Apisstier. Das Volk hatte von Aaron einen Gott, also einen anderen Gott verlangt und erst, als das Stierbild fertig war, schob man diesem andern Gott die Ehre Jehovahs unter. Wird dadurch etwa die Sünde geringer? Ist es nicht der Gipfel der Undankbarkeit und Gottlosigkeit, daß sie die Ehre Jehovahs dem Apis geben? Nim-

mermehr konnten sie das Apisfest zu einem Jehovahfest machen. Nein, mag man's drehen, wie man will, sie hatten jetzt einen andern Gott, sie beteten nicht mehr Jehovah, sondern den Stier an, einen Götzen. Und so sieht es auch Jehovah an. Er sagt nicht zu Mose: „Das Volk hat sich ein Bild von mir gemacht," sondern er sagt: „es hat sich ein gegossen Kalb gemacht." Und auch Ps. 106, 19. 20 heißt es nicht: „Sie versündigten sich an Jehovah und machten ein gegossen Bild von ihm unter der Gestalt eines Kalbes, sondern es heißt: „Sie machten ein Kalb in Horeb und beteten an das gegossene Bild und verwandelten ihre Ehre in ein Gleichnis eines Ochsen, der Gras frisset." Und so heißt es weiter in V. 21: „Sie vergaßen Gottes, ihres Heilandes, der so große Dinge in Aegypten getan hatte."

f. Und genau so war es auch mit dem Apisdienst des Jerobeam. Er verfertigte zwei Stierbilder und stellte sie in Dan und Bethel auf und baute Altäre und opferte darauf den Stieren. Und wenn er auch sagte: „Das sind deine Götter, Israel, die dich aus Aegypten geführt haben," so konnte er damit doch nicht die Götzenbilder hinwegleugnen. Daß die goldenen Stiere des Jerobeam Götzenbilder waren, geht noch deutlicher hervor aus 2. Kön. 17, 16, wo die goldenen Stierbilder neben einem Ascherabild, dem Heer des Himmels und Baal genannt werden und aus 2. Kön. 17, 21, wo es heißt, daß Jerobeam das Volk dem Herrn abwendig gemacht habe. 2. Chron. 11, 15 heißt es geradezu, daß Jerobeam Priester für die Feldteufel und die Kälber gestiftet habe und daß darum alle Anhänger Jahwes nach Jerusalem gehen mußten, wenn sie ihn anbeten wollten. 2. Chron. 13, 9 werden die Kälber geradezu Nicht Götter „Götzen" genannt.

g. 2. Mos. 20, 22—23: „Ihr habt gesehen, daß ich mit euch vom Himmel geredet habe, darum sollt ihr nichts neben mir machen, silberne und goldene Götter sollt ihr nicht machen." Diese Worte sind nur eine Umschreibung des ersten Gebotes: Du sollst keine anderen Götter haben neben mir, mit dem Zusatze, der soviel bedeutet wie: „Bildgötzen sollt ihr euch nicht machen." Beidemale ist der Zusatz die Erklärung der „anderen Götter" oder des „nichts".

h. Ein fernerer Beweis für die Zusammengehörigkeit von V. 3—5 liegt darin, daß der inhaltsschwere Fluch und Segen in V. 6 erst hinter dem Bilderverbot steht, so daß wenn dieses ein selbständiges Gebot wäre, er sich nur auf das Verbot des Bilderdienstes beziehen könnte und nicht auf die Abgötterei. Würde demnach V. 4—5 die bildliche oder symbolische Verehrung Jehovahs verbieten, so könnte es nicht im direkten Anschluß daran heißen: „denn ich bin ein eifriger Gott". Eifersüchtig könnte er doch nur auf andere Götter sein, nicht aber auf Abbildungen seiner eigenen Person.

i. Ich habe mich nun noch gegen eine Bemerkung Baumgartens zu wenden. Dieser meint nämlich die Trennung des Bilderverbots vom Abgöttereiverbot dadurch rechtfertigen zu können, daß das erste den inneren, das zweite den äußeren Abfall von Gott verbiete; daß das erste

sich auf die innere, das zweite sich auf die äußere Verehrung Gottes beziehe. Zunächst muß ich bemerken, daß ich an die von den Katechismusauslegern so gern angewandte Trennung von Herz, Mund und Werk nicht glaube, vielmehr bin ich der Ansicht, daß in jedem Gebot der ganze Mensch in Pflicht genommen werde. —

Bin ich innerlich von Gott abgefallen, so ist der äußere Abfall nur eine Frage der Zeit; eine äußere Verehrung Gottes ohne innere Zustimmung und Ueberzeugung ist Heuchelei und ein Greuel in Gottes Augen. Und wenn ich Gott innerlich verehre, so muß ich das auch äußerlich kundgeben. Gott haben, ohne ihn anzubeten, ist teuflisch. Solches Wesen kann nicht von Gott, zumal in seinem ersten Gebot anbefohlen sein. Wer von Gott weiß, ihn aber nicht anbetet, hat ihn in Wahrheit nicht als seinen Gott. Die einzige Art, Gott subjektiv zu haben, ist die Weise der Ehrfurcht, der Liebe, des Glaubens, der Anbetung. Objektiv Gott zu haben, braucht uns ja nicht erst befohlen zu werden, denn ob wir ihn wollen oder nicht, Jehovah ist doch unser Gott in objektivem Sinne. Wir können uns nicht von ihm losmachen. 2. Mos. 34, 14.

5. Die Logik des Dekalogs.

Wenn nun aber das Bilderverbot nicht als zweites gezählt werden kann, so wird das Lustgebot von uns auseinandergehalten werden müssen, damit die 10 Worte herauskommen, von denen Exod. 34, 28 spricht. So einfach diese Folgerung ist, so schwierig ist es, sie zu begründen. Versuchen wir, das neunte und zehnte Gebot auseinanderzuhalten, so begegnen uns nicht geringere Bedenken, als bei der Trennung des Bilderverbotes vom ersten, so daß wir durch unsere bisherige Untersuchung nicht viel gewonnen haben. Doch da, wie wir gesehen haben, das Bilderverbot nicht ein selbständiges neben dem Abgöttereiverbot sein kann, so muß das Lustgebot in zwei zerfallen. Diese Gewißheit, die wir gewonnen haben, ist schon viel wert. Und wenn auch die bisherigen Untersuchungen zu keinem befriedigenden Resultat gelangt sind, so kann es nur daran liegen, daß sie nicht gründlich genug geführt wurden, um eine Lösung der Schwierigkeiten zu erreichen. Eine Lösung der Schwierigkeiten muß aber möglich sein, da die Bibel in der Tat das Lustgebot in zwei Gebote trennt. Ein Unterschied, und zwar ein greifbarer und logisch notwendiger muß also vorhanden sein. Diesen logischen Unterschied, der die Trennung des zehnten vom neunten Gebote notwendig macht, aufzufinden, soll der Gegenstand und die Aufgabe der folgenden Abhandlung sein. Wir können dazu nur den Weg der inneren Gründe einschlagen.

Wir müssen nämlich versuchen, das innerste der heiligen zehn Gebote, ich meine, die darin zum Ausdruck kommende Logik des Gottesgeistes zu ergründen. Da die zehn Gebote das theokratische Grundgesetz Israels sind, so müssen sie auch weit und stark genug sein, daß die gesamte politische, kirchliche und soziale Verfassung des Volkes dadurch umspannt wird. Ferner, da das israelitische Leben der Typus des von

Gott geheiligten Volkslebens überhaupt ist, so muß der Dekalog die ausreichende gesetzliche Grundlage für das gesamte Leben der Menschheit enthalten. Dabei ist das Wort „Grundlage" zu betonen. Es ist gemeint, daß im Dekalog kein wesentliches Grundmoment der theokratischen Gesetzgebung fehlen darf. Es muß also der Maßstab der Vollständigkeit des göttlichen Willens an den Dekalog angelegt werden, um seine richtige Einteilung zu ermitteln.

Für diesen Zweck ist aber noch ein zweiter Maßstab nötig. Der Apostel Paulus sagt, das Gesetz sei geistlich. Das soll doch nicht bloß heißen, daß die einzelnen Gebote einen geistlichen Inhalt haben, sondern auch, daß die einzelnen Gebote unter einander nach der Weise des Geistes verbunden sind, d. h. daß sie im logischen Zusammenhange stehen; erst daraus ließ sich das Wort erklären: Wer ein Gebot bricht, hat sie alle gebrochen. Könnten wir das logische Gesetz ermitteln, nach welchem die zehn Gebote an einander gereiht sind, so könnten wir dann mit Leichtigkeit ersehen, ob das Lustgebot ein einiges ist oder in zwei getrennt werden muß.

Beide Maßstäbe für die Beurteilung der Frage, der der Vollständigkeit und der der logischen Verbindung zusammengenommen, würden uns die nötige Gewißheit in betreff der richtigen Einteilung des Dekalogs gewähren. Wer geistlich ist, soll auch Geistliches geistlich richten.

Wir versuchen daher vor allen Dingen die Logik des Dekalogs zu ermitteln, indem wir den Text des Exodus als den ursprünglichen zu Grunde legen.

Ehe wir jedoch an diese Aufgabe herangehen, müssen wir einige Versuche besprechen, die von anderer Seite gemacht wurden, den inneren Zusammenhang der zehn Gebot darzustellen.

a. Zülligs Versuch.

Er legt seiner Darstellung die kalvinische Einteilung zu Grunde.

1. Gebot der Anerkennung des Gesetzgebers Jaweh.
2. Gebot des Gottesdienstes im Herzen.
3. Gebot des Gottesdienstes im Leben.
4. Gebot des äußeren Gottesdienstes.
5. Verbot der Versündigung am Leben der Eltern, als demjenigen, was jedem vorzugsweise heilig sein soll.
6. Verbot der Versündigung an dem Leben des Nächsten insgemein.
7. Verbot der Versündigung an dem teuersten Eigentum des Nächsten, dem ehelichen.
8. Verbot der Versündigung an dem Eigentum des Nächsten allgemein.
9. Verbot der Versündigung am Namen des Nächsten.
10. Verbot der bösen Lust, wenn sie auch nicht als Tat hervortritt.

Züllig ist mit seiner Aufstellung sehr zufrieden. Aber dieses Schema hält nicht einmal vor den Anforderungen menschlicher Logik,

geschweige der göttlichen Stich. Zunächst ist es keine geringe Zumutung, in dem Verbot des Bilderdienstes das positive Gebot des Gottesdienstes im Herzen zu erkennen. Gottesdienst im Herzen steht vielmehr im Gegensatz zum äußeren Gottesdienst. Aeußerer Gottesdienst ist aber noch lange kein Bilderdienst. Ferner hat Züllig in Mißverständnis von 1. Tim. 1, 9 das Kalvinistische fünfte Gebot als Verbot des Elternmordes verstanden, was wohl sehr gewagt ist. Fürs dritte ist das Leben der Eltern eine Unterabteilung des Lebens insgemein, das teuerste Eigentum des Nächsten eine Unterabteilung des Eigentums insgemein. Diese Unterabteilungen stellt Züllig aber in gleiche Stufe mit den Hauptgeboten, dem sechsten und achten calvinischen, das ist aber unlogisch, da der Teil nie so viel wert ist wie das Ganze. Züllig stellt daher die merkwürdige Bemerkung auf, daß jedes folgende Gebot sich auf eine geringere Verschuldung bezieht. Dadurch aber würde ein Gradunterschied in den Versündigungen statuiert, so daß der Lüstling nach dem zehnten Gebot sich am wenigsten versündigte. Doch der Herr setzt die Lust der Tat überall gleich.

Züllig meint zwar, seine „Gedankenleiter" habe keine Lücken, doch nach dem angeführten scheint sie doch Lücken genug zu haben, so daß ihr Besteigen höchst unsicher ist.

b. Heinrich Kurtz' Versuch.

Dieser gibt die Logik des Dekalogs nach augustinischer Einteilung wie folgt:

„Der Dekalog zerfällt in zwei Teile: Pflichten gegen Gott und Pflichten gegen den Nächsten. Beide werden unter den dreifachen Gesichtspunkt des Herzens, des Mundes und der Tat gestellt. Im ersten Teil ist das Verlangen nach anderen Göttern ein Frevel des Herzens, der Mißbrauch des göttlichen Namens ein Frevel des Mundes, die Entheligung des Sabbats ein tatsächlicher Frevel gegen den Gottkönig in Israel. Die umgekehrte Ordnung herrscht im zweiten Teile. Zunächst wird nach dem Uebergangsgebot der Elternliebe dem tatsächlichen Frevel am Nächsten in drei Geboten gewehrt: Verletzung seines Lebens, seiner Ehre, seines Eigentums — dann der Kränkung des Nächsten durch Worte: Verletzung seiner Ehre — und endlich wird der Nächste sicher gestellt gegen das ungeordnete, sündliche Begehren, durch welches er in dem friedlichen, ruhigen, unbesorgten seligen Besitz und Genuß seiner ihm von Gott verliehenen Güter und Rechte gestört wird. Dies sündliche Begehren steht in Parallele zu der tatsächlichen Verletzung der Rechte des Nächsten; aber es liegt in der Natur der Sache, daß von den drei Objekten des Tatfrevels: Leben, Ehe, Eigentum nur die beiden letzteren als Objekte des Gelüstens aufgeführt werden können. So verbietet also das neunte Gebot jedes Verlangen nach den Eigentumsrechten des Nächsten (Habgier)." Soweit Kurtz.

Ein Hauptbedenken gegen diese Entwicklung ist die Zugrundelegung des deuteronomischen Textes, denn nur dadurch ist es möglich,

eine scheinbare Parallele zwischen Gebot 6 und 9 und 7 und 10 herzustellen. Wenn Kurtz meint, es läge in der Natur der Sache, daß nur Ehe und Eigentum, nicht aber das Leben Gegenstand der Lust, des Begehrens sein könne, um so die beschränkte Beziehung des 9. und 10. Gebotes nur auf das 6. und 7. zu erklären, so wird es sofort klar, daß er nicht das Töten, Ehebrechen und Stehlen, wie der Text sagt, sondern seine eigenen Begriffe: Leben, Ehe und Eigentum als Gegenstände der Lust dargestellt hat; denn warum sollte nicht auch das Töten Gegenstand des Begehrens sein, besonders da Christus in Matth. 5, 22 bei der Erklärung des 5. Gebotes das „Zürnen" als „Begierde zum Töten" auffaßt. Gehört aber das Töten mit zu den Gegenständen des Begehrens, so sind die Objekte derselben im 9. und 10. Gebot nicht vollständig aufgezählt und der Parallelismus zwischen Tatfrevel und sündlicher Begierde ist darum kein Parallelismus, da ein wichtiges Moment in der vermeintlichen Parallele fehlt. Ferner faßt der Herr die Begierde nach des Nächsten Weib nicht als 9. Gebot, sondern rechnet sie unter das sechste. Wer ein Weib ansieht, ihrer zu b e g e h r e n, der hat schon mit ihr d i e E h e g e b r o c h e n in seinem Herzen. Matth. 5, 28. Ferner warum ist das 4. Gebot Uebergangsgebot? warum werden drei Gebote gesetzt wider den Tatfrevel, warum nur eins wider die Kränkung des Nächsten durch Worte, und zwei wider das sündliche Begehren? Warum endlich erscheint in den Geboten 5 bis 10 die umgekehrte Ordnung wie in Gebot 1 bis 4? Das ist alles nicht erklärt, darum unlogisch.

c. O e h l e r s V e r s u c h.

Dieser nimmt auf jeder Tafel mit Philo und Josephus fünf Gebote an und sagt: „Auf der ersten Tafel spricht das erste Gebot das Prinzip des Monotheismus im Gegensatz gegen die Vielgötterei aus; das zweite (calv. Zählung) die Unbildlichkeit des göttlichen Wesens im Gegensatz gegen die Naturvergötterung; das dritte fordert die Scheu vor Gott im Leben und Wandel überhaupt; das vierte bestimmt den Kultus; das fünfte lehrt in der Elternehre eine göttliche Autorität erkennen. — Auf der zweiten Tafel richtet sich das Gesetz zuerst gegen die Sünde in Werken, nämlich die Verletzung des Lebens, der Ehe und des Eigentums des Nächsten; sodann gegen die Sünden in Worten, Verletzung des guten Namens durch falsches Zeugnis; das letzte Gebot endlich stellt die Innerlichkeit des vom Gesetze geforderten Gehorsams ins Licht."

Während auf der ersten Tafel Prinzip des Monotheismus, Unbildlichkeit, Scheu vor Gott, Kultus, Autorität unvermittelt neben einander liegen, wird versucht, den Stoff der zweiten Tafel durch die bekannte Trilogie von Werke, Wort, Herz zu bewältigen und zu ordnen. Abgesehen davon, daß diese Trilogie anzuwenden schon ein Irrtum ist, ist soviel klar, daß ein logisches Schema, welches von 10 Worten nur fünf umspannt, auch für die fünf nicht das Richtige ist, eben weil es nicht das Ganze einschließt. Also auch die Oehlersche Einteilung kann uns nichts helfen.

(Schluß folgt.)

Das Bedürfnis nach einem Diakonissenmutterhaus innerhalb unserer Synodalkirche.

Vortrag, gehalten von P. G. Tillmanns auf der Pastoralkonferenz des Kreises St. Charles. Mo., und auf Wunsch der Konferenz gedruckt.

Die siebenzehnte Generalkonferenz der Deutschen Evang. Synode erhob die Anträge des Atlantischen Distrikts in folgender Form zu Beschlüssen:

a. Die Synode erkennt das Amt der Diakonie als ein kirchliches, in ihren Organismus einzugliederndes, an;

b, den Verhältnissen unserer Synode entsprechend, sind beide Zweige der Diakonie, sowohl die leibliche, als die geistliche Pflege der Bedürftigen notwendig;

c. es soll ein Komitee ernannt werden, welches sich mit der praktischen Durchführung dieser wichtigen Angelegenheit zu befassen und dabei vor allem darauf zu sehen hat, daß dieses Werk ein einheitliches und synodales werde, was wohl durch Errichtung eines Mutterhauses am besten zu erreichen sein würde.

Das Komitee ist von dem ehrw. Synodalpräses berufen, hat sich eingehend mit dieser Angelegenheit befaßt und einen Entwurf ausgearbeitet, der wohl den nächsten Distriktskonferenzen vorgelegt werden wird. Je wichtiger aber der Gegenstand ist, um so notwendiger wäre es, daß die Gründe bekannt werden und vor den nächsten Distriktskonferenzen erwogen werden können, welche zu den Vorschlägen betreffend kirchlicher Eingliederung des Amtes der Diakonie und Einrichtung eines synodalen Mutterhauses geführt haben. Von manchen Seiten ist gesagt worden, man verstehe die Sache zu wenig, um darüber urteilen zu können. Auf den Konferenzen muß aber einsichtsvoll und gerecht geurteilt und schließlich abgestimmt werden. Wenden wir uns nun zu der Sache selbst.

Eine nicht sehr wichtige Bemerkung, die aber doch einem Mißverständnis vorbeugen möchte, sei vorausgeschickt. In dem zweiten Satze der Beschlüsse der letzten Generalkonferenz unter b, ist konstatiert, daß beide Zweige der Diakonie, sowohl die leibliche als geistliche Pflege der Bedürftigen notwendig seien. Der Ausdruck „beide Zweige" dürfte wohl besser durch den Ausdruck: „beide Seiten" ersetzt werden. Unter Zweige der Diakonie versteht man gewöhnlich die vielen verschiedenen Felder, auf denen die Diakonie tätig ist. Man kann dieselben vielfach, wenn auch durchaus nicht immer (da häufig beide Seiten gemeinsam in Angriff genommen werden müssen), in zwei Hauptarten teilen, oder die zwei verschiedenen Seiten ins Auge fassen, je nachdem die Barmherzigkeit sich der Hebung der leiblichen oder geistlichen Not zuwendet.

Jedoch macht uns diese Unterscheidung in den Beschlüssen der Generalkonferenz darauf aufmerksam, wie notwendig es ist, daß die Tätigkeit der Diakonie bei uns vervollkommnet werden muß. Behandeln wir deshalb diesen Punkt b. zuerst.

Die Diakonie zielt allerdings im Grunde stets auf ein geistliches Helfen. Sonst wäre sie kein christliches Werk. „Die Barmherzigkeit mit der Seele der Pflegebefohlenen ist die Seele der Barmherzigkeit," hat ein Bahnbrecher auf dem Gebiete der Diakonie gesagt. Aber auf manchen Gebieten der Betätigung der Barmherzigkeit ist die leibliche Hilfe der Anlaß des Eintretens und nimmt auch die meiste Zeit und Kraft in Anspruch. Das ist der Fall auf demjenigen Felde der Diakonie, welches in unserem Lande bisher hauptsächlich in Angriff genommen worden ist, wenigstens in unserer Kirche. Unsere Diakonie ist bisher fast nur Hospitaldienst gewesen. Darin liegt ein Mangel und ein Schaden, weil die direkten geistlichen und moralischen Zustände eines Teiles unserer Nächsten noch mehr den Dienst der christlichen Liebe fordern als die leiblich Kranken.

Die geordnete christliche Pflege der Kranken ist ja notwendig. Liebe hat Mitleiden mit den Notleidenden, welcher Art die Not auch sein mag. Krankheit, leibliche Not machen die Seelen vielfach empfänglicher für das Evangelium des barmherzigen Samariters. Das Schäflein hört in der Not eher auf die Stimme des rufenden Hirten. Ein Krankenhaus, in welchem nicht täglich der Seele der Kranken Gottes Wort geboten wird, kann nicht den Anspruch darauf machen, ein Diakonissenhaus zu sein. Die christliche Liebe pflegt wohl die leiblich Kranken. Christliche Diakonie nimmt sich aber in erster Linie der armen Kranken an, welche in ihren Häusern nicht gepflegt werden können und hat in aller Krankenpflege die Aufgabe, dem für die Ewigkeit geschaffenen Teil der Leidenden zu dienen. Doch wird bei weitem die meiste Kraft und Zeit in diesem Dienst der leiblichen Pflege gewidmet.

Aber nun schaue in das geistliche Elend hinein, in dem Tausende unseres Volkes sich befinden. Unsere Kirche als solche arbeitet prinzipiell und systematisch noch nicht an der Rettung der auf den Straßen und an den Zäunen Befindlichen, die nicht Kirchenglieder sind, abgesehen von den in der Diaspora zerstreuten Landsleuten. Sporadisch mag hier und dort ein einzelner Seelsorger oder Christ einem Verkommenen nachgehen. Aber die Kirche hat als Kirche Christi diese Aufgabe — jedoch ist dieselbe noch nicht von unserer Synode in Angriff genommen worden. Wird ja doch sogar unsern Waisenhäusern, Altenheimen, Anstalten für Epileptische u. s. w., die auch aus Anlaß der leiblichen Not ihrer Pfleglinge entstanden sind, der Anspruch, synodale Anstalten zu sein, oft abgesprochen.

Die Wiederbelebung des alt-kirchlichen Amtes der Diakonie in der Evangelischen Kirche wird dem sel. Pastor Th. Fliedner zugeschrieben. Das erste Feld, welches er in Angriff nahm, war die geistliche Seelsorge an Gefangenen. Die Tausende, die in den Gefängnissen weilen, sind doch wahrlich in solcher Seelenlage, daß die Kirche Christi Anlaß hat, an ihnen die Nachfolge des göttlichen Meisters zu erproben, der gekommen ist, um selig zu machen, was da verloren ist, der zu den Zöllnern und Sündern ging. — Die werden einst unter der Brautgemeinde

stehen, zu welcher der Richter sagen wird: Ich bin gefangen gewesen, und ihr seid zu mir gekommen. Die Zahl unserer in Gefängnissen befindlichen Nächsten ist so groß, die Aufgabe so schwer, aber auch so nötig, daß die Kirche Christi hier eine besondere Diakonie zu entfalten hat. Die Ausführung fehlt noch. — Da sind in unseren Städten die Tausende, die in Trunksucht und Unzucht gefesselt sind und von denen täglich Opfer in die Ewigkeit hinüber gehen. Werden von ihnen nicht manche die Anklage gegen uns erheben: Meine Kirche, in der ich geboren (vielleicht sogar getauft) war, die Kirche meiner Muttersprache, hat sich nicht um mich gekümmert, als ich unter die Seelenmörder gefallen war! Die Aufgabe, diesen Verlorenen nachzugehen und sie aus dem Strudel ans Ufer zu retten, ist zu groß, als daß einzelne Pastoren und Christen dieses Werk ausführen könnten. Die Kirche muß ihnen Boten senden. Die Kirche muß auch hinter denselben stehen, die hat den Auftrag dazu von ihrem König erhalten.

Da sind die tausende von alleinstehenden jungen Leuten in den Städten, die in Fabriken und Geschäften tätig sind. Vater- und Mutterauge wachen nicht über ihnen — die bewahrende Luft des Familienlebens umgibt sie nicht. Soll nicht die Kirche ihnen Mutterstelle vertreten und sie sammeln in christlichen Herbergen? — Da sind die fahrenden Brüder von der Landstraße. Wer daran verzweifelt, daß ihre Seele für die Ewigkeit gerettet werden kann, der hat ja Grund genug, an sich selbst zu verzweifeln. Allerdings können an ihnen nur männliche Diakonen wirken.

Da sind die kleinen, noch nicht schulpflichtigen Kinder in den Straßen. Ergreifend ist es, manchmal ihrer fünf, sechs, sieben zu sehen, wie sie sich an den Händen halten, damit sie sich nicht verlieren und umkommen in dem Gewühl der Städte. Sind auch manche Kindergärten eingerichtet, welche sie vor Gefahr schützen und unterhalten — so bleibt doch die besondere Aufgabe der Kirche Christi bestehen, diese Lämmlein zu Jesu, dem guten Hirten, zu führen. In diesem Alter sind die Herzen ja so empfänglich für den Ewigkeitssamen. Die Kindergärten haben nicht die Aufgabe, die unsterblichen Seelen zu pflegen und sammeln nicht gerade diejenigen Kinder, welche es am nötigsten haben, weil ihre Mütter wegen Armut genötigt sind, zu arbeiten und ihre Kleinen sich selbst zu überlassen. Es ist eine Aufgabe der Diakonie, durch Kleinkinderschulen oder christlich gestaltete Kindergärten oder ähnliche Einrichtungen die zarte Jugend für die Ewigkeit zu retten.

Da haben wir eine Reihe von Gebieten geistlicher Not, auf welchen unsere Kirche noch gar nicht oder so gut wie gar nicht durch die Diakonie tätig gewesen ist.

Der Mangel, der da vorhanden ist, birgt zugleich einen Schaden in sich. Eine Kirche, welche die Aufgabe, an der Heidenmission sich zu beteiligen, nicht erkennt und ausführt, hat selbst den größten Schaden. Sie beraubt sich und ihre Glieder des Segens, der von diesem Werke vielfach auf die Heimat zurückfließt. — Glaubensfreudigkeit, Gebets-

eifer, Opferfreudigkeit, Siegesgewißheit des Evangeliums, Liebe zum Herrn werden dadurch wachgehalten und gefördert. Den einschläfernden und sinnenbetörenden Gefahren der irdischen Welt wird dadurch ein mächtiger Damm entgegengesetzt. Die geistlichen Gaben und Kräfte, welche in den Gemeinden schlummern, werden geweckt. Dieselbe Bedeutung hat die Betätigung der Kirche auf den im vorigen beschriebenen und noch nicht in Angriff genommenen Gebieten der Diakonie für unsere Synode.

Wenn andere Denominationen auf diesen Feldern angefangen haben, zu arbeiten — ist das dann ein Grund für uns, die Hände in den Schoß zu legen? Ist das nicht viel mehr für uns ein Sporn, uns zu gleicher Treue und Liebe wecken zu lassen? Es ist eine Tatsache, daß in großen Kreisen der christlichen Jungfrauen unserer Gemeinden eine Liebe und Begeisterung für das Werk der Diakonissen noch nicht hat Platz greifen können. Ich glaube nicht, daß der Grund in erster Linie darin zu suchen ist, daß es da an Glauben und christlicher Liebe fehlt. Gestehen wir zu, daß auch gewiß unsere Jungfrauenwelt von der Oberflächlichkeit des heutigen Zeitgeistes nicht frei geblieben ist, ferner, daß der amerikanische freie Geist sich nicht leicht in die enge Gebundenheit der deutschen Form des Diakonissenwesens finden kann.

Aber ich glaube, daß der Hauptgrund des bezeichneten Mangels an Begeisterung darin liegt, daß unsere Diakonissen bisher fast nur auf das Gebiet des Hospitaldienstes beschränkt geblieben sind, sei es in Hospitälern selbst, oder hier und da in einzelnen Familien. Dabei sieht unser Volk nicht die dringende Notwendigkeit der Diakonie ein. In den Hospitälern, noch mehr in den Familien, wird meistens ein gutes Krankengeld bezahlt. Eine ganze Anzahl geschulter nurses ist auch bereit, gegen Geld ebenso denselben Dienst zu verrichten.

Zwischen dem Hospital der Aerzte und unseren Krankenhäusern, zwischen Diakonissen und trained nurses ist für das Volk kein so großer in die Augen fallender Unterschied hier im Lande. Ist es da ein Wunder, daß in unserem evangelischen Volk noch keine Begeisterung für das Werk der Diakonie sich Bahn gebrochen hat?

Unser Diakonissenwerk wird sich erst dann Bahn brechen, wenn der Dienst der Diakonie sich mehr, als bisher geschehen ist, der geistlichen Pflege und Rettung der Verlorenen und Gefährdeten zuwendet. So finde ich es begründet, daß die Beschlüsse unserer Generalkonferenz von 1901 konstatieren, daß die Diakonie sich sowohl der geistlichen, als der leiblichen Pflege widmen soll.

II.

Wenden wir uns jetzt erst zu dem ersten der Konferenzbeschlüsse unter a., daß der Dienst der Diakonie in den kirchlichen Organismus einzugliedern sei.

Den klassischen Grund zu diesem Beschluß gibt uns die Heilige Schrift selbst. In dem mächtig pulsierenden Glaubens- und Liebesleben der ersten Kirche entstand zuerst die männliche Diakonie, ausge-

übt von den von der Gemeinde erwählten Diakonen als Gehilfen der Apostel bei der Versorgung der Armen (Apostelgeschichte 6). Diese Einrichtung war also kirchlich organisierte Ordnung. Aus den Vorschriften des Apostels Paulus an Timotheus (1. Tim. 5) über die Erwählung der Witwen zum Dienst in der Gemeinde, aus der Empfehlung der Diakonissin Phöbe, welche im Dienste der Gemeinde in Kenchrea stand, an die Römer durch Paulus (Röm. 16, 1) sehen wir, daß bald in der ersten Kirche Diakonissen zum Dienst an Leidenden kirchlich anerkannt, berufen und in den kirchlichen Organismus eingegliedert waren.

Suchen wir aber auch die Notwendigkeit dieser kirchlichen Eingliederung aus unserer Zeit und unseren Verhältnissen zu verstehen. Es ist schon eine Reihe von Versuchen zur Einrichtung eines Diakonissen-Mutterhauses gemacht worden, die nach einem schönen vielversprechenden Anfang ein trauriges Fiasko gemacht haben. Ein Hauptgrund dieses Mißlingens lag darin, daß man versucht hatte, die verschiedenen Denominationen zu dem schönen Dienst der Diakonie zu vereinigen. Eine Zeit lang ging es gut. Man freute sich, daß es einmal gelungen war, die traurige Zerklüftung der Christen in so viele Kirchen und Kirchlein zu überbrücken und eine Einigung in der Liebesarbeit an Kranken und Elenden gefunden zu haben. Dann aber kam der elende Neid, ein verkehrter Wettstreit zwischen den Denominationen und legte sich wie ein Mehltau auf die junge schöne Pflanze. Die Glieder der einen Denomination taten mehr als die der andern. Diese blieben enttäuscht oder aus Mangel an Liebe zur Sache zurück — die Führer jener erhielten und behielten die Leitung — und der Krach war da. Auch da, wo es bis heute gelungen ist, solchen Riß aufzuhalten, bestehen dieselben Gefahren und Hemmnisse zwischen den verschiedenen zusammenwirkenden Kirchengemeinschaften.

Ich gebe zwar die Hoffnung nicht auf, daß das „Liebesmuß" der Christen: „Wir können es ja nicht lassen zu trösten, zu helfen, zu pflegen und zu retten," noch am ersten die denominationelle Zerklüftung der Christen in unserem Lande überwinden und zur Erreichung des Zieles beitragen wird, daß e i n e Herde und e i n Hirte werde, wie in der Heidenmission ein erfreulicher Anfang zu solcher Einigung in Indien, China und Japan gemacht worden ist.

Mit dem Erstreben dieses Zieles streitet es nun aber nicht, wenn ich sage: das Werk der Diakonie muß jede Denomination zunächst in ihrer Mitte angreifen und entwickeln. Die Diakonissen bedürfen zum Antrieb für ihr Werk, zur Stärkung in demselben eine geistliche Zentralstätte. Ist ihre Arbeit die schönste und schwierigste, welche es für ein Weib auf Erden gibt, dann benötigen sie zu derselben auch das Schöpfen aus der besten Trost- und Stärkungsquelle und die innigste schwesterliche Gemeinschaft. Sie müssen miteinander beten, Gottesdienst feiern und Abendmahlsgemeinschaft haben. Sie haben eine rechte Schwesterngemeinschaft nicht, wenn jede einzelne für gewöhnlich ihre besondere Denominationskirche und deren Einrichtungen zu Andacht,

Gottesdienst und Abendmahlsfeier gebraucht. Es kann wohl in Ausnahmefällen, aber nicht in der Regel zwischen zwei Gliedern desselben Diakonissenverbandes eine innige Gemeinschaft bestehen, welche verschiedenen Denominationen angehören. Und da wir keine Form zu gottesdienstlicher Feier haben, welche alle Denominationen umfaßt, so bleibt kein anderer Weg, als dieser: Christliche Jungfrauen oder kinderlose Witwen aus unserer Synode werden zum Amt der Diakonie ausgebildet und berufen. Unsere eigene Kirche sorgt für ihre Ausbildung mit den besten Mitteln, welche ihr zu Gebote stehen. Unsere eigene Kirche segnet sie ein und beruft sie zum Dienst.

Damit streitet nun nicht, wenn wir den Grundsatz aufstellen: innerhalb unserer Denomination wollen wir die Personen suchen und die Kräfte dieser Arbeiter ausrüsten und sie ihnen stärken — aber an Armen, Leidenden und Gefährdeten wollen wir in der Diakonie wirken ohne Unterschied der Denomination. Das ist im Sinne der Liebe Christi. Das ist der Auftrag, den Christus seiner Kirche gegeben hat.

Ein Beispiel aus der Diakonie möge das Gesagte illustrieren. Das Diakonissenhaus in Bielefeld (Deutschland) hat heute über 1000 Diakonissen. Wie alle deutschen Diakonissenhäuser, hat dasselbe seine Kirche und eigenen Gottesdienst. An letzterem nehmen sowohl die Diakonissen als auch alle Pflegebefohlenen und anderen Insassen der Anstalt teil. Neben diesem gemeinsamen Gottesdienst haben aber die Diakonissen ihre besonderen Andachten und Gebetsgemeinschaften. Die beiden letzteren stehen unter der Leitung eines Geistlichen oder der Oberschwester. Den Höhepunkt ihrer Gemeinschaft haben die Diakonissen in der Abendmahlsfeier. Dieselbe findet mehrere Male im Jahre statt. Die Hauptabendmahlsfeier ist aber an dem sogenannten Schwesterntage, der jedes Jahr am Tage nach dem Jahresfest gehalten wird. An diesem Schwesterntage und der damit verbundenen Abendmahlsfeier nehmen nicht nur die in der Anstalt befindlichen, sondern auch alle außerhalb tätigen Diakonissen teil, welche nur irgendwie von ihrer Arbeit abkommen können.

Diese Abendmahlsfeiern und ihre Vorbereitungen geben die beste Veranlassung, daß alle Schwierigkeiten im Verhältnis der Schwestern untereinander und zu ihren Vorgesetzten sowie ihre Tätigkeit selbst besprochen, geprüft, klar gestellt und ins Reine gebracht werden. Wie sehr würde das alles erschwert und fast unmöglich, wenn die Schwestern, durch Verschiedenheit der Denomination getrennt wären.

Dort ist es nun vorgekommen, daß aus dem nahe gelegenen reformierten Ländchen Lippe-Detmold stammende Schwestern zu Vater von Bodelschwingh kamen und sagten: Herr Pastor, wir können ja nicht am heil. Abendmahl mit Lutherischen teilnehmen. Bitte, reichen Sie es uns in reformierter Weise. Als Antwort fragte der so gütige Seelsorger: Denkt ihr lieben Schwestern denn, wenn ihr zum Tisch des Herrn geht, wirklich über die Lehre und ihre Unterschiede nach? Sind

die lutherischen Schwestern nicht wirklich eure Schwestern? Sucht ihr etwas anderes im heil. Abendmahl als den Heiland selbst? Glaubt ihr, daß er nicht wahrhaftig da steht und eure Seele speist und tränkt, ob die Form nun mehr lutherisch ist oder reformiert? Beschämt, aber aufrichtig, antworteten die Schwestern auf alle Fragen „nein", und überwanden so ihre in verkehrter Weise ihnen eingeprägten Anschauungen. Das heil. Abendmahl und die äußere Kultusform behielt bis heute im Bielefelder Diakonissenhause seinen mild-lutherischen Typus. Alle Schwestern nehmen daran teil, und sind nun um so gewisser, daß der Herr selbst bei ihnen ist.

Die Gemeinden, welche an dem Werke des Diakonissenhauses tätig teilnehmen, haben eine Garantie dafür, daß alles in der Ordnung zugeht, wenn sie wissen, daß das Werk unter einer festen kirchlichen Leitung steht.

Gemeinschaft in Andacht, im Studium der Heiligen Schrift, in Gottesdienst und Abendmahlsfeier sind die Brunnenstube, aus der die Diakonissen Kraft und Liebe für ihr Werk holen, ist aber nur in der Farbe einer Denomination möglich. Nur dann kann die Diakonissensache recht gedeihen, wenn die Kirche das Fundament derselben ist. —

Aber dann verlangt die Kirche auch mit Fug und Recht, daß die Diakonissenanstalt unter kirchlicher Kontrolle steht, daß die Kirche bei ihrer Verwaltung beteiligt ist, zu der Einsegnung ihre Zustimmung gibt und selbst dabei mitwirkt. Nur dann kann die Kirche dem Publikum gegenüber für das Amt und die Vertreter der Diakonie eintreten. Die Diakonissen stehen dann vor dem Publikum als kirchlich authorisiert und bevollmächtigt da. Passend ist es dann auch, wenn die Diakonissen, welche von dem Diakonissenhaus ausgesandt werden, um im Kreise einer oder mehrerer Gemeinden in einem Werke der Barmherzigkeit tätig zu sein, im Gottesdienst der Gemeinde vorgestellt und in ihre Arbeit kirchlich eingeführt werden. Dadurch würde das Vertrauen und Interesse der Gemeinden an dem Werk und der Person der Diakonissen wesentlich gefördert werden. Was auf allen diesen Gebieten von Diakonissen gesagt ist, hat dieselbe Berechtigung für männliche Diakonen, sobald eine männliche Diakonie vorhanden ist.

Die Eingliederung des Amtes der Diakonie in den kirchlichen Organismus ist biblisch begründet, in den besonderen Verhältnissen unseres Landes berechtigt und für eine segensreiche Entfaltung des Werkes der Diakonie von großer Bedeutung.

III.

Die Ziele der Diakonie, sowie sie in der bisherigen Ausführung gezeichnet sind, lassen sich kaum anders sachgemäß erreichen, als wenn unsere Kirche ein kirchlich anerkanntes und kontrolliertes Mutterhaus hat.

Die Gegenfragen und Einwendungen, die uns entgegengehalten werden mögen, sind diese: Warum ein besonderes neues Mutterhaus? Wir haben ja schon verschiedene Diakonissenhäuser! Wenn aber wirk-

lich ein Mutterhaus etwas besonderes und nötig ist — genügt dann ein Mutterhaus? — müssen dann nicht mehr als eins sein? — und last but not least: Woher sollen denn die Mittel kommen?

Ich antworte: Ein Mutterhaus ist nötig, ist möglich und genügt für lange Zeit. — Unsere Kirche kann für die Diakonissenhäuser, die hin und her bestehen, keine Garantie übernehmen. Wir haben innerhalb unserer Synode sechs, wenn nicht noch mehr Anstalten, welche sich Diakonissenhäuser nennen. Die Ausbildung, der innere Stand der ausgebildeten Schwestern ist in denselben naturgemäß sehr verschieden. Dieselben Fehler wiederholen sich überall, wenn jedes kleine Diakonissenheim seine eigene Ausbildung von Diakonissen hat. Jedem Werk haftet eine mehr oder weniger subjektive und willkürliche Anschauung des kleinen Kreises an, in dem es getrieben wird. Eine Menge von Kräften wird unnötig verbraucht. Welch großer Apparat muß in jedem Diakonissenhaus in Anwendung gebracht werden, wenn jedes Haus besonders seine Schwestern ausbildet!

Zu dieser Ausbildung von Diakonissen gehört, um ein Bild zu geben: 1. Erlangung von Schulkenntnissen, so weit dieselben nicht genügend vorhanden sind; 2. Bibelkenntnis; 3. kirchliches Verständnis; 4. Kenntnis in Seelsorge und Seelenleitung; 5. Krankenpflegekunde; 6. Medizinkunde; 7. Kenntnis der Wundenpflege; 8. Anatomie; 9. Physiologie; 10. ein Maß von Buchführungskunde.

Gewissenhafte Anleitung und Unterweisung von Aerzten und Pastoren ist deshalb zu einer einigermaßen guten Ausbildung von Diakonissen erforderlich. Solche Unterweisung kann schwerlich in jedem der sechs oder acht oder noch mehr Diakonissenhäuser im Bereich unserer Synode genügend dargeboten werden — und selbst wenn es geschieht — welch ein unnötiger Aufwand von Zeit und Kräften!

Werden die auszubildenden Diakonissen in einem besonderen Mutterhause vorbereitet, dann kann diese Vorbereitung gründlich getrieben, von einer kirchlichen Behörde geleitet und den Ausgebildeten mit gutem Gewissen eine kirchliche Einsegnung und Bevollmächtigung gegeben werden. Dann können von diesem Haupthause eingesegnete Diakonissen in die verschiedenen Krankenhäuser und Anstalten nach Bedürfnis und Möglichkeit entsendet werden. Ebenso aber können auch Schwestern bei Schwierigkeiten, welche oft in den Verhältnissen liegen, in das Mutterhaus zurückberufen und wenn möglich durch andere ersetzt werden, ohne daß das ganze Werk dadurch erschüttert wird, was so oft der Fall ist. Wie segensreich ist ohnedem nach gewissen Jahren ein Wechsel für die Personen und für das Werk!

Das Haupthaus, welches so Diakonissen ausbildet, soll Mutterhaus heißen, in einem doppelten Sinne. Einmal werden die Diakonissen dort ihre Heimat haben. Sie sind Kinder dieser Mutter. Sodann sind die Anstalten, welche Diakonissen vom Mutterhause erhalten, Filialen oder Töchterhäuser. Sie sind das aber nicht in dem Sinne, daß die verschiedenen Anstalten selbst von dem Mutterhause aus geleitet werden, sondern nur, insofern die Diakonissen als Diako-

nissen unter der Oberleitung des Mutterhauses stehen. Jede einzelne Anstalt wird, wie bisher, von ihrem Vorstand geleitet. Sie zahlt aber für jede von dem Mutterhause überlassene Schwester eine kontraktlich festgesetzte Entschädigung an dasselbe. Die Diakonissen, welche außerhalb des Mutterhauses angestellt sind, nehmen an dem Gottesdienst der Gemeinde ihres Wirkungsgebietes teil. Nicht leicht zu erfüllen, aber klar ist die Pflicht eines Diakonissenhauses, seinen Schwestern in Zeiten der Erkrankung und Arbeitsunfähigkeit die versorgende Heimat zu sein. Das ist viel eher, besser und mit weniger Mitteln zu ermöglichen, wenn eine Anzahl von Anstalten zu einem gemeinsamen Mutterhause gehören und dieses eine Station als Erholungsheim einrichtet, als wenn jede Anstalt selbst für ihre kranken, schwachen und alten Schwestern zu sorgen hat. In dieser Weise etwa würde sich ein synodales Mutterhaus gestalten.

Es ist keine Frage, daß in einem derartigen synodalen Mutterhause die Ausbildung der Schwestern gründlicher, kirchlicher, die Versorgung der Schwestern besser möglich, das Zusammengehörigkeitsgefühl der Schwestern inniger, ihr Verantwortlichkeitsgefühl größer und das Interesse unserer Gemeinden an diesem einheitlichen von dem großen Kreise der Synode getragenen Werk größer werden würde, als diese Dinge sich jetzt in unsern verschiedenen Diakonissenhäusern gestalten. Die Frage, ob denn ein Mutterhaus für den großen Kreis unserer Synode genügen würde, kann bald beantwortet werden. Zunächst genügt e i n Mutterhaus. Sollte sich dann das Bedürfnis herausstellen, daß ein Mutterhaus nicht genügt, dann wird die Erkenntnis der Notwendigkeit von selbst zur Errichtung eines weiteren Mutterhauses führen.

Warum sollte dann aber nicht ein Mutterhaus für recht lange Zeit genügen? In Deutschland genügen jetzt 18 Mutterhäuser für 30 Millionen Evangelische. Warum sollte dann nicht bei uns ein Mutterhaus für etwa ½ Million Evangelischer genügen? Oder sollte das Gebiet unseres Landes und die Entfernung der einzelnen Orte von einander zu groß sein? Da weise ich hin auf das Mutterhaus in Kaiserswerth und Bielefeld. Beide haben ihre Töchterhäuser nicht nur über ganz Deutschland zerstreut, sondern in Italien, Bulgarien, Konstantinopel, Kleinasien, Palästina, Aegypten und Ost-Afrika. Aehnlich verhält es sich mit der Entfernung der Tochterhäuser anderer Mutterhäuser von diesen. Da müssen wir sagen, daß die Verbindung und der Verkehr zwischen den einzelnen Anstalten in unserem Lande noch leichter ist.

Zuletzt noch ein Wort über die Kosten. Wird die Notwendigkeit der Sache erkannt in den Kreisen unserer Pastoren und Gemeinden, so finden sich auch die Mittel. Es sei hier ein Wort über das Klagen gestattet, welches man hier und dort hört darüber, daß des Kollektierens und Bettelns zu viel würde. Diese Klagen hat Schreiber dieses Artikels gehört, drüben wie hier, so lange er im Amte ist. Nichtsdestoweniger sind die Entwicklungen im Reiche Gottes vorwärts gegangen,

neue Unternehmungen, Anstalten u. s. w. entstanden und gewachsen. Das Klagen ging dabei vielfach von solchen aus, die nicht gern etwas taten im Darbringen von Opfern und Sammeln der Scherflein, oder die es nicht gerne taten, während andere, die am meisten gaben und am meisten taten, selten klagten, sondern Freude am Geben, Sammeln und Arbeiten hatten. — In Deutschland ist das Bedürfnis für Anstalten im Reiche Gottes so gestiegen, daß wirklich an den meisten Sonntagen neben der Sammlung für die Armen eine besondere Kirchenkollekte für eine Reichsgottessache erhoben wird. Daß dabei die Gaben, wie prophezeit wurde, abnahmen, weil die Kollekten sich vermehrten, konnte man kaum wahrnehmen. Die Bedürfnisse für Aeußere und Innere Mission sind von Jahr zu Jahr gewachsen — aber ebenso die Erträge der Gaben.

Daß unsere Christen im deutschen Lande mehr leisten können, als in unserem reichen Lande, kann man doch wahrlich nicht behaupten, sondern mit Recht das Gegenteil. Die Gaben, welche bei unseren Kirchenkollekten gegeben werden, tun wenigen Leuten wehe. Was gegeben wird, sind Gaben, keine Opfer. Mit Bitten um dieselben darf man Gott Lob unseren Gemeindegliedern noch kommen, wenn sie begründet und bescheiden vorgebracht werden. Es ist in der Tat kein Hindernis vorhanden, daß eine Kirchenkollekte für Gründung eines synodalen Diakonissen-Mutterhauses in allen Kirchen unserer Synode abgehalten werden könnte. Wenn dieselbe gut und warm vorbereitet wird, würde eine einmalige Kirchenkollekte schon so viel einbringen, daß ein Mutterhaus erbaut werden könnte. Warum sollte für eine so wichtige Sache aber nicht jährlich eine Kirchenkollekte abgehalten werden? Aber auch wenn das nicht — warum sollten nicht Diakonissenvereine in den Gemeinden für diese Sache gebildet werden, wie das anderswo auch geschehen ist? Dadurch oder durch eine jährliche Kirchenkollekte würden die nötigen Mittel zusammen kommen. Die jährliche Unterhaltung würde nicht so sehr viel kosten, da die einzelnen Anstalten dem Mutterhause doch für jede überlassene Schwester eine Entschädigung zahlen müßten. Das Feierabendhaus und seine Unterhaltung würde im Mutterhause nicht so viel kosten, als die Versorgung der Schwestern jetzt in den verschiedenen Anstalten kostet oder in den entstehenden Fällen kosten würde.

Es ist immer Frühlingswehen in der Kirche, wenn es mit dem Bau des geistlichen Tempels einen Schritt vorwärts geht und man erkennt: „Gott will es." Möchte dieses begeisterte Erkennen Platz greifen.

Welche schöne Aussichten und Hoffnungen würden durch ein Eintreten der Pastoren und Gemeinden für diese Sache eröffnet? Den weiblichen gläubigen Gliedern der Gemeinden würde klarer, als bisher erkannt, der Weg geöffnet, um dem Herrn an Kranken, Armen, Kindern, Gefährdeten, scheinbar Verlorenen zu dienen und zu retten, was sterben will. Die größere Teilnahme an diesem Werke würde als viel-

facher Segen auf unsere Gemeinden zurückfließen und die Kräfte wecken, die da brach liegen. Dann würde das Vertrauen des Volkes zu der Kirche wachsen, und die Liebe zum Herrn und untereinander sich mehren.

Der Herr gebe Gnade, daß unsere liebe Synode sich an diesem gesegneten Werke der Diakonie in solcher Weise beteilige!

Ueber den Wert der evangelischen Predigt.

Von P. J. Nüesch.

Jedem evangelischen Christen, besonders aber jedem christlichen Prediger, sollte es von vornherein klar sein, welchen Wert die evangelische Predigt hat, welche Stellung sie im christlichen Kultus einnimmt. Allein die Erfahrung lehrt, daß nicht nur eine große Anzahl Christen, sondern auch manche Prediger den Wert der evang. Predigt nur zum Teil verstehen. Würde man sich in manchen christlichen Kirchen klar sein über den Wert der Predigt, so würde man ihr nicht bloß eine untergeordnete Stellung einräumen, so würde man sie nicht nur als Anhängsel zum Gottesdienst betrachten, sondern man würde ihr den Platz geben, der ihr gebührt. Würde in mancher Gemeinde der Wert der evang. Predigt besser erkannt, so würde man sie nicht ersetzen wollen durch Zeugnisablegen, durch gegenseitige Erbauung, durch Vorträge und Bibelstunden u. s. w., da doch die Predigt durch nichts anderes ersetzt werden kann. Wäre jeder christliche Prediger allezeit von dem hohen Wert der Predigt überzeugt, so würde mancher in ganz anderer Weise auftreten, sich mehr bewußt sein als Botschafter an Christi Statt und seine Botschaft mit mehr Freudigkeit ausrichten, er würde nicht immer in den alten Geleisen einherfahren, sondern auf verschiedene Weise die Seelen zu überzeugen suchen; Inhalt und Form würden einem solchen zwar nicht die Hauptsache, aber auch nicht gleichgültig sein, sondern ein Mittel, um den Zweck zu erreichen; seine Predigten würden nicht über alle Maßen langweilig, sondern kurzweilig und interessant sein. Ja wären wir Prediger uns allezeit über den Wert der Predigt klar, wir würden die beste Zeit der Woche der Vorbereitung widmen, wir würden weder Zeit noch Arbeit scheuen, etwas Gediegenes zu leisten, wir würden am Sonntag mit Freudigkeit auftreten, mit Begeisterung predigen, mit Sicherheit vortragen, was wir als Zeugen Jesu zu bezeugen haben. Ausdrücke wie: „Ich denke," „ich meine," „ich halte dafür," wie sie von englischen Predigern mit Vorliebe gebraucht werden, und die den Zuhörer im ungewissen lassen, würden seltener vorkommen, statt dessen würden wir vielmehr als solche dastehen, die da bezeugen: „Wir reden, das wir wissen und bezeugen, das wir gesehen und gehöret haben." Wären die Christen und Kirchenleute von dem Wert der evang. Predigt mehr überzeugt, so würden sie fleißiger in ihre Gotteshäuser gehen, andächtiger zuhören, die Worte, die ihnen gesagt werden, mehr zu Herzen fassen und ihr ganzes Leben danach einrichten.

Wenn wir nun im weiteren noch näher auf unser Thema eingehen, so möchte ich zunächst hervorheben:

I. Daß die evang. Predigt beim Gottesdienst die erste Stelle einnehmen soll.

Also nicht der liturgische Teil ist beim Gottesdienst die Hauptsache, sondern die Predigt des Evangeliums; darum soll auch nicht der Altar die erste Stelle in der Kirche einnehmen, sondern die Kanzel. Im alten Testament trat der Altar mehr in den Vordergrund, es mußte so sein; denn auf dem Altare wurden die Opfer für die Sünder dargebracht. Am Altare fand der gläubige Israelite sein Heil, insoweit es eben im alten Bunde zu finden war. In Christo Jesu sind aber alle Opfer erfüllt, er hat mit einem Opfer in Ewigkeit vollendet, die geheiligt werden. Diese große Tatsache soll nun durch den Prediger verkündigt werden, er soll als Botschafter an Christi Statt dastehen und rufen: „Lasset euch versöhnen mit Gott." Jesus selbst hat das Zeremoniell der Juden wenig beachtet; seine Hauptaufgabe während seines Lebens war die Verkündigung des Evangeliums. Er predigte, wo er nur konnte: bald predigte er in dem Tempel in Jerusalem, bald in den Schulen der Juden; wir finden ihn predigen an den Gestaden des herrlichen Sees Genezareths, wie auch auf luftiger Bergeshöhe; er predigte in den Märkten, wo alles Volk zusammen kam und in der Wüste, wo Tausende ihm nachfolgten. Er selbst sagte, daß die Predigt seine Hauptaufgabe während seines Lebens sei; denn als man ihn einst in einer Stadt zu lange halten wollte, sprach er: „Ich muß auch anderen Städten das Evangelium verkündigen; denn dazu bin ich gekommen."

Als der Herr seine Jünger während seines Lebens aussandte, gab er ihnen in erster Linie den Auftrag zu predigen und erst in zweiter Linie sollten sie die Kranken gesund machen u. s. w. Nachdem das große Werk der Erlösung vollbracht war, sandte der Herr seine Jünger nicht aus um liturgischen Gottesdienst zu halten, sondern mit dem ausdrücklichen Befehl: „Gehet hin und lehret alle Völker," Matth. 28, 17. In den ersten Jahrhunderten nahm die Predigt bei den Gottesdiensten die erste Stelle ein, erst mit der Verweltlichung der Kirche wurde sie mehr oder weniger stiefmütterlich behandelt. In der römischen und in der griechisch-orthodoxen Kirche tritt die Bedeutung der Predigt völlig zurück hinter dem liturgischen Handeln; die Darbringung des göttlichen Gnadenmittels, des Wortes, an die Gemeinde wird verdrängt von der Bedeutung der kirchlichen Darbringung des Opfers (Meßopfers) an Gott. In Rußland hat der sonntägliche Hauptgottesdienst nur in den Kathedralen regelmäßige Predigt, und die römische Kirche bringt nur in paritätischen Gegenden auf fleißige Sonntags-Predigt, und hält sich nicht streng an die Würde und Schlichtheit der Heiligen Schrift. Wenn wir die Geschichte verfolgen, so finden wir, daß je mehr im Gottesdienst sich Liturgie, Opfer und abgeschmackte Heiligtum-Verherrlichung breit machten, desto mehr sanken nicht bloß Ansehen und Bedeutung der Predigt, sondern auch deren Leistungen in erschreckender Weise.

In den evang. Kirchen soll die Predigt der Mittelpunkt des Gottesdienstes bilden, sie soll der Kern desselben sein, und der ganze liturgische Teil soll die Predigt umrahmen, wie etwa die Schale den Kern. Wenn evang. Prediger den liturgischen Teil zur Hauptsache machen und dann mit Stolz darauf hinweisen können, daß nun die Gottesdienste besser besucht werden, so stellen sie sich selbst ein Armutszeugnis aus, so bezeugen sie damit, daß ihre Predigten nicht das sind, was sie sein sollen. Mit obigem soll durchaus nicht gesagt werden, daß der liturgische Teil überflüssig sei, nein, denn er gehört zum evang. Gottesdienst, aber die erste Stelle in demselben gehört der Predigt.

Haben wir soeben hervorgehoben, wie der Predigt die erste Stelle im Gottesdienst zukommt, so möchte ich ferner auf den Wert der evang. Predigt hinweisen, indem ich versuchen werde zu zeigen:

II. Wie dieselbe durch nichts anderes ersetzt werden kann.

1. Sie kann nicht ersetzt werden durch das sogenannte Zeugnisablegen, wo möglichst viele Personen in einer Versammlung reden, wie das bei der Heilsarmee und in gewissen Versammlungen auch bei den Methodisten geschieht.*) Nun ist es ja sehr wichtig, daß die einzelnen Christen Zeugnis ablegen von der Wahrheit des Evangeliums, die sie an sich selbst erfahren haben, und Jesus sagt denen, die er zu Predigern seines Evangeliums bestellte: „Ihr werdet meine Zeugen sein.“ Aber eben Christi Zeugen, nicht Zeugen ihrer eigenen Erfahrung, sondern dessen, was er getan und geredet hat. Die Predigt des Evangeliums ist das Zeugnis von den großen Taten Gottes, die er in Christo getan hat zum Heil der ganzen Welt. Was die wenigen auserwählten Zeugen einst gesehen haben, das soll durch das Evangelium allen verkündigt werden. Nicht das ist in erster Linie der Inhalt des abzulegenden Zeugnisses, was jetzt der einzelne von der Gnade Gottes an sich erfährt, sondern das, was in der Sendung und Dahingabe des Sohnes Gottes für alle Menschen geschehen ist und durch alle noch so mangelhaften und traurigen Erfahrungen des einzelnen nicht mehr ungeschehen gemacht werden kann. Paulus hat es zwar bei der Verkündigung des Evangeliums an Erfahrungszeugnissen nicht fehlen lassen, aber nicht diese waren sein Evangelium, sondern das Wort vom Kreuz.

2. Die Predigt kann ferner nicht ersetzt werden durch die gegenseitige Erbauung, wo jeder Anwesende über ein zu behandelndes Schriftwort seine Gedanken zum Nutzen und Wohl des andern ausspricht. Diese Einrichtung der gegenseitigen Erbauung, wie sie in einzelnen Gemeinden und auch auf unseren Konferenzen gepflegt wird, hat einen guten Schriftgrund und erweist sich oft als segensreich, ist darum zu empfehlen. Freilich hat diese Art der Erbauung

*) Zur Steuer der Wahrheit muß doch gesagt werden, daß bei den Methodisten diese Zeugnisstunden nicht an die Stelle des Hauptgottesdienstes und der Predigt gesetzt werden.—D. R.

auch ihre Gefahren, sie erzeugt nicht selten religiöse Schwätzer, die immer reden, aber nie hören wollen, obschon der liebe Gott dem Menschen zwei Ohren zum Hören und nur einen Mund zum Reden gegeben hat, damit er doppelt so viel hören als reden soll. Auch werden in diesen Versammlungen nicht selten unfruchtbare Diskussionen hervorgerufen, die nichts weniger als zur Erbauung dienen, sondern Streitigkeiten und Spaltungen bewirken. Endlich ist das Evangelium eine absolute Wahrheit und braucht nicht erst durch Diskussionen festgestellt zu werden. Wenn nun auch die gegenseitige Erbauung sich in vielen Fällen als segensreich erweist, so kann sie doch nie und nimmer die Stelle der evang. Predigt einnehmen.

3. Eben so wenig kann die Predigt durch den sogenannten Vortrag ersetzt werden. Das Wort „Vortrag" klingt ja etwas gelehrter, ist hoffähiger und hat für gewisse Leute mehr Anziehungskraft als das einfache Wort „Predigt". Dann und wann einen Vortrag zu halten, ist gewiß nicht zu verwerfen, sondern mag gerade dem denkenden Zuhörer von großem Nutzen sein. Wenn aber der Prediger einen Vortrag ankündigt, so soll er auch einen Vortrag halten und nicht eine Predigt. Es ist stehende Regel, daß der Redner bei einem Vortrag nicht den Zuhörer, sondern nur das Thema anfassen darf, währenddem der Prediger es im Gegenteil auf die Herzen seiner Zuhörer abzusehen hat. Weil der Vortrag das Thema allein behandelt, der Prediger aber die Bekehrung der Zuhörer zum Ziele hat, darum kann der Vortrag die Predigt nie ersetzen. Wer aber einen Vortrag verspricht, und dennoch eine Predigt hält, der wird sich vor jedem Sachverständigen blamieren. Jesus sagt nicht: „Gehet hin und haltet Vorträge," sondern: „Predigt das Evangelium."

4. Endlich kann die Predigt nicht ersetzt werden durch die christliche Litteratur, die in unserer Zeit zu einer wahren Hochflut angewachsen ist. Christliche Zeitschriften, Wochen- und Monatsblätter, gedruckte Predigten und sogenannte christliche Unterhaltungslitteratur wird in solcher Menge verbreitet, daß wenn man das alles lesen will, man kaum Zeit hat die Predigt zu besuchen. Welcher Prediger hat nicht schon, wenn er eine freundliche Einladung zum Gottesdienst an Leute richtete, die Antwort bekommen: „Wir haben die Bibel, gute Bücher und diese und jene Zeitschriften, das ersetzt uns die Predigt." Ein gewisser Ersatz ist es ja auch, und darum können wir unseren Leuten die Kirchenblätter und gute Bücher nicht genug empfehlen, aber die Predigt kann weder durch die Bibel noch durch irgend ein anderes Buch oder Blatt ersetzt werden. Die Predigt ist lebendiges Wasser, sie soll unter allen Geschlechtern aller Zeiten das Wort Gottes als eine aktuelle Lebenskraft erhalten. Sie soll zwar die Bibel nicht ersetzen, aber sie kann und soll auch nicht ersetzt werden durch das Bibellesen. Paulus schreibt: „Gott hat unter uns aufgerichtet das Wort von der Versöhnung." Das kann er nur meinen von dem lebendigen Wort, denn genau übersetzt lautet dieser Satz: „Er hat das Wort der Ver-

söhnung in uns gelegt," was nicht dasselbe ist, wie das Niederlegen eines Wortes in ein Buch. Es wurde ins Bibelbuch niedergelegt, nur um von dort aus immer wieder in die Herzen gelegt zu werden und gleichsam immer neu in den Boten Gottes eine Auferstehung zu feiern, wie Luthers Beispiel besonders deutlich zeigt. Durch die Bibel allein, ohne einen Luther, in dem das Wort der Versöhnung wieder lebendig wurde, wäre es zu keiner Reformation gekommen; der lebendigen Predigt des Wortes, nicht der Bibel an und für sich als Buch, verdanken wir die Reformation, wie jede weitere Erweckung. Damit ist aber durchaus nicht gesagt, daß der Prediger über der Bibel stehe, nein, aber die Bibel soll in ihm auferstehen, er muß eine lebendige Bibel werden. Mit dem Gesagten stimmt auch Paulus überein, wenn er bezeugt: „Der Glaube kommt aus der Predigt, die Predigt aber aus dem Worte Gottes." Nebenbei möchte ich noch bemerken, daß gerade diejenigen Leute, die am wenigsten zur Predigt kommen, auch die Bibel, christliche Bücher und Blätter am wenigsten lesen, und daß sie durch oben angegebene Entschuldigungen frömmer scheinen wollen, als sie eigentlich sind. So erkennen wir den hohen Wert der evang. Predigt daraus, daß sie durch nichts anderes ersetzt werden kann.

III. Der Wert der evang. Predigt hängt zum großen Teil ab von dem Prediger selbst, dann von dem Inhalt, der Form, dem Vortrag und dem Zweck der Predigt.

1. Der Wert der Predigt ist zum großen Teil abhängig von dem Prediger selbst. Wer ist ein rechter Prediger? Wer dazu von Gott berufen und gesandt ist. Moses hat sich nicht in seinen Beruf hineingedrängt, sondern er wurde von Jehova berufen. Die Propheten wurden von Gott gesandt und hatten zu predigen, was er ihnen sagte. Zu Jeremia spricht er: „Du sollst gehen, wohin ich dich sende und predigen, was ich dich heiße." Jesus erklärt zum Beginn seines Lehramtes: „Der Geist des Herrn ist bei mir, derhalben er mich gesalbet hat und gesandt zu verkündigen das Evangelium den Armen"; und ein anderes Mal: „Ich muß auch anderen Städten das Evangelium verkündigen; denn dazu bin ich gesandt." Die Apostel wurden berufen und gesandt. Jesus spricht zu ihnen: „Wie mich mein Vater gesandt hat, so sende ich euch." Er gibt ihnen den Auftrag: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker." Paulus und Barnabas wurden ausgesandt von dem Heiligen Geist durch die Gemeinde in Antiochien. So hat Gott zu allen Zeiten seine Knechte berufen und gesandt, und darum kann auch nur ein von Gott Gesandter ein Botschafter an Christi Statt sein und seine Botschaft ausrichten. Wer sich in den Predigerberuf hineingedrängt hat, weil es ihm in keinem anderen Beruf hat gelingen wollen, oder wer von anderen hineingedrängt worden ist, der wird nie ein tüchtiger Prediger sein. Es mag ein solcher äußere Gaben haben, er mag in der Logik und Redekunst wohl bewandert sein, es fehlt ihm aber die Hauptsache, die göttliche Sendung, und darum

werden seine Predigten auf der Wagschale Gottes gewogen, zu leicht erfunden werden. Weil es in unseren Tagen manche solcher gibt, die nicht von Gott gesandt sind, darum wird auch so vieles an geweihter Stätte gesprochen, was kaum den Namen Predigt verdient. Nicht wenige in unseren Tagen behandeln nicht mehr Gottes Wort, sondern irgend ein sensationelles Thema. Wer z. B. ein Sonntagsblatt einer Großstadt zur Hand nimmt, und die Thematas liest, über die die Kleriker zu reden gedenken, dem wird es bald klar werden, daß manche keinen göttlichen Beruf haben, sonst würden sie kein solches Blech schwatzen. Wieder andere setzen ihre sogenannten Predigten zusammen aus gelehrten und ungelehrten Büchern, aus Zeitungen und Tagesneuigkeiten, aus Erfahrungen und Gesprächen, die sie im Laufe der Woche gehabt haben; es werden nicht nur kirchliche, sondern auch politische und soziale Fragen erörtert und behandelt. Als vor einiger Zeit die halb verrückte Carrie Nation ihr ungesetzliches Wesen trieb, haben Dutzende von Predigern über diesen Gegenstand gesprochen und einer unter ihnen wagte sogar zu behaupten: "She has a call from God." Wenn der Reverend gesagt hätte: "She has a call from the Devil," so wäre er der Wahrheit näher gekommen. Viele Prediger verstehen nicht zu predigen, wenigstens wissen sie nicht, wie man das Evangelium predigen soll, sie sind Mietlinge und keine Hirten, darum macht sich auch innerhalb der christlichen Kirche immer mehr ein modernes Heidentum breit, darum finden wir so viele unbefestigte und wankelmütige Seelen, die den Irrlehrern, deren immer mehr aufkommen, eine leichte Beute werden. Wer aber das Evangelium nicht zu predigen versteht, der ist auch nicht von Gott berufen und gesandt; denn Gott sendet keinen, der nicht die nötige Quailfikation, die nötige Tauglichkeit besitzt. Der Wert der Predigt ist also abhängig von der Stellung des Predigers zu seinem Gott und Heiland. Wer richtig steht zu seinem Gott und Heilande, der wird dann auch durch seinen Wandel den Wert seiner Predigt nicht heruntersetzen, er wird nicht andern predigen und selbst verwerflich werden, sondern immer und überall sich als ein gutes Vobild beweisen.

2. Ferner richtet sich der Wert der Predigt nach deren Inhalte. Wir haben vorhin schon darauf hingewiesen, was nicht in eine Predigt gehört, was keine Predigt ist. Hier haben wir es mit dem Inhalt einer Predigt zu tun, die den Namen Predigt verdient.

Auch da gibt es Unterschiede. Das eine Haus mag einen zehnmal größeren Wert haben als ein anderes. Eine Sache mag viel wertvoller sein, als eine andere gleichen Namens. So hat nicht jegliche Predigt denselben Wert, sondern es kommt vielfach auf den Inhalt derselben an. Welches soll der Inhalt der Predigt sein? Darüber ist sich der christliche Prediger im allgemeinen klar. Jesus und die Apostel haben es uns deutlich gesagt. Der Befehl des Herrn lautet: „Predigt das Evangelium aller Kreatur." Wenn Jesus sagt: „Predigt das

Evangelium," so kann er darunter nichts anderes verstehen, als was er selbst gepredigt und getan hat; was durch ihn vollbracht und geschehen ist, in drei Worte gefaßt: Sein Wort, sein Leben und sein Werk. Paulus sagt im ersten Korintherbrief: „Ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch, ohne allein Jesum Christum, den Gekreuzigten." Auch wenn Paulus, wie das auf dem Areopag in Athen geschieht, nicht gerade über den Kreuzestod Jesu redet, sondern den unbekannten Gott zum Thema hat, und es nicht verschmäht, Zitate aus griechischen Klassikern anzuführen, um seine Predigt seinen Zuhörern verständlicher zu machen, so war der Gesamtinhalt seiner Predigt nichts anderes als das Evangelium. Das Evangelium kann eben auf mancherlei Weise verkündigt werden. Wenn nun Christus und die Apostel uns sagen, daß wir das Evangelium verkündigen sollen, so soll der Inhalt der Predigt auch nicht das Gesetz, sondern eben das Evangelium sein. Manche meinen, sie müssen erst das Gesetz und dann das Evangelium predigen, das ist verkehrt; denn Jesus hat uns nicht gesagt: „Predigt das Gesetz und das Evangelium aller Kreatur," sondern einfach: „Predigt das Evangelium." Wer das Gesetz predigt, der greift die Sünde nur an, wer aber das Evangelium predigt, der gibt zugleich das Heilmittel für das Sündenverderben an. Eine Gesetzespredigt, die dem Sünder sagt: „Tue zuerst dies und das, gewöhne dir das Fluchen, das Lügen ab u. s. w., anstatt zu sagen: „Glaube an den Herrn Christum, so wirst du gerettet werden vom Fluchen und Lügen u. s. w.," ist nicht berechtigt, angesichts des klaren Befehles Christi: „Predigt das Evangelium aller Kreatur." Wer an Christum glaubt, der ist ein Christ, die aber Christo angehören, die kreuzigen ihr Fleisch samt den Lüsten und Begierden.

Wenn nun der Inhalt der Predigt das Evangelium sein soll, wie kommt der einzelne zu diesem Inhalte? Hier gilt ganz besonders: „Ein Mensch kann nichts nehmen, es werde ihm denn von oben gegeben." Von oben wird aber nur dem gegeben, der darum bittet und der sich dann auch von oben leiten läßt. Luther sagt nicht umsonst: „Fleißig gebetet, ist halb studiert." Ein Prediger ist also betreffs des Inhaltes der Predigt von seinem Gott und Heiland abhängig. Damit ist aber durchaus nicht gesagt, daß diese Abhängigkeit ihm die eigene Arbeit erspart, vielmehr soll sie ihn zur ernsten Arbeit antreiben. Predigern, die etwa sagen: „Ich bereite mich nicht oder nicht gründlich vor auf meine Predigt, denn der Herr legt mir zur rechten Zeit die Worte in den Mund und der Geist leitet mich in alle Wahrheit," darf man mit Recht sagen, daß der Heilige Geist die Faulheit nie unterstützt, sondern den leitet, der fleißig betet und gründlich studiert. Nebst dem Beten und Studieren muß der Prediger darauf sehen, daß der Inhalt der Predigt kurzweilig und nicht langweilig, daß er einfach wahr und klar ist, daß derselben eine gesunde Popularität nicht abgeht. Es ist eine Sünde gegen Gottes Wort, wenn man es langweilig macht, wie es von vielen geschieht, die die Predigt als etwas langweiliges in Verruf ge-

bracht haben. Von den theologischen Lehrern sollten die zukünftigen Prediger vor dieser Untugend gewarnt werden; leider aber macht man nicht selten gerade solche Leute mit Vorliebe zu theologischen Lehrern, die im Predigtamte nicht recht reüssieren konnten. Jesus selbst hat auch nicht langweilig gepredigt, sondern kurzweilig, denn es heißt: das Volk hörte ihn gerne; er war populär, trotzdem er nicht dem Zeitgeiste huldigte, sondern die Sünden des Volkes ebenso ernst strafte, als diejenigen der Großen. Soll aber die Predigt kurzweilig und nicht langweilig sein, so muß der Prediger nicht nur die Bibel, sondern auch die Menschen studieren, besonders aber seine Zuhörer. Manche Predigten sind so langweilig, weil der Inhalt sich fast ganz mit dem Texte und den darin befindlichen Personen befaßt, aber nicht mit den Zuhörern. Es ist durchaus nicht die Aufgabe des Predigers über Moses, David, Jesaias oder Paulus zu predigen, sondern er hat die göttliche Botschaft zu verkündigen, die für seine Zuhörer in dem Texte liegt. Aus dem bisher Gesagten geht deutlich hervor, daß der Wert der Predigt zum großen Teil von dem Inhalte derselben abhängt.

3. Selbst die Form der Predigt ist nicht unwichtig, sondern erhöht oder vermindert den Wert derselben. Die große Hauptsache an einem Mittagessen ist allerdings das Materielle, die Substanz; denn wenn man uns noch so viele und noch so schöne Platten, Schüsseln und Teller aufstellt, es ist aber nichts darin, so werden wir eben nicht satt. Und doch ist es uns nicht ganz gleichgültig, was das, was darin ist, für eine Form hat. Wir nehmen die Suppe gerne zuerst, dann das Fleisch, die Kartoffeln und das Gemüse; gibt es noch Pudding und Pie desto besser, und endlich verschmähen wir sogar ein Dessert nicht. Wenn uns die Köchin behandeln würde nach der Art, wie gewisse Prediger ihr Publikum, nämlich nach der Devise (Wahlspruch): die Form ist gleichgültig, und sie machte alles zu einem Brei, weil es so das einfachste sei, so würde zwar ein hungriger Magen auch dieses unnennbare Durcheinander nicht verschmähen, aber selbst er könnte sich des bescheidenen Gedankens nicht erwehren, daß alles noch viel besser geschmeckt hätte, wenn es ihm in der richtigen Form und Reihenfolge serviert worden wäre. Ungefähr denselben Eindruck erweckt bei urteilsfähigen Zuhörern ein Prediger, der die köstlichen Wahrheiten, die er zu verkündigen hat, nicht in gehöriger Form und Reihenfolge bringt. Ein Prediger sollte sich darum alle Mühe geben, seiner Predigt die möglichst beste Form zu geben, und wenn er dazu nicht im stande ist, so soll er sich klassische Predigtbücher anschaffen und sich daran bilden.

4. Der Wert der Predigt wird endlich erhöht oder vermindert durch den Vortrag. Jeder Prediger wird schon die Erfahrung gemacht haben, daß eine halbwegs gute Predigt richtig vorgetragen, einen viel größeren Eindruck macht, als eine wirklich gute Predigt, schlecht vorgetragen.

Ein Prediger soll zwar kein Schauspieler sein, ja, wehe dem, der ein solcher ist, aber wenn der Schauspieler sich alle Mühe gibt, um

durch seine nichtigen Phrasen Beifall der Menschen zu ernten, so sollte uns Predigern, die wir die herrlichsten Wahrheiten zu verkündigen haben, der Vortrag nicht gleichgültig sein, sondern wir sollten uns bestreben, auch darin das Bestmöglichste zu liefern. Die meisten unserer Gemeinden verlangen bei einer etwaigen Vakanz eine Probepredigt. Die Erfahrung lehrt, daß der Vortrag eines Kandidaten in vielen Fällen fast mehr ins Gewicht fällt, als der Inhalt der Predigt, darum sollten uns schon diese äußeren Tatsachen anspornen, uns im Vortrag auszubilden. Es ist wirklich störend, wenn einer seine Predigt so herunter leiert, wie ein Drehorgelmann seine Gassenhauer, oder wenn ein anderer so langsam spricht, so lange Pausen macht, daß man während der ganzen Predigt das peinliche Gefühl nicht verliert: wenn er nur nicht stecken bleibt. Auch die vielen Verlegenheitsworte, die einzelne sich angewöhnt haben, wirken ebenfalls störend auf den Zuhörer und sollten darum vermieden werden.

5. Last but not least, ist der Wert der Predigt abhängig von dem Z w e c k , den sie verfolgt. Welches ist der eigentliche Zweck der Predigt? Ihr höchster Zweck ist die V e r h e r r l i c h u n g G o t t e s. Denn es stehet geschrieben: „Wenn jemand redet, daß er es rede als Gottes Wort," 1. Petr. 4, 11. Ist aber der Predigt höchster Zweck die Verherrlichung Gottes, dann darf der Prediger unter keinen Umständen sich selbst zu gefallen suchen; wo das geschieht, da wird der Zweck verfehlt. Der Prediger darf auch nicht seinen Zuhörern zu gefallen suchen, er hat im Gegenteil gewissen Vorwürfen gegenüber mit Paulus zu antworten: „Predige ich denn jetzt Menschen oder Gott zum Dienst? Oder gedenke ich Menschen gefällig zu sein? Wenn ich den Menschen gefällig wäre, so wäre ich Christi Knecht nicht," Gal. 1, 10. Wer seinen Zuhörern zu gefallen sucht, der hat seinen Lohn dahin und seine Predigt verfehlt den eigentlichen Zweck. Wenn nun die Verherrlichung Gottes der Predigt höchster Zweck ist, wie erreicht man diesen Zweck? Einfach dadurch, daß man s e i n e Botschaft ausrichtet, damit auch an den Menschen der Zweck der Predigt erreicht werde. Welchen Zweck verfolgt die Predigt bei den Menschen? D e r W e l t, d e n U n b e k e h r t e n, soll das Heil nahe gebracht werden zu einem Zeugnis über sie, sie sollen in das in Christo nahe gekommene Reich Gottes eingeladen werden, es soll ihnen der Weg zur Seligkeit kund getan werden, es soll ihnen zugerufen werden: „Lasset euch versöhnen mit Gott." Also ist der Endzweck der Predigt der Welt, den Unbekehrten, gegenüber, sie zur Erweckung, zur Sinnesänderung und zur Bekehrung zu bringen. Deshalb sagen wir ihnen auch, daß Gott alle Hindernisse, die unserer Versöhnung mit ihm im Wege standen, durch die Aufopferung seines Sohnes bereits hinweggeräumt hat; denn er hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht, damit wir in ihm würden gerecht vor Gott, mithin der Wiedervereinigung mit dem Heiligen und Gerechten fähig. Es sei von seiten des Menschen nur noch das Ergreifen der dargebotenen Hand Gottes zur Versöhnung erforderlich und

sein Eintreten in den Stand der Gerechtigkeit, den ihm Christus erworben und bereitet habe. Wie glücklich sind wir, wenn unsere Verkündigung diesen Zweck erreicht, wenn es uns gelingt, das Vertrauen des Menschen für Gott wiederzugewinnen und so in Wahrheit den Fehler, der beim Sündenfall begangen wurde, wieder gut zu machen; denn dort hat der Mensch, durch das Schlangenwort das Vertrauen zu Gott verloren; durch das Wort des Evangeliums, das wir predigen dürfen, soll er es wieder gewinnen.

Bei den Bekehrten aber ist der Zweck, die Aufgabe der Predigt, sie zu einem des Evangeliums würdigen Wandel, zum Fortschritt in der Gnade und Erkenntnis Gottes und Christi und in der Heiligung zu ermuntern und zu stärken, sie dadurch immer mehr zu einem heiligen, priesterlichen Volke Gottes, zu einer fleckenlosen Braut Christi zuzurichten und so die Vollendung des göttlichen Reiches in ihnen anzubahnen. Da es sich hier somit nur darum handelt, auf dem bereits gelegten Grund weiter zu bauen, so besteht die wesentliche Aufgabe der Gemeindepredigt in der Erbauung, deren Wesen aber nicht bloß im Gefühl tief innerlicher Befriedigung, in dem bewußten Genuß des dem Worte Gottes entströmenden Segens besteht, sondern (soll anders das zu Grund liegende Bild vom wachsenden Bau des Tempels Gottes, der Behausung Gottes in der Gemeinde, also vom tiefer und fester eingefügt werden des einzelnen in diese Geistesgemeinschaft und vom immer völligeren Heranwachsen der ganzen Gemeinde zu einem Tempel Gottes nicht verwischt werden), in dem geistlichen Fortschritt der Erkenntnis und Ergreifung der Heilswahrheit, die durch jenes innere Wohlgefallen am Wort, durch das sich tiefer Hineinführenlassen in die christliche Wahrheit unter innerer Selbsterschließung und Selbsthingabe an dieselbe erzielt wird. Daher ist für den Erbauungszweck, je nach Fassungskraft und Bedürfnis der Hörer, das Wort der Wahrheit recht zu teilen, d. h. dasselbe bald als Milch, bald als starke Speise darzureichen. Die Notwendigkeit der Fortsetzung der Gemeindepredigt ist negativ und positiv begründet. Negativ dadurch, daß die Welt im Argen liegt und das Gemeindeleben fort und fort bedroht. Jeder gläubig gewordene ist vielen Versuchungen und Kämpfen ausgesetzt, gegenüber denen er immer wieder aufs neue gestärkt werden muß. Wenn man nicht das Wort Gottes reichlich unter ihnen wohnen läßt, so erliegen die Christen bald wieder der andringenden Macht der Finsternis. Was würde aus einer Gemeinde werden, in der etliche Jahre nie gepredigt, kein Gottesdienst gehalten würde? Ist nun die Verhinderung des Rückfalls der negative Zweck der Gemeindepredigt, so ist ihre Zurichtung und Vorbereitung zur Vollendung des göttlichen Reiches, mit einem Wort ihre Erbauung, der positive.

Wo also der Prediger vor allen Dingen die Verherrlichung Gottes und dann die Rettung der Unbekehrten und Erbauung und Stärkung der Bekehrten im Auge hat, da hat die Predigt den rechten Wert und

da wird sich auch die Verheißung erfüllen: „Mein Wort soll nicht leer zurück kommen, sondern ausrichten das, wozu ich es gegeben habe."

Endlich weisen die Früchte der Predigt auf ihren hohen Wert hin.

Paulus sagt: „Der Glaube kommt aus der Predigt." Petrus schreibt: „Ihr seid wiedergeboren, nicht aus vergänglichem Samen, sondern aus unvergänglichem, nämlich dem Worte Gottes." Jakobus bemerkt: „Er hat euch gezeugt durch das Wort der Wahrheit, auf daß ihr seid Erstlinge seiner Kreaturen." Durch die Predigt des Petrus kamen an jenem ersten Pfingsttage 3000 zum Glauben. Durch die Predigt der Apostel zählte die Schar der Gläubigen bald 5000 Seelen. Durch die Predigt des großen Heidenapostels entstanden überall christliche Gemeinden. Durch die Predigt hat sich die Kirche des Herrn so ausgebreitet, daß aus dem Senfkorn ein großer Baum geworden ist, der seine Aeste über alle Lande breitet. Wo immer die Predigt in rechter Weise erschallt, sei es draußen in den Heidenlanden oder hier in der Heimat, da wirkt sie neues Leben, da werden Verlorene gerettet, Verwundete geheilt, Verirrte wieder auf den rechten Weg gebracht, da werden aus Sündern Gotteskinder. Wo immer die Botschaft Christi in rechter Weise ausgerichtet wird, da werden die Gläubigen gestärkt und befestigt, da bekommen sie Kraft ihr Kreuz zu tragen, ihre Versuchungen und Anfechtungen zu überwinden, den Kampf des Glaubens zu kämpfen, ihre Aufgabe zu lösen, da werden sie immer mehr zu einem heiligen priesterlichen Volke Gottes, da werden sie immer mehr Jesu ähnlich, reif für den Himmel, das Vaterhaus, die ewige Seligkeit. Die Ewigkeit wird es dermaleinst erst recht klar machen, welche Früchte die rechte Predigt gewirkt hat und noch wirkt, wie durch sie im vollsten Sinne erfüllt wird, was die himmlischen Heerscharen auf Bethlehems Fluren bei der Geburt Jesu sangen: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen."

Weil darum die Predigt von so überaus großem Wert ist, darum sollen wir ihr stets die erste Stelle im Gottesdienst einräumen, wir sollen sie nie durch etwas anderes ersetzen wollen, wir sollen, was Form, Inhalt und Vortrag anbelangt, stets das Beste zu liefern suchen, wir sollen den hohen Zweck derselben stets im Auge behalten und das Wort des Apostels beherzigen: „Predige das Wort, halte an, es sei zur rechten Zeit oder zur Unzeit," u. s. w. Weil die Predigt so ungemein wichtig ist, darum sollen wir auch allezeit bereit sein dieselbe zu hören, bereit sein, den Samen des göttlichen Wortes in uns aufzunehmen, damit er in uns neues Leben wirken und das neue Leben erhalten und stärken kann, wie auch Jakobus schreibt: „Nehmet das Wort auf, das in euch gepflanzet ist, welches kann eure Seelen selig machen." Wo die Predigt in genannter Weise geschieht, da wird sich immer wieder erfüllen: „Mein Wort soll nicht leer zurück kommen, sondern ausrichten das, wozu ich es gesandt habe."

Synodale Statistik.

P. C. Fr. Grabau.

In unserer Zeit wird auf die Statistik ein großes Gewicht gelegt und zwar mit vollem Recht. Wie es mit einer gewissen Sache hier oder dort steht, das läßt sich nur dann mit einem gewissen Grade der Genauigkeit sagen, wenn man Zahlen zur Hand hat, die man miteinander vergleichen kann. Wenn nun unsere Synode alljährlich Parochialberichte einfordert und dieselben zu Tabellen zusammenstellen läßt, so tut sie das nicht, um mit großen Zahlen prunken zu können, sondern um sich zu überzeugen, ob auch überall ein gesundes Wachstum stattgefunden habe. Wo etwa Uebelstände und Mißverhältnisse vorhanden sein sollten, da werden sie durch eine genaue Statistik schonungslos aufgedeckt, und man kann auf Mittel zur Hebung und Abstellung derselben sinnen. Soll aber die Statistik ihren Zweck erfüllen können, so muß sie genau sein. Es darf nicht dem Belieben jedes einzelnen anheimgegeben werden, ob er einen Bericht einsenden will oder nicht, und wie genau oder ungenau er seinen Bericht ausfüllen will. Ueber eine solche Willkür und Ungenauigkeit einzelner haben fast alljährlich verschiedene Distriktssekretäre Klage zu führen und die Distrikte sehen sich veranlaßt, geharnischte Beschlüsse zu fassen. Manchmal hilft das, aber leider — nicht immer.

Da höre ich nun den Einwand: Ja, wenn man nur wüßte, wie man berichten soll; die Fragen im Schema sind nicht klar genug! Es ist wahr, daß das teilweise sehr veränderte Schema im letzten Winter manchem Bruder viele Schwierigkeiten gemacht hat und die Sekretäre auf so viele Anfragen Auskunft geben mußten, daß sie schließlich sich kaum mehr zu helfen wußten. Es ist nun der Zweck dieser Zeilen, die nötige Auskunft und Erklärung zu geben, ehe der Bericht über dieses Jahr ausgefüllt und eingesandt werden muß. Sollte ich dabei etliche Punkte übersehen, so wird ja wohl noch Zeit sein, daß ein anderer der Brüder Sekretäre das von mir Versäumte nachholen kann.

Nehmen wir nun das Schema für den Parochialbericht zur Hand, so bemerken wir als erste Abweichung vom ehemaligen Schema, daß drei Rubriken vorhanden sind, nämlich für die Hauptgemeinde und zwei Filiale. Es ist das geschehen, um den Distriktssekretären die Arbeit des Eintragens in die Tabelle zu erleichtern; man schreibe darum nun auch alles auf einen Bogen und nehme nicht wie früher für jede Gemeinde ein separates Blatt. Hat ein Bruder mehr als drei Gemeinden zu bedienen, so lassen sich die Rubriken ja leicht noch vermehren, wenn sie dabei auch etwas enger werden.

Eine weitere Neuerung liegt in den Fragen: „Wann gegründet? Seit wann von der Synode bedient?" Später dürften diese Fragen vielleicht wieder weggelassen werden; es liegt aber im Interesse eines jeden Distrikts, über diese Fragen genau informiert zu sein. Es wäre wünschenswert, daß jeder Distriktssekretär sich eine Liste aller Gemeinden seines Distrikts anlege und in diese Liste das Gründungsjahr der

Gemeinde, sowie das Jahr, seit welchem sie von der Synode bedient wird, wann sie Synodalglied geworden u. s. w. eintrage, damit man jederzeit nachschlagen kann.

„Zahl der stimmberechtigten Glieder: Familien? Personen?" Diese Frage bedarf wohl einer kurzen Erklärung. Es ist alte Sitte in unsern deutschen Gemeinden, daß wenn jemand Gemeindeglied ist, seine ganze Familie als zur Gemeinde gehörig betrachtet wird. Auch erwachsene, ja majorenne Kinder sehen sich dabei als Gemeindeglieder an, denn „der Vater ist ja Glied." Dem steht gegenüber die Sitte, die in fast allen englischen Gemeinden herrscht, daß jeder einzelne nur für sich allein und nicht zugleich mit für andere Glieder seiner Familie sich einer Gemeinde anschließen kann. Demnach muß jedes einzelne Familienglied auch einzeln als Gemeindeglied angenommen und gezählt werden. Manche unserer Gemeinden haben der englischen Sitte den Vorzug gegeben, während so viel mir bekannt, die meisten unserer Gemeinden noch an der deutschen Sitte festhalten. Um eine größere Genauigkeit in der Zählung der Gemeindeglieder zu ermöglichen, wurde die Frage gefaßt, wie sie jetzt lautet. Ich erinnere mich, daß einmal eine Gemeinde von einem Bericht zum andern in der Gliederzahl von 28 auf 125 stieg, nur weil man plötzlich anfing „englisch" zu zählen. Wo man nun noch an der deutschen Sitte festhält, daß mit dem Familienhaupt auch die ganze Familie in die Gemeinde aufgenommen wird, da schreibe man die Zahl der stimmberechtigten Glieder unter „Familien"; wo jedoch jeder einzeln als Glied gezählt wird und auch die weiblichen Glieder vielleicht Stimmrecht haben, da schreibe man die Zahl der stimmberechtigten Glieder unter „Personen". Es wird sehr wenige Gemeinden geben, die nach beiden Methoden zugleich zählen, also beide Rubriken ausfüllen müßten. Unter keinen Umständen sollte unter „Personen" die Seelenzahl der angeschlossenen Familien angegeben werden. Für angeschlossene, aber nicht stimmberechtigte Personen, z. B. Witwen, ist im Schema leider kein Raum.

„Zahl der Gottesdienste deutsch?" „Zahl der Gottesdienste englisch?" Hier gebe man die Zahl der im ganzen Jahre gehaltenen Gottesdienste an und speise nicht den Sekretär ab mit Angaben wie z. B. „alle deutsch", „sonntäglich", „sonntäglich zwei und einer in der Woche". Es ist dem Sekretär unmöglich das auszurechnen, denn z. B. eine Gemeinde feiert an den hohen Festen zwei Tage, die andere nur einen, eine Gemeinde hat besondere Passionsgottesdienste, die andere nicht u. s. w. Leichengottesdienste und Trauungen in der Kirche sind hier aber nicht mitzuzählen.

Die Frage: „Zahl der Kommunionberechtigten?" hat eine so verschiedene Auslegung gefunden, daß sie wohl in Zukunft ganz wegbleiben muß. Kommunion*berechtigt* sind in einer bestimmten Gemeinde doch nur die konfirmierten Familienglieder der angeschlossenen Familien in dieser Gemeinde; alle anderen konfirmierten Christen sind kommunion*fähig*, aber anderswo eben so viel wie hier; eine

Berechtigung ist da nicht vorhanden. — Daß unter der Frage: „Wie viele kommunizierten?“ die Zahl der Abendmahlsgäste des ganzen Jahres anzugeben ist, bedarf weiter keiner Erklärung, jedoch sollte jeder Pastor es sich zur Pflicht machen, darüber genau Buch zu führen und bei einem Stellenwechsel seinem Nachfolger die Angaben zu hinterlassen.

Die Unterabteilungen „deutsch“ und „englisch“ sind auf den Wunsch mehrerer Distrikte bei den Rubriken über Amtshandlungen eingefügt worden. Da wäre es nun ratsam für solche Brüder, die eine so große Zahl von Amtshandlungen haben, daß sie am Schluß des Jahres sich nicht mehr erinnern können, wie viele davon englisch und wie viele deutsch gewesen sind, daß sie im Kirchenbuch beim Eintragen der Amtshandlungen die englischen unter denselben durch ein kleines Zeichen bemerklich machen; dann kann man nachher genaue Zahlen angeben. Deutsch-englische Beerdigungen, bei welchen also in beiden Sprachen amtiert wird, sollten so lange bis eine neue Rubrik dafür geschaffen ist, entweder unter „deutsch“ oder „englisch“ aufgeführt werden, je nachdem, welche Sprache vorwiegend gebraucht wird. — Die beiden Fragen, den Schulbesuch der Konfirmierten betreffend, bedürfen einer kurzen Erklärung. Fast alljährlich kommen Antworten wie z. B.: „Konfirmierte pflegen die Schule überhaupt nicht mehr zu besuchen,“ oder: „Zahl der Konfirmierten: 54. Wie viele Konfirmierten besuchten die Gemeindeschule ein Jahr: 50. Wie viele Konfirmierte besuchten die Gemeindeschule zwei Jahre: 30.“ Wären in diesem Falle die letzten beiden Zahlen richtig, so müßten wenigstens 80 anstatt nur 54 konfirmiert worden sein. Wahrscheinlich ist jedoch, daß von den 54 Konfirmanden 30 die Gemeindeschule zwei Jahre lang besucht haben, während 20 sich nur ein Jahr in der Schule einfanden und vier überhaupt nicht die Schule besuchten. Die beiden Fragen sollten lauten: Wie viele von diesen (d. h. von den im letzten Jahre Konfirmierten) besuchten die Gemeindeschule n u r ein Jahr? Wie viele zwei und mehr Jahre? So lange diese Fragen so ungenau beantwortet werden oder gar nicht, wie es bisher geschehen ist, haben sie überhaupt keinen Wert für die Statistik. Auch wo der Pastor nicht selbst die Schule hält, ist es doch für ihn ein leichtes, von seinem Gemeindelehrer die genaue Antwort auf diese Fragen zu erlangen. Fragezeichen sollten in diesen Rubriken nicht als Antwort gebraucht werden.

In Bezug auf Gemeindeschulen wurde früher die Behauptung aufgestellt, daß die allermeisten sogenannten Gemeindeschulen gar nicht auf den Namen einer Gemeindeschule Anspruch machen könnten. Im jetzigen Schema wird unterschieden zwischen Gemeindeschule, Sommerschule und Samstagschule. Unter „Gemeindeschule“ verstehen wir nun eine Schule, welche vom Pastor oder einem Lehrer namentlich in den Herbst- und Wintermonaten an vier bis fünf Tagen in der Woche gehalten wird. Ein bloßer Konfirmandenunterricht mit einem kleinen Anhängsel vom Unterricht im Deutsch-Lesen und -Schreiben, kann nicht als

Gemeindeschule bezeichnet werden. Für die statistische Tabelle genügt die Angabe der Schülerzahl und der Lehrer; es ist dann aber Sache der Zentral-Schulbehörde durch separate Fragebogen (laut Beschluß der Generalsynode) Aufschluß über alles übrige zu erlangen, wie z. B. in welchen Fächern unterrichtet wird, wie viel Monate, wie viel Tage, welche Lehrbücher gebraucht werden, ob Schulgeld bezahlt wird u. s. w.

Was die Abonnentenzahl der verschiedenen Zeitschriften anbetrifft, so wollen wir nur daran erinnern, daß der Bericht sich auf das abgelaufene Jahr bezieht, daß also neue Abonnenten, die erst mit Neujahr eintreten, nicht mitzuzählen sind. Es geschieht das trotzdem fast alljährlich; beispielsweise sei erwähnt, daß im letzten Bericht schon eine ganze Anzahl Abonnenten auf den erst mit Januar 1902 erscheinenden "Messenger of Peace" angegeben wurden. — Bei Lektionsblatt für die Sonntagschule sind beide Zweige desselben (internationale Lektionen und biblische Geschichte) zusammen in einer Rubrik anzugeben. Dem von der Zentral-Sonntagschulbehörde zu entwerfenden separaten Fragebogen mag es vorbehalten bleiben, beide Arten des Lektionsblattes zu trennen. — Eine besondere Rubrik für „deutsch-englischen Katechismus" fehlt, und wie mir scheint mit vollem Recht, da ja tatsächlich die beiden sonst getrennt existierenden Katechismen nur in ein Buch zusammengedruckt sind. Man führe also diesen Katechismus in beiden Rubriken zugleich auf.

In Bezug auf die folgenden Fragen im Schema ist nicht viel mehr zu sagen, denn sie sind deutlich genug. Bemerken möchte ich nur, daß ein einfaches „Ja" hier als Antwort nicht genügt, es müssen Zahlen sein. Fragezeichen sind ebenfalls sehr fragwürdiger Natur; entweder setze man die bestimmte Zahl oder den „Nichts" bedeutenden Gedankenstrich.

Um aber — wie gesagt — eine möglichst genaue, richtige Statistik aufstellen zu können, die auch wirklichen Wert hat, ist es unbedingt notwendig, daß die einzelnen Amtsberichte pünktlich eingesandt werden. Schon vor Neujahr hat jeder Pastor die Schemata zugesandt erhalten, ist es da eine zu große Forderung von ihm zu verlangen, daß er sie vor dem 1. Februar seinem Distriktssekretär zusende? Es sollte unbedingt spätestens am 1. Februar in jedem Distrikt die Statistik abgeschlossen und das Resultat derselben den resp. Beamten mitgeteilt werden, damit sie das Material für ihre Berichte rechtzeitig zur Hand haben. Wird dann die Tabelle sofort gedruckt und einem besonderen Komitee zur Prüfung übergeben, so können die Resultate dieser Prüfung — gute und schlechte — schon auf der Distriktskonferenz wertvollen Stoff zur Besprechung liefern. Daß jedoch die Tabellen der einzelnen Distrikte von dem ehrw. Synodalsekretär wiederum zusammengestellt, bearbeitet und als „Statistisches Jahrbuch der Synode" noch vor den Tagen der Distriktskonferenzen veröffentlicht werden, das wird wohl leider noch auf längere Zeit nur ein frommer Wunsch bleiben sollen.

Zum Schluß will ich noch den lieben Brüdern Distriktssekretären mitteilen, welches Mittel ich anwende, um meine Tabelle rechtzeitig fertig zu bekommen. Am 15. Januar erhält jeder Pastor, der bis dahin seinen Bericht noch nicht eingesandt hat, eine Postkarte mit den kurzen Worten: „Bitte um den Amtsbericht! Die Statistik wird am 1. Febr. geschlossen." Etwa am 21. Januar folgt eine zweite Postkarte mit denselben Worten und am 25. Januar die dritte nnd letzte. Da ich mir sämtliche Namen von Pastoren und Gemeinden schon im voraus in die Tabelle eintrage, so kann ich jeden Bericht sofort nach seinem Eintreffen kopieren und fange dann pünktlich am 1. Februar an, die einzelnen Zahlen zusammenzuzählen. Kommt ein Bericht nach dem 1. Februar bei mir an, so findet er keinerlei Berücksichtigung und der „Nachzügler" wird ohne Gnade und Barmherzigkeit dem Präses gemeldet. Das Mittel ist zwar scharf, aber — probatum est. Gewöhnlich kann ich am 3. Februar die Tabelle in die Druckerei senden und zugleich ein vergleichendes Summarium an den ehrw. Synodalpräses und den ehrw. Distriktspräses, sowie ein Summarium über alle die Schule betreffenden Fragen an die Distrikts-Schulbehörde und ein ebensolches über Sonntagschulangelegenheiten an die Distrikts-Sonntagschulbehörde. — Es wäre im Interesse einer einheitlichen Statistik sehr wünschenswert, wenn die verschiedenen Distriktssekretäre sich über einzelne Fragen, die etwa der Erklärung noch bedürftig wären, oder über die Art und Weise der Bearbeitung der Statistik rechtzeitig im voraus miteinander verständigen würden, damit nicht hier so und dort anders gezählt wird.

Kirchliche Rundschau.

Ueber „Lutherische Kirchen in Chicago" berichtet „W. und L." wie folgt: In Chicago befinden sich im ganzen 113 lutherische Kirchen, 36 der Missouri-Synode, 17 der Augustana-Synode, acht der Chicago-Synode, neun der Nördlichen Illinois-Synode, acht der Vereinigten Norwegischen Kirche, vier der Dänisch Vereinigten Kirche, vier der Dänischen Konferenz, sechs der Hauges-Synode, zwei der Norwegischen Freikirche und sechs andere unabhängige lutherische Kirchen. — Wie viele von diesen Kirchen wären überflüssig und wie groß wäre das Ersparnis an Mitteln und Männern, wenn alle Lutheraner Chicagos im Glauben und Bekenntnis einig wären!

Zwei Seiten später finden wir folgenden Bericht: „Telugu-Mission des Konzils in Indien." Am 18. Oktober verließen fünf Missionare, Dr. Harpster, seine Frau, Pastor Fichthorn, Pastor Wackernagel und Fräulein Monroe, den Hafen von New York, um in die Telugu-Mission des Konzils einzutreten. Der „Lutherische Herold" schreibt: „Daß Dr. Harpster sich dazu verstanden hat, zeitweilig in unseren Missionsdienst zu treten und uns seine reiche Erfahrung und erprobte Arbeitstüchtigkeit zur Verfügung zu stellen, ist dankens- und lobenswert. Das schon geäußerte Bedenken, daß er nicht zu unserm Generalkonzil, sondern zur Generalsynode gehöre, wird einmal durch sein Eintreten in unsere Reihe vermindert. . . . Sodann muß daran erinnert werden, daß die vier lutherischen Missionare im Teluguland, deut-

sche wie englische, brüderlicher Weise mit einander verkehren und von dem aufrichtigsten Willen beseelt sind, das ihnen anvertraute Werk gemeinsam zu treiben." — Auch im Konzil fehlt es nicht an Leuten. welche in der Anstellung Dr. Harpsters verwerflichen Unionismus erblicken; sie dringen aber mit ihrem Zeugnis nicht durch. Wenn aber der „Lutherische Herold" diesen Unionismus damit rechtfertigt, daß er auf die in Indien zwischen Konziliten und Generalsynodisten gepflegte kirchliche Gemeinschaft hinweist, so ist das eine petitio principii. Daraus, daß im Konzil der konsequent ist, welcher für Unionismus ist, folgt nicht, daß er auch im Recht ist.

Wie schön wäre es, wenn alle Lutheraner „Missourier" wären, nicht nur in Chicago, sondern in der ganzen Welt! Das erst gäbe die rechte lutherische Brüderunion. Daß aber Missionare des Konzils und der Generalsynode in Indien in brüderlicher Weise verkehren, das ist verwerflicher Unionismus! Also auch in die Heidenwelt soll der Bruderzwist hinausgetragen werden. Union ist nur dann recht, wenn man missourisch wird.

Es geht durch die englisch-protestantischen Kirchen Amerikas ein Zug nach Vereinigung der verschiedensten Denominationen. Bereits sind Schritte getan, um einen repräsentativen Kongreß aller Denominationen zu stande zu bringen. Dr. Sanford wurde von der „National Federation Society" angestellt, um diesen Zweck zu fördern. Von den Bischöfen der „Vereinigten Brüder" wurde ein Komitee ernannt, um für die Vereinigung mit der methodistisch-protestantischen, der Evangelischen, der Vereinigt-Evangelischen und der Cumberland-Presbyterianischen Gemeinschaft zu wirken. Die Methodistischen Protestanten ihrerseits haben ein Komitee für Union mit den „Vereinigten Brüdern". Ebenso erstreben die Kongregationalisten eine Union mit den Methodistischen Protestanten. Die arminianischen Cumberland-Presbyterianer, die vor 90 Jahren von den andern streng kalvinistischen Bekenntnisses sich getrennt haben, erstreben eine Wiedervereinigung mit diesen auf Grund des revidierten Bekenntnisses.

Auf den Philippinen, wo jetzt gegen 30 protestantische Missionare tätig sind, haben alle Protestanten mit Ausnahme der Episkopalen sich zu einer „Evangelischen Union" zusammengeschlossen und das Missionsfeld unter sich geteilt.

Wenn die Union auf dem 1. Kor. 3, 11 genannten Grund auferbaut wird, so kann sie gewiß Segen stiften und der heillosen Zersplitterung Einhalt tun; wo aber dieser Grund fehlt, wird die Union nur das Matth. 7, 26. 27 genannte Schicksal haben.

Die deutsche Sprache im Generalkonzil. Das „Lutherische Kirchenblatt" von Reading schreibt: „Ein junger lutherischer Pastor aus Pennsylvania klagte uns neulich: ‚Wir müssen sieben Jahre studieren, vier im College und drei im Seminar, aber die deutsche Sprache werden wir nicht gelehrt.' . . . Wir stimmen ihm bei. Ja, wir beklagen es, daß man die deutsche Sprache in unsern Anstalten so stiefmütterlich behandelt. Prof. Wackernagel ist der einzige deutsche Professor in Allentown. Er sagt, die Studenten im College erhalten genug Deutsch, aber die Professoren im Seminar gäben zu wenig. Die Professoren im Seminar behaupten, die Studenten von Allentown können einer deutschen Vorlesung nicht folgen. Prof. Späth sagt: ‚Gebt uns deutsche Studenten, und wir halten deutsche Vorlesungen.' — Ist das recht gehandelt? Steht es irgendwo in der weiten Welt so? Warum handeln denn andere Colleges und Seminare in Amerika

mit amerikanischen Studenten so ganz anders? Dort sagt man auch nicht: ‚Gebt uns deutsche Studenten‘, sondern die Professoren sorgen dafür, daß Studenten im Deutschen gründlich unterrichtet werden. Sollten denn unsere Studenten so vernagelt sein, daß sie in sieben Jahren die deutsche Sprache nicht erlernten, zumal der pennsylvanisch-deutsche Dialekt ihre Muttersprache ist? Wir glauben, es sollte Prof. Wackernagel vor den Präses Dr. Seiß treten und erklären: So kann es im College nicht weiter gehen. Im Seminar lehren alle Professoren in englischer Sprache, und nur Prof. Späth lehrt halb deutsch, und das nicht einmal halb! Wir glauben, er sollte vor Präses Dr. Seiß treten und erklären, das müsse anders werden. Die Fakultät sollte diesen Notstand beraten, das ist sie der Kirche schuldig. Ueberall schreitet man vorwärts; sollte man im lutherischen Predigerseminar stillstehen oder gar zurückgehen? Man vergleiche die medizinischen Schulen vor dreißig Jahren und heute und sehe den großen Fortschritt! In unserm Seminar stand es vor dreißig Jahren besser als heute. Das ist doch keine Ehre!“

Damit vergleiche man nun anderseits die Stellung echt amerikanischer Schulen gegen die deutsche Sprache, die in folgendem Item sich zeigt:

„Die deutsche Sprache auf amerikanischen Colleges.“ In seinem Bericht über den deutschen Unterricht in amerikanischen Schulen sagt der Ver. Staaten-Erziehungskommissär: „Der Anfang ist gemacht, daß zum Eintritt in die besseren Colleges (Harvard, Yale, Cornell, Columbia, John Hopkins) eine gewisse Kenntnis des Deutschen verlangt wird; und kein akademischer Titel wird jetzt erteilt, es sei denn, daß die Kandidaten wenigstens so weit mit dem Deutschen bekannt sind, um solche Bücher und Zeitschriften, welche sie studieren müssen, im Original zu verstehen. Diese Periode der Entwickelung ist durchaus noch nicht abgeschlossen; sie scheint vielmehr dazu zu führen, daß das Studium der deutschen Sprache und Litteratur in den Colleges obligatorisch gemacht und zugleich in allen Vorschulen ohne Ausnahme eingeführt werden muß, da in den jüngsten Jahren niemand in ein College erster Klasse aufgenommen wird, er besitze denn eine elementare Kenntnis des Deutschen.“

Wie borniert handeln dagegen *deutsche* Kirchenkörper, die in ihren theologischen Schulen die deutsche Sprache vernachlässigen!

„W. und L.“ bringt ferner folgende Uebersicht über die Ergebnisse der höheren Kritik, womit man vergleichen möge, was wir im Vorwort gesagt haben über die Seuche des Darwinismus, die den Menschen unfähig macht zum echten Christenglauben, wie ihn die Bibel lehrt.

Die dogmatischen Ergebnisse der höheren Bibelkritik sind dem "Outlook" zufolge: 1. Die Bibel sei das Produkt des großen Evolutionsprozesses, der sich im ganzen Universum als wirksam erweise. 2. Die „Erbsünde“ sei ein Ueberbleibsel der tierischen Abkunft des Menschen, "a brute and savage inheritance which must be subdued". Der Mensch sei nicht gefallen, sondern ganz allmählich aus niederen zu höheren Stufen emporgestiegen. 3. Gott dürfe man sich nicht als Person vorstellen, und von einem persönlichen Verkehr des Menschen mit Gott könne nicht die Rede sein. "We no longer have the ipsissima verba of the deity. God is made to seem further off from us, less personal and less distinctly interested in us." 4. Was die Göttlichkeit (nicht Gottheit) Christi betrifft, so hänge sie nicht mehr ab von zweifelhaften Auslegungen von Beweissprüchen, sondern sie manifestiere sich in seinem ganzen Leben, eine Göttlichkeit freilich, an der wir alle in

einem gewissen Grade teilnehmen. Die Göttlichkeit Christi und eines Christen sei nicht wesentlich verschieden. 5. An die Stelle des „alten metaphysischen und logischen Rätsels der Dreieinigkeit" setze die Kritik die Lehre von dem Einen Gott. Die höhere Kritik führe unfehlbar zum Sozinianismus. 6. An die Stelle der Lehre von der Versöhnung durch Christum setze die höhere Kritik das vollkommene Vorbild Jesu in seinem Leben und Leiden. Die kirchliche Versöhnungslehre sei "an isolated, artificial arrangement by which God agrees to a bargain fundamentally immoral, accepting the punishment of the innocent instead of that of the guilty." 7. Das ewige Leben betreffend, könnten keinerlei bestimmte Aussagen gemacht werden, da uns hier die nötige Erfahrung fehle, auf welche etwaige Schlüsse gegründet werden müßten. "Here we are of necessity beyond the realm of experience, and where once we seemed to have definite and reliable information we find ourselves now left very much in the dark." "Science may yet tell us more, and we look to it eagerly for what it has to offer; but its results and even its promises are but of small extent as yet." "This may seem a fearful loss, but if it be the truth, there is nothing for us to do but to face it, let come what may." — Das sind nach Abbott die dogmatischen Resultate der höheren Kritik, die sich von dem Grundsatz leiten läßt: das Christentum und die Bibel muß nach der modernen Wissenschaft als Evolutionsprodukt beurteilt werden. Die höhere Kritik — das ist klar — bringt den Menschen nicht bloß um die geistlichen Wahrheiten des Evangeliums, sondern auch um die größten und wichtigsten natürlichen Wahrheiten von Gott und der menschlichen Seele, nicht bloß um seinen Glauben, sondern gerade auch um seine Vernunft. Dieselben Leute, welche man früher bezeichnete und verabscheute als "infidels", die Voltaires, Spinozas, Tom Paines und Ingersolls, sitzen heute auf den theologischen Lehrstühlen der großen Universitäten in Deutschland, England und Amerika und in den Redaktionszimmern vieler kirchlichen Blätter, wie z. B. der „Christlichen Welt", des "Outlook" und des "Independent".

Die Quakers unserer Tage finden es an der Zeit, sich von alten Vorurteilen zu emanzipieren und den Anschauungen der Neuzeit anzupassen.

Während sie früher schon durch ihre Kleider sich vor allen andern auszeichneten, haben „die Freunde" unserer Tage keine Einwendungen gegen die Art und Weise, wie die Männer sich kleiden.

Der Zeitgeist zeigt seinen Einfluß bei den Quakern auf mancherlei Weise. Sie protestieren nicht mehr so energisch gegen die „heidnischen Namen der Monate und der Wochentage. In manchen Quäkerkirchen wird bereits das salarierte Pastorat eingeführt, Taufe und Abendmahl werden gefeiert, wenn auch noch nicht allgemein, so doch überall da, wo die Gemeinde es wünscht; und ihr ist die Entscheidung darüber überlassen. — Die zwei Hauptparteien, die Orthodoxen und die Hicksiten, erstreben eine Wiedervereinigung, und mag dieselbe bald in praktische Ausführung kommen.

Auch gegen religiöse Organisation haben die Quäker nichts mehr einzuwenden. Die neulich zu Indianapolis gehaltene „Fünfjahrs-Versammlung" der orthodoxen Quäker, mit einer Mitgliederzahl von 95,000, wurde als ein denominationeller Körper organisiert. (Nach „L. Dig.")

Für die Art, wie auch der Methodismus vom Zeitgeist beeinflußt wird, legt folgendes Item Zeugnis ab, das wir den „Th. Z." entnehmen:

„Wandlungen in der Dogmatik des Methodismus.“ Der Professor der Dogmatik an der methodistischen Universität in Boston, Dr. H. C. Sheldon, veröffentlicht im „„Christian Advocate“ Untersuchungen über die Wandlungen in der Dogmatik des Methodismus. Beginnend mit der Inspirationslehre weist er nach, wie allmählich mit Wegwendung von der Verbalinspiration in den Lehrbüchern des Methodismus freiere Luft weht, so daß heute die Aeußerungen einer freieren Auffassung der Bibel nichts neues mehr sind. „Auf allen unseren theologischen Schulen haben sie festen Fuß gefaßt. Unsere Ausleger des Alten Testaments mögen in Einzelheiten auseinandergehen, aber es ist bekannt, daß sie alle auf der gemeinsamen Basis einer kritischen Betrachtung des Alten Testamentes stehen. Zweifellos, ein bedeutender Prozentsatz unserer Geistlichen hält noch an der alten Theorie fest . . . wenn wir aber die Fortschritte der neuen Theologie betrachten, so steht eben sie doch auf der gewinnenden Seite.“ . . . Ein dogmatischer Umschwung ist ferner deutlich auf dem Gebiet der Erbsünde zu betrachten. Anfangs war der Methodismus vollkommen der Meinung, daß sowohl die Schuld wie auch das Verderben der menschlichen Natur sich von Adam an immer weiter auf die Menschheit vererbt habe, während heute die Lehre von der Erbsünde sich im Aussterben befindet. In betreff der Person und des Werkes Christi ist mehr eine sich zersplitternde als eine sich allmählich einigende Tendenz wahrnehmbar. Spezifische christologische Versuche sind früher kaum gemacht worden. Als dann die christologischen Fragen (um 1880) anfingen, brennend zu werden, hat sich ein großer Teil der Methodisten für die Lehren der Kenosis entschieden, während in dem größeren Rest eine einheitliche Strömung noch nicht zu entdecken ist. In der Lehre vom Werk Christi, „der Hauptlehre des Methodismus in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts,“ gab man einer gemäßigten Satisfaktionstheorie den Vorzug, mit der man ebenso sehr dem stellvertretenden Leiden Christi wie dem Gerechtigkeitssinn Gottes gerecht zu werden meinte. Heute hat sich die größere Mehrzahl der Methodisten mehr der Auffassung zugewandt, die den Tod Jesu als ethisch stellvertretend betrachtet. Der größte Umschwung hat sich auf dem Gebiet der Lehre von der christlichen Vollkommenheit vollzogen. Hier hatte John Wesley eine klar ausgeprägte Theorie: er schied zwischen Wiedergeburt und Vollkommenheit in dem Sinne, daß die letztere eine nach der Wiedergeburt zu erlebende, vollkommene Heiligung des Menschen sei, die gerade wie die erstere sich durch eine vom Heiligen Geist herstammende Erschütterung geltend macht. Heute kann man gar nicht daran zweifeln, „daß ein bedeutender Teil der Geistlichen keine Neigung mehr hat, vollkommene Heiligung zu predigen“; man hat sich zu der Theorie bekehrt, daß die Heiligung ein ohne Grenze fortschreitender Akt sein müsse. „Im ganzen ist dieser historische Rückblick erfreulich. Wandlungen sind gekommen und mußten kommen; aber übereilte Experimente waren durchaus nicht charakteristisch für die Lehrentwickelung. . . . Vielleicht mögen etliche es schwer empfinden, daß die einstige vollkommene Uebereinstimmung geschwunden ist; allein man soll doch bedenken, daß Mannigfaltigkeit in einer freien Gemeinschaft die Bedingung des Fortschrittes ist.“

Auffallend berührt bei diesen Aufstellungen, daß Professor Sheldon mit keinem Wort auf die Wandlungen eingeht, die der Artikel von der „Bekehrung“ im Laufe der Zeit erfahren hat; denn daß auch, und gerade hier, der Geist der letzten zwanzig Jahre große Aenderungen herbeigeführt hat, ist doch den Methodisten so wenig wie den Beobachtern außerhalb ihrer Kirche entgangen. (Chronik d. Chr. W.)

Ohio-Synode. Dr. M. Loy, Professor an dem theologischen Seminar zu Columbus, Ohio, der schon längere Zeit krank ist, wurde von der Delegatensynode zum Professor emeritus mit vollem Gehalt ernannt. Das theologische Seminar zu Columbus wurde im letzten Jahre von 24 Studenten besucht, von denen elf ins Predigtamt entlassen wurden. Aus dem Kollege erwartet man wenig Zuwachs, so daß man befürchten muß, weniger theologische Studenten zu haben als seit Jahren. Die Anstalten der Synode berichten, daß sie besitzen an Scholarships $43,200, Annuities $19,500, Stiftungsfonds $32,974.86, liegendes Eigentum $19,800, Testamente zu Gunsten der Synode $59,900. Dagegen ruht auf den Anstalten eine Schuldenlast von $55,563.28. Die „Kirchenzeitung" hat 5585 Besteller, der „Lutheran Standard" 3922. Ersterer erzielte in den letzten zwei Jahren einen Ueberschuß von $3153.27. Ein Antrag, die Druckerei zu verkaufen wurde abgelehnt. Dem Wunsche, eine eigene Heidenmission zu gründen, kam die Synode in der Weise entgegen, daß sie beschloß: „Einen Vertreter der Hermannsburger Mission zu unserer Synode in zwei Jahren einzuladen, um mit demselben in dieser Angelegenheit zu verhandeln. Hermannsburg soll ersucht werden, seinen Vertreter zu bevollmächtigen, unserer Synode eine Station in Afrika oder Indien zu überweisen. Unsere Kollekten fließen nach wie vor in die Kasse der Hermannsburger Mission." In zwei Jahren nahm die Synode für Heidenmission etwas über $8000 ein. Zum Präses der Synode wurde Dr. Schütte wiedergewählt. (K. Bl.)

Der „Observer" berichtet von einer neuen Sekte, die in Philadelphia von einer Frau gegründet worden ist. Sie nennt sich „die Kirche der Seele". Ihre Glaubensartikel lauten: „Wir glauben an einen Gott, der da ist der Schöpfer aller lebendigen und leblosen Dinge; die göttliche Ursache aller Wirkungen; Leben, Licht und Weisheit des Weltalls; und an die Göttlichkeit aber nicht an die Gottheit Christi, dessen vollkommenes Leben und Lehre wir als unser Vorbild annehmen. Wir glauben an den göttlichen Ursprung des Menschen und daß sein individualisierter Geist die Veränderung, die wir Tod nennen, überlebt und alle Ewigkeit hindurch fortschreitet. Wir glauben, daß der individualisierte Geist des Menschen unter günstigen Umständen mit den Engeln Gottes verkehren kann und wirklich verkehrt und die Kinder dieser Welt inspiriert. Gerechtigkeit für alle ist unser Motto; Wahrheit und Fortschritt sind unsere Parole." Es ist kein Unsinn zu groß, er findet Anklang und Anhänger, wenn er nur mit der Anmaßung etwas neues zu sein auftritt und sich mit dem Dunkel unverstandener Worte umgibt. Anstatt dem klaren Gottesworte zu folgen, laufen sie solchen falschen Propheten nach, und was das schlimmste ist, in das ewige Verderben. (K. Bl.)

„Die evang.-luth. Synode von New York und New England" ist der Name der neuen englischen Synode, die von Gliedern des New Yorker Ministeriums am 24. September in Utica, N. Y., gegründet wurde. Sie zählt 37 Pastoren, hat 10,536 konfirmierte Glieder und 17,370 Seelen. Die Snode nahm die Konstitution des Generalkonzils an und beschloß, sich dem Konzil anzuschließen. Ihr Präses ist W. F. Bacher von Kingston, N. Y. (K. Bl.)

Das zur Ergänzung der Notiz, die wir im November-Heft v. J., Seite 467, brachten.

Die evang.-luth. Synode von Michigan u. a. Staaten hielt ihre Versammlung vom 28. August bis 2. September in Albion, Mich. Die Beratung einer neuen Konstitution für die Synode und die Verhandlungen über das Predigerseminar in Saginaw nahmen die meiste Zeit in Anspruch. Dem bisherigen Direktor des Seminars, Prof. W. Linsemann, wurde auf seine Bitte hin das Direktorat abgenommen, während er seine Professur behält. Zum Direktor wurde Herr Pastor E. Beer, Präses der Manitoba-Synode, erwählt. Zum Präses der Synode wurde Pastor W. Bodamer gewählt. (K. Bl.)

Uneinigkeit unter Brüdern. Der Pastor und der Kirchenvorstand der Dreieinigkeits-Gemeinde in Cincinnati, Ohio, haben einen Protest gegen die Gründung der englisch-lutherischen Erlöser-Gemeinde an demselben Ort veröffentlicht und haben ihr die Gemeinschaft aufgesagt, obwohl beide Pastoren und Gemeinden Glieder der Synodalkonferenz sind. Die „Sprachenfrage" liegt der Schwierigkeit zu Grunde. („Observer.)

Das Obergericht von Nebraska hat vor kurzem entschieden, daß das Lesen der Bibel und das Singen religiöser Lieder in den öffentlichen Schulen von der Konstitution des Staates verboten sei. Diese Entscheidung stimmt mit dem Grundsatze überein, daß die öffentliche Schule als eine Staatsanstalt nicht die Aufgabe hat, in irgend einer Weise Religion zu lehren. Sie wird von Christen, Juden und Ungläubigen aller Schattierungen unterhalten und von deren Kindern besucht und hat darum auch kein Recht, die Ansichten einer bestimmten Klasse von Steuerzahlern über Religion und Glauben der ihr anvertrauten gesamten Kinderschar einzuprägen. Nicht der Staat, sondern die Kirche hat den göttlichen Auftrag, Religion zu lehren. Die Kirche muß für Schulen sorgen, in denen die Kinder in Gottes Wort unterwiesen werden. Wenn darum Gemeinden christliche Gemeindeschulen gründen und erhalten, um da ihre Jugend vor allem in Gottes Wort recht zu erziehen, so tun sie was ihre Pflicht und Aufgabe ist. Da kann denn auch der Religionsunterricht so gehandhabt werden, daß derselbe für die Kinder von unberechenbarem Segen ist für Zeit und Ewigkeit. (Luth. K.-Z.)

Der „Christliche Apologete" brachte in seiner Nummer vom 12. November l. J. sehr ausführliche Berichte über das Diakonissenwerk in der Deutsch-Bischöflichen Methodisten-Kirche, begleitet von guten Bildern, die Personen und Anstalten dieses Werkes prächtig illustrieren. Wir bringen an anderer Stelle einen Artikel über die Notwendigkeit eines Mutterhauses für unsere Evang. Kirche. — Auch in der Methodisten-Kirche hat man diese Notwendigkeit empfunden, dort wurde von der deutschen Methodisten-Kirche eine zentrale Diakonissenbehörde kreiert, welche die Leitung des ganzen Werkes in Händen hat. Das anerkannte Mutterhaus ist das Haus in Cincinnati, Ohio, das 1896 gegründet wurde. Die erste Diakonissenanstalt der Methodisten-Kirche wurde 1887 gegründet. Schon im folgenden Jahre befaßte sich die damalige Generalkonferenz mit der Frage der Diakonie, die als ein Zweig kirchlicher Arbeit anerkannt und dem Organismus der Bischöfl. Methodisten-Kirche einverleibt wurde. Die Generalkonferenz von 1900 unterstellte das ganze Werk dem Board der Bischöfe. Die Kirche hat über 1500 Diakonissen, 105 Anstalten und 23 Hospitäler. Es wird davor gewarnt, zu viele Hospitäler zu gründen und die gemessene Schwesternkraft in den Hospitälern zu begraben.

Wir möchten den Brüdern in unserer Kirche, welche am Diakonissenwerk tätig sind, oder doch dafür ein herzliches Interesse haben, raten, sich genannte Nummer des „Apologeten“ zu verschaffen und sich gründlich mit den dort gegebenen Ausführungen bekannt zu machen.

Eigentümlich mutet uns der Prospektus des „Christl. Ap.“ für 1903 an. Daß da gute Artikel angekündigt werden über Bibelstudium und über Joh. Wesleys Leben, dessen 200jähriger Geburtstag nächstes Jahr gefeiert wird, ist gewiß ganz an der Ordnung. — Was aber haben in einem religiösen Kirchenblatt Artikel über „die interessantesten wilden Tiere der Gegenwart“ zu tun? Wohl sind sie für die Jugend berechnet. Aber dieselben stünden doch wohl besser in einem speziell der Jugend gewidmeten Blatte. Doch das ist wohl Geschmackssache und de gustibus u. s. w.

Fortschritt der Vereinigten Evangelischen Kirche. Die Generalkonferenz dieser Kirche wurde im Oktober in Williamsport, Pa., abgehalten. Diese Kirche hat sich vor zwölf Jahren von der Evangelischen Gemeinschaft getrennt und hat seitdem sehr erfreuliche Fortschritte gemacht. Sie hat heute 63,390 Mitglieder; 715 Prediger; 887 Sonntagschulen; 820 Kirchen; 240 Predigerwohnungen und der Wert des Kircheneigentums beträgt $2,749,408. Der statistische Sekretär führt den Nachweis, daß die Kirche im verflossenen Quadriennium in jedem Departement einen erfreulichen Fortschritt nachweisen kann. Die Zahl der Glieder hat sich um sieben Prozent, diejenige der Prediger um elf Prozent und der Wert des Kircheneigentums um 41 Prozent vermehrt.

An Stelle des seligen Dr. Seibert ist Past. O. Zesch, Pastor der deutschen Presbyterianer-Gemeinde in Bloomfield, N. J., erwählt worden als Editor des deutschen „Volksfreund“. Er wird als Pastor resignieren und sich ganz seinem neuen Amte widmen. Wir gratulieren und wünschen Gottes Segen.

Bischof B. Dubs von der Ver. Evang. Kirche, deren Gesetz keinem Manne länger als acht Jahre im Bischofsamt zu bleiben erlaubt, ist von der Generalkonferenz derselben zum Editor der Evang. Zeitschrift erwählt worden. Bischof Dubs hat früher, vor 1875, acht Jahre den „Christl. Botschafter“ redigiert und war nach 1893 wieder einige Jahre als Editor tätig, ist also ein erfahrener Zeitungsmann, der als Editor gediegenes leisten kann und die Evang. Zeitschrift auf die Höhe ihrer Nützlichkeit führen wird. Bischof Stanford wurde Editor des „Evangelical“, Dr. Hartzler, der alte Editor, wurde Bischof.

Der American Board der kongregationalistischen Kirche hat seine diesjährige Sitzung in Oberlin, Ohio. Ein sehr geeigneter Ort dazu, wie es scheint. Denn aus dem dortigen College sind viele Männer hervorgegangen, die im Missionsfelde tätig sind, davon 88 in der Heidenwelt. Das ist ein glänzender Ausweis und beweist, daß dort ein feuriger Missionsgeist herrscht. Es soll daher dort auch den in China gefallenen Missionaren ein Denkmal gesetzt werden. . . . Wie gut, wenn in den höheren Lehranstalten ein Geist herrscht, der alles Wissen dem Herrn Jesus zu Füßen legt und mit Eifer an der Ausbreitung seines Reichs zu arbeiten willens ist! An verschiedenen Hochschulen wird viel in dieser Richtung getan. Yale und Harvard haben jede eine eigene Heidenmission in Angriff genommen.

Die Gesamteinnahmen des Board für das vergangene Jahr waren $845,105, davon waren $174,437 Vermächtnisse; die Gesamtausgaben waren $843,643, Kassenbestand also $1461. Die Schulden sind jetzt ein Ding der Vergangenheit. Ein so günstiger Ausweis es auch ist, so sollte doch der Board eine ganze Million zur Verfügung haben, da überall die Türen auf sind, der macedonischen Rufe viele erschallen und die vorhandenen Mittel lange nicht hinreichen, um allen Ansprüchen zu genügen, ja an manchen Orten das Werk eingeschränkt werden mußte, weil es an den nötigsten Mitteln fehlte. So sind die Aussichten beides in Indien und China, den beiden größten Heidenländern, sehr günstig. Wie hart schien zuerst der Boden, namentlich in China! Dennoch lebt ein Missionar, der dort zuerst nur 20,000 Christen antraf und diese Zahl sich zu über 100,000 hat vermehren sehen, nämlich Dr. Goodrich. . . . Die Zahl der Missionen unter der Aufsicht des Board beträgt 20, Stationen 101, Außenstationen 1301, regelmäßige Predigtplätze 1674, ordinierte Missionare 15, Missionsärzte eingeschlossen 168, unordinierte Missionsärzte 15 und 12 Frauen mit sechs männlichen Gehilfen, nebst den Frauen der Missionare (172) gibt es 188 ledige Missionsschwestern, eingeborene Pastoren 268, eingeborene Prediger und Katechisten 524, eingeborene Lehrer 1960, Bibelfrauen 268, andere eingeborene Arbeiter 561, ganze Zahl eingeborene Arbeiter 3581, Gemeinden 524, Gemeindeglieder 55,645, aufgenommen während des Jahres 5609, in den Sonntagschulen 60,321. Eine große Arbeit für die Zukunft wird in den Schulen geleistet. 167 werden für das Predigtamt vorbereitet, bei 1000 erhalten höhere Kollegialbildung und nebstdem studieren bei 11,000 in höheren Schulen, allesamt in allen Schulen sind es 60,964, die mehr oder weniger unter ernstem religiösem Einfluß stehen. So weit berichtet wurde, haben die eingeborenen Christen $167,512 im letzten Jahre beigesteuert.

Preußen.

Zu dem in voriger Nummer erwähnten Fall Horst ist seither noch ein zweiter, der Fall Neidhardt, gekommen. Wir werden über beide Fälle aus berufener Feder eine Besprechung bringen, die die symptomatische Bedeutung der Fälle in Betracht zieht. Hier kurz die Tatsachen. Pastor Horst ist nicht wegen seiner Beteiligung an der „Gemeinschaft" zur Rechenschaft gezogen, sondern weil er, wenn auch treu, so doch einseitig methodistisch gearbeitet hatte. Sein gegebenes Versprechen, sich zur Lösung des tatsächlich unhaltbar gewordenen Verhältnisses, auf eine andere ebenso gute Stelle versetzen zu lasse,n hielt er nicht. Da nun die Majorität seiner Glieder der Kirche, bei längerem Verweilen von Pastor Horst in Mansbach, gänzlich entfremdet wären, hat ihn das Konsistorium mit Gewalt, d. h. durch Disziplinarprozeß fortgenommen. Die Schuld, daß es zu einem „Fall" gekommen ist, liegt an den Kirchengesetzen, nach welchen die Gemeinde kein Kündigungsrecht hat, und auch das Konsistorium nicht das Recht hat, einen Pfarrer gegen seinen Willen, außer als Strafe, zu versetzen. Ein Grund zu solcher lag nun nicht vor, denn Horsts Wandel ist anerkannt makellos. Doch ist bezeichnend, daß Horsts nähere Amtsbrüder, der hessische Pfarrverein, sich gegen ihn ausgesprochen haben, weil eben seine Amtsführung keine gesunde war. Horst las keine Bücher außer der Bibel, brauchte keinen Arzt als den Herrn, verwarf die Vorbereitung auf die Predigt, hatte im Gottesdienst so eine Art von Bußbank und noch mehr solche Besonderheiten.

Viel einfacher liegt der Fall Neidhardt. Dieser, von „mehr als freier

Richtung", bewarb sich um ein Pfarramt bei Berlin, wurde auch gewählt, aber vom O. K. R. nicht bestätigt, weil er sich nach der Probepredigt mit Vorstandsgliedern in einem Wirtshaus versammelt hatte; wodurch er unwissentlich gegen einen Gesetzparagraphen verstieß, der jeden Verkehr des Kandidaten mit den Gemeindeorganen bis nach der Wahl verbietet. Positive und Liberale sind sich einig, daß ein solches Vorschützen eines formellen Grundes des Evang. Oberkirchenrates unwürdig sei und tadeln lebhaft die Halbheit des Kirchenregiments, das nicht wagt, mit dem wahren Grunde, R.s negativer Richtung, frei herauszukommen.

Zum Kapitel der Predigtvorbereitung ist folgendes von Interesse: In den „Verhandlungen der achten Gnadauer Pfingstkonferenz, gehalten zu Schönbeck a. d. Elbe vom 20. bis 22. Mai 1902", lesen wir S. 26 ff.: Graf C. Pückler aus Berlin sagte: „Die Kraft und Wirkung des verkündigten Wortes liegt nicht an vernünftigen, aber auch nicht an törichten Worten, sondern daran, daß die Worte vom Heiligen Geist gewirkt oder gegeben sind. Die Predigt des Wortes ist um so wirksamer, je mehr der Prediger offen ist für Geistesleitung. Ist er das, so bedarf es nicht spezieller Vorbereitung, auch nicht der Abfassung eines Manuskripts, noch weniger des Auswendiglernens einer Predigt oder Ansprache. Diese Dinge sind nur Hindernisse für den Geist Gottes. Wie kann man beten, daß einen der Heilige Geist leiten möge, wenn man schon das Manuskript seines Vortrages in der Tasche oder den Inhalt desselben im Kopfe hat!" Darauf erwiderte Gemeinschaftspfleger Kohn aus Leipzig: „Geistesleitung schließt Vorbereitung nicht aus. Die Vorbereitung braucht keine mechanische zu sein, so daß man beim Reden sich ängstlich an einen Gedankengang, den man sich vorgenommen oder aufgeschrieben hat, halten müßte. Man bereitet sich vor durch Gebet, insbesondere durch Gebet um Geistesleitung, die man ganz besonders zur Vorbereitung braucht, durch Vertiefung ins Wort Gottes, auch in den Text, den man speziell zu behandeln hat. Man sammelt Gedanken aus dem Wort und über das Wort, und gibt dann beim Vortrag, was man empfangen hat und unter dem Reden noch empfängt." Schließlich meinte Oberstleutnant von Knobelsdorf: „Was die Frage betrifft, ob der Verkündiger des göttlichen Wortes sich vorbereiten soll oder nicht, so ist nach der Schrift zu unterscheiden zwischen Lehren und Weissagen. Die Gemeinde des Herrn bedarf beides. Das Weissagen ist ein Reden aus dem Geist und geschieht ohne Vorbereitung, hat daher auch den Reiz und die Kraft der Unmittelbarkeit; das Lehren aber erfordert allweg Vorbereitung."

Als ein Prediger einst Klaus Harms gegenüber sich rühmte, daß er keiner großen Vorbereitung auf die Predigt bedürfe, da er sich auf die Eingebung des Heiligen Geistes verlasse, gab Harms ihm die treffende Antwort: „Wenn ich nicht genügend vorbereitet war, hat mir der Heilige Geist nie etwas anderes gesagt als: Klaus, du bist faul gewesen."

Liberale Toleranz. Aus einem Brief an die „Chr. W." entnehmen wir folgendes: „In der Vorrede der Realencyklopädie (gemeint ist die dritte Aufl. der Herzog-Plittschen Realenc. f. prot. Theol. und K.) wird von Herrn Professor Hauck, dem Herausgeber, hervorgehoben, daß das Werk nach wie vor nicht exklusiv sei. Es heißt dort weiter: „Nicht die Anschauungen und die Interessen einer theologischen Schule können für sie (die R.-E.) bestimmend sein, sondern jeder Beitrag ist willkommen, der als Ergebnis wohlerwogener wissenschaftlicher Ueberzeugung sich darstellt." Auf Grund

dieser Zusicherung haben viele Theologen, auch durchaus modern gerichtete, diese Encyklopädie bestellt. Bittere Enttäuschung erlebt man aber, wenn man nach solchen doch wohl ernst zu nehmenden Versprechungen im elften Bande Seite 680 liest: „Nur eine Art der Lüge, die zu andern Zeiten blühte, ist neuerdings ziemlich außer Kurs gekommen: die religiöse Heuchelei. Man trifft sie noch und erträgt sie kaum in der modernen Theologie, wo mit kirchlich-dogmatischen Begriffen Falschmünzerei getrieben wird und christliche Wendungen mißbraucht werden, um den Unglauben zu bemänteln."

Nun enthalten diese gesperrt gedruckten Worte nicht die Wahrheit? Aber das lassen die „Liberalen" nicht gelten. Wie wir einer von Prof. Ed. König im Rbt. 219 gegebenen Besprechung entnehmen, hat sich der Orientalistenkongreß in Hamburg auch mit der Frage „Babel und Bibel" beschäftigt, und sich den Aufstellungen von Prof. Delitzsch gegenüber ablehnend verhalten. Der Vortrag, den Geh.-Rat Prof. Adalbert Merx-Heidelberg über den „Einfluß des Alten Testaments auf die Ausbildung einer Universalgeschichte" gehalten hat, gipfelte in dem Satze, daß die Babylonier zwar viele Materialien zur vorderasiatischen Kultur geliefert haben, daß aber der Geist, der diese Materialien zu einem erhabenen Bau zusammengefügt hat, nicht aus Babel stammt.

Die Wuppenthaler Festwoche nahm ihren traditionellen Verlauf in Barmen-Elberfeld vom 2.—10. Aug. Am Samstag, 2. Aug., hielt der Westdeutsche Jünglingsbund seine 54. Generalversammlung ab, der am nächsten Tage der Jahresfestgottesdienst folgte, in der der Bundesvorsitzende über manche Angriffe, aber auch über manche Anerkennung berichtete. Am selben Tage feierten die Barmer und Elberfelder Missions-Jungfrauenvereine ihre Jahresfeste. Es würde zu weit führen, alle die einzelnen Festversammlungen aufzuführen. Nennen wir die hauptsächlichsten. Am Mittwoch, dem 6. Aug., fand das Jahresfest der Rheinischen Mission statt mit Gottesdiensten in Barmen und Elberfeld, in denen zehn Missionare ordiniert wurden. Aus dem Jahresbericht des Inspektors Dr. Schreiber entnehmen wir mit Freuden, daß in China die Aussichten sich günstiger gestaltet haben. Der Evangelische Bund am Donnerstag-Abend stand noch unter dem Eindruck der Saarbrücker Versammlung (vgl. die Nov.-No., Seite 471). Die Pastoralkonferenz am Freitag beschäftigte der „Unterschied zwischen Theologie und Religionswissenschaft." Außer den genannten waren noch verschiedene andere Versammlungen, so daß in der ganzen Festwoche etwa 90 längere Reden und Ansprachen gehört wurden. Vielleicht etwas viel; doch wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen.

Aus dem Allg. Evang.-Prot. Missionsverein ist einer seiner Sendboten, Missionar Pastor Kranz ausgetreten, weil sich der Verein weigerte, sein Bekenntnis zu Christo, als zu dem Sohne Gottes, zu präzisieren. Wir können Pastor Kranz nur beistimmen; denn wenn die Mission nicht den lebendigen Gottessohn predigen will, ist sie unnütz, ja sogar schädlich.

Braunschweig.

Die Reform der Besoldungsverhältnisse der Pfarrer ist zum glücklichen Abschluß gelangt. Wie man sich aus der Rundschau des Juliheftes entsin-

nen wird, war die Frage so weit gediehen, daß es nur noch der Zustimmung der Landessynode bedurfte, um die Vorlage rechtskräftig zu machen. Zu diesem Zweck hat eine außerordentliche Landessynode vom 29. April bis 3. Mai getagt, und das der Geistlichkeit überaus günstige Gesetz angenommen. Vorgesehen ist außerdem noch eine Erhöhung der einzelnen Gehaltsstufen um je 300 Mk., so daß das Minimalgehalt 2700 Mk. und das Maximalgehalt 6300 Mk. betragen wird. Nur weil aus Mangel an Mitteln dieses Ziel nicht gleich zu erreichen war, begnügte man sich vorläufig mit der im Juliheft gegebenen Skala. Diese ist für die Geistlichen insofern äußerst günstig, als die Gehaltssteigerung vom 13. bis 24. Dienstjahre je 500 Mk. beträgt für drei Dienstjahre. Es sind das gerade die Jahre, in denen die Erziehung und Ausbildung der Kinder besondere Ausgaben nötig machen. Zur Durchführung der Reform schießt der Staat vorläufig ca. 75,000 Mk. zu; doch wird sich diese Beihilfe allmählich verringern, je mehr die bisher höher dotierten Pfründen durch den Abgang ihrer jetzigen Inhaber frei werden, so daß deren Ueberschüsse in die Besoldungskasse fließen. Man hofft die Reform in etwa 20 Jahren völlig durchzuführen. — Der zweite Gegenstand, der auf der Synode zu einem erfreulichen Ende gelangt ist, ist die Einführung eines neuen Gesangbuches. Die letzte (achte) ordentliche Synode hatte in dieser Sache mit einem schrillen Mißklange geschlossen, indem das Kirchenregiment sich genötigt sah, eine Gesangbuchsvorlage zurückzuziehen. Von dieser Seite war nach den mit der Synodalmajorität gemachten Erfahrungen keine neue Vorlage zu erwarten, wie auch offiziell kundgegeben wurde. Da trat auf die Nachricht der Einberufung einer außerordentlichen Synode der Pfarrverein vermittelnd ein. Auf seine Anregung traten zwei Glieder der Rechten und zwei der Linken, je ein geistliches und ein weltliches zu einer freien Kommission zusammen, die auf Grund der früheren kirchenregimentlichen Vorlage einen neuen Entwurf aufstellte, in dem die hauptsächlichsten Wünsche des Kirchenregiments berücksichtigt waren. Dieser so entstandene Entwurf fand privatim die Billigung des Konsistoriums und auch die Zustimmung der einzelnen Synodalen. So wurde denn in der ersten Sitzung der außerordentlichen Synode ein betr. Antrag eingebracht, an eine Kommission von fünf Mitgliedern verwiesen und in der dritten Sitzung mit allen gegen eine Stimme angenommen. Ueber das bisherige Gesangbuch sei noch in Kürze erwähnt, daß das „alte" braunschweigische Gesangbuch vom Jahre 1698 auf Betreiben „der öffentlichen Meinung in der aufgeklärten Residenz" im Jahre 1779 durch das jetzige rationalistische Gesangbuch ersetzt, von dem ein kompetenter Beurteiler, Beste, „Geschichte der braunschweigischen Landeskirche" urteilt: Kein Schritt ist für die Entkirchlichung der großen Massen entscheidungsvoller gewesen, als dieser. (A. a. O., S. 464.)

Lutherische Polemik gegen den Unglauben. Eine Probe desselben die durch ihren groben tölpelhaften Angriffsstil den gänzlichen Mangel an Gründen zu ersetzen versucht, bietet der bei den amerikanischen Lutheranern in hohem Ansehen stehende Pastor Paulsen-Kropp in seinem Blatte. In No. 26 heißt es: „Da werden ja doch so viele Heiden jetzt christlich und da spricht der Herr oft: Fahr aus, du unreiner Geist! Zuerst ist der Teufel in die Säue gefahren, aber wir haben schon so viele zweibeinige vom Teufel besessene Schweine in den Dörfern, deren höchstes Vergnügen das Saufen ist, daß kein Platz mehr da war. Da ist der Teufel in die Professoren gefahren und die haben sich erhoben und in das Meer

der Wissenschaft gestürzt, und aus diesem Meer kommen nun die modernen Menschen heraus. Ursprünglich sind das Heringe gewesen oder Stinte, Dorsche oder Kaulquabben, aber befruchtet von den ins Meer gefallenen Professoren haben sie sich entwickelt zu modernen Menschen. Genaue Kenner können allerdings noch immer das Fischige an den modernen Menschen merken, besonders der Hering ist nicht so leicht abzustreifen" u. s. w. Zwar in der Sache sind wir mit Pastor Paulsen einverstanden, nämlich, daß der Unglaube bekämpft werden muß. Aber die Wahl der Waffen ist töricht. Vorstehende Worte sind nicht aus dem Geist der Liebe geschrieben, um Irrende zu belehren. Man sehe sich doch diese angeblich witzigen Bemerkungen an. Ob die wohl jemand vom Unglauben abhalten oder bekehren? Item, mit Dreschflegeln kann man nicht die himmlischen Zymbeln schlagen.

Als vor nahezu 50 Jahren die Einrichtung einer päpstlichen Nuntiatur in Berlin unter dem romantischen und kirchenpolitisch unklaren König Friedrich Wilhelm IV. drohte, schloß gegenüber dieser Gefahr Otto Mejer das dritte Buch seines Werkes über „die römische Propaganda, ihre Provinzen und ihr Recht," nachdem er den Zusammenhang der Nuntiaturen mit der römischen Propaganda und Mission dargetan, mit der Bemerkung, er wünsche beigetragen zu haben, zweierlei klar zu machen: „Erstens, daß der deutsche Protestantismus, mögen einzelne Katholiken noch so tolerant über ihn denken, von der katholischen Kirche als solcher ganz ebenso bekämpft wird, wie indianisches oder chinesisches Heidentum; daß Deutschland ganz ebenso ein Land der Mission ist, wie China, und daß von der Achtung der evangelischen Kirchen als sogenannter Schwesterkirchen katholischerseits gar nicht die Rede ist. Zweitens, daß, weil Deutschland ein Missionsland ist, die katholische Kirche nicht die Absicht hat und auch nicht zufrieden damit ist, noch sein kann, bloß ihren Besitz daselbst zu schützen und in Ruhe und Freiheit innerhalb dessen zu wirken; sondern daß alle ihre deutschen Verhältnisse von dem Gedanken der Bewegung gegen den Protestantismus beherrscht werden, daß, wenn sie Freiheit verlangt, dies die Freiheit des Kampfes gegen den Protestantismus, wenn sie Ruhe und Unterstützung fordert, dies Ruhe und Unterstützung des Vordringens gegen ihn ist; daß endlich der deutsche protestantische Staat, indem er ihr dient, nur dann gewillt sein kann, nicht gegen sich selbst zu operieren, wenn er ohne Protestantismus bestehen zu können meint: Friede aber vor ihr niemals haben wird." Es ist zeitgemäß, gegenüber den Bestrebungen der Römlinge, auch in Washington, D. C., eine Nuntiatur einzurichten, alle die es angeht, an diese unanfechtbaren Tatsachen zu erinnern.

Frankreich.

Ueber die Fortschritte des Protestantismus in Frankreich entnehmen wir der „Chr. W." folgendes. Zunächst ist eine stetig wachsende, der „Los von Rom" ähnliche Bewegung unter der Priesterschaft zu bemerken, deren Leiter Bourrier allen Anzweiflungen gegenüber dabei bleibt, daß seit 1897 nach Ausweis seiner Register 600 Priester ihre Demission gegeben haben. Im Jahre 1901 hat das sogenannte „Werk der französischen Christenheit" etwa 100 Priester in allerlei Berufsarten untergebracht, 56 mit Geld weitergeholfen und 12 Stipendiaten an verschiedenen Fakultäten unterstützt; sieben seiner Schützlinge wurden in ein evangelisches Pfarramt eingesetzt. Was ist nun aus diesen 600 évadés! (d. h. Ausgewanderten, nämlich aus dem Priesteramt) in religiöser Hinsicht geworden? Sicher ist, daß nur ein

kleiner Teil derselben zum Protestantismus übertrat und daß wir über die religiöse Entwicklung der meisten überhaupt nichts mehr erfahren. Manche arbeiten wohl auch nach ihrem Uebergang zu einem bürgerlichen Beruf noch am **Chrétien Français**, d. h. der Französische Christ (eine religiöse Zeitschrift) mit, aber viele werden zugleich mit der römischen Kirche dem Christentum überhaupt den Abschied geben und für eine positive Teilnahme an künftigen Reformen verloren gehen. Die Entwicklung des Exabbé Charbonnel, der noch vor drei Jahren in der protestantischen Christlichen Revue für den Amerikanismus eintrat und heute die fanatisch atheistische „Vernunft" redigiert, dürfte für manche dieser Priester typisch sein.

Uebrigens sieht Bourrier in diesen zahlreichen Demissionen durchaus nicht den einzigen, ja wohl nicht einmal den wichtigsten Erfolg seiner Mühen, sondern in der Mitarbeit an der religiösen und wissenschaftlichen Neubelebung des französischen Klerus, an der inneren Befreiung des französischen Klerus von der jesuitischen Afterreligion und der vatikanischen Pseudowissenschaft.

So bewegt die Ueberzeugung, daß der römischen Kirche durch halbe Reformen überhaupt nicht zu helfen sei, Jahr für Jahr eine Reihe von Priestern zum offenen Anschluß an die reformierte Kirche durch die Vermittlung der „Arbeit an den Priestern" in Courbevoie. Dieser Verein hat seit 1884 etwa 130 Priester angenommen, von denen gegen 40 protestantische Pfarrer oder Evangelisten geworden sind. Im Jahre 1900—'01 konnte er 23 Priester unterstützen, 1901—'02 hatte er unter seinen 19 Schützlingen sechs Studenten der Theologie.

Ueber die Hauptarbeit, die Evangelisation der großen Massen, müssen wir uns hier auf einige Zahlen beschränken. Als im Oktober 1897 in Lille der erste Evangelisationsversuch gemacht wurde, waren nicht mehr als 35 Personen zusammen zu bringen. Heute zählt der von evangelischen Pfarrern ins Leben gerufene Verein vom „Blauen Kreuz" mehr als 220 Arbeiterfamilien mit etwa 800 Personen. 1897 wußte man noch nichts von einer Sonntagschule, 1898 stieg die Zahl der Kinder von 80 auf 150, heute stehen etwa 1000 Kinder unter ihrem Einfluß. Im Pas de Calais verdankt die Gemeinde Liévin ihre Entstehung einem protestantischen Begräbnis: heute zählt sie mehr als 300 Seelen, darunter nur drei altprotestantische Familien. Im Westen, in der Saintonge, feiert die alte Hugenottenkirche Auferstehung. 1807 zählte man noch 12 Kirchengemeinden mit 17 Pastoren, heute 152 Kirchen oder Evangelisationsposten und jedes Jahr kommen neue dazu. Das 1895 gegründete Werk der Ausbreitung des Evangeliums in Pons erstreckt sich heute auf 37 Gemeinden und hat der ursprünglich kaum mehr als 50 Seelen zählenden Gemeinde Pons in sechs Jahren 1025 Proselyten zugeführt. Im Lot gab es bei der letzten Volkszählung, die nach der Konfession fragte, im Jahre 1878, nur 38 Protestanten, heute mehr als 500, die fast alle in den letzten Jahren aus der römischen Kirche übergetreten sind.

Gleichzeitig, wenn auch nicht aus gleicher Ursache, tobt in Frankreich ein heftiger Kampf um die Schule. Die Tatsachen sind in Kürze folgende: die katholische Kirche war auf dem besten Wege, sich ganz und gar des Unterrichts der Jugend in den Volksschulen zu bemächtigen. Das Gesetz von 1881, laut welchem jeder Lehrer ohne Unterschied sein staatliches Diplom haben muß, und dasjenige von 1886, das den kirchlichen Schulen ihre bisherigen Privilegien entzog, hatten keinen anderen Erfolg als den, daß die freien

Schulen und ihre Lehrer nur noch sich vermehrten. Während der Jahre 1892—'97 allein haben die Staatsschulen 90,683 Schüler verloren und die freien kirchlichen Schulen davon 65,811 gewonnen. Die Katholiken Frankreichs opfern alljährlich etwa 56 Millionen Frcs. für diese Schulen. In denselben wird aber nicht der edle, christliche Katholizismus der seltenen Vertreter der liberalen Richtung, gelehrt, sondern der strenge Ultramontanismus, der alles Nichtkatholische perhorresziert und den jugendlichen Herzen den Haß gegen alles einpflanzt, was nicht streng mit dem Syllabus übereinstimmt. Der Gegner des Katholizismus ist aber nicht der Protestantismus, sondern der radikale Atheismus. Somit können zur Zeit die Protestanten nichts besseres tun, als die beiden Gegner ihren Kampf ausfechten zu lassen, jedenfalls haben sie keine Ursache, sich mit der römischen Kirche zu verbünden, von der sie bei einem eventuellen Siege offenbar nur Druck und Schädigung zu erwarten hätten.

Was die Gesinnungen betrifft, die dieser Kampf hervorgerufen, so sind sie wohl am deutlichsten durch die Widerstandscenen in der Bretagne und die Manifestationen in Paris gekennzeichnet worden. Nachdem das Gesetz vom Juli 1901 angenommen war, erachtete die ultramontane Partei, daß jetzt die günstige Zeit gekommen sei, um dem Staate den Krieg zu erklären, und um ihn mit Erfolg durchzuführen, hieß man die weiblichen Kongregationen ihren Unterricht in den Schulen fortsetzen, als ob kein Gesetz eine Autorisation für denselben forderte. Würde der Staat dann gegen die Schulschwestern, diese frommen und unschuldigen Frauen, vorgehen, die dem Volke in der Schule wie am Krankenbette nur Gutes tun, so hofften die Ultramontanen das Volk sicher auf ihrer Seite zu haben. Und ganz falsch war diese Rechnung nicht. Von Paris aus wurde die klerikale Presse mit Zirkularbriefen versehen, von denen einer folgenden Wortlaut hat: „Das Kabinett Combes ist schön entwischt. Setzen wir einen Augenblick den Fall, daß Blut geflossen wäre. Die besten Petitionen werden mit den Heugabeln gemacht. Mit Ingrimm denkt man daran, daß die Bretagne das Zeichen der Befreiung hätte geben können, und daß man sie verhindert hat, unseren Feinden die einzige Züchtigung zu geben, die diese Elenden fürchteten. Unsere Nachkommen werden eine solche Verirrung weder verstehen, noch gutheißen. Sie werden nicht begreifen, daß die Katholiken die einzige Armee, auf die sie zählen konnten, heimgeschickt, und daß sie dem Kriege Verhandlungen vorgezogen haben."

Dieser Brief zeigt recht deutlich, wie nötig den Franzosen das Evangelium ist; denn daß der Katholizismus zur Bekämpfung des Unglaubens Heugabeln als „einzige Armee" hat, zeigt einen unendlich traurigen Verfall der Kirche.

Italien.

Freierer (??? Die Red.) Geist im italienischen Katholizismus. In Rom hat sich ein „St. Hieronymusverein zur Verbreitung der heiligen Evangelien" gebildet, der Evangelien und Apostelgeschichte in billigen Ausgaben unter das italienische Volk zu bringen sucht. Die Uebersetzung stammt von dem römischen Priester Guiseppe Clementi und ist, wie das Unternehmen überhaupt, von der Kurie approbiert. Der Verein verdient als ein „Zeichen der Zeit" innerhalb der katholischen Welt Beachtung. Die „Revue biblique" des Pastor Lagrange in Frankreich und die Studi religiosi in Italien lassen es sich mit allen Kräften angelegen sein, der Bibel in wissenschaftlichen und nichtwissenschaftlichen Kreisen der roma=

nisch-katholischen Welt zum Ansehen zu verhelfen. Einer der Mitherausgeber der genannten Studi, der Barnabit Semeria in Genua, ein vielseitig begabter, auch als Redner hervorragender katholischer Theologe, klagt in seiner Schrift „Dogma, Hierarchie und Kultus in der Urkirche" darüber, daß die übertriebene Reaktion gegen den Protestantismus unter den Katholiken eine so große Gleichgültigkeit gegenüber der Heiligen Schrift, namentlich gegenüber den paulinischen Büchern zur Folge gehabt habe. Wäre doch die Frömmigkeit selbst „viel fester und tiefer gegründet, wenn sie sich an diesen Schriften nährte, die so reich an Geist und Gemüt, so tief menschlich und so erhaben göttlich sind."

Wo diese freiere Geistesrichtung in der katholischen Theologie der romanischen Länder Fuß faßt, ist eine Auseinandersetzung mit der evangelisch-theologischen Arbeit des Nordens, zumal Deutschlands, ja eine Anlehnung an sie und eine Benutzung ihrer Ergebnisse, unvermeidlich. Von einzelnen Führern auf dem Weg dieser neuen Bestrebungen kann geradezu gesagt werden, daß sie deutsch-evangelischer Theologie ihr bestes verdanken, daß sie, ohne es vielleicht selbst klar zu empfinden, den von Rom hundertmal verdammten reformatorischen Grundsätzen der freien Forschung, der Freiheit des Gewissens im Erkennen und im Glauben, sich mit ihrem besten Sein gefangen gegeben haben.

So hat der Hauptredakteur der Studi religiosi, Pastor Minocchi, eine wissenschaftliche Uebersetzung der Evangelien erscheinen lassen, die auf jeder Seite von der Bekanntschaft mit deutsch-evangelischer Theologie zeugt. Zwar sagt der gelehrte Verfasser in seiner Vorrede, er habe sich „mit möglichster Genauigkeit" an den lateinischen Text der Vulgata gehalten und sei nur in seltenen Fällen dem griechischen Texte gefolgt, dort nämlich, wo die Vulgata weniger deutlich und genau übersetze. In Wirklichkeit zeugt seine Uebersetzung von dem Bestreben, die Ergebnisse der modernen textkritischen Forschungen treulich zu verwenden, und er nennt als seine Quellen ausdrücklich Tischendorf, Westcott, Nestle, Weizsäcker, dessen deutsche „kritische" Uebersetzung er ebenfalls benutzt hat. Ebenso hat er Holtzmanns, Jülichers, Révilles („Jesus von Nazareth") und Harnacks Arbeiten fleißig zu Rate gezogen. Es zeugt gewiß von wissenschaftlicher Unbefangenheit, wenn Minocchi die Bücher dieser Autoren dem Studium seiner Fachgenossen empfiehlt und auch, allerdings etwas verdeckt, in der Vorrede mitteilt, daß er die trefflichen Karten, die seinem Werke beigegeben sind, „al Bibelanstalt di Stoccarda", d. i. der privilegierten württembergischen Bibelanstalt zu Stuttgart verdanke. Es mag den evangelischen Leser Wunder nehmen, daß einer wissenschaftlichen Arbeit, deren Quellen und Hilfsmittel fast ausschließlich auf dem Gebiete der protestantischen Theologie liegen, das „Imprimatur" des Vatikans zuteil werden konnte.

In der September-Nummer haben wir bei Erwähnung dieses Vereins die Befürchtung ausgesprochen, daß der römische Pferdefuß bald zu Tage treten würde; ob mit Recht, mag folgender Ausschnitt aus der „Allg. Ev.-Luth. K.-Zt." zeigen:

Nachdem das Bibelstudium nebst der Bibelkritik von einzelnen katholischen Gelehrten und selbst von Prälaten sehr empfohlen worden ist, während andere sich dagegen erhoben haben, hat der Papst eine Kommission, bestehend aus den drei Kardinälen Parocchi, Vivés und Segna eingesetzt, welche alle auf die biblischen Studien bezüglichen Fragen untersuchen und entscheiden soll. Insbesondere wird sie die Art und die Ausdehnung der göttlichen In-

spiration der Bibel feststellen, „ebenso sich bemühen, die zwei entgegengesetzten Schulen, in die sich zur Zeit der Katholizismus teilt, zu vereinigen, von denen die eine behauptet, daß die Inspiration sich auf die ganze Bibel erstreckt, während die andere sie nur auf eine gewisse Anzahl von Stellen beschränken möchte.“ Schade, daß der Papst nicht schon lange auf diesen feinen Gedanken gekommen ist. Wie viel Mühe und Not und Kampf hätte er den armen Theologen ersparen können!

Diese Kommission wird dem Hieronymusverein schon die rechte Inspiration beibringen, und die Vereinigung der entgegengesetzten Schulen wird ihr erst recht keine Mühe machen. Rom spricht, und die Pastoren Clementi, Lagrange, Semeria, Minocchi u. s. w. — gehorchen. Dafür sind es ja eben katholische Priester.

Australien.

Ueber Pläne der römischen Mission auf Neu-Guinea schreibt man der „Schlesischen Zeitung“ aus kolonialen Kreisen: „Es hieß, daß die katholischen Missionare gern größere Ländereien erwerben möchten. Zur Erklärung dessen wird folgendes mitgeteilt: Die katholische Mission hat an die Neu-Guinea-Kompanie das Ersuchen gestellt, ihr in gewissen Häfen Ländereien zur Ansässigmachung zu überlassen. Die Neu-Guinea-Kompanie hat aber das Gesuch namentlich mit Rücksicht darauf abgelehnt, daß in diesen Häfen die evangelische Mission sich schon früher angesiedelt hatte. Dieser ablehnende Beschluß der Kompanie ist dem Wunsche entsprungen, einem Streite der Missionen evangelischen und katholischen Bekenntnisses auf Neu-Guinea vorzubeugen, einem Streite, der eine der unerfreulichsten Erscheinungen auf kolonialem Gebiete ist und anderwärts, so in Ost-Afrika, in Togo und Südwest-Afrika nicht nur das Ansehen der Religion, sondern der Europäer überhaupt bei den Eingeborenen sehr geschädigt hat.“

Litteratur.

Theologischer Jahresbericht. Einundzwanzigster Band. Die Litteratur des Jahres 1901. Berlin. C. A. Schwetschke & Sohn. Erste Abteilung. Vorderasiatische Litteratur und außerbiblische Religionsgeschichte. Zweite Abteilung. Das Alte Testament.

Diese zwei Abteilungen sind in den früheren Jahren nur eine gewesen. Das fortwährende Anwachsen der Litteratur auf diesen Gebieten, hat aber eine Teilung nötig gemacht. Während die diesbezügliche Litteratur des Jahres 1885 auf 93 Seiten verzeichnet und besprochen wurde, so sind für die des Jahres 1900 etwa 100 Seiten mehr nötig gewesen, und für die von 1901 sind noch einmal 50 Seiten mehr hinzugekommen, so daß der Umfang jetzt 244 Seiten beträgt.

Die erste Abteilung umfaßt: „Allgemeines über Völker, Sprachen und Religionen des Morgenlandes,“ sodann Aegyptologie, Assyriologie, Arabisch und Aethiopisch, Aramäische Dialekte, Phönizisch und Semitische Paläographie und Epigraphik. Darauf folgt ein größerer Abschnitt: Nichtsemitisches Heidentum und Islam.

Die zweite Abteilung hat folgende Rubriken: Text, Sprache, Einleitungswissenschaft und litterarische Kritik der Bücher des Alten Testaments, Auslegung, Alttestamentliche Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, Geschichte der israelitischen Religion und alttestamentliche Theologie und endlich Judentum.

Die Masse des litterarischen Stoffes wäre für den einzelnen unübersehbar. So umfaßt z. B. die Registrierung der Litteratur über die prophetischen Bücher beinahe zwei Seiten, die über den Pentateuch und das Buch Josua etwa ebenso viel. Daß das meiste nur ganz kurz und nur einzelnes eingehender besprochen wird, ist ebenfalls bei dem großen Umfang dieser Litteratur selbstverständlich.

Vom Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh gingen uns folgende Schriften zu: „Gethsemane.“ Ein Beitrag zum Verständnis der Geschichte Jesu und unserer Erlösung. Von Dr. H. Cremer, O. P. d. Th. in Greifswald. 104 S. Preis: 1,20 M.

Rezensieren darf nur der ein Buch, der es besser machen kann. Bei dieser Schrift soll alle Kritik wohl schweigen. Möge dies Buch viele andächtige Leser finden. Cremers Hauptstärke ist seine, dem Scheermesser vergleichbare, scharfe logische Denkweise und verbunden mit ihr, eine unvergleichlich innig tiefe Gemütsart. Mit der ersteren entfernt er alles Irrige, um dann mit der anderen an die positive Beantwortung der Frage heranzutreten: Was hat Jesus in Gethsemane bis an den Tod betrübt, die er so beantwortet, daß es die jetzt Wirklichkeit werdende Sünde der bewußten Verwerfung des Heilandes durch sein Volk ist, die ihn so niederdrückt. Da aber Cremer immer neben das Volk des Alten Testamentes das des Neuen Bundes stellt, und auch für uns die praktischen Konsequenzen zieht, so wirkt das Buch als eine erschütternde Bußpredigt, aber dann auch als eine überzeugte Heilsverkündigung. Eine ganz geringe Aenderung möchten wir für die zweite Auflage emfehlen, nämlich in Kap. 1 die wenigen griechischen Worte deutsch wiederzugeben. Aber auch so ist das Buch für Laien durchaus verständlich und empfehlenswert. Dies Buch hat ein Jünger, der „an des Herrn Brust lag“ geschrieben. S.

Aus demselben Verlag kommt: „Ueber den Synkretismus. Aphorismen zur kirchlichen Frage von Nequis. 37 S. Preis: 0,60 M.

Diese Schrift trägt zu deutlich den Charakter einer gegen die evangelische (unierte) Kirche gerichteten Tendenzschrift, als daß wir viele Worte über sie machen sollten. Union ist dem Verfasser identisch mit Synkretismus, und Synkretismus ist ihm Sünde. Das genügt! Eins nur müssen wir Herrn „Niemand“ noch vorhalten, nämlich, was man den separierten Lutheranern immer wieder sagen muß, daß es absolut unwahr ist, daß die Union eine Aenderung des Bekenntnisstandes ist, wie er Seite 24 behauptet. Die Union tastet weder dem Menschen noch der Gemeinde ihr Bekenntnis an. S.

Aus demselben Verlag geht uns zu: „Das menschliche Personenleben und der Christliche Glaube nach Paulus.“ Von Lic. Dr. A. Röhricht. 155 S. Preis: 2,40 M.

Als einen „Beitrag zum Verständnis des Christentums als Religion und Sittlichkeit“ bezeichnet der Verfasser sein Werk, von dem er erwartet, daß es eine „zeitgemäße“ Erörterung der Frage nach dem „Wesen des Christentums“ sein werde. Nach diesen Worten der Vorrede gingen wir, offen gestanden, mit einigem Mißtrauen an die Lektüre dieses Buches. Desto freudiger berührte es uns, daß der Verfasser nicht, wie die moderne Theologie, Paulus verstehen will oder besser mißverstehen, indem er seinen Horizont „zeitgeschichtlich“ begrenzt oder beschränkt denkt. Es ist ja beinahe wunder-

bar, daß ein mit allen modern-theologischen Schriften bekannter und mit großer Gelehrsamkeit ausgerüsteter Bibelforscher unumwunden ausspricht: „Die Wahrheit der Menschheit Jesu besteht in seiner Gottheit“ u. s. w. (S. 53.) Desto mehr können wir dies Buch tiefer forschenden Seelen, zur besseren Erkenntnis der Lehre Pauli empfehlen. Für Laien ist das Buch kaum berechnet, wegen seiner zahlreichen exegetischen Forschungen und auch wegen der Schwierigkeit, die die Schreibweise des Verfassers dem theologisch Ungeschulten bietet. S.

Gerade vor Schluß des Manuskripts für die Januar-Nummer, kamen aus dem Verlag von A. Deichert (Geo. Böhme) in Leipzig uns noch folgende vier Schriften zu, deren Empfang und Inhalt wir zunächst noch kurz anzeigen:

Der Logos. Ein Versuch erneuter Würdigung einer alten Wahrheit. Von Lic. Dr. Th. Simon, Schloßpfr. in Cottbus. 132 S. Preis: 2.25 Mk. Inhalt: 1. Die Logosidee in der Vorgeschichte. 2. Die christliche Logosidee. Zweckbedeutung: Leben. Fürs Erkennen: Licht.

Geschichte der Orientalischen Kirchen von 1453—1898. Von A. Diomedes Kyriakos. Prof. in Athen. Autor. Uebersetzung von Lic. Dr. Erw. Rausch. 280 Seiten. 4 Mark. Ein für uns Abendländer äußerst interessantes Buch, das uns Einblicke tun läßt in die Geschichte der morgenländischen Kirchen seit 1453, der Eroberung Konstantinopels.

Nicht nur ist uns die Geschichte wenig bekannt, es fehlt uns auch das Material, uns damit bekannt zu machen. Hier wird uns ein Buch geboten, das in engem Rahmen und zu mäßigem Preis uns Auskunft gibt über genannte Kirchen. In vier Hauptteilen wird der Inhalt dargeboten, wie folgt:

I. Teil: Geschichte der orthodoxen Kirche unter türkischer Herrschaft.
   1. Kapitel: Verhältnis der ottomanischen Regierung zur Kirche.
   2. Kapitel: Kirchliche Verfassung, Kultus und Sitten.
   3. Kapitel: Beziehung zu den protestantischen Kirchen.
   4. Kapitel: Der Papismus im Orient seit 1453.
   5. Kapitel: Kirchliche Schriftsteller.
II. Teil: Geschichte der orthodoxen Kirche in Hellas.
III. Teil: Geschichte der orthodoxen Kirche in Rußland.
IV. Teil: Geschichte der von der orthodoxen Kirche getrennten Kirchen des Orients. Nestorianer; Monophysiten (Armenier); Jakobiten; Kopten; Maroniten u. s. w.

Mancher wird gerne nach diesem Buche greifen, um sich mit den morgenländischen Kirchen bekannt zu machen.

Wort und Geist. Eine historische und dogmatische Untersuchung zum Gnadenmittel des Worts. Von Rich. H. Grützmacher Lic. 312 Seiten. Preis: 5.50 Mark.

Verfasser untersucht die Lehre von Wort und Geist

1. In der lutherischen Theologie bis 1620.
2. In der reformierten Theologie bis zum Ausgang des 17. Jahrh.
3. Bei den Schwärmern (unter die er auch Joh. Arndt und Jk. Böhme zählt!)
4. Dann folgt der Kampf um diese Lehre im Rahtmannschen Streit.

Für solche, die spezielle kirchengeschichtliche Studien unter dem Gesichtspunkt von „Wort und Geist“ zu machen wünschen, bietet das Buch gutes Material.

„Ich sehe den Himmel offen." (Apost.-Gesch. 7, 55.) Bibl. Betrachtungen über das Leben der Gläubigen im Himmel. Von Dr. W. Ziemssen. 3. Das Leben der Seligen im Himmel. 1. Abteilung. 296 S. Preis: 3.40 Mark.

Von diesem köstlich erbaulichen Buch, das Herz und Geist nach oben zieht, sind bereits zwei Teile erschienen:

1. Der Blick in den offenen Himmel. 12 Bogen. 2 Mk. 80 Pf., und
2. Was lehrt das Neue Testament vom Himmel. 22 Bogen. 3.40 Mark.

Der vorliegende Teil ist die 1. Abteilung des 3. Teils und verspricht der Verfasser, ca. in Jahresfrist die 2. Abteilung folgen zu lassen. Diese 1. Abteilung hat folgende Abschnitte:

1. Das Alter als eine vorbereitende Friedenszeit.
2. Das Sterben eine christliche Kunst.
3. Wie wir hinüber kommen.
4. Daheim bei dem Herrn.

Verfasser nimmt eine successive fortgehende Auferstehung der Gläubigen an und glaubt, daß der gläubige Sterbende sofort zur Herrlichkeit eingeht. Es liegt in der Natur des Gegenstandes, daß in vielen Punkten die Meinungen da weit auseinander gehen, wo die Schrift keine positiven, klaren Aussagen gibt, sondern nur dunkle Andeutungen. Doch es bleibt für heute keine Zeit, genauer auf einzelnes einzugehen. Für den Prediger, der in seinen Leichenreden und sonst der Christengemeinde einen wahren Trost bieten will und für die gottseligen Alten, die gerne mit der Frage des seligen Abschiedes sich beschäftigen wollen, ja für alle, die nach dem Kleinod der himmlischen Berufung ernstlich streben, ist dieses Buch aufs beste zu empfehlen. Und besonders auch die 2. Abteilung, die folgende Abschnitte haben soll:

In der Himmelswelt. Vollendung der Familie. Der Gottesstaat im Himmel. Der einzelne in seiner Vollendung zum Bilde Gottes.

Zeitschriften.

„Der Türmer". Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber J. E. Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mk., einzelne Hefte 1 Mk., 50 Pfg. (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.)

Die bewährte Zeitschrift: „Der Türmer", hat mit dem Oktoberheft ihren fünften Jahrgang begonnen. Von welcher allgemein bildenden und belehrenden Art ihr Inhalt ist, zeigen die Inhaltsangaben der einzelnen Hefte, die wir bisher regelmäßig anzeigten. Die künstlerische Ausstattung ist auch jetzt noch dieselbe. Neu hinzu ist gekommen in diesem fünften Jahrgang eine Abteilung „Hausmusik", um auch diesen Zweig des Gemütslebens im Hause zu pflegen und zu fördern. Eine ständige Notenbeilage soll diese Abteilung unterstützen und durch wertvolle Proben aus dem Schaffen der Neueren, wie durch Vorführung mit unrecht vergessener Schöpfungen der Alten, dem Hause zur Anlage einer musikalischen Hausbibliothek behilflich sein. Mögen manche, welchen die Bildung und Pflege des Gemüts- und Geisteslebens angelegen ist, sich dieses ausgezeichnete Hilfsmittel dafür verschaffen.

Aus dem Inhalt des Oktober-Heftes (Beginn des neuen Jahrgangs): Der gegenwärtige Stand der Abstammungslehre. Von J. Reinke. — Ein Unbedingter. Erzählung von Timm Kröger. — Das Schönheitsproblem. Von Johannes Gaulke. — Deine Seele. Skizze von Ernst Preczang. — „Unkraut". Skizze von Reinhard Volker. — Das Huhn und der Kreidestrich. Zur Psychologie der französischen Dichtung. Von Eduard Engel. — Der Schultag des kleinen Erich. Aus dem Leben eines Berliner Sextaners. Von W. Pfeiffer. — Gedichte von C. U. Böhlendorff, A. v. Gaudy, H. Hesse, M. Mell. — Lebensbücher und Verwandtes. Von Fr. Lienhard. — Soziale Bewegungen und Kämpfe im Altertum. Von —tt. — Maxim Gorkis Drama. Von Felix Poppenberg. — Ein indianisches Oberammergau. Von A. v. Ende. — Kant und die Sternenbewohner. Von P. S. — Die letzte Phase im Leben Napoleons I. — Tolstoj in der Ehe. — Sittlichkeit und Politik. Von Fr. W. Foerster. — Türmers Tagebuch: Zeit- und Festgenossen. — Musik und Leben. Briefe an ein musikalisches Haus. Von Dr. K. Storck.

Unsere musikalischen Abende. — Der Parsifalbund. Von K. St. — Martin Plüddemanns Balladen. Von K. St. — Kunstbeilage: Heimweh. Von Ludwig Richter. (Photogravüre.) — Notenbeilage: Martin Plüddemann: Siegfrieds Schwert. Von Ludwig Uhland. Weiß ich ein schönes Röselein (16. Jahrhundert).

Aus dem Inhalt des November-Heftes: Was kann uns die Philosophie sein? Von Fr. Mohr. — Ein Unbedingter. Erzählung von Timm Kröger. (Fortsetzung.) — Allerseelenfeier. Gedicht von Anna Heinze. — Wilhelm Hauff. Zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages. Von Karl Busse. — Sein ungeschriebenes Buch. Skizze von Regine Busch. — Das Alter. Gedicht von H. W. — Lyrisches. Von F. Lienhard. — Die Ideale und das Leben. Von Christian Rogge. — Emil Zola und sein Werk. Von Eduard Engel. — Vom Erhabenen zum Lächerlichen. Von Felix Poppenberg. — Kunst und Kunstgewerbe in Berlin. Von Walther Gensel. — Künstliche Erzeugung echter Edelsteine. Von L. Gilbert. — Aus dem Seelenleben der Vögel. — Durch Deutschland. Von E. St. — Politik und Sittlichkeit im christlich-sozialen Lichte. Von Joh. Blankenburg. — Türmers Tagebuch: Ein Unstern. Der Deutsche und sein Vaterland. Was man aus der Geschichte lernen kann und was nicht. — Die Entstehung der Hausmusik. Ein Beitrag zu ihrer Psychologie. Von Dr. Karl Storck. Vom internationalen Opernmarkt. Von K. St. Notenbeilage: Alte Klaviermusik. William Bird: The Carman's Whistle. François Couperin: a. La Majestueuse. b. Gavotte. — Kunstbeilage: Lesender Einsiedler. Von G. Dou. Photogravüre.)

Im gleichen Verlag wie der „Türmer" erscheint die „Katechetische Zeitschrift". Organ für den gesamten evang. Religionsunterricht in Kirche und Schule. Von Aug. Spannuth, Pastor in Schulenburg. Preis jährlich 5 Mark. Die letzten zwei Hefte (10 und 11 vom 5. Jahrg.) enthalten Artikel:

Zur Reform des Konfirmandenunterrichts. Jeremia, der Prophet der Schmerzen. Meditationen über verschiedene Texte. Entwürfe zu Katecheten aller Art. — Eine anregende Zeitschrift besonders für Lehrer an Volks- und höheren Schulen.

Im Verlag von A. Deicherts Nachf. (Geo. Böhme) erscheint in Monatsheften, je 5 Bogen, zum Preise von 10 Mark jährlich, die „Neue kirchliche Zeitschrift", in Verbindung mit Prof. Dr. Th. Zahn, Dr. v. Burger und vielen namhaften Gelehrten, herausgegeben von Gymnas. Prof. W. Engelhardt. Die theologischen Artikel sind geschrieben vom Standpunkte festen lutherischen Bekenntnisses und sind stets in hohem Grade interessant und belehrend.

Das 10. (Oktober-Heft) des 13. Jahrgangs (1902) enthält: Kleine Beiträge zur evangelischen Geschichte. 1. Der zerrissene Tempelvorhang; von Dr. Th. Zahn. — „Der Katholizismus und das zwanzigste Jahrhundert." Von Prof. D. Kolbe. — Arnold von Brescia. Von Pfr. K. Wulz.

Das 11. Heft enthält: Schluß des vorhin an zweiter Stelle genannten Artikels. — War „Jahve" eine „kananäische" Gottheit? Von Prof. Dr. Ed. König. — Ethische Fragen: 8. Arthur Schoppenhauer, Hauptproblem der gegenwärtigen Dogmatik. (Grützemacher.)

„Halte, was du hast." Zeitschrift für Pastoral-Theologie, von Dr. E. Sachsse herausgegeben. 24. Jahrgang. No. 1. Oktober, 1902. Enthält folgende Artikel: Abhandlungen: Sachsse, zeitgemäße Wahrheiten über christlichen Glauben. — Erkenntnis und Predigt. Jakoby, Sündenbekenntnis, Buße und Beichte. — Litteratur: Achelis, Refer. über die neueste homiletische Litteratur I. — Predigten und Predigt-Meditationen über freie Texte. Kasualien. (Einweihung eines Gymnasium-Gebäudes.) — Aus dem kirchlichen Leben der Gegenwart. — Aus den übrigen theologischen und anderen litterarischen Gebieten. — Zeitschriftenschau.

No. 2, November 1902. enthält: Abhandlungen: Gottschick, Das fundamentum dividendi. Ein Beitrag zur formellen Homiletik I. — Jakoby: Sündenbekenntnis, Buße und Beichte. (Schluß.) — Litteratur: Wie oben: Achelis II. — Predigten u. s. w. wie oben. — Ferner: Schluß wie oben.

Vom Verlag von Schäfer & Koradi kam uns zu: „Mancherlei Gaben und Ein Geist“, Jahrgang 42, Heft 1. (Oktober 1902.) Die altbewährte und bekannte homiletische Zeitschrift kostet jährlich $2.50 und bringt stets außer einer voranstehenden Abhandlung, eine große Anzahl kurzer Predigtentwürfe über verschiedene Perikopenreihen und freie Texte; ferner an Kasualien: Tauf- und Traureden; Reden an Kindergräbern, und dergl. Zuletzt ein Referat über die neueste homiletische Litteratur. Wem es um eine recht mannigfaltige Auswahl für Predigtentwürfe zu tun ist, der findet hier solche in Hülle und Fülle. Einer Empfehlung bedarf eine so bekannte und bewährte Zeitschrift unsererseits nicht.

„Der deutsche Volksfreund“, wöchentlich herausgegeben von der Amerikanischen Traktat-Gesellschaft in New York, kostet bei Vorausbezahlung jährlich $2 (für Prediger $1).

Dieses Blatt ist bekanntlich seit seiner Gründung von dem tüchtigen Theologen Dr. Geo. C. Seibert redigiert worden, der, wie bekannt, diesen Herbst vom Herrn unerwartet schnell abgerufen wurde aus seiner irdischen Arbeit. An seiner Stelle wurde Dr. Ferd. P. Zech als Redakteur des Blattes berufen, der fortfahren wird, das Blatt in der gediegenen positiven Weise zu redigieren. Das Blatt ist ein Familienblatt für das christliche, gebildete Haus und verdient es, eine möglichst weite Verbreitung besonders in gebildeten Familien zu finden. Möge der Herr dem neuen Redakteur Geisteskraft und Weisheit schenken, um seinem Leserkreis zum Segen zu sein für Herz und Haus.

Unter unseren Wechselblättern möchten wir zwei englische nennen:

“Salvation”, ein Monatsblatt, Preis $1. Zu bestellen bei Wm. Cooper Conant, 466 W. 151. Str., New York, N. Y. Das Blatt will folgenden Zwecken dienen: Persönliche Hingabe an Christum; christliche Positivität; einer richtigen Auslegung und Verständnis der Heiligen Schrift u. s. w. Außerdem vertritt es die Sache der Judenmission, wie sie besonders in New York von Warszawiak betrieben wird.

Ferner kommt uns monatlich zu: **“The Sentinel of Christian Liberty”.** Herausgegeben von der „Pacific Preß Publishing Co.“, 11 W. 20. Str., New York City. Preis $1 jährlich. Das Blatt tritt sehr energisch ein gegen jede Art von Staatsgesetzgebung, die geeignet ist, zu religiösem Zwang von Staatswegen zu führen; so besonders gegen Sonntagszwang. Daneben hat es ein scharfes Auge auf die ganze Entwicklungsgeschichte unserer Republik. Ein Artikel im November-Heft (1902) lautet: **“History that is to be and is being repeated”.** Im Lichte der Entwicklung des alten Roms wird unserem Lande ein Spiegel vorgehalten, wie sehr dasselbe dem Cäsarentum entgegentreibt. Das Blatt ist sehr instruktiv und wohlbewandert in der Geschichte der Vergangenheit und der Gegenwart, und zeigt auch die Ziele des Papismus auf, denen derselbe konsequent entgegenstrebt. Im November-Heft des vorigen Jahrgangs brachten wir, S. 420, aus der Feder eines Mitarbeiters, eine Probe, wie das genannte Blatt die von ihm vertretenen Ziele verfolgt. — Wer die Entwicklung dieses Landes in der Politik mit Rom und in der Sonntagsgesetzgebung gründlich verfolgen will, verschaffe sich dieses Blatt.

Bemerkungen.

Das Verlagsdirektorium hat sich entschlossen, für das „Magazin“ denselben Satz zu gebrauchen, wie für den „Friedensboten“. Nur Rundschau und Litteratur behält den kleinen Satz. Es geschieht das mit Rücksicht auf die Setzmaschine (Linotype), die jedesmal eine zweimalige Veränderung der Matritzen nötig machte, wenn das „Magazin“ gesetzt werden sollte, und dadurch eine bedeutende Verzögerung in der Arbeit veranlaßte.

Unter den Artikeln der diesmaligen Nummer empfehlen wir zwei der besonderen Beachtung der Synodalen: 1. Synodale Statistik, der sich mit dem Amtsbericht beschäftigt, dessen Formular um diese Zeit auszufüllen ist. 2. Das Bedürfnis nach einem Diakonissenmutterhaus. Ein Artikel, der Vorarbeit liefert für eine Frage, mit welcher sich die diesjährigen Distriktskonferenzen voraussichtlich werden zu beschäftigen haben.

④ Magazin ④
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 5. Band. St. Louis, Mo. März 1903.

Ist die Echtheit des Johannes-Evangeliums zweifelhaft?

Von P. G. F. Schütze.—(Schluß.)

III. Das Selbstzeugnis des vierten Evangeliums.

Wir müssen nun zunächst eine Schuld einlösen und die bisher nur behauptete Identität des namenlosen Jüngers im Evangelium Johannes mit Johannes, dem Sohne Zebedäi, beweisen. Joh. 1, 35—39 tritt ein Paar auf, von denen der eine uns als Andreas bezeichnet wird. Wer ist nun aber der andere? Es ist wunderbar, daß der Evangelist, der sonst in der Detailmalerei zur Charakteristik der Jünger mehr tut, als die Synoptiker,[1]) hier so unbestimmt bleibt. Da nun aber die beiden von Johannes hier zuerst genannten Brüder, Andreas und Petrus auch in den anderen Apostelabellen (cf. Matth. 10, 2 f.; Mark. 3, 16 ff.; Luk. 6, 14; Ap.-Gesch. 1, 13) die erste Stelle haben; da ferner in all diesen Stellen das zweite Paar, das bei Johannes unbenannt bleibt, Jakobus und Johannes heißt, und da endlich auch in den beiden folgenden Namen, Philippus und Bartholomäus = Nathanael — nur Ap.-Gesch. 1, 13 kommt Nathanael erst an siebenter Stelle — die bei Johannes sich findende Reihenfolge beibehalten ist, so muß das zweite Jüngerpaar des Johannes kein anderes sein, als die Zebedäiden. Es ist ein lautredender Beweis für die Wahrhaftigkeit der heiligen Schriften, daß gerade in solchen Kleinigkeiten, wie die Reihenfolge der Namen ist, eine solche Uebereinstimmung herrscht, die uns nur erklärlich wird dadurch, daß Johannes uns den zu Grunde liegenden Sachbestand erzählt; nämlich, daß die Jünger chronologisch, so wie sie sich dem Herrn angeschlossen, aufgezählt werden. Unterstützt wird die Identität der beiden Namenlosen mit Jakobus und Johannes auch noch durch die Erwägung, daß die ganze Familie, Zebedäus (mit Ausnahme von 21, 2), Salome

[1]) Nur bei Johannes sich findende Einzelheiten über Jesu Jünger sind folgende: Ueber Jesu Mutter 2, 3—5; 2, 12; 19, 25—27; über Jesu Brüder 7, 3—10; über Andreas 1, 40 f.; 6, 8; 12, 22; über Philippus 1, 43 f.; 6, 5—7; 12, 21 f.; 14, 8—10; über Thomas 11, 16; 14, 4 f.; 20, 24—29; 21, 2.

und selbst Maria, als Mutterschwester und Adoptivmutter, ohne Namen bleiben.[2] Ein vernünftiger Grund dafür läßt sich nicht denken, wenn es nicht der ist, daß der Verfasser inmitten der heiligen Geschichte sich und die Seinen nicht vordrängen will, sondern sich bescheiden in den Hintergrund der Anonymität zurückzieht.[3] Der Verfasser ist es, der sich hier einführt; er will der Namenlose sein, der mit Andreas zuerst zu Jesu kam. Die Frage nun, ob Jakobus oder Johannes dieser Verfasser ist, entscheidet sich sehr leicht zu Gunsten des Johannes durch die äußeren Zeugnisse, sowie durch die Tatsache, daß der kurz vor Ostern 44 gestorbene Jakobus (Apg. 12, 2) unmöglich etwa 40 Jahre später das Evangelium geschrieben haben kann. Sodann wird noch einmal ein Jünger namenlos, nur mit der Auszeichnung „welchen Jesus lieb hatte," erwähnt (cf. 13, 23—25; 19, 26—37; 20, 2—10; 21, 7. 20 f.). Wiederum muß es höchlichst befremden, daß ein solch hervorragender Jünger ohne Namen gelassen wird. Wer mag das sein? An Lazarus von Bethanien dürfen wir nicht denken, obwohl nur von ihm noch (11, 3) gesagt wird, daß Jesus ihn lieb hatte; denn aus Matth. 26, 20; Mark 14, 17. 20; Luk. 22, 14. 30 geht hervor, daß nur die zwölfe, zu denen Lazarus eben nicht gehört, am Abendmahl teilnahmen. Wir haben ihn also unter den zwölfen zu suchen, und zwar naturgemäß unter seinen drei Vertrautesten. Petrus ist aber durch 13, 24 ausgeschlossen; so bleibt also nur die Wahl zwischen Jakobus und Johannes. Jakobus ist aber nach den zu 1, 35—39 gegebenen Gründen ausgeschlossen. Also Johannes ist der Jünger, welchen Jesus lieb hatte. Die oben genannten Gründe sind auch hier diejenigen, weshalb der Evangelist seinen Namen verschweigt. Was nun Joh. 18, 15 angeht, so steht nichts einzuwenden, wenn jemand unter diesem Namenlosen Jakobus, den Bruder des Johannes, finden will. Mir aber scheint es wahrscheinlicher, daß der Jünger, der den Mut fand, dem Herrn unter das Kreuz zu folgen, auch der ist, der sich in des Hohenpriesters Palast wagt. Schließlich aber ändert diese eine Stelle nichts an unserm Resultat, nämlich, daß Johannes den Anspruch macht, der Autor des vierten Evangeliums zu sein. Auf das kräftigste bekundet er auch diesen Anspruch 19, 35, der einzigen Stelle, wo er seinen Bericht zu einer Apostrophe an seine Leser unterbricht. Hier behauptet Johannes Augenzeuge gewesen zu sein, oder vielmehr der schon erwähnte (19, 26) Augenzeuge. Für die philologisch-exegetische Auslegung dieser Stelle verweise ich wieder auf Brändli,[4] während Zahns Ansicht[5] bedeutend von ihr abweicht. Nach dem letzteren beziehen sich die vielumstrittenen Worte κἀκεῖνος οἶδεν ὅτι κτλ allerdings nicht auf den Evangelisten, sondern auf eine andere Person, während λέγει wieder vom Autor gilt. Der Verfasser bleibt nach Zahn seinem Gebrauch getreu, von sich in

2) Cf. 2, 1—5. 12; 19, 25—27.
3) Eine Parallele dazu finden wir in den „Wir"-Stücken der Ap.-Gesch.
4) Cf. Brändli, l. c. Sept. 1900, S. 351, Anm. * und **.
5) Cf. Zahn: Einleitung in das N. T. 2, S. 475 ff.

der dritten Person zu reden. Deshalb könnte ἐκεῖνος allerdings ja auch den Schreiber bezeichnen; es entspräche dann einem stark betonten ἐγὼ oder αὐτὸς, οὗτος in direkter Rede. Doch ist kein Grund zu solch gegensätzlich starker Betonung des Subjektes von οἶδα zu finden, wenn dies Subjekt mit dem von μεμαρτύρηκεν und λέγει identisch ist. Auch wäre dieser Selbstruhm unerträglich im Munde des Jüngers, dessen Meister selbst auf die Wertlosigkeit des Selbstzeugnisses hinweist (cf. 5, 31 f.; 8, 13—18 und 10, 25. 37 f.; 14, 11). Ἐκεῖνος muß also ein anderer sein. Einen Verstorbenen so zu bezeichnen wäre sinnlos; dagegen entspricht es Johanneischem Sprachgebrauch, mit ἐκεῖνος auf Jesus hinzuweisen.[6]) Dadurch gewinnt die Versicherung die Kraft eines Eides. So weit Zahn. Beide Auslegungen haben etwas für sich, laufen aber schließlich im Grunde auf dasselbe hinaus, nämlich auf ein sehr starkes Ursprungszeugnis des Evangeliums Johannes durch den Apostel, so daß für unsern Zweck es überflüssig erscheint, mit philologischer Akribie in die Finessen der grammatischen Exegese einzugehen. — Bedenkt man weiter, wie gerade dies Evangelium alle Erkenntnis der Wahrheit und den Besitz des ewigen Lebens an die Bedingung der Wahrhaftigkeit knüpft (1, 47; 3, 20 f.; 4, 16 ff.; 17, 17; 18, 37), wie er alle Lüge vom Teufel ableitet (6, 70; 8, 44; 13, 2. 27), so würde der Autor ja sich durch sein eigenes Werk als Heuchler, Lügner und Teufelsgenossen verurteilen, wenn er das Evangelium unter fremdem Namen hätte erscheinen lassen. Wir können also nicht umhin den Anspruch des Johannes auf die Autorschaft des vierten Evangeliums unumwunden anzuerkennen.

Haben wir nun die Authenticität des Buches festgestellt, so werden wir jetzt seine Integrität zu untersuchen haben, d. h. die Frage, ob das Werk in seiner uns vorliegenden Gestalt in allen seinen Teilen echt ist, oder ob spätere Zusätze und Einschaltungen sich zeigen? Da handelt es sich besonders um Kap. 21. Wenn je ein Buch einen Abschluß hatte, so hat ihn das Evangelium Johannes in 20, 31. Ganz deutlich stellt sich Kap. 21 als ein Anhang und Schlußwort dar. Von wem rührt dasselbe nun her? Wir haben es keinenfalls mit einer späteren unberufenen Interpolation zu tun, denn sämtliche griechische Kodices enthalten Kap. 21. Auch von den Syrischen Kodices hat Ss. den Nachtrag — der Sc. ist leider an dieser Stelle defekt — und auch Tatians Diatessaron enthielt das Johannes-Evangelium bis 21, 25 inkl. Da es also kein Evangelium ohne den Anhang nachweislich je gegeben hat, so muß dieser der Hauptschrift nahezu gleichaltrig sein. Auch das oben (Abschn. 2, Anm. 6) erwähnte Papiaszeugnis, daß Johannes noch

[6]) Im Munde der Juden: 7, 11; 19, 21; 9, 12. 28. Im Munde von Christen, als feststehender Ausdruck 1. Joh. 2, 6; 3, 3. 5. 7. 16; 4, 17; cf. 2. Tim. 2, 13. Formell zu vergleichen ist das Pythagoräische αὐτὸς ἔφα, sachlich Beteuerungsformeln wie 1. Kor. 11, 11. 31; 2. Kor. 1, 23; 12, 19; 1. Thess. 2, 5; Gal. 1, 20; Röm. 1, 9; 9, 1; Phil. 1, 8 und öfters. Die wichtigste sachliche Parallele enthält aber 3. Joh. 12, wo auch das Zeugnis des Herrn (cf. Ev. 14, 6) angerufen wird.

in seinem Leben das Evangelium den Gemeinden übergeben habe, gewinnt erst recht Bedeutung, wenn das Evangelium schon den Nachtrag hatte, da V. 24 auf den Gedanken führen konnte, als sei das Evangelium erst nach dem Tode des Apostels von anderen herausgegeben. Das Evangelium hatte also gleich bei seiner Veröffentlichung das Schlußwort. Nach V. 24 aber kann dies Schlußwort nicht unmittelbar und in der Weise von Johannes geschrieben sein, wie das Hauptwerk. In dem „Wir" (V. 24) ist logisch ein „Ich" ein- und ein „Er" ausgeschlossen. Daß aber der Autor in einem Satz zweimal so aus der Konstruktion fallen sollte, daß er zur Bezeichnung seiner eigenen Person mit der dritten Person anfängt (οὗτός ἐστι), dann in die erste Person übergeht οἴδαμεν, und in dem Objekt von οἴδαμεν wieder in die dritte Person fällt (αὐτοῦ) das ist einfach unmöglich. Ein Schulknabe würde sich solcher Fehler schämen. Dies Zeugnis aber, nämlich das Objekt von μαρτυρῶν und γράψας bezieht sich auf das ganze Werk, nicht nur auf den Nachtrag; denn sonst würde das Objekt nicht pluralisch da stehen, περὶ τούτων und ταῦτα, sondern, da V. 1—23 nur eine Geschichte erzählt wird, περὶ τούτου oder τοῦτο. Der Plural hat eben wirklich pluralische Bedeutung und nicht nur die: darüber. Auch in V. 1 ist die Anknüpfung durch μετὰ ταῦτα dieselbe, wie Johannes sie auch im Hauptteil braucht (cf. 3, 22; 5, 1; 6, 1), während Johannes den Singular braucht, wo nur ein Ereignis vorhergeht (cf. 2, 12). Die enge Verbindung, die beabsichtigt ist, zeigen auch die Zurückweisungen in V. 1 und 14, wie solche im Hauptteil auch vorkommen (4, 46. 54; cf. 2, 11; so hier 21, 14; cf. 20, 19 und 20, 26). Der Nachtrag ist also ein gliedlicher Teil des Ganzen und hat den gleichen Urheber, Johannes. Dem scheint zu widersprechen, daß in V. 2 in der Erwähnung des Zebedäus sich eine fremde Feder bemerkbar macht. Doch wird V. 24 dem Johannes ausdrücklich die Autorschaft zugeschrieben. Wie vereinigt sich das? Die Briefe Pauli sind, mit geringen Ausnahmen, gänzlich durch seinen Sekretär geschrieben auf das Diktat des Paulus, der erste Petrusbrief ist von Sylvanus ausgearbeitet, nachdem Petrus ihm nur die allgemeinen Richtlinien vorgezeichnet.[7]) Doch sind diese Briefe dem Paulus und Petrus darum nicht abzusprechen. Ebenso ist Johannes der Verfasser des Nachtrags. Wir wissen, daß die Umgebung des Johannes ihn zum Schreiben gedrängt hat,[8]) und zwar sind das γνώριμοι gewesen, also angesehene, einflußreiche Personen, nach Canon Mur. Andreas und andere condiscipuli. Diese haben das Evangelium durchgesehen und mit dem Schluß versehen (recognoscentibus cunctis, Can. Mur.) in seinem Namen und Auftrag (suo nomine cuncta describeret). Will man diesen Bericht als legendarisch verwerfen, so liegt es doch nahe anzunehmen, daß die erwähnten γνώριμοι und ἐπίσκοποι diesen Anhang unter Oberleitung des Apostels geschrieben haben, wie ja denn

[7]) Cf. 1. Petr. 5, 12. Zahn: Einleitung 2, S. 10.
[8]) Cf. Abschn. 2, Anm. 6—8.

auch Can. Mur. Papias und Irenäus[9]) ausdrücklich dem Johannes das ganze Buch vindicieren. Und zwar ist dies geschehen, wie sich aus Kap. 21 ergibt, nach dem Tode Petri, aber noch vor dem Tode Johannis. Der Nachtrag ist also Johanneisch, mit dem Evangelium eng verbunden, ein integrierender Bestandteil desselben.

Es liegt nun nicht im Rahmen dieser Arbeit, eine durchgehende textkritische Abhandlung über alle verschiedenen Lesarten, Auslassungen und Einschaltungen zu liefern, so weit sie sich nur auf einzelne Worte und Partikeln beziehen; sondern für uns kann es sich nur um größere Abschnitte handeln. Und da ist es wieder ein gewiß nicht zu gering zu achtendes Zeugnis für die Integrität des Textes, daß unser ganzes Evangelium so aus einem Guß erscheint, daß nur ein einziger Abschnitt der negativen Kritikasterei der modernen gelehrten Theologie verfallen ist, nämlich Kap. 7, 53 — 8, 11.[10]) Ich habe schon meine Ansicht darüber ausgesprochen. Es erübrigt nur, die Gründe für und wider zu prüfen. Daß dieser Abschnitt geschichtlich ist, daran ist auch nach Zahn kein Zweifel. Berichtet wird diese Geschichte schon in der Didascalia 7 = const. apost. II, 24. Sie war, „wenn nicht alles trügt", bei Papias und im Hebräerevangelium zu lesen.[11]) Aus dem Zusatz, „wenn nicht alles trügt", geht aber hervor, daß Zahn sich seiner Sache doch nicht absolut sicher ist, sonst wäre der Zusatz überflüssig. Zahn fährt fort: Ueberwiegend wahrscheinlich . . . und es wird sein. . . . Man wird mir gestatten müssen, darin nur eine subjektive Meinung zu finden, der ich meine ebenfalls nur subjektive Meinung gegenübersetze, daß überwiegend wahrscheinlich noch lange kein Beweis ist, und gegen „es wird sein", meine ich „es wird nicht sein". Jedenfalls haben so eingeleitete Sätze keine zwingende Kraft. Nun gibt Zahn aber auch positive Gründe: Die ältesten Codices ℵ, A, B, C, d. h. Sinaiticus, Alexandrinus, Vaticanus und Palimpsestus, haben diese Perikope nicht; dagegen ist zu sagen, daß cod. D = Cantabrigiensis sie hat. Das Alter allein entscheidet da auch nicht. „Keine Handschrift ist so alt und so rein, daß sie allein den richtigen Text hätte; alle stammen aus einer Zeit, in der schon vielfach Varianten vorhanden waren."[12]) Daß eine Gruppe von Minuskeln (Ferrargruppe) diese Episode hinter Luk. 21, 38 anfügt, beweist nichts gegenüber dem uncialen cod. D., oder doch nur, daß schon zur Zeit der Minuskeln an dieser Stelle Kritik geübt ist. Ich kann nicht einsehen, wie Minuskeln „entscheidend" gegen Unciale sein können. Sodann haben die Syrer dieses Stück lange nicht gekannt, Tatian, S. s, S. c, S. 1, S. 3, d. h. Syrus Sinaiticus, Curetoniamus, Peschittha, und Hs. des Thomas von Heraclea. Aber die Syrer haben auch die katholischen Briefe und Apokalypse nicht.[13]) Sind das

9) Cf. Irenäus 3, 1, 1 καὶ αὐτὸς ἐξέδωκε τὸ εὐαγγέλιον.

10) Cf. Abschn. 2, Anm. 5.

11) Cf. Zahn Gesch. des Kan. 2, 703 ff.; Euseb. h. e. 3, 39, 16.

12) Cf. L. Schulze in Zöcklers Handbuch der theologischen Wissenschaften1, 2. S. 128, Kap. 10 B 1.

13) Cf. Cod. syr. 10 des Sinaiklosters (saec. 9) bei Zahn, Grundriß der Gesch. des ntl. Kanons, S. 83 f., besonders Anm. 7.

also auch alle Interpolationen? An die Zugehörigkeit dieser Stelle zum Johannes-Evangelium soll nicht zu denken sein, weil sich das Hebräer- und Johannes-Evangelium sonst nicht berühren. Das ist wieder nicht stichhaltig. Zwei Kreise brauchen nicht immer homocentrisch zu sein, sondern können auch heterocentrisch sich nur in einem Punkte tangieren. Anstatt der von Zahn gemachten Deduktion kann man ebenso leicht schließen, daß, da das Hebräer-Evangelium auf dem aramäischen Matthäus-Evangelium beruht, [14]) und da das Johannes-Evangelium an mehr als einer Stelle Berührungspunkte mit dem jetzigen Evangelium Matthäus aufweist, sich bei genauerer Kenntnis des Hebräer-Evangeliums wohl noch mehr Berührungspunkte mit dem Johannes-Evangelium ergeben möchten. Auch die Sprache soll gegen Johannes entscheiden, weil ihm Ausdrücke wie ἀναμάρτητος, ἐλεγχόμενοι ὑπὸ τῆς συνειδήσεως, γραμματεῖς καὶ Φαρισαῖοι fremd seien. Auch diesen Grund kann ich nicht gelten lassen. Sogenannte ἅπαξ λεγόμενα finden sich mehr oder weniger bei allen Autoren, und dürfen nicht gegen die Echtheit einer Schrift urgiert werden. Wir haben ja auch schon hingewiesen auf die sprachliche Befähigung des Johannes (Abschn. 1, Anm. 5) und können somit diesen Einwand jetzt übergehen. Endlich wird uns das Zeugnis des Eusebius über Papias vorgehalten, das anders hätte lauten müssen, wenn er diese Perikope im Johannes-Evangelium gekannt hätte. Aber erstens ist Euseb. auf Papias, den er σφόδρα σμικρὸς τὸν νοῦν nennt, nicht gut zu sprechen, und zweitens ist, abgesehen von der Wahrheitsliebe des Euseb., seine wissenschaftliche Begabung doch nicht so groß, daß er allein uns maßgebend sein könnte. Zahns Gründe haben also keine durchschlagende Beweiskraft, wie er selbst ja auch gegen Spitta und andere ältere Bestreiter dieser Stelle urteilt: „Die Versuche, später hinzugekommene Elemente auszuscheiden, sind durchweg nur für die, welche sie angestellt haben, einleuchtend gewesen.“[15]) So mag uns dies Wort Zahns denn auch vor ihm entschuldigen, wenn uns seine Gründe durchaus nicht einleuchten. Aeltere Hypothesen, daß durch Verlust und Versetzung von Blättern der Text in Unordnung geraten sei, achtet Zahn keiner ernsthaften Besprechung wert, also brauchen auch wir nicht darauf einzugehen. Ich glaube somit die Integrität auch dieses Stückes erwiesen zu haben. Und selbst wenn dieser Abschnitt 7, 53—8, 11 ganz sicher als nichtjohanneisch und als auf dem Umweg über Papias in das Evangelium gekommen erwiesen wäre, was er nicht ist, so hat er doch ein so starkes Zeugnis des Geistes und der Kraft für sich und entspricht so ganz dem neutestamentlichen Bilde des Sünderheilandes, daß ich für meine Person ihn nicht aus meiner Bibel missen möchte.

Nachdem wir nun den Umfang des Evangeliums festgestellt und es in allen Stücken als echt erfunden haben, müssen wir auf den Inhalt näher eingehen. Da ist zunächst das Verhältnis des vierten Evangeliums zu den drei Synoptikern zu betrachten. Das ganze vierte Evan-

[14]) Cf. Zahn, Einleitung 2, S. 261.
[15]) Cf. Zahn, Einleitung 2, § 69, S. 552.

gelium bildet von 1, 15—21, 23 eine fortlaufende Erzählung, die nur zweimal von einer Anrede an die Leser unterbrochen wird (19, 35; 20, 30 f.). Und zwar müssen diese Leser schon Christen sein, was auch durch 19, 35 nicht bestritten wird; denn Johannes unterscheidet öfter eine relative Gläubigkeit und kennt ein Wachsen im Glauben, cf. 2, 11. 22; 20, 8. Ebenso wird von den Jüngern ein Wachstum im Glauben gefordert, cf. 11, 15. 40. 42; 13, 19; 14, 1. 11. 29; 20, 27. Auch spricht die ganze Anlage des Werkes dagegen, daß es an Ungläubige als Bekehrungspredigt gerichtet sein sollte. Dem entsprechend setzt Johannes eine bedeutende Kenntnis der Heilsgeschichte und ihrer geschriebenen Dokumente bei seinen Lesern voraus. Erwiesen ist durch Papias,[16]) daß das Markus-Evangelium in Ephesus Gegenstand einer lebhaften Kontroverse war, sowie daß das aramäische Matthäus-Evangelium in den Gottesdiensten ausgelegt wurde; auch das Lukas-Evangelium mag schon bekannt gewesen sein. Johannes hat es nach dem Zeugnis der Lehrer des Clemens Alex. sicher gekannt und mitberücksichtigt. Daß das Evangelium Johannes die Kenntnis der Synopse voraussetzt, bedarf eigentlich keiner Erörterung. Versuche es doch jemand, aus dem vierten Evangelium allein ein klares Geschichtsbild zu gewinnen! Nehmen wir nur die Notizen über den Täufer 1, 15—37; 3, 22—4,3; 5, 33—35. Ohne irgendwie die Person oder das Werk des Täufers näher zu bezeichnen, geht Johannes gleich in medias res zur Gesandtschaft des Synedriums. Für Heiden war das ganz unverständlich, die christlichen Leser dagegen waren aus Luk. 1, 5—25. 57—80; 3, 1—22; Mark. 1, 4—14; Matth. 3, 1—17 genugsam über den Täufer orientiert. Auf die Frage der Pharisäer aus der Gesandtschaft, zeigt sich, daß Johannes den Herrn in seinem Heilandsberuf kennt (1, 26; cf. 1, 29; 3, 30—36) ohne daß gesagt wird, wo, wie und wann Johannes diese Kunde erlangt habe. Aus der Synopse wissen wir es: bei der Taufe Jesu, Matth. 3, 16. 17; Mark. 1, 9—11; Luk. 3, 21. 22. Einige Zeit danach, — aus Matth. 4, 2; Mark. 1, 13; Luk. 4, 2 wissen wir, nach vierzig Tagen, — ist Jesus wieder am Jordan bei Johannes, ohne daß das Johannes-Evangelium uns meldet, wo er so lange gewesen. Die Gefangennahme und den Tod des Täufers erfahren wir nur in 3, 24 und 5, 35. Da ist es unmöglich, ohne die Grundlagen des Evangeliums in Matth. 11, 2—6; 14, 1—12; Mark. 6, 14—29; Luk. 7, 18—23; 3, 19 f. sich ein klares Bild zu machen. Man vergleiche auch, wie nebenbei und flüchtig Johannes eminent wichtige Ereignisse nur andeutet (cf. 6, 70 und Matth. 10, 1). Auch Jesu Wunder und Heilungen (Mark. 1, 21—6, 5) werden ganz kurz abgemacht, nämlich unerwähnt gelassen, vielmehr versetzt uns Kap. 6 gleich auf den Höhepunkt von Jesu Galiläischer Wirksamkeit, wohin wir bei Markus nur schrittweise geführt werden. Wo dagegen aus den Synoptikern der Leser ein schiefes Bild gewinnen konnte, da berichtigt Johannes. Aus Mark. 1, 14 wußten seine Leser, daß Johannes und Jesus nicht zur selben Zeit wirkten. Da nun Jo-

16) Euseb. h. e. 3, 39, 14. 16.

hannes doch von einer, wenn auch noch so kurzen, gleichzeitigen Tätigkeit berichtet, 3, 22—4, 3, so fügt er zur Erklärung 3, 24 ein. Auch scheut Johannes sich nicht, Angaben der Synoptiker, die ungenau oder irrig sind, zu verbessern, cf. 18, 13. 24 und Matth. 26, 57; Mark. 14, 53; Luk. 22, 54. Man könnte Stück für Stück eine Harmonistik durch das ganze Evangelium führen, wie wir es an der Person des Täufers versucht haben; doch der Raum verbietet es. Möge dieses eine Beispiel genügen, um zu erläutern, was sich an anderen ebenso leicht tun ließe, daß nämlich die unerläßliche Vorbedingung des Verständnisses des vierten Evangeliums die Kenntnis der ersten drei Evangelien ist. Gegen die Echtheit des vierten Evangeliums läßt sich dies Verhältnis nicht als Beweis benutzen; denn die Uebereinstimmungen sind größer und häufiger, als die Abweichungen, und wo solche tatsächlich vorliegen, sind sie eher ein Beweis für Johannes, der als ἀπ' ἀρχῆς αὐτόπτης sicher ein kompetenterer Urteiler war, als die erst später hinzugekommenen Synoptiker. Zudem würde ein Fälscher solche Differenzen vermieden haben, eben um sein Buch nicht in Mißkredit zu bringen.

Ein Punkt aber erheischt noch eine genauere Prüfung, weil er trotz vieler Bemühungen sich durchaus nicht in Einklang mit der Synopse bringen läßt, nämlich die Passionschronologie des Johannes, die für die Erklärung des quartodecimanischen Streites unerläßlich ist. Matth. 26, 17—20; Mark. 14, 12—18; Luk. 22, 7—14 setzen in völliger Uebereinstimmung die Feier des ersten Abendmahles auf den ersten Tag der süßen Brote, während Johannes 13, 1 dasselbe v o r Ostern legt. Nach der Synopse ist Jesus also am 15. Nisan gekreuzigt, nach Johannes (18, 28; 19, 31) aber am 14. Das ist ein unlöslicher Widerspruch, in dem wir dem Johanneischen Bericht mehr vertrauen müssen. Lukas nämlich (Luk. 22, 1) identifiziert das Fest der süßen Brote mit dem Passah, obwohl sie im Gesetz streng geschieden sind. Exod. 12, 6—14. 15—20; Lev. 23, 5 f.; Num. 28, 16 f. wird das Passah ausdrücklich getrennt von den süßen Broten, indem für jenes der 14. Nisan, für diese der 15.—21. Nisan oder Abib (Deut. 16, 1) festgesetzt wird. Es ist erklärlich, daß Lukas, ein Grieche, die beiden unmittelbar auf einander folgenden Feste nicht trennt, da selbst im Sprachgebrauch der Rabbinen diese Scheidung nicht immer streng durchgeführt ist.[17]) Nach den Synoptikern also hätte Jesus wohl das Passahlamm am 14. Nisan, abends, zur gesetzlichen Zeit gegessen, seine Hinrichtung aber wäre ganz ungesetzlich am 15. Nisan, dem großen Sabbat, erfolgt, (cf. Joh. 19, 31 und Exod. 12, 16; Lev. 23, 7; Num. 28, 18) für den strengste Heilighaltung vorgeschrieben war. Nach Johannes dagegen ist Jesus vor dem Genuß des gesetzlichen Passahmahles gestorben, am 14. Nisan, wie denn auch Joh. 13, 2 nur vom Abendessen, nicht vom Passah geredet ist. Der Johanneische Bericht stimmt also mit dem jüdischen Gesetz völlig zusammen. Nun berechnet Zahn auf Grund von 12, 1, daß Johannes gar keine andere Chronologie gibt als die drei Synoptiker, und spricht die

[17]) Belege dafür finden wir bei Zahn, Einl. 2, S. 527 f. Anm. 18, 5.

Ansicht aus, daß eine wirklich andere Chronologie ein Zeichen der Unechtheit des vierten Evangeliums sein würde, da Johannes die angeblich irrige Mitteilung der Synoptiker, wie in Kap. 18, 13 hätte ausdrücklich, unzweideutig korrigieren müssen und durch eine andere ersetzen. Diese Ansicht ist entschieden falsch, denn erstens ist der Augenzeuge Johannes glaubwürdiger, als die Nichtaugenzeugen, Markus und Lukas, und das nur in zweiter Rezension uns überlieferte Matthäus-Evangelium, zweitens aber ist eine solche Korrektur in 13, 1 mindestens ebenso ausdrücklich, unzweideutig vorgenommen, wie in 18, 13, auf welche Stelle Zahn sich beruft. Es liegt eben wirklich eine andere Chronologie vor, denn an dem klaren Zeugnis 18, 28, daß das Ostern noch nicht gegessen ist, läßt sich nicht rütteln. Auch mit Brändli kann ich mich, wenigstens dem Wortlaut nach, nicht einverstanden erklären, wenn er vorschlägt, die Synoptiker nach Johannes umzudeuten. An dem synoptischen Bericht läßt sich ebenfalls nicht deuten. Wir müssen den Gegensatz stehen lassen und in 13, 1; 18, 28; 19, 31 nach Analogie von 18, 13. 24 bewußte Korrekturen der Synoptiker sehen, wobei wir denn dem vierten Evangelium auf Grund einer Abfassung durch den Augenzeugen und seiner Uebereinstimmung mit dem Mosaischen Gesetz, größere Glaubwürdigkeit zuerkennen. Für die patristische Bezeugung dieser Frage und deren Bedeutung für den Osterstreit verweise ich auf Brändli.[18])

Was die besondere Eigenart des vierten Evangeliums angeht, so ist sie einerseits aus der subjektiven Persönlichkeit des Autors, anderseits aber auch aus dem objektiven Zweck des Buches zu erklären. Halten wir im Auge, daß das Evangelium für bereits Gläubige, die mit der Heilsgeschichte durch die Synoptiker vertraut sind, geschrieben ist, so ist es nicht wunderbar, daß Johannes nicht auf dem alten breitgetretenen Wege bleibt, sondern auch neue Lichtstrahlen auf das, was noch im Dunkel oder Dämmerung lag, fallen läßt. Als besonders neu und auffallend ist nun aber von jeher die sogenannte Logoslehre erschienen. Und doch ist sie nur ein Produkt der Einbildung des Justinus. Möge Gott es ihm verzeihen, daß er die christliche Kirche mit einer „Johanneischen Logoslehre" beglückt hat! Gibt denn der Prolog eine besondere Lehre vom Logos? Die ersten Leser des Evangeliums haben sicherlich keine gefunden.[19]) Von einer speziellen Logoslehre könnte man nur reden, wenn Johannes den Logos 1, 1, den er als bekannt mit dem bestimmten Artikel setzt, ὁ λόγος, mit Jesu Christo 1, 17 identifizierte, oder aber Jesu ausdrücklich das Prädikat Logos oder Inkarnation des Logos

18) Cf. Brändli l. c. Sept. 1900, S. 358—362.

19) Cf. Patr. app. 2, 36, 201. Ignatius ad Magn. 8, 2: „Einer ist Gott, der sich offenbart hat durch seinen Sohn Jesus Christus, welcher sein aus dem Stillschweigen hervorgegangenes Wort ist." Jesus ist also Gottes Wort, weil nach langem Schweigen Gott in ihm endlich laut und deutlich zu uns geredet hat, cf. Ebr. 1, 1 f. Vgl. auch Ignatius ad Rom. 8, 2. γνώμη πατρὸς, Eph. 3, 2 γνῶσις θεοῦ, Eph. 17, 2. Noch Origines (in Jo. tom. 1, 23—41) protestiert gegen die ungebührliche Bevorzugung des Namens Logos gegen andere Selbstbenennungen Jesu im vierten Evangelium, wie Wahrheit, Licht, Leben.

beilegte. Das tut das Evangelium aber nicht. Der Name Jesus Christus kommt zuerst in V. 17 vor, doch beziehen sich schon V. 6—13 auf Jesus, denn aus Matth. 3, 11 f.; Mark. 1, 7 f.; Luk. 3, 16 f. wissen die Leser schon, wer das Licht ist, von dem Johannes zeugt. Auch V. 4. 5. sind die Bezeichnungen Licht und Leben in demselben Sinne gebraucht, wie durch das ganze Evangelium, cf. 8, 12; 9, 5; 12, 35 f. 46; 14, 6. Es bleiben also nur V. 1—3 zu erklären mit der Bezeichnung Logos, für die wir aber gerade so urteilen müssen, wie für die Bezeichnungen φῶς und ἀλήθεια. Besonders wichtig sind da aber 9, 5 und 12, 46. Nach diesen Stellen ist φῶς ein nur dem „historischen" Christus zukommendes Prädikat; mit anderen Worten, Christus nennt sich nur in seiner Eigenschaft als lebender Mensch, das Licht. „Dieweil ich bin in der Welt, bin ich das Licht." Nach dieser Analogie müssen wir auch V. 1—3 betrachten.[20]) Wie Johannes, so lange er wirkte, ein brennendes und scheinendes Licht war, das aber nachher erlosch; wie auch Jesus ein Licht war, das den Menschen vorleuchtete und bis jetzt noch leuchtet, da die Finsternis es nicht bezwingen konnte (οὐ κατέλαβε 1, 5) und das noch in den Kindern des Lichtes fortlebt (12, 36), so ist Jesus auch das Wort Gottes, so lange er es auf Erden verkündigte. Hätte Johannes eine Lehre von dem präexistenten Christus als dem Logos geben wollen, so müßten wir annehmen, daß sie als aus den Synoptikern bekannt vorausgesetzt wäre, denn im Johannes-Evangelium vorgetragen ist sie nicht. Bei dem absoluten Fehlen aber von irgend welchen Sätzen in der Synopsis, auf welche Joh. 1, 1 anspielen könnte, müssen wir aber die angebliche Voraussetzung einer Lehre vom präexistenten Wort, Christus, als nonexistent abweisen.[21]) Und selbst wenn irgendwo stände: „Jesus ist das Wort," oder „Ich bin das Wort," so könnte man doch nicht von einer Logoslehre reden, eben so wenig wie wir von einer Phoslehre reden, oder von einer Artoslehre (6, 35. 48. 51) oder von einer Türlehre (10, 7), Hirtenlehre (10, 12), Weinstocklehre (15, 1. 5) u. s. w. Als hauptsächliche exegetische Stütze für die angebliche Logoslehre des Prologs finden wir nun ferner den Umstand, daß λόγος gerade in V. 1 und V. 14 gebraucht ist. Dagegen müssen wir aber die Analogie des neutestamentlichen Sprachgebrauches vorbringen. Alle Schriften und besonders die des Paulus haben für den präexistenten wie den historischen Heiland nur dieselbe Bezeichnung, Jesus Christus, der Herr, der Sohn Gottes u. s. w., cf. 1. Kor. 8, 6; 10, 4. 9; Eph. 1, 4; Phil. 2, 6 f.; Kol. 1, 15 f.; u. s. w. Nach Joh. 12, 41 hätte Joh. 1, 1 ebenso gut Ἰησοῦς oder ἡ ζωή oder τὸ φῶς stehen können. Man kann aus 1, 1 abso-

20) Dem widerstreitet V. 1 ἐν ἀρχῇ durchaus nicht. Gewiß, das Wort Gottes war im Anfang, aber das Joh.-Ev. sagt nicht das geringste, daß unter diesem Worte der präexistente Messias zu verstehen sei.

21) Als weiteres Analogon vgl. 10, 35. Hier wird Ps. 82, 6 zitiert, wo die Priester als Träger des Wortes Gottes Götter genannt werden (cf. auch Exod. 7, 1). Da nun aber im N. T. Jesus der Träger des Wortes ist (7, 16; 8. 26 u. ö.) so zieht er nur die Konsequenz seiner Gottheit nach der Analogie dieser Stellen. Wäre eine besondere Logoslehre berechtigt oder beabsichtigt, warum spricht Jesus nicht aus: Ich bin das Wort?

gut *nichts darüber herauslesen, woher, weshalb und seit wann Jesus der Logos ist.* Man kann ferner nicht aus 1, 14 begründen, daß Jesus im Gegensatz zu seiner Menschwerdung Logos heiße. Λόγος und σάρξ sind ja wohl Gegensätze, aber doch keine scharfe, kontradiktorische, und noch viel weniger konträre, da es der σάρξ nicht eigentümlich ist, wortlos zu sein und anderseits das Wort, weil es ja hörbar ist, nicht rein metaphysisch ist. Undenkbar ist also diejenige exegetische Fassung von 1, 14, wonach der Logos nach der Inkorporation im Menschen Jesu nicht mehr Logos gewesen sei (wie z. B. Matth. 4, 3). Das würde als Gegensatz zu dem ἦν ὅτε οὐκ ἦν des Arius ein ebenso verwerfliches ἦν ὅτε ἐπαύσατο ὤν oder ἦν ὅτε οὐκέτι ἦν ergeben. Ebenso falsch ist aber auch die Auslegung, daß γίγνεσθαι das accidentielle Werden (wie in V. 12; 9, 27) und nicht das essentielle bezeichnet, d. h.: daß Christus zu seinem Wesen als λόγος noch dazu das attributive σάρξ geworden sei. Das hätte deutlicher ausgesprochen werden müssen, vielleicht wie in Phil. 2, 6. 7. Vielmehr bezeichnet das γενέσθαι in V. 14 weder die Entstehung einer Essenz (σάρξ) aus einer anderen (λόγος) noch die Hinzunahme eines Accidens (σάρξ) zu der unberührt bleibenden Essenz (λόγος), sondern nur die genetische Entstehung der Essenz (λόγος-σάρξ). Der Sprachgebrauch im übrigen Neuen Testament wird das erläutern. 1. Kor. 15, 45 ἐγένετο ὁ πρῶτος ἄνθρωπος 'Αδὰμ εἰς ψυχὴν ζῶσαν besagt z. B. doch nicht, daß die eine Essenz (πρῶτος ἄνθρωπος 'Αδάμ) aufhörte zu sein, als sich eine andere Essenz (ψυχὴ ζῶσα) aus ihr entwickelte; auch nicht, daß Adam zu seiner essentiellen Eigenschaft als erster Mensch nebenbei noch die nebensächliche Eigenschaft als lebendige Seele bekam; sondern die einzig richtige Auslegung ist, daß die Essenz, erster Mensch, Realität bekam, entstand, wurde, durch die Entstehung der essentiellen Eigenschaft, lebendige Seele. So hat auch die Substanz λόγος wohl eine ewige ideelle Existenz; Realität, also physisch wahrnehmbar, wird sie aber erst durch das Hinzutreten der Substanz σὰρξ 'Ιησοῦ, nachdem sie so lange in Gott verborgen war. Will man aber die Lehre vom präexistenten λόγος retten durch 1. Kor. 8, 6; Kol. 1, 16; Ebr. 1, 2; Apoc. 3, 14 und durch sie Joh. 1, 3 stützen, so ist zu sagen, daß diese Stellen alle das Wort λόγος gar nicht brauchen. Außer hier im Exordium des Johannes-Evangeliums finden wir λόγος als Namen Christi überhaupt nur noch zweimal, 1. Joh. 1, 1 und Apoc. 19, 13. In der ersteren Stelle beweist die Konstruktion mit περὶ, daß λόγος nicht als Apposition zu ὃ ἦν ἀπ' ἀρχῆς, also als Objekt der vier koordinierten Relativsätze zu fassen ist, wobei es denn so viel wäre wie ein „das Evangelium". Dagegen ist dies Objekt „das Evangelium" zu ergänzen vor περὶ τοῦ λόγου κτλ. Somit ergibt sich, daß λόγος τῆς ζωῆς als Name Jesu zu fassen ist; denn sonst hätte logischermaßen λόγος im Akkusativ angeschlossen sein müssen. Christus ist das Leben (14, 6) aber das *hörbar*, sichtbar und betastbar gewordene, also das Wort des Lebens. Apoc. 19, 13 endlich ist Jesu Name als λόγος τοῦ θεοῦ gegeben. Da aber in V. 12 sein Name

als ein unaussprechbarer bezeichnet ist, den nur er selbst wußte, also Johannes nicht entziffern konnte, so ist V. 13 der Name λόγος nur ein ihm von Menschen gegebener, um einen einigermaßen adäquaten Ausdruck zu finden für das, was Jesus für die Menschen ist, nämlich die Person gewordene Offenbarung Gottes an die Menschen, oder das Wort schlechthin.

Wer so weit unsere Prämissen hat zugeben müssen, der kann sich nun auch nicht mehr der letzten Konsequenz entziehen, daß Johannes gar keine spezielle Logoslehre beabsichtigt. Es geht dem Johannes-Evangelium wie Goethes Faust. Man hat manches „hineingeheimnist", um es nachher herausexegesieren zu können. Damit fällt aber auch der Einwand gegen die Echtheit des Johannes-Evangeliums hin, den man aus dieser angeblichen philosophischen Logosspekulation begründet hat. Man hat im Prolog Philonische, Hellenistische und Neuplatonische Gedankenkreise entdecken wollen und daraus die Unmöglichkeit der Abfassung des Evangeliums durch den Galiläischen Fischersohn gefolgert.[22]) Fällt aber der Vordersatz, so läßt sich auch der Nachsatz nicht mehr halten. Geschichtlich wäre es ja freilich durchaus nicht unmöglich, daß Johannes in Jerusalem mit der alexandrinischen Spekulation, deren bekanntester Vertreter Philo ist, bekannt geworden wäre; denn in Jerusalem war eine Schule der Alexandriner (Apg. 6, 9) und auch in der Urgemeinde waren Hellenisten, wie z. B. Alexander und Rufus (Mark. 15, 21) und die sieben Armenpfleger (Apg. 6, 5). Es bleibt nur noch eine doppelte Kleinigkeit zu beweisen, nämlich 1. daß in den hellenistischen Synagogen von Jerusalem wirklich hellenistische Philosophie statt der Torah gelehrt ist, und daß die hellenistischen Christen das, was das Wort vom Kreuz zur Torheit macht, sollten unbeschadet ihres Glaubens beibehalten haben, und 2. daß sogar ein Johannes die Weltweisheit in das Wort Gottes einzuflicken versucht haben sollte. Der erste Punkt erscheint aber ganz außer Frage, wenn man erwägt, daß der jüdische Oberkirchenrat, das Synedrium, so unmittelbar vor seinen Augen eine solche exorbitante Mißachtung der jüdischen Orthodoxie nie geduldet hätte; und daß es die Macht hatte, solche Uebertreter zu strafen, zeigt ja Jesu Beispiel. Und das zweite kann man auch nicht beweisen durch den Hinweis auf den Prolog. Behauptung ist noch kein Beweis. Die philosophische Ader könnte aber dem Johannes auch in Ephesus durch Alexandriner wie Apollos eingeimpft sein. Das wäre historisch möglich, erscheint aber kaum glaublich bei dem schroff ablehnenden Charakter des Donnersohnes gegen Irrlehrer, wie er in der Badehausbegegnung mit Kerinth erscheint, und bei der strengen Ansicht, wie sie damals herrschte und noch in den Worten des can. Mur. „fel cum melle misceri non congruit" zu Tage tritt. Zudem wo ist denn eigentlich die geistige Verwandtschaft zwischen Johannes und Philo, Plato und Zeno? Nach Plato hat alles Sinnliche ein Vorbild in der übersinnlichen Welt. Diese Vorbilder heißen Ideen, und haben nach Philo wieder eine Uridee, die er

[22]) Vgl. z. B. Keim, Geschichte Jesu, 1, 125.

λόγος nennt. Die Stoa dagegen lehrt pantheistisch eine Weltseele, deren plastische Ausgestaltung sie Logos nannte. Anaxagoras endlich lehrte wie Plato, auch vom Logos als der göttlichen Vernunft (νοῦς) im Gegensatz zur Materie. Wo aber steht ähnliches im Johannesprolog? Mit nüchterner Exegese kann man nichts mehr darin finden, als die Tatsache, daß Gott, nachdem er durch sein Wort schon von jeher gewirkt hatte, dasselbe zuletzt Fleisch werden ließ, d. h. einen vollkommenen menschlichen Träger seines Wortes erstehen ließ. Es wird jetzt auch von besonnenen Theologen ziemlich allgemein zugegeben, daß Johannes nicht auf dem Umweg über Philo sein ὁ λόγος σὰρξ ἐγένετο finden konnte.[23]) Möglich wäre endlich noch die Beeinflussung des Prologs durch die rabbinischen Spekulationen über die chochmah, die memra und die schechinah. Ihren Ursprung finden alle diese Spekulationen in dem Streben, die Person Gottes möglichst überweltlich zu machen, die ja darin endete, daß man seinen Namen überhaupt nicht mehr aussprach. Statt dessen redete man von einem Geiste Gottes (Sir. 48, 13; Weish. 1, 7; 12, 1) oder noch unbestimmter von einem heiligen Geist (Weish. 1, 5; 9, 17) ruach kudschah oder von einem ruach min kodam jachveh. Personifiziert wird dieser Geist dann in Gestalt der chochmah, die auch in den kanonischen Schriften der letzten Zeit schon vielfach gebraucht (Sprüche, Pred., Hiob) doch erst in nachkanonischer Zeit sich ganz entwickelte (besonders in der Weish. Sal., wie ja schon der Titel sagt). Sie ist von Gott vor aller Kreatur erschaffen (Sir. 1, 1. 4. 7), so daß durch sie alles andere geschaffen ist; sie ist aus Gottes Mund hervorgegangen, ist sein Wort (Sir. 24, 4). In der Mischnalitteratur tritt diese Beziehung als Trägerin und Vermittlerin der alttestamentlichen Offenbarung noch stärker hervor (cf. Orelli a. a. O.). Eine ebenso bedeutende Rolle spielt das Wort Gottes, memra oder memar in den Targumim als ein Mittelwesen, das aber keine besondere Persönlichkeit hat; denn dem widersprechen seine anderen Namen, „Weisheit und Vernunft" (= Logos). Wahrscheinlich ist unter memar oder memra die der Welt offenbarte Seite des Wesens Gottes zu verstehen, denn identisch mit memar wird gebraucht jekar = Ehre, Ansehen, Herrlichkeit (nachkanonisch jekara) und das ebenfalls nachkanonische schechinah, die Gegenwart Gottes. Dieses letzte Wort könnte eine Anlehnung des Johannes-Evangeliums an die Mischna noch wahrscheinlicher machen, da Joh. 1, 14 ἐσκήνωσε steht, was der stehende Ausdruck für das Erscheinen der Herrlichkeit in der Stiftshütte ist, wenn nicht schechinah sowohl wie memar speziell die alttestamentliche Offenbarung bezeichneten, welche Beziehung des Logos Johannes aber selbst bei nahe liegenden Gelegenheiten ängstlich vermeidet (cf. 5, 37—47; 8, 52—58; 12, 37—41). Wie gesagt, möglich wäre diese Beeinflussung, aber sie ist nicht bewiesen und nach dem Zeugnis der Apostelgeschichte (4, 13) unwahrscheinlich.

---

[23]) Cf. Orelli in Zöcklers Handbuch 1, 1. S. 470—474.

Als ein weiterer Grund gegen die Authentie des vierten Evangeliums ist ferner der eigentümliche Gebrauch von οἱ Ἰουδαῖοι (die Juden) genannt, woraus auf einen heidnischen Autor geschlossen ist. Diese Stellen zerfallen in sechs Kategorien, nämlich 1. diejenigen, in denen für nichtjüdische Leser jüdische Gebräuche und Feste erklärt werden (cf. 2, 6. 13; 5, 1; 6, 4; 7, 2; 19, 40. 42). Dieser Gebrauch ist naturgemäß und findet sich auch bei dem Juden Markus (Mark. 7, 3). Zweitens diejenigen, wo der Gegensatz zu Heiden oder Samaritern betont ist (cf. 4, 9. 22; 18, 31. 38; 19, 7. 12. 14. 20 f.). Auch hier wäre es unnatürlich, dies Wort nicht zu brauchen. Drittens sind die Stellen zu nennen, in denen das jüdische Volk in seiner Obrigkeit so genannt wird, also der Hohe Rat gemeint ist (1, 19; 7, 13; 9, 22; 18, 12. 14; 19, 31. 38; 20, 19). Auch Josephus nennt das Synedrium bald οἱ Ἰουδαῖοι und bald τὸ κοινὸν τῶν Ἰουδαίων. Also müßte auch Josephus kein Jude sein. Viertens werden unter „die Juden" aber auch einzelne Glieder des Rates oder andere autoritative Einzelpersonen verstanden (cf. 2, 18. 20; 5, 10. 15—18; 7, 1. 11. 15. 19. 35; 8, 22. 31. 48. 52. 57; 10, 19. 24. 31. 33; 11, 8). Diese Reihe von Stellen erklärt sich wie die unter 3. Fünftens, an vielen Stellen werden „Juden" genannt die Jesus feindlich oder schwankend gegenüber stehenden Volkskreise, im Gegensatz zu den Gläubigen. Hierher mögen einige der unter 3 und 4 genannten Stellen gehören, wie 7, 19; sicher aber noch Stellen wie 10, 19; 11, 19. 31. 33. 36. 45; 12, 9. 11; 6, 41. 52, wo der Name den Galiläern gegeben wird, 9, 18 cf. 9, 13 = Pharisäer. Johannes redet hier als Christ, ähnlich wie der Jude Paulus, 2. Kor. 11, 24; 1. Thess. 2, 14, oder der Jude Matthäus, 28, 15. Auffallend wirken nun aber in der Tat sechstens die Stellen, in denen Jesus selbst „die Juden" sagt, 13, 33; 18, 20. 36. Verständlich erscheint es, daß Jesus dem Heiden Pilatus gegenüber von den Juden redet. Auch daß er, den man einen Samariter gescholten (8, 48) und mit Hilfe der heidnischen Kohorte gefangen (18, 12), nun dem Hohenpriester gegenüber das Band der Volkszugehörigkeit zerschneidet und sich in den Gegensatz zu Israel stellt, ist erklärlich. Wirklich schwierig ist aber 13, 33. Man hat hier wollen den Johannes Jesu anachronistisch eine spätere Bezeichnung seiner Gegner in den Mund legen lassen und darum geleugnet, daß der Autor ein echter Hebräer gewesen sei. Aber die Anschauung von dem Gegensatz der Gemeinde Christi zu dem Volke Israel ist allen vier Evangelien gemeinsam (Matth. 5, 11. 20; 18, 15—20; 10, 16—42; u. ö.; Mark. 2, 18—22; Luk. 12, 32). In allen diesen Stellen gibt Jesus deutlich kund, daß er die Seinen als ein besonderes aus dem Judentum sich lösendes Ganze ansieht. Aus diesem Gedankenkreise ist Joh. 13, 33 zu erklären, und dabei zu bedenken, daß Johannes, der den ganzen Kampf des Herrn gegen die pharisäische Orthodoxie viel genauer schildert, als die Synoptiker, auch viel leichter scharfe Kampfesworte bringen kann, als jene.

Daß sodann gegen die Johanneische Abfassung seine naive Erwäh-

nung seiner Freundschaft mit Jesu angezogen ist, kann man mit wenigen Worten widerlegen. Seine Aussage, daß Jesus ihn lieb hatte, besagt auch nicht mehr, als was er von Lazarus (11, 3. 5. 11. 36) erzählt. Auch Paulus ist ja in dieser Beziehung durchaus nicht engherzig und scheut sich nicht vor dem Schein des Eigenlobes (cf. z. B. 1. Kor. 15, 10; 2. Kor. 1, 17 u. ö.). Ebenso läßt sich der Vorwurf, daß Johannes in geographischer und politischer Hinsicht grobe Fehler mache, leicht entkräften. Sichar z. B. 4, 5 ist durchaus nicht identisch mit Sichem, sondern liegt ca. eine halbe Stunde östlich von diesem, und ist noch heute von ihm verschieden, denn Sichar heißt jetzt Asker oder Askar,[24]) während Sichem heute Nabulus oder Nablus heißt. Auch die politischen Fehler, die Johannes machen soll, sind nur angebliche, denn 11, 49. 51; 18, 13 besagt nicht, daß Kajaphas nur das Jahr Hoherpriester gewesen sei, sondern der Genetiv ist rein temporal=ἐν ἐκείνῳ τῷ ἐνιαυτῷ. Ebenso absurd ist es, in 19, 13 finden zu wollen, daß Pilatus den Herrn auf den Richtstuhl gesetzt habe; ἐκάθισε ist bei Johannes stets intransitiv. Selbst ein so negativer Kritiker wie Wellhausen sagt vom vierten Evangelium: Unkenntnis des vortalmudischen Judentums kann ihm nicht vorgeworfen werden.[25])

Wir sind am Ende. Der inhaltliche Befund des Johannes-Evangeliums ergibt absolut nichts, was gegen die Echtheit desselben zwingenderweise spräche. Freilich mathematische Gewißheit kann eine solche Untersuchung nie geben; doch sollte man denken, daß bei einer so einmütigen Bezeugung durch Litteratur und Tradition, durch historische und exegetische Gründe, jeder vorurteilsfreie Beurteiler mit uns zu dem Resultat gelangen müßte: Die Echtheit des Johannes-Evangeliums ist über allen Zweifel erhaben. Ich schließe mit einem Wort des Origenes, der unter allen heiligen Schriften den vier Evangelien den ersten Platz anweist, unter diesen aber dem des Johannes, „dessen Sinn keiner fassen kann, der nicht an der Brust des Herrn ruht." (Hom. 1, in Ev. Jo.). Wer es trotzdem verwerfen will, der tue es immerhin! Himmel und Erde werden vergehen, aber das Wort Gottes, und also auch das Evangelium Johannis bleibet in Ewigkeit.

Der Dekalog.

Eine Untersuchung.—Von P. Fritz Hahn.

(Schluß.)

d. Eigner Versuch. a. Gebot 1—3.

Zunächst bemerke ich, daß jedes einzelne Gebot auf den ganzen Menschen bezogen werden muß; das erste nicht bloß auf das Herz, sondern auf Herz, Mund und Werk. In dem allen soll sich Gott als das Prinzip unseres Lebens darstellen, d. h. wir sollen keine andere Götter haben neben ihm.

24) Cf. Socin—Bädeker, 4, S. 245. 251.
25) Wellhausen: Pharisäer und Sadducäer, 1874, S. 124.

Ebenso ist das zweite Gebot nicht bloß auf eine Versündigung mit Worten zu beziehen. Gottes Name ist nicht nur Liebe, sondern auch Gerechtigkeit, wer sich nun auf die Liebe Gottes verläßt und die Gerechtigkeit mißachtet, der mißbraucht in seinem Herzen den Namen Gottes. Der Scheinheilige mißbraucht den Namen Gottes nicht bloß mit Worten, sondern auch mit Werken, nämlich mit Gebärden.

Gleichermaßen verhält es sich mit dem dritten Gebot. Am Schluß meiner Abhandlung werde ich mich auch des Näheren über das Verhältnis von Sabbat und Sonntag aussprechen. Hier kann ich nur in Kürze bemerken, daß ich den gesetzlichen Sabbat als symbolische Darstellung der dem Volke Gottes verheißenen Ruhe ansehe, mit dessen Heiligung Israel bekannte: erstens negativ, daß es nicht im Sechstagewerk, d. h. in der Erdenarbeit sein schließliches Ziel erkenne, zweitens, positiv, daß es als das Ziel seines Erdenlebens die Ruhe in Gott erkenne, das nur durch die Heiligung seines ganzen Wesens erreicht werden könne. Natürlich ist das Gebot als solches eben Gebot und trägt den gesetzlichen Charakter an sich. Wie das ganze Gesetz, sollte auch dieses Gebot einen erziehlichen Einfluß ausüben und das in Erdendienst versunkene Volk wieder auf sein eigentliches Ziel hinweisen. Es sollte ein Zuchtmeister sein auf Christus, durch den das Gebot prinzipiell erfüllt worden ist, da in Christus die Menschheit ihr Ziel, die Ruhe in Gott, schon erreicht hat. Darum ist der Sabbat als Gesetz für uns aufgehoben. Seine vollkommene und sichtbare Erfüllung wird aber erst am Ende der Tage eintreten, am jüngsten Tage, dem sabbatismos. — Dies Ziel, welches durch das dritte Gebot dem Leben des heiligen Volkes gesteckt wird, ist sicher nicht auf die Werke allein zu beziehen; nicht allein durch Ruhen von äußeren Werken, sondern durch Heiligung seines ganzen Lebens, durch Weihe auch seiner Gedanken und Worte soll das Volk eingehen in die Gottesruhe. Nicht bloß mit Werken, sondern mit allem, was sein ist, soll es durch Heiligung des Sabbats bekennen, daß sein Ziel, nach Vollendung der Erdenarbeit, die Ruhe bei Gott, oder mit anderen Worten, daß Gott seine Bestimmung sei.

Nachdem ich das vorausgeschickt, ergibt sich der logische Fortschritt sogleich aus dem Verhältnis des ersten zu dem richtig verstandenen dritten Gebot. Gott soll für den Menschen die absolute Grundlage und auch das schließliche Ziel seines Erdenlebens sein. Zwischen Prinzip und Ziel, Anfang und Ende, kann nur die Vermittlung liegen. Nimmt nun das zweite Gebot diese mittlerische Stellung wirklich ein? Das ist die Frage.

Um diese Frage zu beantworten, müssen wir die eigentliche Bedeutung des Begriffs „Name Gottes“ feststellen.

Der Name ist, wie schon die Abstammung des Wortes ergibt (sansc. namen, verwandt mit dem hebr. saman, schem) das Zeichen für eine Person oder Sache, und beschränken wir die Untersuchung sofort auf die Personennamen, diejenige Bezeichnung, wodurch eine Person von der anderen unterschieden oder für andere erkennbar gemacht wird. Diese

Bedeutung des Namens: verbale Bezeichnung der Person zu sein, ist oft allein bei der Auslegung des zweiten Gebotes zu Grunde gelegt worden. Name ist aber im Sprachgebrauch der Heiligen Schrift viel mehr als bloßes Wortzeichen für eine bestimmte Persönlichkeit; er bezeichnet den Inbegriff alles dessen, wodurch eine Person für anderweitiges Bewußtsein als eine unterschiedene, als eine bemerkenswerte Erscheinung hervortritt, also die persönliche Stellung, die geschichtliche Bedeutung eines Menschen. Daher die Redensart: sich einen Namen machen, einen guten Namen haben, d. h. sich im Gedächtnis der Mit- und Nachwelt eine Stellung geben, eine gute Stellung einnehmen. Ebenso ist die Redensart zu verstehen: den Namen jemandes ausrotten, d. h. das die Persönlichkeit überdauernde Gedächtnis eines Menschen, auch wohl seine Nachkommen, die denselben Namen haben wie er, ausrotten, weil durch letztere das Gedächtnis des Stammvaters in der Geschichte fortgepflanzt wird.

Der Name ist also Bezeichnung der Persönlichkeit nach ihren beiden Seiten, nach der Seite ihrer Individualität und nach der Seite ihrer Bedeutung für die Welt. Im letzten Sinne sind auch Ausdrücke zu verstehen wie: im Namen des Königs reden, denn der Name drückt hier im Unterschiede von der Person des Königs die dem Könige eigentümliche, ihn von seinen Untertanen unterscheinende Kraft- und Machtstellung aus. Daher heißt die Phrase so viel als: in Stellvertretung seiner Person; er ist in die Machtstellung des Königs eingetreten, wenn er im Namen des Königs handelt.

Der Name kommt also stets der erscheinenden, sich kundgebenden Persönlichkeit zu; ein in sich verborgenes Wesen ist zugleich ein namenloses Wesen, denn es läßt sich nichts von ihm aussagen.

Wenden wir das Gesagte auf den Namen Gottes an, so kann damit einfach die Persönlichkeit Gottes als eine von allen anderen Persönlichkeiten unterschiedene bezeichnet werden, er kann bloßes Wortzeichen sein — aber er ist noch viel mehr. Niemand hätte etwas von Gott gewußt, niemand hätte seinen Namen nennen können, wenn der in sich verborgene Gott sich nicht geoffenbart hätte und seine Gottesmacht in der Welt hätte wirksam werden lassen. Daher ist der objektive Name Gottes früher als der subjektive, oder mit anderen Worten: Gott hat sich früher genannt, ehe Menschen ihn genannt haben, ja, Gott hat seinen Namen der Welt kund getan, damit die Menschen in den Stand gesetzt würden, ihn zu nennen. Der Name Gottes ist nicht die ideale Existenz Gottes im Bewußtsein des Menschen, sondern eine von jeder Subjektivität unabhängige objektive Existenz.

Gewöhnlich erklärt man nun Name als Offenbarung des Wesens. Diese Erklärung ist viel zu weit, mit ihr ist vielmehr das „Wort Gottes" zutreffend erklärt. So würde also Name und Wort nicht unterschieden sein, wie denn Christus, das persönliche Wort, sich durchaus nicht mit dem Namen Gottes identifiziert, wenn er Joh. 17 sagt: Ich

habe deinen Namen geoffenbart den Menschen. Der Name Gottes ist nicht, wie das Wort, die dem göttlichen Wesen entsprechende Form, sondern die der jedesmaligen Offenbarungsstufe entsprechende Form der Selbstdarstellung Gottes in der Welt, der Widerschein seines Wesens. Denn der Name Gottes ist nicht wie der Name eines Menschen ein nur in der menschlichen Vorstellung existierendes und darum ohnmächtiges Zeichen, sondern er existiert unabhängig von Menschen, indem er stetig sich selbst setzt und erhebt durch die ununterbrochene Beziehung, in welcher er durch das Wort zu dem Wesen Gottes steht. Er ist nicht etwas Abstraktes, sondern etwas Konkretes; er ist abweichend von allen menschlichen Namen, Macht und Leben. Der Name Gottes ist nicht ein Geschöpf, sonst wäre seine Anrufung Abgötterei, sondern vielmehr die innerweltliche Selbstbezeugung Gottes oder seine in der Welt wirksame Macht und Liebe. Im Namen Jesu beten heißt nicht, wie man gewöhnlich sagt, in Jesu Sinn und Geist beten, sondern in Aneignung seiner in der Welt gegenwärtigen Heilsmacht, welche durch den Glauben geschieht, beten. Die innerweltliche Selbstbezeugung Gottes, d. h. sein Name, ist vollständig erschlossen als Name des dreieinigen Gottes, also als die innerweltliche, durch Vater, Sohn und Geist vermittelte Liebesmacht Gottes, wie sie zur Rettung der Welt sich wirksam erweist. Abstrakt ausgedrückt ist der Name des dreieinigen Gottes die in der Welt wirksame, erhaltende, erlösende und heiligende Liebesmacht Gottes.

Um das Verhältnis von Wesen, Wort und Namen zu verdeutlichen, will ich es in kurzen Worten zu fixieren suchen:

Das W e s e n G o t t e s ist sein Fürsichsein.

Das W o r t G o t t e s ist der Offenbarer seines Wesens.

Der N a m e G o t t e s ist die in der Welt vermittelst des Wortes sich bezeugende Gottesmacht.

Wir könnten statt des letzteren auch sagen, der Name Gottes ist die offenbare Gottesmacht, doch ist das mißverständlich, da es nicht heißen soll, der Name Gottes sei unser Wissen von Gott, unser Gottesbewußtsein. Vielmehr war der Name Gottes in der Welt, auch ehe wir etwas davon wußten.

Hiernach werden viele Ausdrücke in der Heiligen Schrift klar:

a. Die Anrufung des Namens Gottes" ist die Anrufung seiner in der Welt wirksamen Gottesmacht.

b. „Tue uns wohl um deines Namens willen," d. h. um deiner Gottesmacht willen, damit sie nämlich nicht ohnmächtig erscheine.

c. „Um euretwillen wird der Name Gottes gelästert unter den Heiden," d. h. infolge eurer Sünde muß der Herr euch in die Hände eurer Feinde geben. Nun lästern die Heiden: seine Gottesmacht sei ihren Götzen unterlegen.

d. „Mein Name ist in ihm," Exod. 23, 21, d. h. der Engel ist der Träger meiner Gottesmacht.

e. 1. Kön. 8, 29: „Dort (im Tempel) wird mein Name wohnen,"

d. h. vom Tempel aus soll meine Gottesmacht ausgehen und sich der Welt offenbaren.

f. „In dem Namen des Dreieinigen Gottes getauft werden" heißt, versenkt werden in die rettende Liebesmacht des Dreieinigen Gottes, in den Bereich seiner Liebesmacht gebracht werden.

Die Dogmatik hat stets zwischen dem in sich verborgenen Wesen Gottes und seinen Eigenschaften unterschieden. Doch hat sie nicht das Verhältnis zwischen dem Namen Gottes und seinen Eigenschaften festgestellt. Man sah wohl ein, daß die sogenannten Eigenschaften Gottes sämtlich Negationen des Endlichen seien, irrte aber darin, daß man sie auf das Wesen Gottes bezog. (Zur Erklärung dessen einige Worte. Man ging vom Menschen und seinen Eigenschaften aus und gab Gott die menschlichen Eigenschaften aber mit einem vorgesetzten „un" oder „nicht", manchmal erfand man auch ein positives Wort für die Negation: endlich ist der Mensch, Gott unendlich, sündig der Mensch, Gott nicht sündig = heilig). Weil man aber die Eigenschaften auf das Wesen bezog, so mußte man sich in Gegensatz setzen zu denen, welche behaupteten, diese Eigenschaften Gottes seien vom menschlichen Verstande auf dem Wege der Abstraktion gefunden worden und nicht dem Wesen Gottes zukommend, das an und für sich eigenschaftslos und unveränderlich sei. Das Richtige ist, die Eigenschaften Gottes sind Reflexe des in der Welt sich bezeugenden Gottes, die sich mit Notwendigkeit von dem Endlichen unterscheiden, d. i. das Endliche negieren. Die Eigenschaften Gottes sind ihm nicht vom menschlichen Verstande bloß zugelegt, also subjektiv, sondern sind objektiv, von menschlicher Zutat unabhängig. Die Eigenschaften sind nämlich als Negationen des Endlichen nicht auf das Wesen, sondern auf den Namen Gottes zurückzuführen. Jede Eigenschaft ist ein Name Gottes, eine Selbstbezeugung seiner Gottesmacht in der Welt. Der Name schließt damit die Einheit und Mannigfaltigkeit in sich. Dagegen ist das Wesen ewig sich selbst gleich, ewig in sich einig: „Ich bin, der ich sein werde, der in sich Seiende."

Wie wichtig eine klare Unterscheidung von Wesen, Wort und Namen ist, liegt auf der Hand. Die Verschmelzung von Wesen und Wort führt zum Fatalismus. Der in sich verborgene Gott ohne Organ zur Selbstbezeugung, gibt die Welt dem Zufall oder richtiger einer stummen Willenskraft preis, weil kein persönlicher Wille sich darin zum Vollzuge bringen kann.

Die Vereinerleiung von Wesen, Wort und Namen ist Pantheismus; es gibt dann keinen persönlichen Gott mehr, sondern nur noch eine absolute Kraft die in der Welt wirksam ist, Gott ist dann nur Weltseele.

Die Vermengung von Wort und Namen ist Deismus, ein unpersönlicher Gott, der sich in den Naturgesetzen offenbart und jeden Fortschritt in der Offenbarung ausschließt.

Die Heilige Schrift aber kennt sowohl das für sich seiende, von aller Welt unterschiedene Wesen Gottes — und den Namen Got-

tes, seine innerweltliche Gottesmacht. Die Vermittlung zwischen beiden bildet das lebendige Wort.

Gehen wir nun zur Untersuchung des zweiten Gebotes zurück. Dasselbe lautet wörtlich: „Du sollst den Namen deines Gottes nicht hintragen auf Eitles." Die sich auf Erden bezeugende Gottesmacht bezeugt sich zu Nutzen und Frommen der Menschen, sie bietet sich uns zum Gebrauch dar; aber bestimmt ist verboten, sie in das Eitle herabzuziehen, d. h. sie kreatürlichen Zwecken unterzuordnen, sie zur Sündendienerin machen zu wollen. Der Zweck der Selbstbezeugung Gottes ist ja, uns vom Eitlen zu erlösen und über den Sündendienst hinauszuheben. Es gibt kein anderes Mittel, uns von dem Eitlen loszumachen, als der Name des Herrn, wie es Ps. 124, 8 heißt: „Unsere Hilfe ist in dem Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat." Der Name Gottes ist das einige Heilsmittel, auf welchem die Wirksamkeit der Gnadenmittel des Worts und des Sakraments beruhen. Wer nun diese Gottesmacht als ein Mittel gebraucht um erst recht ins Eitle zu versinken, anstatt sich von demselben retten zu lassen, der mißbraucht den Namen Gottes.

Dieser Begriff des Namens Gottes liegt der Erklärung Luthers zu Grunde. Wer bei dem Namen Gottes flucht, der ruft die auf Erden sich bezeugende Gottesmacht an, daß sie Verderben auf den Mißfälligen schleudere, er mißbraucht also den Namen Gottes. Wer beim Namen Gottes schwört, um vor Menschen sein unwahrhaftiges Wesen damit zu bedecken, der mißbraucht die Macht Gottes, die der Wahrheit und dem Licht zum Siege verhelfen will, u. s. w.

So wahrt denn Gott im zweiten Gebot seine auf Erden sich bezeugende Gottes- und Liebesmacht als das einige Mittel, in welchem unsere Hilfe steht, daß wir aus dem Eitlen gerettet und unser persönliches Leben geheiligt, d. h. dem im dritten Gebot gesteckten Ziele näher geführt werden. — Das zweite Gebot nimmt also in der Tat eine mittlerische Stellung ein zwischen dem ersten und dritten Gebot.

Hiernach ergibt sich für die logische Gliederung der drei ersten Gebote folgendes:

Das erste Gebot befiehlt, Gott als das absolute Prinzip alles persönlichen Lebens, überhaupt alles Seienden anzuerkennen.

Das zweite Gebot befiehlt, Gottes Selbstbezeugung in der Welt, d. h. seinen Namen, die in der Welt sich bezeugende Gottesmacht, als das einzige Mittel anzuerkennen, das wir haben, um uns vom Dienste der Eitelkeit und der Verweltlichung zu retten, und sie darum nicht zu mißbrauchen.

Das dritte Gebot befiehlt, Gott als das Ziel unseres persönlichen Lebens anzuerkennen oder genauer an den Text angeschlossen, in der nach sechstägiger Arbeit wiederkehrenden Heiligung des siebenten Tages das Bekenntnis des Glaubens an die verheißene Gottesruhe so lange zu wiederholen, bis wir in dieselbe eingegangen sind.

Wir sollen also Gott als Anfang, Mittel und Ende unseres persönlichen Lebens erkennen und ehren.

Aus dem Angeführten wird uns auch die Beziehung des ersten zum zweiten Hauptstück klar. Beide geben uns an den Weg zur Seligkeit, nur in verschiedener Weise, das erste sagt uns, wir sollen Gott, unsern Schöpfer, Erlöser und Heiliger, ehren und unser ganzes Leben in seiner Furcht und in Liebe zu ihm zubringen, das zweite dagegen sagt uns, wir sollen uns ganz unserm Schöpfer, Erlöser und Heiliger überlassen, damit er uns selig mache, da wir eben nicht imstande waren, ihn so zu ehren und zu lieben, wie wir sollten, sondern im Gegenteil immer mehr uns von dem Ziel unseres Lebens entfernten. Das erste Gebot entspricht dem ersten Artikel, das zweite dem zweiten Artikel, das dritte dem dritten Artikel. Unsere Entwicklung hat uns auf den Spruch geführt: „Denn von ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge. Ihm sei Ehre in Ewigkeit!"

Diese Auffassung der Gebote gibt die Pflichten gegen Gott vollständig an, also ein viertes Gebot, wie das Bilderverbot, ist nicht nötig.

Es erhellt ferner, daß diese drei Gebote in dem einen Gebot der Liebe zu Gott ihren Gesamtausdruck haben, denn wer für uns Anfang, Mittel und Ende alles Fühlens, Denkens und Wollens ist, dem geben wir unser ganzes persönliches Wesen hin, das lieben wir von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüt.

B. Gebot 4—10. a. Gebot 4—6.

Mit dem vierten Gebot betreten wir das Gebiet der Nächstenpflichten. Den logischen Uebergang bildet der Mensch als Subjekt der göttlichen Gesetzgebung, denn er hat eine doppelte Stellung:

1. Für Gott.
2. Glied der Menschheit zu sein.

Soll der Umfang seiner Pflichten dem Grundrisse nach vollständig dargestellt werden, so müssen nicht bloß die Pflichten gegen Gott, sondern auch die Pflichten gegen den Nächsten festgestellt werden.

Von vorneherein können wir annehmen, daß die göttliche Logik nie ohne Grund sich ändert. Lag das Grundschema alles geschichtlichen Lebens, Anfang, Mittel und Ende, den drei ersten Geboten zu Grunde, so wird dasselbe Schema wohl auch den sieben letzten zu Grunde liegen.

Sicherlich ist es ein großer Unterschied, ob die Kategorie Anfang von Gott ausgesagt wird oder vom Menschen. Gott ist sich selber Anfang, causa sui, ein geschichtliches Werden ist mit dem Wesen Gottes unverträglich. — Anders aber steht es mit dem Menschen. Er hat den Urgrund seines Lebens außer sich, nämlich in Gott. Den geschichtlichen Anfang empfängt er aber nach Gottes Ordnung und Willen vermittelst der Eltern. Daher steht das kreatürliche Prinzip (im Gegensatz zum göttlichen) an der Spitze der zweiten Tafel. Wie Gott die ersten Menschen ohne ihr Zutun und ihre Zustimmung geschaffen hat, so entstehen auch alle anderen Menschen unabhängig von ihrer Selbstbestimmung. Die Eltern, das geschichtliche Prinzip des Lebens, sind so ein Gegenbild

Gottes als des absoluten Lebensprinzips. Und zwar sollen die Eltern nicht bloß in objektiver Weise unsere Existenz vermitteln, sondern auch auf die ganze Persönlichkeit soll das elterliche Wesen bestimmend einwirken, sofern die Eltern ein Recht haben, ihre natürliche und persönliche Existenz in den Kindern fortzusetzen. Die innere Herzensstellung aber, welche dieser Bestimmung durch die Eltern sich nicht entzieht, sondern willig hingibt, ist die Ehrfurcht und gerade diese wird im Gebot gefordert.

Doch setzen wir die logische Entwicklung des Dekalogs fort. Insofern der Mensch nicht in dem seine Existenz vermittelnden Prinzip bleibt, sondern als Individuum heraustritt, muß er als endliches, selbständiges Wesen sein Prinzip nicht bloß außer sich haben, sondern er muß es auch in sich haben, um seine individuelle Existenz fortsetzen zu können. Der für sich seiende und handelnde Mensch, der aus der Zucht der Eltern herausgetreten ist, wird zunächst angewiesen, die Existenzbasis allen persönlichen Daseins, das Leben, als ein unantastbares Gut anzusehen.

Wir haben somit auf logischem Wege das fünfte Gebot erreicht. Jedoch waltet zwischen dem vierten und den übrigen Geboten eine gewisse Inkoncinnität ob, wenigstens scheinbar. Das vierte Gebot ist nämlich reflexiv gefaßt: „Du sollst d e i n e n Vater und d e i n e Mutter ehren." Das fünfte, sechste u. s. w. dagegen transitiv: „Du sollst deinen Nächsten nicht antasten" u. s. w. Streng genommen, würde der Ehrfurcht gegen den eigenen geschichtlichen Anfang die Bewahrung des eignen Lebens, der eignen Ehe u. s. w. entsprochen haben. Damit wäre allerdings der Charakter der letzten sieben Gebote aufgehoben, Satzungen zu sein, die unser Verhältnis zum Nächsten ordnen; es würden vielmehr die Pflichten gegen uns selbst darin ausgedrückt sein. Das ist schon immer gefühlt worden und darum rechneten die einen das vierte Gebot noch zur ersten Tafel, die anderen bezeichneten es als Uebergangsgebot. Es fragt sich nun, ob wir diese Inkoncinnität als unbegreiflich anerkennen sollen, oder ob wir sie als bloßen Schein nachweisen können.

Die Gebote der zweiten Tafel sollen uns die Pflichten gegen den Nächsten vorhalten, folglich auch das vierte Gebot. Die Eltern sind das endliche Prinzip, die auctores unseres zeitlichen Daseins, daher ihre Auctorität, wir sind ihr eignes Fleisch und Blut, also mit ihnen Eins, eine Familie. Zugleich aber sind die Eltern für uns andere, d. h. Individuen, wie wir; wir sind also nicht bloß in ihnen enthalten, sondern haben auch zu ihnen, als zu anderen, ein bestimmtes Verhalten. Blutsverwandtschaft und Nächstenverhältnis liegen bei Eltern und Kindern in einander. Die erste Weise also, in welcher für den Menschen Nächste überhaupt vorhanden sind, ist die Weise der Blutsangehörigkeit, d. h. sein erstes Verhalten zum Nächsten ist das Verhalten, die Stellung des Kindes zu Vater und Mutter. In diesem Verhältnis ist die Liebe eine natürliche Erscheinung, denn natürlicher Weise hat stattgefunden, was zur Liebe gehört, nämlich Hingabe des eignen Selbst. Der sittliche

Ausdruck für die Herzensstellung des Empfängers zu den Darreichern ist die Ehrfurcht. Begreiflicherweise kann sich diese erste Form der Nächstenliebe nicht auf jeden Vater und jede Mutter, sondern nur auf unsern Vater, unsere Mutter erstrecken. Also die erste Pflicht gegen unsere Nächsten, ist die Pflicht gegen unser eigenes Prinzip, die Kindespflicht, die in der Ehrfurcht zum Ausdruck kommt.

Es kann aber nicht in Abrede gestellt werden, daß wir Pflichten haben gegen alle unsere Nächsten, sofern sie alle die Anfänger eines neuen Lebens, d. h. Vater und Mutter sind oder doch werden können. Denn natürlich kann nicht das Verhältnis zuerst genannt werden, in welches ein Mensch schließlich eintritt, vielmehr ist die Basis der menschlichen Existenz, das Leben überhaupt das erste, die Erweiterung derselben aber zur Familie das letzte Objekt der göttlichen Gesetzgebung (im sechsten Gebot).

Die Elternliebe ist also die vornehmste Nächstenliebe. Wie die Wurzel aber von höchster Bedeutung für den ganzen Baum ist, so ist die Elternliebe von fundamentaler Bedeutung für das gesamte sittliche Verhalten zu unsern Mitmenschen. Das Elternhaus ist für ihn die Schule der Sittlichkeit überhaupt. Die Ehrfurcht gegen die Eltern ist die Quelle für das sittliche Verhalten gegen die Mitmenschen überhaupt. Das gute Kind wird ein gutes Glied der menschlichen Gesellschaft.

Das vierte Gebot ist also das Prinzip aller Ethik, von welchem das sittliche Verhalten gegen unsere Nächsten seinen Ausgangspunkt nimmt und seine Kraft empfängt. Das vierte Gebot ist daher, wie Paulus schreibt, ein prinzipales Gebot, das alle nachfolgenden gewissermaßen regiert und bestimmt, eine Grundsetzung (Eph. 6, 1—3), darum auch eine entole en epangelia, denn was dem Ganzen, der Gesetzeserfüllung, als Segen zufällt, die zeitliche Wohlfahrt, das kann mit Recht dem Prinzip, als in welchem das Ganze enthalten ist, verheißen werden. So ist en epangelia erläuternder Zusatz zu prote, das vierte Gebot ein Fürst über die nachfolgenden Gebote, weil Inhaber ihrer Gesamtethik und des von oben verheißenen zeitlichen Segens.

Wie also das erste Gebot der ersten Tafel eine prinzipale Stellung einnimmt, da es dem Grunddogma Israels entspricht: „Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist ein einiger Herr!" so auch das erste Gebot der zweiten Tafel. Darum ist auch diesen beiden Geboten je ein Segen beigefügt. Ewige Wohlfahrt wird denen zugesichert, die die erste Tafel halten, zeitliche Wohlfahrt denen, die die zweite Tafel erfüllen.

Aus dem Gesagten erhellt nun gewiß, warum das vierte Gebot den anderen sich vorordnet, eben weil es das Grundgebot der Nächstenliebe ist, wie es aber anderseits, indem es unser sittliches Verhalten dem Nächsten gegenüber bestimmt, mit den folgenden sich zusammen ordnet, d. h. warum es auf die zweite Tafel gehört.

Setzen wir nun unsere Entwicklung weiter fort.

Durch das natürliche Leben ist der Mensch ein für sich seiendes Naturwesen, er ist aber auch ein persönliches Wesen, da er nach dem

Bilde Gottes geschaffen ist. Er ist aber nicht absolute Persönlichkeit wie Gott, sondern rezeptive Persönlichkeit. Als rezeptive Persönlichkeit kann er aber nicht für sich bleiben, sondern hat die Bestimmung, in Gemeinschaft mit anderen zu leben und mit seinesgleichen für die Welt wirksam zu sein. Den Anfang, sozial zu leben, und sein individuelles Dasein mit anderweitigem Dasein fortzusetzen und für anderes Dasein auszuleben, macht er mit der Ehe. Die Ehe ist die Basis, das Prinzip des sozialen Lebens, des Seins für andere, und dadurch daß der Mensch sich frei für diese Gemeinschaft bestimmt (seine Gattin nach eigener Wahl sich sucht), kommt das persönlich freie Wesen zum Ausdruck und zum Recht.

Mit diesen Erörterungen haben wir die Logik des vierten, fünften und sechsten Gebotes nachgewiesen. Das Prinzip der menschlichen Existenz hat sich uns als ein dreifaches dargestellt:

1. Als geschichtliche Kausalität in den Eltern (Eph. 3, 14. 15, Urtext).
2. Als Basis des individuellen Lebens (Gen. 9, 6).
3. Als Basis des sozialen Lebens (Gen. 2, 18).

Auf der ersten Tafel, d. i. auf seiten Gottes hatten wir, statt des dreifachen ein einfaches Prinzip, weil Gott

1. causa sui ist;
2. die Basis seines Fürsichseins selber ist: er hat das Leben in ihm selber;
3. die Basis aller anderen Existenz ist: denn er läßt seinen Odem ausgehen, so leben wir.

Dieses dreifache Prinzip auf der Seite des Menschen ist aus dem Wesen des Menschen entwickelt und zwar vollständig, denn ein viertes Moment ist nicht denkbar.

Anmerkung. Durch die angeführten Sprüche will ich zeigen, daß diese spekulative Erörterung ihre biblische Grundlage hat, daß sie nicht menschliche, sondern göttliche Gedanken entwickelt.

b. Gebot 7 und 8.

Die Ehe — in weiterem Sinne die menschliche Gesellschaft — ist aber nicht zugleich das Ziel menschlichen Daseins. Vielmehr hat der Mensch in der Ehe und in den aus ihr sich entwickelnden Gemeinschaftsformen den Segen auszuwirken, welchen Gott, der Herr, über die ersten Menschen aussprach, denn die Bestimmung der ersten Menschen ist zugleich die Bestimmung der Menschheit. Gott aber sprach: „Seid fruchtbar und mehret euch, und füllet die Erde, und machet sie euch untertan und herrschet über Fische im Meer und über Vögel unter dem Himmel und über alles Tier, das auf Erden kriechet."

Der Mensch hat also die Bestimmung:

1. Sich auszubreiten, bis die Erde mit seinen Nachkommen erfüllt ist.
2. Alles, was auf Erden ist, sich untertan zu machen.

Diese Aufgabe hat jeder Mensch an seinem Teile; aber keiner darf und kann sie als einzelner lösen wollen, sondern sie ist von der menschlichen Gesellschaft in Gemeinschaft zu lösen. Nicht dem einzelnen Menschen ergibt sich die Erde, sondern dem Menschengeschlecht.

Soll nun diese Bestimmung, dieses Ziel erreicht werden, so kann es nur in der Weise geschehen, daß der Mensch über die Mittel verfügt, deren er zur Erreichung seines irdischen Zieles bedarf. Daher ist nicht bloß das Ziel der irdischen Entwicklung des Menschen, sondern auch die zur Erreichung desselben unentbehrlichen Mittel unter den Schirm des göttlichen Willens gestellt.

Wir sind somit auf logisch-biblischem Wege zu der zweiten Kategorie gelangt, zu den M i t t e l n, deren der Mensch zur Erreichung seines Ziels bedarf. Um aber sein Ziel erreichen zu können, d. h. um den göttlichen Segen auswirken zu können, bedarf der Mensch sowohl der Selbständigkeit, wie der Gemeinschaft. Beides muß ihm gesichert werden. Zustände, in welchen der Mensch seine Selbständigkeit verliert, sind Gesetzwidrigkeiten, die um der Sünde willen zwar vorkommen, aber immer nur vorübergehend. Ebenso ist das sich Zurückziehen eines einzelnen aus der menschlichen Gesellschaft ein unnatürlicher, strafbarer Zustand. Damit ist nicht der momentane Verzicht auf die Selbständigkeit, wie sie im Dienstverhältnis vorliegt, gemeint, ebenso nicht der Verzicht auf die Gemeinschaft für eine Zeit, wie sie in der Askese vorkommt. Ein Mensch kann aber sein von Gott ihm gestecktes irdisches Ziel nicht erreichen, wenn er mit der Erhaltung seines natürlichen Lebens völlig an fremde Mittel, d. h. an die Willensverfügung anderer gebunden ist. Daraus ergibt sich als unerläßlich, daß der Mensch etwas zu eigen haben muß, worauf seine Subsistenz beruht, das er für den Unterhalt seines natürlichen Lebens verbrauchen kann. Eigentum ist das einzige und darum unerläßliche Mittel der Selbständigkeit.

Doch darf man den Begriff des Eigentums nicht zu weit fassen. Eigentum ist nur das, was Mittel ist zur Erhaltung des natürlichen Lebens, was wir verbrauchen können; nicht auch das, was uns in die Hand gegeben ist, damit wir unsern Herrscherwillen daran betätigen. Das letztere stellt den Umkreis unseres Wirkens dar und soll von uns nicht verbraucht, sondern regiert werden. Darum ist es auch kein Objekt für den Diebstahl im engeren Sinne, sondern es kann nur uns entfrembet werden. Beispielsweise gehört uns so Weib, Knecht, Magd, Haus und Acker an. Das Vieh hat eine doppelte Bestimmung, einmal ist es mitarbeitendes Geschöpf, dann aber dient es auch dem Menschen zur Nahrung. So haben wir alles Eigentum, um unsern Herrscherwillen im Umkreis unseres Wirkens zur Geltung bringen zu können. (Im deutschen sagen wir z. B. nicht Herr des Brotes, des Fleisches, dagegen aber Eheherr, Hausherr u. s. w., Gutsherr.)

Damit nun also die Selbständigkeit des Menschen gewahrt bleibt, so wird verboten, ihm die Mittel, welche ihm dieselbe sichern, zu entziehen: es heißt: Du sollst nicht stehlen!

Doch nicht bloß die Selbständigkeit des Menschen soll durch Sicherstellung der dazu erforderlichen Mittel bewahrt bleiben, sondern auch die menschliche Gemeinschaft, vermittelst welcher der Mensch nur sein irdisches Ziel erreichen kann, bedarf des göttlichen Rechtsschutzes. Das achte Gebot richtet sich daher gegen alle Angriffe, durch welche die menschliche Gemeinschaft, das Zusammenleben der Menschen bedroht wird. Es sucht das Mittel zu sichern, durch welches allein die menschliche Gemeinschaft erhalten wird. Das Mittel aber, durch welches die Gemeinschaft besteht, das Band, welches den Menschen mit dem Menschen verknüpft, so daß einer dem andern gern Handreichung tut in der Erreichung seines irdischen Lebenszwecks, ist lediglich das gegenseitige Vertrauen, der gute Name. Ist dieser dahin, so löst sich jede gedeihliche, für die gottgeordneten Zwecke bestehende Verbindung. Die Mitmenschen ziehen sich scheu zurück, der Mensch steht allein.

Das falsche, d. h. nicht bloß lügenhafte, sondern auch unlautere, böswillige und feindselige Zeugnis ist aber die scharfe Scheere, die das Band zwischen Mensch und Mensch zerschneidet, daher muß durch ein Verbot die conditio sine qua non des Zusammenlebens wieder sicher gestellt werden.

Wir hätten somit auch den logischen Zusammenhang des siebenten und achten Gebotes erkannt, und es bleibt in Bezug auf sie nur noch übrig, noch auf das korrespondierende Glied der ersten Tafel zurückzublicken. Der Mensch ist beides: Individuum und Gesellschaftswesen, daher das Doppelgebot der zweiten Tafel. Wie aber im zweiten Gebot der Name Gottes, d. i. seine in der Welt sich bezeugende Gottesmacht, vor Mißbrauch geschützt wird, so wird im siebenten und achten Gebot das sichergestellt, was dem Menschen die Macht gibt, sein Ziel auf Erden zu erreichen, nämlich Eigentum und guter Name.

c. Gebot 9 und 10.

Wie Gebot vier, fünf und sechs dem ersten Gebot, sieben und acht dem zweiten Gebot entsprechen, so wird, so läßt sich erwarten, daß Gebot neun und zehn dem dritten Gebot entsprechen. Wie im dritten Gebot das höchste, das himmlische Ziel des menschlichen Lebens, Gegenstand der Gesetzgebung wird, so wird wahrscheinlich das neunte und zehnte Gebot Bestimmungen enthalten inbetreff des irdischen Ziels des menschlichen Lebens. Hier ist nun der Punkt gekommen, wo sich aus der Logik des Dekalogs die Frage entscheidet, ob das neunte und zehnte Gebot als ein einiges, etwa als Lustgebot anzusehen ist, oder ob sie trotz des gemeinschaftlichen „du sollst nicht begehren", als zwei von einander verschiedene Gebote gefaßt werden müssen, deren Inhalt nicht anthropologischer, sondern theologischer Natur ist.

Die Entscheidung ist nach der vorangegangenen Erörterung nicht mehr schwer. Nach dem Willen Gottes haben sich beide, dem Menschen wesentliche Seiten, die Seite des Fürsichseins, der Selbständigkeit, und die Seite des Zusammenseins mit anderen, der sozialen Gemeinschaft,

gleichmäßig zu entwickeln. Wir haben gesehen, wie im siebenten und achten Gebot die Mittel für die Erhaltung beider sicher gestellt, wie im fünften und sechsten die Grundlagen beider gewahrt wurden. Daß im vierten beide Seiten nicht auseinandertreten, liegt in der Natur der Sache, denn im kindlichen Verhältnis verschmelzen Individualität und Socialität, obwohl auch im Kind beide Seiten vorhanden sind, aber nur der Anlage nach, und es gerade die Aufgabe des Elternhauses ist, das Kind für beide Seiten zu entwickeln und auszubilden.

Wir haben daher in den Schlußgeboten Doppelbestimmungen zu erwarten. Was uns so die Logik erwarten läßt, das zeigt uns die Heilige Schrift ausdrücklich als Gottes Bestimmungen. Der Mensch soll, wie bereits angeführt wurde,

1. fruchtbar sein, sich mehren und die Erde füllen,
2. die Erde sich untertan machen und beherrschen.

Sehen wir uns nun zunächst das neunte Gebot an, so gehört es zu den theologischen Unbegreiflichkeiten, daß, so weit ich weiß, unter dem Hause stets die Wohnung verstanden worden ist. Der Text ist nicht Schuld an diesem Mißverständnis, denn jedem, der sich die Objekte des neunten und zehnten Gebotes ansieht, muß es sofort auffallen, daß Weib, Knecht, Magd, Vieh — aber nirgends Söhne und Töchter genannt sind, obschon dem Morgenländer die Söhne wichtiger waren als seine Weiber und sonstigen Hausgenossen, denn die waren ursprünglich immer Fremde, die Kinder aber Genossen des eigenen Blutes.

Auch der Ausdruck begehren, auf die Nachkommenschaft angewendet, konnte nicht befremdlich erscheinen, denn die Heilige Schrift sagt uns, was es heißt: angreifen, rauben, ausrotten den Namen jemandes. Fing man ja schon früh an, nicht nur Persönlichkeiten, sondern ihr ganzes Geschlecht, ihr Haus anzutasten, um es mit Stumpf und Stiel aus der Volksgemeinde auszurotten und damit die Bedeutung und Bestimmung desselben aufzuheben. Und nicht bloß begehrte man so nach dem Hause der Fürsten, um jeden Anspruch auf die Krone in dem Blute auszulöschen, sondern man suchte sogar geringere Familien durch List oder Gewalt der Selbständigkeit zu berauben und in die eigene Macht zu bekommen.

Ich will mich damit begnügen, da ich beabsichtige, die Schlußgebote in einem besonderen Abschnitt zu behandeln. Nur so viel wollte ich hier an dieser Stelle feststellen, daß unter dem Hause nichts weiteres zu verstehen ist als die Genossenschaft des eigenen Blutes, als geschichtliche, von Gott selbst gewollte Vereinigung gefaßt, so daß mit dem Begriff des Hauses auch zugleich der Begriff der geschichtlichen Selbständigkeit und Wirksamkeit, seine Bedeutung, sowie der Umfang seiner Rechte und Pflichten gegeben ist. Das Haus ist nichts anderes als die Fortsetzung, das Fortleben und Fortwirken des Individuums in der Geschichte mittelst der Nachkommenschaft, denn da die Kinder vom Vater ihre ganze Existenz haben, so bilden sie mit dem Vater eine geschlossene Einheit, sie sind sein eigen Blut, sein geschichtlich erweitertes Fürsichsein.

Und zwar gilt diese Einheit, diese Solidarität so sehr vor Gott, daß die Sünden der Väter gestraft werden an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied.

Wenn ich das Weib vom Haus im engsten Sinne ausschließe, als nicht zum Blute des Hausvaters gehörig, so berufe ich mich dabei auf den Sprachgebrauch sämtlicher Geschlechtsregister des Alten Bundes. Doch will ich darüber ausführlicher reden bei Besprechung von Deut. 20.

Das Ziel des Menschen, insofern er für sich ist, ist, daß die Basis seines natürlichen Lebens, sein Fleisch und Blut sich zum Hause erweitere. Das Haus stellt also das in der Geschichte fortlebende Wesen des Stammhalters dar, damit so die ihm von Gott gegebene Bestimmung in seinem Fleisch und Blut verwirklicht werde, d. h. damit er an seinem Teile sich mehre und die Erde fülle.

Aber der Mensch soll in der Geschichte nicht bloß für sich sein, sondern auch für anderes. Er hat nach der sozialen Seite nicht bloß freundliche Beziehungen zu seinen Mitmenschen zu erhalten, sondern er soll in der Gemeinschaft organisierendes Glied werden. Er hat die Bestimmung, persönliches und unpersönliches Leben, so weit es sich ihm frei zu eigen gibt oder ihm zufällt, in den Kreis seiner Wirksamkeit aufzunehmen. Der persönliche Wille des Menschen soll das bestimmende, regierende und damit politisch organisierende Zentrum von Personen und Dingen sein; das ist die zweite Bestimmung, die Gottes Wort dem Menschen zuweist, sich an seinem Teile die Erde untertan zu machen und darüber zu herrschen.

Also das neunte Gebot schirmt den Vater und was des Vaters ist; das zehnte Gebot dagegen den Herrn und was des Herrn ist. Das neunte Gebot schützt das Oberhaupt der Familie und die Familie, damit sie ihre von Gott bestimmte Aufgabe im Volksleben ausrichten könne; das zehnte Gebot dagegen schirmt den Beruf und Wirkungskreis des Menschen, sein soziales Recht.

Die Kinder haben das Wesen des Vaters an sich, sie sind Erben seiner natürlichen und persönlichen Seite.

Die Untergebenen haben das Wesen des Herrn, seinen persönlichen Willen über sich, sie sind seine Diener.

d. Schluß der Erörterung.

Weiteres ist auf Erden nicht zu schirmen; Anfang, Mittel und Ende des menschlichen Lebens, d. h. die sämtlichen Momente der irdischen Entwicklung des Menschen sind unter den Schutz des göttlichen Gesetzes gestellt. Unsere Erörterung hat die Vollständigkeit des Dekalogs nachgewiesen. Und am Ende erscheint wieder das Haus, wie es der Ausgangspunkt des individuellen und sozialen Lebens war, so jetzt als der Schluß der menschlichen Entwicklung auf Erden und in dem Hause das Haupt in seiner doppelten Beziehung als Vater und Herr und in dem Hause wieder Kinder, welche die durch die zweite Tafel geschirmte Entwicklung zu durchleben haben, so daß es nun begreiflich

wird, warum der Herr Mark. 10, 19 das vierte Gebot an das Ende stellt: Du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht töten, du sollst nicht stehlen, du sollst nicht falsch Zeugnis ablegen, du sollst nicht rauben; ehre deinen Vater und deine Mutter.

Dieser durch sieben Gebote geschützte Kreislauf des menschlichen Lebens auf Erden hat über sich die Forderung und Verheißung der drei ersten Gebote und wird sie über sich haben so lange, bis das Ziel der irdischen Entwicklung, das Haus und der damit verbundene irdische Wirkungskreis, eingegangen und aufgegangen sein wird in das große Vaterhaus oben, wo Ein Vater und Ein Herr die Geschlechter der Menschen versammeln wird zu der Feier des ewigen Sabbats.

Von dieser Auffassung der sieben letzten Gebote aus, wird es auch klar, inwiefern der Herr sie zusammenfaßt in das Wort: du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. (Beachte die in diesem Worte enthaltene Anspielung auf die beim vierten Gebot hervorgehobene Inconcinnität in dem Ausdruck der sieben Gebote). Denn wer von der Lebensstellung des Nächsten jede Verunglimpfung fernhält, der sieht auf das, was des andern ist — der liebt seinen Nächsten.

Ich stelle hier das Schema auf, das sich uns ergeben hat:

Der Dekalog ist Gesetz für den Menschen nach seinen beiden Beziehungen: für Gott zu sein und für den Nächsten zu sein.

I. Dogmatisches Gesetz.

1. Heilig sei dir Gott als das absolute Prinzip alles Daseins.
2. Heilig sei dir Gottes Name als das einige Mittel deiner Heiligung.
3. Heilig sei dir der Sabbat als das Abbild deines himmlischen Ziels, nämlich deiner ewigen Ruhe in Gott.

II. Ethisches Gesetz.

A. Unverletzlich seien dir die Grundlagen des menschlichen Daseins und zwar:

4. Unverletzlich die Ehrfurcht gegen den Anfang deines Daseins, die Eltern, weil diese Ehrfurcht die Quelle aller Nächstenliebe ist.
5. Unverletzlich das Leben des Nächsten, als Prinzip seines irdischen Daseins.
6. Unverletzlich die Ehe, als Prinzip seiner Gemeinschaft mit anderen.

B. Unverletzlich seien dir die Mittel, durch welche das menschliche Dasein erhalten wird.

7. Unverletzlich das Eigentum als Subsistenzmittel.
8. Unverletzlich der gute Name, als Mittel, dadurch die Gemeinschaft mit andern erhalten wird.

C. Unverletzlich seien dir die Ziele des menschlichen Daseins.

9. Unverletzlich das Haus, mittelst dessen Gott das Leben deines Nächsten fortsetzt.

10. Unverletzlich der Wirkungskreis deines Nächsten, in dem Gott ihn zum Herrn gesetzt hat, d. i. sein Anteil an der Weltherrschaft.

Aus dem Angeführten ergibt sich nun auch, warum die Zahl zehn die Vollendung bezeichnet. Die Zehnzahl der Gebote stellt nämlich den göttlichen Willen als vollendeten dar und zwar vollendet nach allen Beziehungen, in welche der Mensch überhaupt treten kann. Diese Beziehungen aber sind doppelt, es sind Beziehungen auf Gott und Beziehungen auf den Nächsten. Gott aber steht zur Welt nach der Lehre der Schrift in dreifacher Beziehung: denn aus ihm und durch ihn und zu ihm ist das All. Diese drei Beziehungen aber gerade werden im Dekalog normiert, für eine vierte gegen Gott gerichtete Beziehung ist kein Raum. Es bleiben daher sieben Gebote für die zweite Gruppe von Bestimmungen, welche das Verhältnis zu unserem Nächsten betreffen. Sieben aber ist die Zahl der Heiligung des Endlichen. So tritt also der heilige Gott nach seiner dreifachen Beziehung zur Welt im Gesetz zusammen mit dem alle Lebensverhältnisse heiligenden Menschen (3 und 7). Das theokratische Grundgesetz ist also nicht zufälliger, sondern logisch notwendigerweise Dekalog, d. h. ein Gesetz von zehn Worten.

Ueber evangelische Gottesdienstordnung.

P. M. Ratsch.

Seit einer Reihe von Jahren hat sich innerhalb unserer Evangelischen Synode eine Bewegung Bahn gebrochen, welche die Weiterbildung unserer gegenwärtig bestehenden Gottesdienstordnung zum Ziele hat. Welche Bedeutung diese Bewegung bereits gewonnen hat, ist bei den letztjährigen Distriktskonferenzen zu Tage getreten, von denen nahezu die Hälfte sich ausdrücklich zu Gunsten derselben ausgesprochen hat. Diese Tatsache darf als ein erfreuliches Zeugnis dafür gelten, daß unsere Synode sich der überaus wichtigen Aufgabe bewußt geworden ist, die sie auf gottesdienstlichem Gebiete zu lösen hat. Diese Aufgabe besteht darin, für ihre Gemeinden einen Gottesdienst einzurichten, welcher nach wahrhaft evangelischen Grundsätzen gestaltet ist, den evangelischen Charakter unserer kirchlichen Gemeinschaft voll und ganz zum Ausdruck bringt, dem Erbauungsbedürfnis aller ihrer Glieder in ausreichendem Maße gerecht wird und sich so als gemeinsames Band um alle evangelischen Gemeinden ihres Bereiches schlingt. Die gegenwärtige Bewegung in unserer Synode beweist, wie weit unsere Gottesdienste in ihrer jetzigen einfachen, ja dürftigen Gestalt davon entfernt sind, dieser ihrer Bestimmung zu entsprechen, weder in Hinsicht ihres evangelischen Charakters, noch ihrer erbaulichen Wirkung. In ersterer Beziehung leiden unsere Gottesdienste an einer Einseitigkeit nach extrem reformierter, bezw. puritanischer, Seite hin, wie sie mit den Prinzipien unserer Evangelischen Synode nicht vereinbar ist. Da der evangelische Charakter unserer Synode durch die Vereinigung der lutherischen und

reformierten Glaubensrichtung bestimmt ist, so entspricht demselben nur ein solcher Gottesdienst, welcher eine Verschmelzung der beiderseitigen Formen darstellt. Eine solche Verschmelzung kann nun nicht darin bestehen, daß die eine der beiden Richtungen sich als die allein berechtigte zu behaupten und dagegen die andere zu verdrängen und schließlich ganz zu unterdrücken sucht. Auch das wäre keine wahrhafte Verschmelzung, wenn man sich nur auf das gemeinsame Minimum einigen und die noch übrigen Unterschiede einfach fallen lassen wollte. Vielmehr kann eine wirkliche Verschmelzung nur dadurch zu stande kommen, daß das Wahre und Berechtigte auf beiden Seiten anerkannt wird und dann auch in der Ausgestaltung der gottesdienstlichen Ordnung zu seinem gebührenden Rechte gelangt. Was uns aber in der lutherischen und reformierten Form des Gottesdienstes tatsächlich berechtigt ist, kann dem evangelischen Prinzip zufolge schließlich nur auf Grund des Wortes Gottes festgestellt werden.

Mit dieser Einseitigkeit nach konfessioneller Seite hin hängt dann auch die weitere Mangelhaftigkeit unserer Gottesdienste in erbaulicher Beziehung zusammen. Wie wenig dieselben im stande sind, dem Bedürfnis der Erbauung nach allen Seiten hin zu genügen, beweisen die immer häufiger werdenden Klagen über das matte, tote Wesen, was darinnen herrscht, über den schwachen Besuch derselben, über den Mangel an rechter inbrünstiger Andacht, über die Trägheit und Schläfrigkeit beim Gesang, über die Fruchtlosigkeit der Predigt und des Kirchengehens, über die ganze äußerliche, gewohnheitsmäßige Art, wie die gottesdienstliche Feier abgemacht wird. Allerdings dürfen wir nicht übersehen, daß der Schaden hier oft tiefer liegt, und es entweder der Gemeinde oder dem Pastor an dem wahren geistlichen Leben fehlt, was allein im stande ist, wiederum Leben in andere zu wecken und zu erhalten. Allein wo solch geistliches Leben auch wirklich vorhanden ist, ist es doch nichts weniger als gleichgültig, in welcher Weise dasselbe im Gottesdienst sich äußert. Je angemessener die Formen sind, in denen dasselbe zum Ausdruck kommt, desto mehr wird es auf andere wirken, desto mehr geistlichen Gewinn und Segen werden die Glieder der feiernden Gemeinde von einander haben.

Darum haben bereits eine ganze Anzahl von Gemeinden versucht, ihre dürftigen Gottesdienste mannigfaltiger und lebhafter zu gestalten und dadurch dem Bedürfnis der Erbauung in vollkommenem Maße gerecht zu werden. Nun kann es im Interesse unserer synodalen Einheit keineswegs wünschenswert sein, daß es jeder einzelnen Gemeinde überlassen bleibe, ihre Gottesdienste nach eigenem Ermessen einzurichten. Je schwieriger es bei der großen äußeren Ausdehnung unserer Synode ist, das Gefühl der Zusammengehörigkeit in allen Gliedern lebendig zu erhalten, desto willkommener und wertvoller muß uns jedes Mittel sein, welches zur Stärkung unseres synodalen Bewußtseins dienen kann. Dazu gehört aber sicherlich eine gemeinsame Form des Gottesdienstes, durch welche namentlich der einfache Mann sich weit inniger noch mit

seiner Kirche verbunden fühlt, als durch das gemeinsame Bekenntnis, zumal wenn es, wie bei uns, nicht in einer bestimmten Formel ausgeprägt vorliegt. In den Symbolen spricht sich das Wesen unserer evangelischen Kirche in abstrakten, begrifflichen Bestimmungen aus, für welche das Volk im allgemeinen weder Sinn noch Verständnis besitzt; im Gottesdienst dagegen gewinnt dasselbe anschauliche, greifbare Gestalt, die jedem einzelnen verständlich ist und ihm allsonntäglich vor Augen tritt. In sie lebt er sich darum viel leichter ein, verwächst damit innerlich je länger je mehr und gewinnt so die besondere Art seines Gottesdienstes und damit seine Kirche selber lieb. So sehr daher auch zur Zeit noch die Ansichten über das Mehr oder Minder in der weiteren Ausgestaltung unserer Gottesdienste auseinander gehen mögen, so dringend ist es doch geboten, daß eine gemeinsame synodale Gottesdienstordnung aufgestellt werde, die in ihren Grundzügen von allen Gemeinden angenommen werden kann.

Wir erlauben uns, im Folgenden den Entwurf einer solchen evangelischen Gottesdienstordnung vorzulegen; müssen aber zum besseren Verständnis zuvor kurz die Gesichtspunkte angeben, welche uns bei Abfassung derselben geleitet haben.

Der Gottesdienst der christlichen Gemeinde ist die Feier ihrer Gnadengemeinschaft mit Gott in Christo. Dies will zunächst besagen, daß es eben *die christliche Gemeinde* ist, welche Gottesdienst feiert. Es ist keine bunt zusammen gewürfelte Menge, die sich beim Gottesdienst einfindet; es ist nicht ein Haufe von Ungläubigen aller Art, die durch den Gottesdienst bekehrt werden sollen; es ist keine tote, träge Masse, welche zu bearbeiten ist, welche aus dem geistlichen Tode zum neuen Leben erweckt werden soll. Die gottesdienstliche Gemeinde ist vielmehr die Gemeinschaft der Gläubigen, welche bereits im Glauben die Gnade Gottes in Christo ergriffen und durch das Zeugnis des Heiligen Geistes ihrer Gotteskindschaft gewiß geworden sind; oder, wie das Apostolikum sagt, die Gemeinschaft der Heiligen, welche zum neuen Leben wiedergeboren sind und nun im fortschreitenden Wachstum ihres geistlichen Lebens stehen. Diese Gemeinde der wahren, wiedergeborenen Christen ist es, die im eigentlichen Sinne als Trägerin des Gottesdienstes fungiert. Sie wohnt demselben nicht nur passiv bei, sie läßt ihn nicht über sich ergehen; sie läßt ihn nicht durch andere für sich verrichten, sondern sie selbst nimmt von Anfang bis zu Ende den lebendigsten Teil daran, sie selbst ist es, die in ihrer Gesamtheit den Gottesdienst vollzieht, die in allen einzelnen Arten desselben das tätige Subjekt ist. Nun wird es ja bei dem gegenwärtigen Zustande der christlichen Kirche kaum eine gottesdienstliche Versammlung geben, in der sich neben den wahren Christen nicht auch mehr oder weniger unchristliche Elemente finden, welche nicht in vollem Sinne zur Feier des Gottesdienstes mitwirken. Allein so viele dies auch sein mögen, so bleibt es eben doch das größere oder kleinere Häuflein der wahrhaft Gläubigen, welche den Gottesdienst

feiert, und nur **ihr** Gemeinschaftsleben mit Gott kommt in demselben zum Ausdruck. Gerade in dieser Gestalt, als Gottesdienst der gläubigen Gemeinde, wird er dann den übrigen Anwesenden gegenüber zu einem freudigen, erhebenden Glaubenszeugnis, welches mehr oder weniger eine erweckliche, missionierende Wirkung auf dieselben ausübt, ohne daß er darum selbst zu einem Bekehrungsgottesdienst für die Ungläubigen zu werden braucht.

Was nun die christliche Gemeinde im Gottesdienst feiert, ist **ihre Gnadengemeinschaft mit Gott in Christo,** darin ihre Glieder seit ihrer Bekehrung stehen. Diese Gottesgemeinschaft ist also ihr gegenwärtiger, wirklicher Besitz, den sie nicht erst im Gottesdienste zu erlangen suchen, sondern dessen sie sich bei ihrer gemeinsamen Feier miteinander erfreuen wollen. Der Gottesdienst ist nicht eine feiernde Erinnerung an vergangene Tatsachen; ebenso wenig läßt er sich fassen als eine feiernde Vorausnahme zukünftiger Ereignisse; auch wird er nicht gehalten in Beziehung auf einen Abwesenden, für uns Unerreichbaren. Er ist vielmehr die feiernde Betätigung eines Gemeinschaftsverhältnisses mit Gott, in dem wir uns tatsächlich befinden. Das Auge unseres Glaubens schaut ihn, den Allgegenwärtigen, mitten unter uns; in unserm Herzen fühlen wir die Segnungen seines Heiligen Geistes, durch welchen er in uns wohnt und uns mit seinen Gaben segnet. Wir reden nicht nur von oder über Gott als eine dritte Person, sondern Gott selbst redet zu uns in seinem heiligen, von seinem Geiste eingegebenen Wort; wir sprechen nicht nur Wünsche aus, die wir von ihm erfüllt zu sehen begehren, sondern wir wenden uns unmittelbar an ihn selbst mit unseren Gebeten. So findet während der gottesdienstlichen Feier ununterbrochen ein heiliges Geben und Nehmen statt zwischen Gott und der gläubigen Seele in ihrem innersten geheimnisvollen Grunde. Wohl gedenken wir dabei im Glauben auch der großen Heilstaten des Dreieinigen Gottes in den vorigen Zeiten; allein wir betrachten sie nicht als der Vergangenheit angehörig, sondern in ihrer fortdauernden Bedeutung für unser gegenwärtiges Verhältnis zu Gott. Ebenso schauen wir auch in Hoffnung hinaus auf die zukünftigen Dinge, die Gott noch vollbringen wird in der Vollendungszeit; allein auch dies geschieht nur um der Wirkung willen, die sie schon jetzt auf unser inneres Leben ausüben. Der eigentliche Inhalt und Gegenstand unserer gottesdienstlichen Feier selbst aber ist und bleibt unsere Gemeinschaft mit Gott, die sich als ein Leben in Gott wirksam erweist.

Damit ist denn auch schon darauf hingewiesen, **wie** wir dieselbe im Gottesdienst zu feiern haben. Diese Feier kann nicht bloß bestehen im Anhören von Reden, im Lauschen auf Gesänge, in einer anregenden Unterhaltung, in einem geistlichen Genuß. Der Gottesdienst ist vielmehr seinem innersten Wesen nach ein Tun, **ein Handeln,** bei welchem lebendige Kräfte sich regen, bestimmte Güter erstrebt, bestimmte

Wirkungen erreicht werden. Dieser Charakter lebendiger Handlung muß sich durch den gesamten Gottesdienst hindurchziehen und nicht bloß im Ganzen, sondern auch in allen seinen einzelnen Akten sich deutlich kund geben. Wie nun die Gemeinschaft des Menschen mit Gott eine gegenseitige ist, so muß auch das gottesdienstliche Handeln ein wechselseitiges, nach beiden Richtungen hin wirkendes sein. Gott handelt in der heiligen Feier ebensowohl mit dem Menschen, als der Mensch mit Gott; Gott wirkt gleichermaßen auf den Menschen ein, als der Mensch auf Gott. Der Gottesdienst soll nicht resultatlos verlaufen, sondern eine wirkliche Veränderung im innern Leben bewirken und einen bleibenden Erfolg zu stande bringen. Der wahre Christ will nicht leer aus dem Gotteshause kommen, sondern etwas mit heimnehmen an geistlichem Gewinn. In dieser Wechselwirkung zwischen Göttlichem und Menschlichem besteht der eigentliche Verlauf, so zu sagen, der innerste Pulsschlag der gottesdienstlichen Feier.

Fragen wir nun weiter: Worin besteht der Erfolg dieses feierlichen Handelns zwischen Gott und der gläubigen Seele? Wozu feiert die christliche Gemeinde ihren Gottesdienst? so kann nach 1. Kor. 14, 12. 26 die Antwort nur lauten: Der Zweck alles Gottesdienstes ist die Erbauung. Auch hiermit ist wiederum ausgesprochen, daß es nicht sowohl gilt, einen neuen Grund im geistlichen Leben zu legen, sondern vielmehr auf dem bereits gelegten Grunde weiter zu bauen. Der Grund aber, auf welchem alles Christenleben ruht, ist die Wiedergeburt zum neuen Leben in der Gemeinschaft mit Gott; die Erbauung aber ist die Förderung dieser Gemeinschaft mit Gott, das Wachstum des neuen Lebens oder die Heiligung. Es gibt eine ganze Reihe der verschiedenartigsten Formen und Mittel, welche der Förderung unseres geistlichen Lebens dienen: das Wort Gottes in ursprünglicher Gestalt, oder vermittelt durch Auslegungen, Betrachtungen, Predigten, das heilige Abendmahl mit seiner Vorbereitung, der Beichte, entweder als private oder als öffentliche Beichte; die verschiedenen Formen des Gebets, als freies oder nachgesprochenes, in gebundener oder ungebundener Rede, als gesprochenes Wort oder gesungenes Lied, Bekenntnis, frei oder in gegebener Form, Gelübde, Privatandacht, Familienandacht, Gemeindegottesdienst u. s. w. Alle diese Elemente können wiederum entweder einzeln für sich auftreten oder in die mannigfaltigsten Verbindungen miteinander eingehen. Unter all diesen Formen ist nun der öffentliche Gottesdienst in versammelter Gemeinde die umfassendste und allseitigste Feier. Denn sie will nicht nur dem subjektiven, speziellen Bedürfnis des einzelnen oder einiger weniger dienen, sondern all den verschiedenen geistlichen Bedürfnissen, wie sie in den zahlreichen Gliedern einer christlichen Gemeinschaft vorauszusetzen sind. Im christlichen Gemeindegottesdienst müssen darum auch alle wesentlichen Momente, in denen jeder Fortschritt in der Heiligung sich vollzieht, wirksam zur Geltung kommen. Nun ist bereits die sehr richtige Bemerkung gemacht worden, daß im Verlauf der Heiligung dieselben einzelnen Momente wieder=

kehren, in denen der Prozeß der Wiedergeburt sich vollzieht, nur in veränderter Gestalt, gleichsam in verjüngtem Maßstabe. In beiden Fällen aber sind die einzelnen Stücke durch psychologische Notwendigkeit mit einander verknüpft. Der Sünder wird sich nicht eher zum gründlichen Bruche mit der Sünde verstehen, als bis er den Gnadenruf Gottes vernommen und die Sorge für das Heil seiner Seele die wichtigste Angelegenheit seines Lebens geworden ist. So wird er auch nicht eher die Gnade Gottes in Christo zu seiner Rettung ergreifen, als bis er in der Buße an sich selbst verzweifelt ist. Und erst wenn die Seele sich im Glauben mit ganzer Zuversicht in die Arme der göttlichen Gnade geworfen hat, kann Gott ihn in seine Gnadengemeinschaft aufnehmen, darin ihm Sündenvergebung und Gotteskindschaft zu teil wird. Und erst wenn so die ganze Fülle der Liebe Gottes ausgegossen ist in sein Herz, durch den Heiligen Geist, wird ein neues Leben innigster, dankbarster Gegenliebe in ihm geboren werden, welches nicht mehr sterben, sondern unter dem Gnadenbeistande des Heiligen Geistes zum endlichen völligen Sieg über die Sünde durchdringen kann. Wird es nun nicht jeder gereifte Christ aus seiner eigenen Erfahrung bestätigen können, daß die entscheidenden Fortschritte in der Heiligung sich auf ganz ähnliche Weise vollziehen? Läßt Gott nicht durch äußere Schickungen und innere Anfechtungen immer wieder aufs neue seinen Gnadenruf an die Seele ergehen, nicht stille zu stehen auf dem Wege, sondern unermüdet weiter zu schaffen ihre Seligkeit mit Furcht und Zittern? Wird dadurch der Mensch nicht immer wieder zuerst zum Bewußtsein der ihm noch anklebenden Sünde erweckt und so seine Buße immer wieder erneuert und vertieft? Treibt ihn das nicht immer mehr in Gottes Gnade hinein, die er immer fester im Glauben ergreift und immer reichlicher sich aneignet? Kann ihm alsdann nicht auch Gott eine immer größere Fülle seiner Gnade und Liebe schenken, so daß immer mehr Friede und Freude im Heiligen Geist sein Herz durchströmt und er sich immer seliger fühlt als begnadigtes Gotteskind? Und wird nicht dadurch die Liebe Gottes je mehr und mehr auch seine Liebe zu ihm entzünden und dieselbe immer völliger zur beherrschenden Macht seines Lebens machen? In diesem Sinne reden ja auch die evangelischen Bekenntnisschriften von einer durchs ganze Leben währenden Buße und einem stetig wachsenden und zunehmenden Glauben; von einem täglichen Sterben des alten und Auferstehen des neuen Menschen.

Hat nun vor allem der christliche Gemeindegottesdienst den Zweck, den wiedergeborenen Christen einen Schritt weiter zu bringen auf dem Wege der Heiligung, wird er dieser seiner Bestimmung nicht am Vollkommensten entsprechen, wenn seiner Anordnung und Ausgestaltung diese für das innere Leben des Christen so überaus wichtige Hauptmomente zu Grunde liegen? Ist doch die Wiederkehr des festlichen Tages und der gottesdienstlichen Stunde an sich schon ein Gnadenruf des Herrn: Kommet, denn es ist alles bereit! Hören wir doch diesen Ruf aus den feierlichen Klängen des Glockengeläutes heraus; fühlen wir

doch diese Mahnung im innersten Herzen beim Eintritt in die geheiligten Räume des Gotteshauses. So ist denn auch nichts natürlicher, als daß der Gottesdienst selbst an diese Eindrücke anknüpft und ebenfalls anhebt mit einem Eingangswort, das uns auffordert, für das Heil unserer Seele zu sorgen und die besondere Gnade zu empfangen, die Gott an diesem heiligen Tage uns darreichen will. Als sündige Menschen aber können wir dem heiligen Gott nicht nahen, ohne in tiefster Seele unsere Schuld und Unwürdigkeit zu fühlen, und so muß es unser erstes Bedürfnis sein, bußfertig dem Herrn unsere Sünden zu bekennen, seine Vergebung zu erflehen und im Glauben seiner Gnade uns zu vergewissern. Je ernstlicher aber hierbei unsere Buße war, desto mehr werden wir nun nach weiterer Stärkung unseres Glaubens verlangen, die wir jetzt, mit Gott versöhnt, getrost von ihm erbitten dürfen und die uns nun in der Verkündigung und andächtigen Betrachtung des göttlichen Wortes dargeboten wird. Haben wir aber in Wahrheit eine Stärkung unseres Glaubens empfangen, so muß sich dies nun auch beweisen durch neu erwachte Liebe zu Gott und unsern Brüdern, seinen Kindern. Denn in Christo gilt nur der Glaube, der durch die Liebe tätig ist. Darum bringen wir nunmehr in Anbetung dem Herrn die Opfer unseres Herzens dar und sprechen unsere Liebe aus in freudigem Lobpreis Gottes und in herzlicher Fürbitte für unsere Brüder, um zuletzt uns noch im Geist mit allen Kindern Gottes die Hand zu reichen zum gemeinsamen Gebet des Vaterunsers. Und wie ein Eingangswort uns aus dem irdischen Getriebe zum heiligen Geschäft des Gottesdienstes aufgerufen, so geleitet uns nunmehr ein Schlußwort aus dem Haus des Herrn hinaus zum Gottesdienst des Lebens mit seiner Arbeit und mit seinem Kampf. So ergibt sich dann von selbst mit innerer psychologischer Notwendigkeit folgende allgemeine Gliederung des Gottesdienstes: Eingang, Sündenreinigung, Verkündigung von Gottes Wort, Anbetung, Schluß. Dazu kommt dann noch der persönliche Segenswunsch des Geistlichen am Anfang zur Begrüßung und am Ende zur Verabschiedung der Gemeinde. Hiermit sind alle wesentlichen Momente in dem Gottesdienst vertreten, welche zur Erbauung der gläubigen Gemeinde mitzuwirken geeignet sind, und einem jeden ist die Stelle im Zusammenhang des Ganzen angewiesen, wo es die Seele am empfänglichsten für sich findet und sich darum auch am wirksamsten erweisen kann.

Indes haben wir dabei mehr nur die innere Seite und den geistigen Gehalt des Gottesdienstes und seine einzelnen Teile des Gottesdienstes ins Auge gefaßt. Eine weitere Frage ist es nun, wie dies alles bei der gottesdienstlichen Feier *seinen entsprechenden Ausdruck* finden soll. Würde es sich hierbei nur um die Erbauung des einzelnen für sich handeln, so könnte es dem subjektiven Bedürfnis eines jeden selbst überlassen bleiben, wie und inwieweit er alle diese Momente zur äußeren Darstellung bringen will. Denn nach dem bekannten Wort des Heilandes ist der wahre Gottesdienst ein Gottesdienst im Geist

und in der Wahrheit. Und so kann er unter Umständen gar wohl in einer verborgenen stillen Herzensfeier bestehen, wie beim Gebet im Kämmerlein, wo die Seele es nur mit sich selbst und ihrem Gott zu tun hat. Ja ein solch verborgener Gottesdienst kann, nach des Herrn Verheißung, von ganz besonderem Segen begleitet sein. Allein es wäre sehr verkehrt, wollte man hieraus nun für den Gottesdienst der Gemeinde etwa den Schluß ziehen: Je stiller, je einfacher, desto erbaulicher. Denn eben das ist ja der unterscheidende Charakter und die einzigartige Bedeutung des Gemeindegottesdienstes, daß hier nicht der einzelne sich selbst erbaut, nicht nur seine eigene geistliche Förderung sucht, sondern daß er eine gegenseitige Erbauung aller Glieder untereinander ist. Hier kommt alles darauf an, daß das innere Leben des einzelnen so viel als möglich offenbar werde, damit es mit dem inneren Leben des andern in Berührung treten und in dasselbe überströmen könne. Die heiligen Bewegungen der Seele, gewirkt durch Gottes Geist, sollen zu einem möglichst vollkommenen, wirksamen Ausdruck gelangen, damit sie durch desselben Geistes Wirkung sich auch auf andere übertragen. So ist es ein heiliger Dienst der Liebe, den wir im Gottesdienst einander erweisen, indem wir alle zusammen einander ermahnen, lehren, trösten, stärken, ermuntern, erheben, begeistern und dadurch einander fördern zum Wachstum in der Heiligung. Vertrauensvoll schließen wir gegenseitig unser Inneres vor einander auf und reichen einander freudig und willig aus dem heiligen Schatze unseres Herzens dar, so viel wir durch Gottes Gnade empfangen haben. So hat auch im Verhältnis der Glieder zu einander der Gottesdienst den Charakter eines lebendigen Handelns, eines gegenseitigen heiligen Gebens und Nehmens. Alle zusammen dienen dem einen und der eine dient wiederum allen und trägt das Seine zur Erbauung der übrigen bei; jeder einzelne wird zu einem Werkzeug in der Hand des Heiligen Geistes, durch welches er, der Geist der Gemeinschaft, sein Gnadenwerk in der Gemeinde vollbringen will. Je vollkommener diese Wechselwirkung der Gemeindeglieder auf einander im Gottesdienst stattfindet, desto reicher ist der Segen, der auf Herz und Leben der Gemeindeglieder davon ausfließt. Und so gehen wir nicht bloß um unser selbst willen in die Kirche, sondern ebenso auch um der andern willen; wir sollen dort nicht bloß empfangen wollen, sondern auch in Liebe mitteilen, was wir an geistlichem Leben besitzen. Es ist darum nicht nur eine heilige Gewissenspflicht gegen unsere Mitbrüder in Christo, daß wir den Gottesdienst besuchen und den lebendigsten Anteil daran nehmen. Wer sich darum so reich an geistlichem Leben dünkt, daß er im Gottesdienst nichts mehr für sich empfangen kann, der sollte wohl bedenken, daß er dann seinen Brüdern um so viel mehr zu geben hat, und daß auch hier das schöne Wort des Heilands gilt: Geben ist seliger, denn Nehmen. Dagegen soll auch jeder dafür sorgen, daß er im Gottesdienst etwas zu geben hat; nicht leer soll er vor dem Angesicht des Herrn erscheinen, sondern ein volles Herz mitbringen. Gleich dem Geistlichen soll er sich würdig darauf vorbereiten, seine hei-

ligen Priesterpflichten an den Brüdern zu erfüllen. Sonst wird auch er gerichtet durch das Wort des Herrn: Wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe. Wer aber nicht hat, von dem wird auch genommen werden, das er hat.

Soll demnach der Gottesdienst auch in seiner äußeren Erscheinung das Gepräge eines feierlichen Handelns tragen, und zwar eines wechselseitigen Handelns sowohl zwischen Gott und der feiernden Gemeinde, als auch zwischen den Gliedern der Gemeinde untereinander, so fragt es sich nunmehr, *in welchen Formen* dies im einzelnen zur Darstellung kommt. Verfolgen wir darum mit Rücksicht hierauf *den Gang der gottesdienstlichen Feier*, wie wir ihn eben kurz angedeutet haben und weiter unten in vollständiger Ausgestaltung darbieten werden. Zunächst sollte es sich von selbst verstehen, daß die Begrüßung durch den Geistlichen beim Beginn von der Gemeinde nicht nur angehört, sondern auch erwidert werde, sei es durch ein „Amen" oder einen Gegengruß. Sodann sollte nicht sofort das Eingangslied folgen, sondern zuvor das Eingangswort, wodurch Gott die Gemeinde einladet und ihr seine Gnade für diesen Tag darbietet. Denn die Feier des Gottesdienstes ruht im letzten Grunde auf des Herrn Gebot, wenn auch seine äußere Anordnung von Menschen herrührt und dem Wechsel unterworfen ist. Darum ist es auch in Wahrheit der Herr selber, der die Seinen zu sich ruft, und ihm gebührt das erste Wort an die versammelte Gemeinde. Nun erst ist das Anfangslied an seiner Stelle, in welchem die Gemeinde es bezeugt, daß sie den Gnadenruf des Herrn mit Freuden aufnimmt und ihm willig folgt. Der *gemeinsame* Gesang ist sowohl eine dahin zielende Aufmunterung der Glieder unter einander, als auch eine gleichzeitige tatsächliche Befolgung dieser Aufmunterung. In dem nun folgenden Sündenbekenntnis tritt der Geistliche als Einzelglied der übrigen Gemeinde gegenüber und gibt dem gemeinsamen Gefühl der Schuld und Unwürdigkeit Ausdruck; die Gemeinde aber bekundet durch das einstimmende „Herr, erbarme dich unser," daß in ihren Herzen das gleiche Gefühl lebendig ist; sie mahnen einander dazu und bezeugen es gegeneinander durch den gemeinsamen Notruf. Nach bußfertiger Beugung vor Gottes Angesicht darf sie sich im Glauben des getrösten, daß sie vor Gott nach seiner Verheißung Vergebung empfangen hat. Diesen Trost legt ihr der Geistliche nahe mit einem Gnadenwort aus Gottes Munde, welches die Gemeinde zuversichtlich sich aneignet mit einem gemeinsamen „Amen". Die empfangene Gnade aber öffnet ihr wiederum den Mund zum Preise des barmherzigen Gottes, dem zunächst der Geistliche in einem Lobspruch Worte leiht. Die Gemeinde, hierdurch ermuntert, nimmt die preisenden Worte auf, sie weiter führend und vollendend in gemeinsamem Gesang, wie überall, auch hier in der doppelten Bedeutung gegenseitigen Aufmunterns und Einstimmens. Nunmehr darf die versöhnte Gemeinde mit freiem Herzen ihrem Herrn nahen und die ihr für diesen Tag verheißene Gnade getrost aus seiner Hand entgegennehmen. Sie bereitet sich dazu, indem

sie im Gebet ihr Herz verlangend auftut; denn alle geistliche Gabe will vom Herrn erbeten sein. Der Geistliche spricht dies Gebet im Namen der Gemeinde und diese eignet es sich an durch ein abschließendes „Amen“. Auf die Bitte der gläubigen Gemeinde folgt die Erhörung des Gebets. Gott bietet ihr zur Stärkung ihres Glaubens und zur Nahrung ihres geistlichen Lebens seine Gnade dar in seinem heiligen Wort und seinem durch dasselbe wirkenden Geist. Mit dankbarem Lobpreis nimmt sie die geistlichen Gnadengaben von Gott entgegen; der Geistliche hebt mit einem Lobspruch an und die Gemeinde stimmt mit einem dreifachen „Halleluja“ darin ein. Durch die Gnade Gottes, die sie in ihren Herzen erfahren, aufs neue in ihrem Glauben gestärkt, fühlt sie sich nunmehr gedrungen, denselben auch vor Gott und ihren Brüdern, ja vor aller Welt mit neuer Freudigkeit zu bezeugen und damit zugleich neue Treue gegen denselben zu geloben. Und wie der Einzelabschnitt an der Stelle des ganzen geoffenbarten Gotteswortes steht, so bekennt auch die Gemeinde im apostolischen Symbolum die Summe ihres ganzen Christenglaubens, zugleich gedenkend ihrer Glaubensgemeinschaft mit der gesamten Christenheit auf Erden. Auch hier spricht der Geistliche als Mund der Gemeinde, die dann durch dreimaliges „Amen“ das gesprochene Bekenntnis als das ihrige bestätigt. Doch ist es nicht genug, daß sie die Gnade ihres Herrn einfach im Glauben hinnimmt, sie soll auch lernen, tiefer in die Erkenntnis derselben einzudringen und ihre Kraft im eigenen Leben fruchtbar zu erweisen. Darum folgt nunmehr die andächtige Betrachtung des göttlichen Wortes, wobei die Gemeinde den Anfang macht durch gemeinschaftlichen Gesang eines Liedes, welches in eine besondere Seite der geoffenbarten Wahrheit überleitet, dieselbe aus eigener Herzenserfahrung bezeugend und den Herzen der Gläubigen nahelegend. Hier ist es, wo insonderheit die Glieder der Gemeinde einander selbst ermahnen, strafen, trösten, lehren, stärken, erheben u. s. w., und je lebendiger der einzelne darin mit einstimmt, je inniger der Gesang aus den Herzen dringt, je voller dasselbe von den Lippen der Andächtigen erschallt, desto mehr wird er auch wiederum bei allen Eingang finden, desto fühlbarer wird der Geist Gottes durch die Versammlung wehen, desto reicher wird der Segen der Erbauung für alle sein. Was die Gemeinde als Gesamtheit begonnen, setzt der Geistliche als einzelner fort in der Predigt, welche das Wort noch eingehender auslegt und noch spezieller auf die mannigfaltigen Bedürfnisse des Herzens und die verschiedenen Verhältnisse des Lebens anwendet. Die Gemeinde soll aber die Predigt nicht bloß anhören, sondern sich den Inhalt derselben auch aneignen. Denn der Prediger ist ja ein Glied ihrer eigenen Gemeinschaft und seine Predigt ist im Grunde nichts anderes, als ein Zeugnis ihres eigenen Glaubens. Die rechte Predigt wird aus dem Herzen der Gemeinde heraus gepredigt. Darum bekennt sie sich sofort nach Schluß derselben zu ihrem Inhalt im Gesange eines Liedes, sei es preisend, bittend oder gelobend. Nach Entgegennahme der kirch-

lichen Mitteilungen schickt sich nunmehr die Gemeinde an, dem Herrn die Opfer ihres Herzens darzubringen und ihm die durch Stärkung und Beweisung ihres Glaubens neu entflammte Liebe zu bezeugen. Sie beginnt mit einem Preis von Gottes Herrlichkeit, wobei der sonst gleichzeitige Gesang, besonders an hohen Festen, sich verwandeln mag in einen Wechselgesang der geteilten Gemeinde, wodurch die Momente gegenseitiger Ermunterung und freudigen Einstimmens noch lebendiger und wirksamer zum Ausdruck kommen. Der Geistliche setzt diesen Lobpreis Gottes fort durch ein Lobgebet, in das die Gemeinde mit dem „Dreimal-Heilig" einstimmt. Daß aber der heilige und erhabene Gott das geringe Lobopfer ihrer Herzen und Lippen mit Wohlgefallen entgegennimmt, wird der Gemeinde zugesichert durch ein bezügliches Wort aus Gottes Munde, das sie wiederum mit „Amen" erwidert. Mit der Liebe zu Gott ist, wenn sie echter Art ist, zugleich die Liebe zu den Brüdern aufs neue in den Herzen erwacht und in liebender Sorge für ihr zeitliches und ewiges Heil und in herzlicher Teilnahme mit ihren Nöten und Kämpfen, bringen sie fürbittend ihre Anliegen für dieselben vor den Thron der Gnade. Das Gebet des Geistlichen macht die Gemeinde zu dem ihrigen, indem sie am Schluß desselben einmütig fleht: „Herr, erhöre uns!" Die Erhörung durch Gott aber, deren sie im Glauben gewiß ist, wird ihr noch besonders bezeugt durch eine der köstlichen Gebetsverheißungen, die sie zuversichtlich mit „Amen" bekräftigt. Das Siegel aber drückt sie auf ihre Gebete, indem sie mit dem heiligen Vaterunser schließt, welches zugleich das Gebet aller Kinder Gottes auf Erden ist. Mit dreimaligem „Amen" auf die Worte des Geistlichen, bekundet sie diese ihre Gebetsgemeinschaft und zugleich die Gewißheit der Erhörung. Zum Schluß faßt nun der Geistliche den ganzen Inhalt der Feier für die Gemeinde in ein Vermahnungswort zusammen, womit er eine diesbezügliche Seligpreisung für die wahren Jünger des Herrn verbindet. Die Gemeinde nimmt dies Wort mit „Amen" auf. Im Frieden wird sie alsdann mit dem Segen des Herrn vom Geistlichen entlassen, den sie erwidert und sich zueignet mit dem apostolischen Segenswunsch.

Eine, namentlich an Festtagen, erwünschte Bereicherung würde der so gestaltete Gottesdienst noch erfahren, wenn ein wohlgeübter Kirchenchor zur Mitwirkung herangezogen werden kann. Dann sollte aber derselbe nicht nur an einer oder einigen Stellen konzertmäßige Vorträge bringen, welche mit dem Inhalt des Gottesdienstes außer allem Zusammenhang stehen, sondern er sollte sich organisch in das Ganze einfügen und mit Pastor und Gemeinde in die innigste Wechselwirkung treten. Die Gemeinde sollte sich nicht nur von demselben etwas vorsingen lassen, sondern die Worte des Gesanges genau kennen, um ihnen ohne Mühe folgen und im Herzen mitspielen, mitsingen, mitbeten, mitpreisen, mitfeiern zu können. Es sollten da auch keine stümperhaften Leistungen geboten werden, welche nur stören, nie erbauen können; aber

auch keine leichten, tändelnden, trivialen Weisen, welche die heilige Würde der gottesdienstlichen Feier verleugnen und nur die Ohren kitzeln, sondern wahrhaft gute, edle, wenngleich einfache Musik in ausdrucksvollem, zum wenigsten korrekten Vortrag. Nicht in eitler Selbstbespiegelung oder gar mit gegenseitiger Eifersucht im Herzen sollen die Sänger vor der Gemeinde sich hören lassen, sondern mit demütigem, einfältigem, andächtigem Sinn als Diener des Herrn. Ja dieser Sinn, der bei allen Gliedern der feiernden Gemeinde vorausgesetzt werden muß, sollte bei dem Kirchenchor in ganz besonderem Maße vorhanden sein. Denn wie seine Leistungen von höherem künstlerischem Werte sind, als der einfache Gemeindegesang, so nimmt er auch sinnbildlicher Weise eine höhere Stufe über der Gemeinde ein, indem er die ideale Gemeinde der wahren Gläubigen repräsentiert, welche den unsichtbaren Kern in der empirischen vielfach gemischten Gemeinde bildet. Darum sollten nicht bloß überhaupt die besten Sänger, sondern unter diesen nur die würdigsten zur Teilnahme zugelassen werden, und ihre Uebungsstunden sollten zugleich als Andachtsstunden durch Gebet geweiht sein. Fehlt einem Kirchenchor der andächtige, fromme, demütige Sinn, der in aller Liebe und Einfalt dem Herrn und seiner Gemeinde dienen will, besteht er gar aus ganz weltlich gesinnten, nicht zur Gemeinde gehörenden Personen, die sich für ihren Gesang bezahlen lassen, dann ist solch Singen nicht eine Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit, sondern eitel Heuchelei und fällt unter das Gericht Amos 5, 23.

Ueberblicken wir nun noch einmal die oben beschriebene Ordnung der gottesdienstlichen Feier, so werden wir unschwer die charakteristischen Züge erkennen, in denen dieselben über die bisherige Gestalt unserer Gottesdienste hinausgeht. Jeder innere Vorgang der heiligen Feier findet jetzt seinen entsprechenden Ausdruck; jede Rede empfängt ihre Antwort, jede Anregung bewirkt ihre Folge, jedes Gebet erlangt Erhörung, jede Gabe findet Annahme. Die gesprochenen Worte bleiben nicht bloße, wirkungslose Worte, sondern werden zu wirksamen, von Erfolg begleiteten Taten, und der ganze Gottesdienst wird zu einer lebendigen, wohlgegliederten Handlung, die in folgerechter Entwicklung ihrem Ziele zustrebt. Die Gemeinde ist aus ihrer passiven Gebundenheit befreit und zu allseitiger und mannigfaltiger Mitbeteiligung herangezogen. Die einseitig receptive Tätigkeit derselben, welche die Predigt von ihr verlangt, wird durch ihre vorangehende und nachfolgende aktive Tätigkeit in der günstigsten Weise ergänzt. Durch erstere empfängt ihr Herz die zweckmäßigste Anregung und Vorbereitung für Aufnahme der kommenden Predigt; durch die letztere offenbart sie in der angemessensten Weise die geistliche Kraft, welche die gehörte Predigt in ihrem Herzen gewirkt hat. Das subjektive Uebergewicht des Geistlichen wird durch die stetige Mitwirkung der Gemeinde auf das rechte Maß zurückgeführt, und derselbe erscheint nicht mehr als Allbeherrscher ihres Glaubens, sondern als Gehilfe ihrer

Freude (2. Kor. 1, 24). Die Gemeinde wird zum eigentlichen Träger und Vollzieher des gesamten Gottesdienstes erhoben und tritt damit in die Rechte des allgemeinen Priestertums, welche ihr nach evangelischem Prinzip zukommen.

Diese Auffassung vom Wesen des evangelischen Gottesdienstes ist allerdings prinzipiell verschieden von einer Ansicht, welcher die Predigt in der gottesdienstlichen Feier ein und alles ist, wogegen alles übrige nur wie ein Anhängsel erscheint oder eine mehr oder weniger entbehrliche Zugabe zu derselben bildet. Da ist die Predigt der eigentliche schmackhafte und nahrhafte „Kern", das andere aber ist die spröde ungenießbare „Schale", durch die man zu dem Kern hindurchdringt, um sie dann als nutzlos beiseite zu werfen. Ebenso steht die entwickelte Idee des Gottesdienstes einer Ansicht entgegen, welche am liebsten alles auf die freie subjektive Tätigkeit des Geistlichen stellen möchte, nicht nur freie Predigt, sondern auch freie Gebete verlangt und alle festen Formen möglichst zu beseitigen sucht. Hiernach soll alles als aus dem Herzen kommend und vom Heiligen Geist gewirkt sich darstellen, wobei nur vergessen ist, daß auch die Glieder der Gemeinde Herzen haben und des Heiligen Geistes teilhaftig sind. Wer nun aber bisher in solchen Anschauungen gelebt und gewebt hat, dem wird es jedenfalls nicht wenig Ueberwindung kosten, sich zu den oben dargelegten Anschauungen zu bekehren; denn welch bedeutsame Rolle das Altgewohnte und dadurch Liebgewordene in Dingen des Gottesdienstes spielt, weiß jeder aus seiner eigenen Erfahrung. Es würde nun der evangelischen Freiheit widersprechen, wollten wir sofort den Anhängern des Alten das Neue in seinem vollen Umfange aufdrängen; es wäre jedoch ebenso wenig im Sinne evangelischer Freiheit gehandelt, wollten wir denen, welche mit freudiger Ueberzeugung den neuen Prinzipien zustimmen, die volle Verwirklichung derselben vorenthalten oder erschweren. Wir geben daher im Folgenden den Entwurf der evangelischen Gottesdienstordnung in zweifacher Form, von denen die erste die möglichst vollkommene Ausprägung der entwickelten Grundsätze darbietet, die andere aber in verkürzter Gestalt das enthält, was als Minimum allgemein angenommen werden sollte. Da im ersten Entwurf dem Kirchenchor eine ausgedehntere Mitwirkung beigelegt ist, und auch im zweiten alle wesentlichen Momente, wenngleich mehr zusammengezogen, vorhanden sind, so können beide Ordnungen auch in der Weise gebraucht werden, daß die letztere an gewöhnlichen Sonntagen zur Anwendung kommt, erstere aber den Festgottesdiensten vorbehalten bleibt. Wir wählen als spezielles Beispiel den Gottesdienst an einem Sonntage in der Freudenzeit (zwischen Ostern und Pfingsten), für welche seltsamerweise unsere Evangelische Agende keinen Stoff darbietet. (Vergleiche dazu: Schöberlein, „Der evangelische Hauptgottesdienst".)

Gottesdienst in der Freudenzeit.

I. Vollständige Gottesdienstordnung.

Orgelvorspiel. — (Die Gemeinde erhebt sich.)

Pastor: Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Gemeinde: Amen.

Pastor: Dies ist das Wort des Herrn, das er sagen lässet seiner Gemeinde: Christus erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz. Darum hat ihn auch Gott erhöhet und hat ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist, daß in dem Namen Jesu sich beugen sollen aller derer Knie, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind, und alle Zungen bekennen sollen, daß Jesus Christus der Herr sei zur Ehre Gottes des Vaters.

Chor: Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem Heiligen Geiste, wie es war von Anfang jetzt und immerdar, und von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Gemeinde: Gesangbuch 132, 1. 5. Jesus Christus herrscht als König.

Pastor: Der Herr ist der Gott Zebaoth. Herr ist sein Name. So bekehre dich nun zu deinem Gott, halte Barmherzigkeit und Recht und hoffe stets auf deinen Gott. — So kommet denn und lasset uns in tiefer Demut vor dem Herrn unsere Unwürdigkeit und unsere Sünde bekennen und also beten:

Allmächtiger Gott, lieber Vater in dem Himmel! Der du deinen Sohn um unserer Sünden willen auferwecket hast, viel und groß ist unsere Uebertretung. Errette uns, Herr, durch deine Gerechtigkeit und hilf uns aus. Sei uns ein starker Hort, dahin wir immer fliehen mögen, der du zugesagt hast, uns zu helfen, denn du bist unser Fels und unsere Burg. Tilge unsere Sünden nach deiner großen Barmherzigkeit und gib uns ein neues Herz und leite uns auf den Weg des Lebens, daß wir in Gerechtigkeit vor dir wandeln um der siegreichen Auferstehung Jesu Christi, deines lieben Sohnes, unseres Herrn und Heilandes willen.

Gemeinde: Herr, erbarme dich unser! Christe, erbarme dich unser! Herr, erbarme dich unser!

Pastor: Seid getrost und unverzagt alle, die ihr des Herrn harret. Gott hat seines eigenen Sohnes nicht verschonet, sondern hat ihn für uns alle dahingegeben; wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken? Wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen? Gott ist hier, der da gerecht macht. Wer will verdammen? Christus ist hier, der gestorben ist, ja vielmehr, der auch auferwecket ist, welcher ist zur Rechten Gottes und vertritt uns. — Der Friede des Herrn sei mit euch!

Gemeinde: Amen.

Pastor: Gelobet sei Gott und der Vater unseres Herrn Jesu Christi, der uns nach seiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten, zu einem unvergänglichen und unbefleckten und unverwelklichen Erbe, das behalten wird im Himmel. — Ehre sei Gott in der Höhe!

Gemeinde: Und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. (Mel. siehe Liederkranz, No. 35.)

Chor (an hohen Festtagen): Wir loben dich, wir beneideien dich, wir beten dich an u. s. w. (Das sogenannte große Gloria. Text und Melodie dieses altchristlichen schönen Lobgesanges siehe „Große Missionsharfe") *)

Pastor: Erhebet eure Herzen zu hören das gnadenreiche Wort unseres Gottes. Lasset uns beten: Allmächtiger Gott, der du durch den Tod deines Sohnes die Sünde und den Tod zu nichte gemacht und durch sein Auferstehen Unschuld und ewiges Leben wiedergebracht hast, auf daß wir, von der Gewalt des Teufels erlöset, in deinem Reiche leben, verleihe uns, daß wir solches von ganzem Herzen glauben und in solchem Glauben beständig, dich allezeit loben und dir danken. Durch denselben deinen Sohn, Jesum Christum, unsern Herrn.

Gemeinde: Amen.

Pastor: Verlesung des Evangeliums oder der Epistel des Sonntags. — Dem Seligen und allein Gewaltigen, dem König aller Könige und Herrn aller Herren, der allein Unsterblichkeit hat, der da wohnt in einem Lichte, da niemand zukommen kann, welchen kein Mensch gesehen hat, noch sehen kann, dem sei Ehre und ewiges Reich! Halleluja!

Gemeinde: Halleluja! Halleluja! Halleluja!

Pastor: Lasset uns mit der gesamten Christenheit auf Erden unsern allerheiligsten Glauben bekennen. Ich glaube an Gott den u. s. w.

Gemeinde: Amen, Amen, Amen. (Oder das altkirchliche: Gepriesen sei Gott der Vater! Gepriesen sei Gott der Sohn! Gepriesen sei Gott der Heilige Geist) (Hierauf setzt sich die Gemeinde.)

Chor: Gesang.

Gemeinde: Predigtlied.

Pastor: Predigt. (Auch: Kurzes freies Gebet.)

Gemeinde: Liedvers.

Pastor: Kirchliche Mitteilungen. — Gott aber des Friedens, der von den Toten ausgeführet hat den großen Hirten der Schafe durch das Blut des ewigen Testaments, unsern Herrn Jesum Christum, der mache euch fertig zu allem guten Werk, zu tun sei=

*) Statt dessen kann auch der Geistliche das „Ehre sei Gott" bis „Wohlgefallen" zu Ende sprechen und die Gemeinde alsdann einstimmen mit dem ersten Vers von „Allein Gott in der Höh sei Ehr," indem sie sich niedersetzt.

nen Willen, und schaffe in euch, was vor ihm gefällig ist durch Jesum Christum, welchem sei Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Gemeinde: Anbetungslied. Gesangbuch, No. 300, 1. 3. Wie schön leucht't uns der Morgenstern u. s. w. (Alsdann erhebt sich die Gemeinde.)

Pastor: Singet dem Herrn ein neues Lied; denn er tut Wunder. Er sieget mit seiner Rechten und mit seinem heiligen Arm. Halleluja! — Wir danken dir, Herr Jesus Christus, daß du durch deine Auferstehung als ein siegreicher Held Sünde und Tod überwunden, durch alle Feinde hindurch die Bahn zu dem ewigen Leben eröffnet und uns also die Gerechtigkeit vor Gott und den Trost einer fröhlichen Auferstehung erworben hast. Wir bitten dich herzlich, hilf uns durch die Kraft deines Geistes einen guten Kampf kämpfen und den Lauf selig vollenden. Erleuchte und heilige uns, daß wir der Sünde täglich absterben und einzig dir leben und dienen, mit einem herzlichen Sehnen nach dem ewigen Vaterlande. Sei du mächtig in unserer Schwachheit, und gib, daß wir in allen Anfechtungen und Nöten, besonders aber in unserer Todesstunde, uns deiner Auferstehung kräftig getrösten und dir alsdann unsere Seelen gläubig befehlen. Herr, unser Heiland! Mit freudiger Zuversicht harren wir deiner herrlichen Zukunft, da wir aller Angst dieser Welt enthoben dein Antlitz schauen werden in Gerechtigkeit und in höherem Chor mit der Menge der himmlischen Heerscharen die lobsingen von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Gemeinde: Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth, und alle Lande sind seiner Ehre voll.

Chor: Gesang.

Pastor: So spricht der Herr, der Hohe und Erhabene, der ewiglich wohnet, des Name heilig ist: Wer Dank opfert, der preiset mich und das ist der Weg, daß ich ihm zeige das Heil Gottes.

Gemeinde: Amen. Halleluja.

Pastor: Lasset uns weiter unsere Herzen erheben und in christlicher Liebe und Teilnahme für einander also beten: Allmächtiger Gott, barmherziger Vater, wir bitten dich, du wollest deine christliche Kirche mit allen ihren Lehrern und Dienern durch deinen Heiligen Geist regieren, daß sie bei der reinen Lehre deines Wortes erhalten, der wahre Glaube in uns geweckt und gestärkt werde, auch die Liebe gegen alle Menschen in uns wachse und zunehme. Sei deiner Kirche Schirm und Schild in allen Nöten und Gefahren u. s. w. (Siehe die Fortsetzung in unserer Evang. Agende. Seite 48.)

Gemeinde: Herr, erhöre uns!!

Pastor: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, spricht unser Heiland, so ihr den Vater etwas bitten werdet in meinem Namen, so wird er es euch geben.

Gemeinde: Amen, Amen.

Pastor: Alles, was wir sonst auf unserm Herzen und Gewissen haben, fassen wir zusammen, indem wir in Gemeinschaft mit allen Kindern Gottes auf Erden also beten: Unser Vater, der du bist im Himmel — von dem Uebel.

Chor: Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit.

Gemeinde: Amen, Amen, Amen.

Pastor: Höre, Gemeinde, des Herrn Wort, höre und nimm's zu Herzen. Seid ihr mit Christo auferstanden, so suchet, was droben ist, da Christus ist, sitzend zur Rechten Gottes. Trachtet nach dem, das droben ist, nicht nach dem, das auf Erden ist. Denn ihr seid gestorben und euer Leben ist verborgen mit Christo in Gott. — Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.

Gemeinde: Amen.

Pastor: Empfanget mit gläubigem Herzen den Segen des Herrn: Der Herr segne dich u. s. w.

Gemeinde: Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit uns allen. Amen.

Orgel. (Nachspiel.) (Schluß folgt.)

Zu den Fällen Neidhardt und Horst.

Vergleiche No. 6, Seite 469 des 30. Jahrgangs und No. 1, Seite 67 des 31. Jahrgangs d. Bl.

Noch dauerte die Erregung und der Kampf in der kirchlichen und politischen Presse Deutschlands fort, den die Amtsentsetzung des Pastors Weingart in Osnabrück hervorgerufen hatte, da riefen die Nichtbestätigung der Wahl des Pfarrers Neidhardt in Hamburg zum Hauptpastor der Luisenkirche in Charlottenburg und die zwangsweise Versetzung des Pfarrers Horst in Mansbach, Prov. Hessen-Nassau, neue Aufregung und Beunruhigung hervor. Von allen Seiten eilte man auf den Kampfplatz. Die Organe des Liberalismus und Positivismus, „Christliche Welt" und „Lutherische Kirchenzeitung", die großen, politischen Blätter beider Lager, theologische und juristische Kapacitäten, Männer, deren Feder von der Leidenschaftlichkeit des social-politischen Radikalismus geführt wird, wie solche, die die Dinge nur unter das Richtmaß wissenschaftlicher Objektivität zu legen gewöhnt sind, Anhänger und Gegner der Staatskirche, sie alle ergriffen, namentlich zu dem zweiten Falle, das Wort. Und man muß bekennen, daß, abgesehen von vereinzelten Ausnahmen, selten ein ethisch und rechtlich disputables Vorgehen deutscher Kirchenbehörden mit so viel Ruhe, Gründlichkeit und Gerechtigkeit, von Liberalen, wie Konservativen, beurteilt worden ist, wie in diesen beiden Fällen. Weil aber diejenigen, welchen weder die amtlichen Unterlagen, noch die Stimmen der deutschen Presse bekannt geworden sind, in der Beurteilung solcher Fälle nur zu leicht von dem natürlichen, an sich so schönen Zuge des Herzens, das Recht auf der

Seite des Schwachen zu suchen, sich leiten und demgemäß in Sachen, die, weil Rechtssachen, auch an erster Stelle vom Standpunkte des geltenden Rechtes aus geprüft sein wollen, durch das Gefühl ihr Urteil teilen lassen, so sei auch an dieser Stelle eine eingehendere Darlegung und Würdigung der fraglichen Fälle versucht.

1.

Im ersten Falle ist der Hergang kurz dieser: Pastor Neidhardt von der St. Katharinen-Kirche in Hamburg hatte sich um die Stelle des ersten Geistlichen an der Luisen-Kirche in Charlottenburg beworben und nach der Probepredigt, auf an ihn ergangene Einladung, an einer Zusammenkunft von sieben Mitgliedern des Gemeinderates teilgenommen. Das Konsistorium der Prov. Brandenburg aber versagte dann seiner Wahl die Bestätigung, indem es in der Teilnahme N.s an jener Versammlung einen Verstoß gegen § 7 des Kirchengesetzes vom 15. März 1886 erblickte, welcher lautet: „Ein Bewerber darf sich nur den zu gemeinschaftlicher Sitzung vereinigten Gemeindeorganen und zwar auf die Einladung des Gemeindekirchenrates anläßlich der von ihm gehaltenen Gastpredigt vorstellen. Einem Gewählten, welcher entgegen dieser Vorschrift durch persönliches Werben um Stimmen oder in andere Weise durch unwürdige Mittel auf seine Wahl einzuwirken versucht hat, ist die Bestätigung zu versagen." Da nun jene Versammlung, an der N. teilgenommen hatte, nur von einigen, mit seiner freisinnigen Richtung sympathisierenden Mitgliedern des Kirchengemeinderates veranstaltet und besucht worden war, so hatte sie nicht den durch das Gesetz angedeuteten, offiziellen Charakter, und das Konsistorium hatte das formale Recht auf seiner Seite, indem es die Wahl für ungültig erklärte. Und einem Urteil gegenüber, welches in dieser gesetzlichen Bestimmung mit Neidhardt nun eine „kniffliche Formalie", eine unnötige, chikanöse Beschränkung der freien Bewegung derer, die sich um ein geistliches Amt bewerben, und demgemäß in der scharfen Anwendung derselben gegen N. nichts als bureaukratische Pedanterie und Tyrannei erblicken wollte, sei auf ihr gutes, oder vielmehr beklagenswertes, geschichtliches Recht hingewiesen. Die neueren Kirchenordnungen der meisten evangelischen Landeskirchen Deutschlands, welche die Wahl der Geistlichen den Kirchenpatronen und Kirchenregimenten ganz, oder teilweise (alternierend) nahmen und sie auf die Gemeindevertretungen (Kirchenvorstand, -gemeinderat, Presbyterium) übertrugen, enthielten noch keine Prohibitivbestimmungen gegen unwürdige Mittel der Bewerbung. Doch bald lehrte die Erfahrung in leider nicht seltenen Fällen, daß in diesem neuen Wahlverfahren für sittlich nicht gefestigte und von egoistischen Beweggründen geleitete Bewerber die Versuchung zu einem, mit der Würde und Unabhängigkeit des geistlichen Amtes nicht zu vereinbarenden Ambitus lag, und eben deshalb, um derartiges, würdeloses Sichbemühen um Gunst und Stimmen einzelner Kirchenratsmitglieder oder kirchlicher Parteien zu verhindern, ergänzte man die Kirchenordnungen durch Bestimmungen,

welche eine persönliche Berührung der Bewerber mit den Wählern **vor** der Wahl nur in der Form der Teilnahme an einer ordnungsmäßig einberufenen Versammlung des gesamten Vorstandes gestatteten.

Ebenso wenig aber war N. vom Standpunkte des Rechtes aus berechtigt, seine Unkenntnis des betreffenden Gesetzes für sich geltend zu machen. Denn Unkenntnis des Gesetzes schützt bekanntlich nirgends den Uebertreter vor der Strafe. Doch unwillkürlich drängt sich einem die Frage auf, ob die Kirchenbehörde wohl die volle Schärfe des Gesetzes auch einem Bewerber gegenüber angewendet haben würde, dessen Wahl ihr in jeder Beziehung genehm gewesen wäre, und ob man nicht, ohne dem Gesetze zu nahe zu treten, zu Gunsten N.s den Umstand hätte sprechen lassen können, daß ihm in der Tat nicht nachgewiesen worden ist, in jener Versammlung auf würdelose Weise Stimmung für sich gemacht zu haben. Und hier fordert nun in der Tat das Verfahren des Konsistoriums schärfste Kritik heraus. In seinem offenen Briefe an den Oberkirchenrat hat N. bekannt gegeben, daß ihm schon im Dezember 1901 — im April 1902 fand seine Predigt in Charlottenburg statt — aus dem Schoße des Konsistoriums geschrieben worden sei, daß man zwar keinen Zweifel an einer von ihm zu erwartenden friedlichen Wirksamkeit hege, daß aber **andere Gründe seine Bestätigung aussichtslos** machten. Also schon damals, lange bevor N. sich jenes Verstoßes gegen das preußische Kirchengesetz schuldig machte, hatte man Gründe, seiner etwaigen Wahl die Bestätigung versagen zu wollen. Und daß man schließlich nicht diese, gewiß doch schwer wiegenden Gründe, sondern jenen Verstoß als einzigen Grund der Nichtbestätigung angab, zeigt klar, daß man nicht den Willen oder nicht den Mut besaß, die **wahren** Gründe zu nennen. Ja, in einem so ungünstigen Lichte erscheint hier das Verfahren der Behörde, daß man vermuten möchte, das nicht vorauszusehen gewesene Vergehen N.s sei von dem Konsistorium als willkommenes Mittel aufgegriffen worden, seine eigentlichen Beweggründe zu verschleiern.

Welches waren nun diese Gründe? Nachdem N. gegen den Beschluß der provinzialen Behörde Rekurs bei dem Oberkirchenamt ergriffen und dieser, den Rekurs verwerfend, das Konsistorialerkenntnis bestätigt hatte, sprach N. in seinem „offenen Briefe" an den Oberkirchenrat es offen aus, daß der Grund seiner Ablehnung einzig und allein in seiner **freien theologischen Richtung** gelegen sei. Und dem hat auch der Oberkirchenrat in seiner, in der „Berliner Korresp." veröffentlichten Antwort nicht widersprochen. Begreiflich kann man es ja nun finden, daß das Konsistorium Bedenken getragen hat, den Fall „Neidhardt" gewissermaßen zu einer zweiten Auflage des noch nicht einmal beendeten Falles „Weingart" werden zu lassen. Ist es doch sicher eine der schwierigsten, odiösesten und verantwortungsvollsten Materien, wenn eine kirchliche Aufsichtsbehörde über den Glaubens- und Lehrstandpunkt eines Geistlichen zu Gericht sitzen soll. Aber ebenso wenig wie eine solche sich des **Rechtes** begeben darf, bei der Prü-

fung der Würdigkeit und Fähigkeit eines Bewerbers, ein geistliches Amt zu bekleiden, auch die allerwichtigste Frage aufzuwerfen, wie der Betreffende zu den Grundwahrheiten des Christentums und dem Bekenntnis der Kirche stehe, in deren Dienst er treten will, ebenso hat sie auch die Pflicht, trotz alles zu erwartenden Geschreies über Ketzergerichte u. s. w. es offen zu sagen, wenn sie von Gewissenswegen sich gedrungen fühlt, einem Bewerber wegen seines radikalen Standpunktes die Bestätigung der Wahl zu versagen. Daß das Brandenburger Konsistorium den Mut hierzu nicht besessen hat, gereicht ihm wahrlich nicht zur Ehre.

Im Gegensatz zu N.s Auslassungen, der schrankenlose Freiheit für alle theologischen Richtungen im Lehramt der Kirche fordert, das Vorhandensein und die Notwendigkeit einer festen, unfehlbaren Lehre der Evangelischen Kirche auch nur in einem Punkte leugnet und, lieber im Lessingschen Vorhofe des Wahrheitsuchens, als im Allerheiligsten des Glaubens verweilend, die evangelische Frömmigkeit nach rationalistischem Prinzipe nur in das Ringen um die Wahrheit setzt, müssen wir es als das höchste und heiligste Recht einer kirchlichen Oberbehörde bezeichnen, darüber zu wachen, daß das Lehramt der Kirche nicht der Tummelplatz des modern emanzipierten Subjektivismus werde. Wer die Nöte großstädtischen Kirchenlebens in Deutschland aus eigener Anschauung kennt, wo Geistliche der schärfsten, theologischen Gegensätze oft an ein und derselben Kirche wirken und suchende Seelen wie der Rabe Noahs von einem Extrem zum andern flattern müssen und nicht wissen, wo sie festen Boden finden sollen, gefestigte und geförderte Christen aber an dem, was ihnen in der Predigt geboten wird, oft das schwerste Aergernis nehmen müssen, der muß ohne Einschränkung zugestehen, daß die organisierte Kirche es von dem Kirchenregimente geradezu fordern muß, das Aufsichtsrecht über die Lehrverkündigung der landeskirchlichen Geistlichen, wenn auch mit heiliger Zartheit und duldsamer Liebe, so doch mit aller Unerschrockenheit auszuüben. Dazu ist ihr das Patronats- das Schirmamt über die Gemeinden übertragen, daß sie diese im Besitze des höchsten Gutes schütze. Wir reden deshalb wahrlich keiner konsistorialrätlich-offiziellen, oder gar höfischen Theologie, keinem schroffen Lehrzwange das Wort und halten ebenso wohl, wie Neidhardt, das volle Auswirken aller geistigen Strömungen innerhalb der Evangelischen Kirche für unerläßlich und heilsam. Aber für die Kanzel soll man nicht die Forderung schrankenloser Lehrwillkür stellen. Dieses streitet fundamental gegen das Recht, das die Gemeinde auf das unverfälschte Brot des Lebens hat. Beim Lehramt der Kirche ist nicht die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung, sondern das Recht der Gemeinde, daß ihr die Wahrheit des göttlichen Wortes unverfälscht und ungeschmälert dargeboten werde, der entscheidende Punkt. Die Gemeinde ist nicht wegen des Pastors, sondern dieser wegen der Gemeinde da. Die das nicht zugeben, sind schlechte Psychologen und Pädagogen,

die das tiefste Sehnen und Suchen der Menschenseele nicht verstehen, und außerdem sind sie blind gegen das Zeugnis der Tatsachen. Denn dieses besagt, daß die Vertreter des theologischen Liberalismus leere, und die Positiven volle Kirchen haben. Der Christ will durch die Predigt dahin gelangen, daß er fühlt: „Ich habe nun den Grund gefunden." Nicht das Christusbild, wie es die Denkarbeit des Pastors N., oder anderer moderner Theologen gestaltet, sondern wie es aus dem Goldgrunde der Schrift heraustritt und in den Rahmen des evangelischen Bekenntnisses gefaßt ist, ist es, dessen Gotteszüge die Gemeinde in der Weihestunde der gemeinsamen Anbetung schauen will.

Und so fassen wir unser Urteil zu dem Falle N. dahin zusammen: Das Brandenburger Konsistorium würde weder seine Kompetenz überschritten, noch die Grundsätze freier, evangelischer Forschung verleugnet haben, wenn es N. wegen seines, von ihm selbst bekannten, radikalen Standpunktes nicht bestätigt hätte. Daß es seine Absicht, dies nicht zu tun, verhüllte und N.s Wahl lediglich wegen seines Verstoßes gegen das formale Recht der preußischen Landeskirche nicht anerkannte, ist sein Unrecht. Dem Oberkirchenrat aber kann daraus, daß er N.s Rekurs verwarf, kein Vorwurf gemacht werden. Als zweite richterliche Instanz hatte er lediglich das Urteil der ersten nach Form und Inhalt zu prüfen. Die Beurteilung geheimer Beweggründe, die mutmaßlich im Hintergrunde mitgewirkt hatten, stand ihm nicht zu.

Homiletisches.

Osterpredigt von Dr. P. Kaiser.*)

Helle Ostertöne.

Gelobt sei Gott und der Vater unseres Herrn Jesu Christi, der uns nach seiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten. Gott gebe euch viel Gnade und Frieden. Amen.

Ev. Joh. 14, 19. Es ist noch um ein Kleines, so wird mich die Welt nicht mehr sehen. Ihr aber sollt mich sehen; denn ich lebe, und ihr sollt auch leben.

Wir hören:

1. Ueber allem Scheiden die hohe Offenbarung: Ich lebe.
2. Ueber allem Sterben die selige Verheißung: Ihr sollt auch leben.

*) Vergleiche die Anzeige des Buches in diesem Heft Seite 158. Wir geben hier eine Probe von K.s Predigten, wobei wir die Einleitung weglassen.

Ich weiß, an wen ich glaube,
Bin freudevoll ein Christ,
Ihn bet ich an im Staube,
Ihn, der mein Retter ist.
Ich werd ihn ewig schauen,
Wenn er auch mich erhebt;
Der Herr ist mein Vertrauen,
Er starb für mich und lebt.

Ja, Herr, du Heiliger, du Vielgeliebter, du bist unser ganzes Vertrauen und hohe Zuversicht. Dich beten wir an. Dich bitten wir, du wollest uns in dieser Feststunde begegnen und deiner Gemeinde Freude, Tröstung und Segen schenken. Sende den Fröhlichen deinen Ostersegen, daß sie sich am allerliebsten deiner Herrlichkeit freuen und über deine Gnade jauchzen. Gib ihn besonders den Traurigen, daß sie sich über allem Leiden und Scheiden deiner hohen Offenbarung und seligen Verheißung getrösten. Segne uns alle und stärke unsere Glaubensgewißheit und nimm alles Seufzen und alle Todesangst von unseren Herzen und Lippen. Lege uns dein Wort voll Geist und Leben vor und übe uns zu hellen Ostertönen, zum ewigen Festgesange. Solchen Ostersegen bereite uns. Amen.

I.

Scheidend spricht der Herr unser Osterwort, aber tröstend klingt es vor Jüngerherzen. Es ist viel Osterstimmung in diesen Abschiedsreden Jesu. Es sieht aus, wie wenn man Gold und köstliche Fäden wirkt in ein dunkles Gewand. „Es ist noch um ein Kleines!" — Damit leitet er diese Offenbarung ein. Der Freund spricht es, wenn die Zeit der Reise da ist. Der Vater spricht es, wenn die siebenzig oder gar achtzig Jahre ihn immer deutlicher an den Abschied von den Seinigen gemahnen. Jesus spricht es, weil er wußte, daß die Gegner täglich die Waffen der Feindschaft schärften, und nun alles vollendet werden sollte. So benutzt er unter den Seinigen noch die letzten Stunden. Er zeigt ihnen in diesen innigen Abschiedsreden noch das Kleinod seiner köstlichen Liebe. Er gibt ihnen darin gleichsam den Abschiedskuß seiner Freundschaft. Er entfaltet zugleich die Osterfahne gläubiger Gewißheit, ewiger Hoffnung. Er spricht von Wiedersehen bei allem Herzeleid trauervollen Scheidens. Es ist noch um ein Kleines.

Ueber ein Kleines, so seht ihr mich neu,
Leer ist die Gruft und der Jammer vorbei,
Hüllt auch die Sonne sich trauernd in Flor:
Ueber ein Kleines tritt hell sie hervor.

Einst hatten die Jünger gefragt, was es doch sei, daß er sage: 'Ueber ein Kleines.' „Wir wissen nicht, was er redet." Aber er hatte dann von einem Tage gesprochen, an dem sie ihn nichts fragen würden. Der Tag war nun da. Es war der Tag, den wir feiern: der freudevolle Ostertag. Nun fragten sie nicht mehr, weil sie nun erlebten, was er damals verkündigte.

Es ist noch um ein Kleines, so wird die Welt mich nicht mehr sehen. Nein, die Welt sah ihn auch nicht, denn sie hatte keineAugen für seine Offenbarung. Sah ihn Pilatus wieder zu Ostern? Sah ihn Herodes? Sahen ihn die Hohenpriester und Schriftgelehrten? Aber Maria Magdalena sah ihn, die innige Magd des Herrn, deren Seele in den tiefsten Trauerschleier geschiedener Liebe gehüllt war. Die beiden Emmausgänger sahen ihn, obgleich der Tag sich geneigt, und es Abend geworden war, ihn daran erkennend, daß er das Brot brach. Petrus sah ihn mit den von Reuetränen erfüllten Jüngeraugen seines Glaubens. Thomas sah ihn mit seiner Forderung, seiner Sehnsucht, seine Finger in die Nägelmale des Gekreuzigten und Auferstandenen zu legen. Fünfhundert sahen ihn auf e i n mal, aber es waren sehnsuchterfüllte Freunde, es waren, wie Paulus uns aufschrieb, christliche Brüder. Doch die Welt sah ihn nicht. Sie sah ein leeres Grab. Sie sah einen unbegreiflichen Vorgang. Sie meinte: er kann nicht auferstehen. Sie dachte: er darf nicht auferstehen. Sie versiegelte das Grab. Sie bewachte die Tür. Aber schon aus dem Erdbeben des Ostermorgens rief Jesus: „Ich lebe." Und aus allen folgenden Offenbarungen klingt derselbe Osterton: „Ich lebe." Nicht wenige sagen, daß die Auferstehung Jesu Christi mit dem Naturgesetz in Widerspruch stehe. Als ob die ewige Allmacht und Liebe an die armen Naturgesetze mit den Ketten der Notwendigkeit gebunden wäre! Als ob der große Herr, dessen Diener und Boten Himmel und Erde, Winde und Feuerflammen, alle Kräfte und Gesetze sind, kein unbedingtes Herrscherrecht mehr über das alles ausüben könnte! Wir können keinen anderen Christus predigen, als den wunderbaren, den die Jünger gesehen, gehört, geliebt und angebetet haben. Als solchen zeigten sie uns ihn.

Es ist noch um ein Kleines! Wer will die Osterstimmen zählen, die nun laut werden? Die Pfingstflammen schreiben Jesu Wort auf die Häupter der Apostel: „Ich lebe." Die Gerichtsdrommeten seines Zorns, die Siegesfanfaren römischer Eroberer in den Gassen Jerusalems, die Jesus vorausgesehen und vorherverkündigt, riefen sein Wort laut in die Welt: „Ich lebe." Das ist der Grundstein seiner Kirche auf Erden: „Ich lebe." Paulus hat recht: „Ist Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube eitel." Das wird auch der Schlußstein seines heiligen Tempels sein, daß Jesus lebt. Petrus beginnt sein kostbares Sendschreiben mit dem Lobe Gottes, weil er uns zu einer lebendigen Hoffnung zu einem ewigen Erbe wiedergeboren hat durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten. An solchen Offenbarungen haben die Apostel ihren Glauben aufgerichtet. Mit diesen Tatsachen haben sie ihre Predigten und Schriften angefüllt. Sie hätten nicht die Kunde des Evangeliums durch die Länder getragen, wenn Jesus Christus nur gestorben wäre. Erst die Osterkunde machte sie so froh und gewiß. Nun erst wird das Evangelium zur frohen Botschaft. Nun tragen es die Apostel in alle Lande. Mitten unter allen großen Mühen und Lei-

den schien ihnen die Ostersonne hell und freundlich in ihr Herz. Darum sind sie voller Freuden unter vielen Trübsalen.

Paulus läßt sich von den Griechen gerne wegen des Auferstehungsglaubens verspotten. Was einem unerschütterlich feststeht, kann auch den Spott und die Verfolgung aushalten. Es ist ein Felsen, gegen den die Wogen und Winde vergeblich anlaufen. Der christliche Denker Origenes schreibt: „Im übrigen dünkt mich, daß die Jünger Jesu dadurch einen starken und deutlichen Beweis von der Wahrheit der Auferstehung Jesu gegeben haben, daß sie die Lehre, die zu ihren Zeiten ohne Lebensgefahr nicht konnte gepredigt werden, so mutig und unerschrocken in der Welt verkündigt haben." Aus allen Glaubenszeugnissen mutiger Sendboten, aus allen Sterbeliedern fröhlicher Märtyrer, aus der ganzen großen Sieges- und Auferstehungsgeschichte der Kirche Christi, die kein blutiger Krieg der Feindschaft zertrümmerte, keine flammende Hölle der Bosheit bis auf diese Ostertage überwältigen konnte, klang die Osterwahrheit, daß Jesus Christus lebt, weil er auferstanden ist. Ein bekannter Maler stellt den Auferstandenen dar, wie er aus dem Grabe steigt, in der Hand die Siegesfahne der Ueberwindung. Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.

„Ihr aber sollt mich sehen." Sehen wir ihn nicht? Sehen wir ihn nicht in Kirche und Sakrament, in mannigfachen Werken und Anstalten, in allem, was es Christliches, Hohes, Sittlichschönes unter uns gibt? Alles das Fußspuren seiner Liebe, Lebenszeichen seines Wesens. „Die Welt wird mich nicht sehen." Sie sieht Wendepunkte in Geschichte, in Sitte und Menschennatur, aber sie sieht ihn nicht, der das A und das O aller Geschichte, ihr Anfang und ihr Ende und eine fortwährende Auferstehung ist. Zehntausende sind abgefallen, Hundertausende sind lau geworden. Die Pharisäer dieser Zeit, die Sadduzäer unserer Tage, lassen das Grab des Auferstandenen zusiegeln: Es ist nichts mit eurem Heiland. Sind wir wirklich noch Christen? Es ist die kurze Antwort gegeben worden: Nein, wir sind es nicht. Gott, was sind wir denn? Wieder Juden, die Jesum aus ihrer Mitte stoßen? Wieder Heiden, die keinen Glauben mehr haben, keine Taufe, keine Kirche, keine Ewigkeit, keine Hoffnung? So wäre Christus von seinem Volke geschieden? Oftmals hat man ihn wieder gekreuzigt und totgesagt, aber es kam immer wieder ein Auferstehungstag, an dem die Seinen ihre weinenden Augen getrocknet haben, an dem über allem Scheiden es offenbar wurde, daß er lebt. Und ob die Welt sehr alt wurde, sein Reich kommt doch näher, und der letzte Tag dieses Weltalters ist ein großer Ostertag, an dem nach langem Scheiden die Offenbarung des Auferstandenen mit hellen Posaunen über das Erdenrund klingt: „Ich lebe."

> Ueber ein Kleines, und alles wird Staub,
> Sterne, sie fallen, wie welkendes Laub;
> Ewigkeit naht, es verrinnet die Zeit,
> Ueber ein Kleines — o wär ich bereit!

Es ist noch um ein Kleines! Soweit unser Erstes. Wir hören über allem Scheiden die hohe Offenbarung des Auferstandenen: Ich lebe.

II.

Ueber allem Sterben die selige Verheißung: Ihr sollt auch leben. Es ist noch um ein Kleines! Jünger, weinet nicht, ich lebe und ihr sollt auch leben. Die Schrift nennt den Auferstandenen den Erstling unter denen, die da schlafen. Wir könnten uns die Nachfolger, die Spätlinge nennen. Wo er ist, da sollen die Seinen auch sein. Meinet ihr nicht, daß Millionen Hände Sterbender dies sein Osterwort: „Ihr sollt auch leben" umklammert haben? Meinet ihr nicht, daß Millionen Lebender an solche Worte die festen Fäden ihrer christlichen Hoffnung binden? An anderer Stelle schrieb Johannes das hohe Wort, daß wir ihm gleich sein werden; denn wir werden ihn sehen, wie er ist. (1. Joh. 3, 2.)

Der Glaube der Christenheit wird und kann nicht loslassen von solchem Wort, das er den Seinen zum Abschied gab: „Ich lebe und ihr sollt auch leben." Streicht die ganze Heilige Schrift aus und brecht alle Kirchen nieder, wenn das nicht wahr ist. Was ist sonst unser Leben? Ein verdunstender Tropfen, ein versandender Fluß. Was sollten wir den Beladenen sagen, die ein schweres Kreuz bis ans Ende niederdrückt, wenn nicht dies: „Ihr sollt auch leben?" Und was den Weinenden sagen an den Gräbern, den Zurückbleibenden, die des Todes scharfe, trennende Sichel traf, den Verwitweten, den Verwaisten, den Verlassenen, wenn nicht über allem Sterben das Osterwort, die selige Verheißung des Herrn: „Ihr sollt auch leben." „Es ist noch um ein Kleines?" Es liegt wohl ein Ernst, ein Todesernst auf diesem Abschieds- und Sterbewort Jesu, aber auch der Schimmer einer großen, überirdischen Freude.

Was wir bergen
In den Särgen,
Ist der Erde Kleid,
Was wir lieben,
Ist geblieben,
Bleibt in Ewigkeit.

Wir suchen die Lebendigen nicht bei den Toten. Wir suchen die ewigen Jubilare nicht an den Gräberreihen. Und selbst, wo kein Leiden und Weinen ist, es ist doch ein tiefes, stilles Sehnen da nach höherem Sein, nach wahrem Leben.

Es ängstigt sich und sehnt sich allezeit
Die Kreatur in ihrer Endlichkeit.

Sie sehnt sich nach der Ewigkeit, die ihre Mutter ist. Der Glaube wird nicht ein Traum, der in nichts zerrinnt, dieses irdische Leben wird vielmehr der Traum sein, an dessen Ende die Wunderwelt unseres Glaubens erscheinen wird. Wie oft nannte man doch das Leben einen Traum! Nach ihm wird erst das wirkliche Leben erscheinen. Nicht das Irdische, das Sichtbare ist das Beständige, sondern das Unsichtbare. Nicht an das Irdische allein dürfen wir unser Denken und Sehnen hängen. Sonst wird uns das Ewige fremd, und der Bürgerbrief des Himmels kommt uns abhanden.

Denkt nicht so viel zurück an das, was ihr hier verliert, denkt auch vorwärts an das, was ihr dort gewinnt. Ihr sollt auch leben! Mit anderen Worten: Glaubet mehr! Jener große Entdecker, der die neue Welt suchte, fand sie, weil er von ihrem Vorhandensein fest überzeugt war. Ob auch sein Schiffsvolk unruhig wurde und nicht weiter wollte, ob er auch mit seinem leiblichen Auge die neue Welt nie gesehen, er hatte sie mit dem Auge seines Geistes, seiner Forschung, seiner Hoffnung erblickt. Er hielt sich an gewisse Zeichen, die ihm eine sichtbare Verheißung waren. So wollen auch wir an die zukünftige Welt glauben und an ihre Vorzeichen, bis wir schauen.

„Ihr sollt auch leben.“ Glaubet nicht, daß dieses wahre Leben, von welchem hier Jesus spricht, erst dort anfängt! Man muß es hier schon in seiner Seele tragen. Auch in dieses Leben herüber reicht schon die Ewigkeit. Da sind und bleiben wir immer in dem ewigen Leben, und das Wort des Auferstandenen trifft bei uns zu: „Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe. Und wer da lebet und glaubt an mich, wird nimmermehr sterben.“ Als Luther unter den Pestkranken Wittenbergs seines heiligen Trostamtes wartete (er hatte bekanntlich durch keine Vorstellungen bewogen werden können, die Stadt wie viele andere zu verlassen), da schrieb er an Justus Jonas: „Wir singen hier nicht: Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen, sondern: Mitten von dem Tod umfangen, sind wir doch im Leben.“ Freilich: „Als die Sterbenden, und siehe wir leben.“

Die Menschen haben sich viel Mühe gegeben, die Krankheit und den Schmerz aus diesem armen Leben wegzuschaffen und den Tod aufzuhalten. Aber was ist menschliche Wissenschaft und Kunst? Wir wollen sie nicht verachten, aber wir haben einen Gott, der da hilft, und den Herrn Herrn, der vom Tode errettet. Die Menschen suchen dem Leiden und dem Tode mit allen Kräften zu entfliehen, aber wir sollen beides richtig finden, weil es uns verordnet ist und auch das zu unserem Heile. Man kann oft die Beobachtung machen, daß die Menschen ihre genossenen Freuden vergessen, aber viel von den ausgestandenen Leiden berichten. Warum? Weil die Vergnügungen keinen nachhaltigen Eindruck auf sie machten, Dinge der Zeit, des Augenblickes waren. Nicht ganz so ihre Leiden. Die kamen sonderlich von Gott und drangen in die Tiefe ihres Lebens. Sie boten uns Fernblicke auf das ewige Licht. Die Unruhe und die hastigen Stürme ums Lebensschifflein machen es, daß wir nach dem Hort des Friedens ausschauen und uns nach dem Hafen sehnen. Erwartet nicht zu viel von diesem armen Leben! Ob wir gleich einen Gott der Freude und einen barmherzigen, freundlichen Heiland haben, wir leben noch in einer Zeit der Prüfung, der Bewährung und Hoffnung, und unser Herr spricht über allem: „Es ist noch um ein Kleines.“ Die Kirche hat ein ganz ähnliches Wort auf den Jubelsonntag Jubilate zwischen Ostern und Himmelfahrt gelegt (Joh. 16, 16—23), sie hat uns sagen wollen, daß alle Traurigkeit der Christen zu seliger Freude dient, zu einer Osterfreude, die niemand von uns nehmen

soll. Liebe Christen, so laßt uns nur das Manna himmlischer Erquickung in der Wüste der Leiden suchen. Ob wir an den Gräbern der Unsrigen stehen, ob wir selber unser Haupt aufs Sterbebett legen, ob uns Tag für Tag der Tod in tausendfacher Gestalt begegnet, der immer dichter, immer unentrinnbarer sein Fangnetz um unsere Glieder schlingt, hebet eure Häupter auf, höret die hellen Ostertöne aus der Tiefe der Passion, höret über allem Sterben die selige Verheißung: „Ihr sollt auch leben."

In dem Herrn geliebte Ostergemeinde! Es ist noch um ein Kleines. Manches Ostergleichnis hat die Flur. Wir stehen an einem Wechsel der Jahreszeiten. Der stürmische April liegt mit dem holden Mai im harten Kampfe; manchmal scheint es bei solchem Wechsel, als wollte der März wieder kommen. So ist es auch in unserem Leben; es geht noch zwischen Angst und Hoffnung, zwischen Leben und Tod. Aber aus dem Winter wird der Frühling steigen, aus dem irdischen Alter wird ewige Lebensjugend kommen. Freue dich auf solchen Osterlenz!

Was zögerst du, o banges Herz,
Du bangst und sorgst, es sei noch März,
Und März sei noch nicht Mai!
Und atmest noch nicht frei?

Fürchtet euch nicht! Es ist noch um ein Kleines! Osterstimmen klingen durch die Abschiedsreden. Ueber dem Staube und Tode hienieden klingen helle Ostertöne aus dem Munde des Auferstandenen: Ich lebe, und ihr sollt auch leben. Amen.

Predigtentwürfe.

Von P. S. A. John.

1. Petri 1, 13—16.

Wie kann unser Leben ein geheiligtes werden?

I. Wenn wir mit unserem Christentum Ernst machen.
II. Wenn wir unser herrliches Ziel stets vor Augen halten.
III. Wenn wir mit dem alten Leben brechen.
IV. Wenn wir unserem heiligen Vorbild nachwandeln.

Einleitung: „Siehe, das ist Gottes Lamm" u. s. w.

Im Leiden und Sterben tritt uns der sündentragende Heiland vor die Augen. Sein Leiden ist ein stellvertretendes, er ist heilig — wir Menschen sind sündig. Der Heilige wird Opferlamm, die ihn annehmen im Glauben, werden durch ihn geheiligt. Das große Opfer ist gebracht — der Sündlose hat gebüßt für die Sünder. — Aber ist die Frucht seiner Leiden stets an uns offenbar? Ist der Herr vielleicht umsonst für

uns gestorben? Wenn das nicht sein soll, dann muß die Frucht seines Leidens sich bei uns zeigen in einem geheiligten Leben. Davon redet unser Text. So wollen wir uns denn fragen

Thema: Wie kann u. s. w.

I. Wenn wir Ernst machen u. s. w.

1. Gleichgültigkeit in religiösen Sachen ist heute an der Tagesordnung.

2. Die Folge davon ist totes, schlaffes, energieloses, saft- und kraftloses Christentum. Man will sich keine Mühe geben, es soll keine Anstrengung, keine Opfer kosten, es soll alles gemütlich zugehen.

3. Weitere Folge ist, daß man's nicht so genau mit seinem Leben nimmt. Ob's ganz korrekt ist oder nicht, was macht's aus — man ist einmal in der Welt — alle andern machen's wie wir — und am Ende nimmt uns der Herr doch in Gnaden an — wenn auch unser Leben nicht gerade war, wie es hätte sein sollen und können.

4. Der gewaltige Weckruf des Apostels: Ihr Christen, rafft euch auf! Reibt den Schlaf aus den Augen, steht gerüstet, an den Beinen gestiefelt zu treiben das Evangelium (V. 13 a). Werdet wach und nüchtern — denn das Christentum ist kein Pantoffelleben, kein gefühlsseliges Dahinschlendern, sondern es ist ein Kampf mit Welt und Sünde, ein zielbewußtes Streben nach einer herrlichen Krone. Es ist die größte und wichtigste Sache eures Lebens. Macht Ernst mit eurem Christentum!

II. Wenn wir unser u. s. w.

1 Warum sind wir Christen? Warum gehen wir zur Kirche, warum beten wir, lesen in der Schrift? Was hat das alles zu bedeuten? Ist das nur so, weil wir einmal in der Kirche sind und die Sache mitmachen wollen, oder hat unser Christentum, unser Kirchengehen, Beten einen Zweck?

2. „Setzet eure Hoffnung ganz auf die Gnade“ u. s. w. O, welch ein herrliches Ziel hat das Christenleben, welch einen Preis das Christentum! Es ist die Herrlichkeit Christi, die gegeben wird denen, die ihn lieb haben. „Was kein Ohr gehört“ u. s. w. und „es ist noch nicht erschienen“ u. s. w. Das Ziel und die Hoffnung des Christenlebens ist die ewige Seligkeit, die Herrlichkeit Gottes. Und das alles ist eine Gabe der Gnade Gottes, d. h. Christi Jesu.

3. Haben wir dieses Ziel vor Augen, wie gering sind dann:

a. die Leiden dieser Zeit,

b. die Opfer, die wir bringen,

c. die Herrlichkeiten der Welt.

4. Unter den mannigfaltigen Arbeiten und Bestrebungen unseres täglichen irdischen Lebens verlieren wir meistens das Ziel unserer Christenhoffnung aus den Augen und unser Christentum wird ein zweckloses Hin- und Hertreiben auf den Wogen der Zeit. Geht es uns gut, dann

sind wir zufrieden, geht's aber schlecht, dann verzweifeln wir am Leben und liegen hoffnungslos am Boden.

III. Wenn wir mit dem alten u. s. w.

1. Mancher Christ wähnt ein christliches Leben zu führen, obwohl er noch nie von Herzen bekehrt worden ist. Es kann kein neues Leben gelebt werden, wenn das alte nicht abgelegt worden ist. In der ersten Christenheit meinten manche Christen sein zu können, ohne ihr heidnisches Leben aufzugeben. Denen macht der Apostel es klar, nur der kann ein geheiligtes Leben führen, der die alten Sünden aufgegeben hat (V. 14).

2. Bekehrung heißt: Verlassen des breiten Weges — wandeln auf dem schmalen Wege, ein Brechen mit den alten Sünden, ein Aufgeben alles dessen, das uns hindert, ernstlich Jesu nachzuwandeln.

3. Die Ursache, daß so mancher, der im Christentum lebt, in die Kirche geht und zu den Kindern Gottes gerechnet werden will, doch nicht zu wahrem Frieden und tatkräftiger Christenarbeit kommt, ist, daß ein Bann auf ihm liegt. Und wie schaden solche geheime Sündenknechte, solche unwahre, heuchlerische Christen einer Gemeinde, einer Kirche. Trotz alles Treibens und Arbeitens der wahren Christen will's nicht voran, keine Erfolge, kein Wachstum, keine Bekehrungen — warum? Hört eine Geschichte: Achans Diebstahl oder die verlorene Schlacht.

4. Darum, soll unser Christenleben ein geheiligtes sein, so tut von euch , was sündig ist, — ein Sündenleben, ja auch gewisse Lieblingssünden vereiteln unser Streben nach einem geheiligten Leben.

IV. Wenn wir unserem Vorbilde u. s. w.

1. „Sondern nach dem, der euch berufen hat" u. s. w. (V.15).

2. Jesu herrliches Vorbild in seinem sündlosen Wandel

a. In der Welt, aber nicht von der Welt.

b. Das Böse überwindend in der Kraft des Vaters.

c. In Versuchungen überwindend.

d. Gutestuend durch Wort und Beispiel.

3. Da gilt es uns, die wir Christen sind: Ihm nach! — Nicht in eigener Kraft, sondern in dessen Kraft, der uns berufen hat mit einem heiligen Ruf. — Je ähnlicher unser Leben dem Leben Jesu ist, desto mehr ist es ein geheiligtes Leben.

---

1. Petri 1, 3—9.

Die lebendige Hoffnung der Christen.

I. Was gibt uns diese Hoffnung?
II. Wer kann diese Hoffnung haben?
III. Was bringt diese Hoffnung?

Einleitung: Wir Christen sollten doch die glücklichsten Menschen auf Erden sein. Es gibt nichts, was den Menschen so glücklich machen kann und so zufriedenstellt, als das Christentum. Wir ha-

ben Jesu Wort und glauben an Jesu Liebe zu uns; wir haben Gottes Verheißungen und sind überzeugt, daß sie Ja und Amen sind in ihm. — Aber was uns am glücklichsten macht ist nicht das, was wir haben, sondern vielmehr das, was wir hoffen. „Es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden," wir hoffen auf „eine Herrlichkeit, die noch nicht ist." Das ist's, was uns vor allen Menschen auszeichnet und vor allen Menschen glücklich macht, daß „wir eine Hoffnung haben, die nicht zu Schanden wird," die auch nicht nur für dieses Leben dauert, sondern eine Hoffnung des ewigen Lebens. Und zwar wird diese Hoffnung, je mehr wir Gott kennen und lieben lernen, zu einer Gewißheit, denn der Glaube des Christen ist „die gewisse Zuversicht des, das man hoffet, und nicht zweifelt an dem, das man nicht siehet." Von dieser köstlichen

Thema: Lebendigen Hoffnung der Christen wollen wir reden. Wir fragen:

I. Was gibt uns u. s. w.

„Gelobt sei Gott" u. s. w. (V. 3).

Die Auferstehung Jesu Christi ist der Grund unserer Christenhoffnung.

1. Die Gewißheit, daß Jesus auferstanden ist.
2. Die natürliche Folgerung, daß Jesus lebt.
3. Wer glaubt, daß Jesus lebt und seine Hoffnung auf ihn setzt, hat eine lebendige Hoffnung.
4. Jesu Auferstehung gibt uns den Grund zum Glauben an unsere dereinstige Auferstehung und Vollendung.

II. Wer kann diese u. s. w.

„Euch, die ihr aus" u. s. w. (V. 5).

Nur der im Glauben stehende Christ kann diese Hoffnung haben.

1. Der Glaube muß rechtschaffen sein und die Feuerprobe der Anfechtung erdulden können (V. 7).
2. Die Erwartung der endlichen Seligkeit macht freudig in allem Leid und aller Widerwärtigkeit des Lebens (V. 6).
3. Die Leiden dieser Zeit, anstatt die Hoffnung zu nehmen oder zu mindern, werden benützt als Mittel, um zu besserem und vollkommenerem Glauben zu gelangen.
4. Wer so gesinnet ist, der hat die lebendige Hoffnung.

III. Was bringt diese u. s. w.

„Ein unvergängliches und unbeflecktes und unverwelkliches Erbe im Himmel" (V. 4).

1. Ist die Hoffnung schon so herrlich und macht uns so glücklich —
2. Welche Glückseligkeit erst im Himmel, wenn der Glaube Schauen, die Hoffnung Erfüllung geworden ist.
3. Vereinigung mit Jesu (V. 8).
4. Ewige Seligkeit (V. 9).

Ephes. 2, 4—9.

Alles aus Gnaden.

I. Aus Gnaden erweckt uns Gott aus dem Tode zum Leben.
II. Aus Gnaden können wir im Lichte wandeln.
III. Aus Gnaden erhalten wir die Seligkeit.

Einleitung: Die Osterzeit ist vorüber, doch soll der, der sie uns gebracht hat, nicht vergehen. Wie der Stein, ins Wasser geworfen, immer größere Wellenkreise verursacht, so soll auch die Ostertatsache, die Auferstehung Jesu von den Toten, ihre Kreise weit hinein ins tägliche Leben ziehen. Wie Jesus auferstand, und was die Auferstehung für unsern Glauben und unsere Hoffnung ist, das haben wir gehört. Heute wollen wir die praktischen Resultate für unser Christenleben, wie sie aus der Auferstehung Jesu hervorgehen, betrachten. Da muß uns nun vor allen Dingen das eine klar werden, nämlich, daß Jesu Kommen auf Erden, seine Mission, sein Leiden, Sterben und Auferstehen nicht um Gottes oder Jesu selbst willen geschehen ist, sondern um der Menschen willen. Und nicht etwa, weil wir Menschen irgend welchen Anspruch an Gott gehabt hätten, sondern die ganze Erlösung, wie auch die Auswirkung der Erlösung an uns ist ein Gnadenakt Gottes aus Liebe zu den gefallenen Menschenkindern. Darum können wir über den ganzen Heilsplan Gottes die Ueberschrift setzen:

Thema: Alles aus Gnaden!

I. Aus Gnaden erweckt uns u. s. w. (V. 5).

1. „Der Tod ist der Sünden Sold." — Leiblich, geistlich und ewig. — So nennt die Heilige Schrift das Leben der Sünde, oder das natürliche Leben, das nichts weiß vom Geiste Gottes, einfach „Tod".

2. In diesem geistlichen Tode befinden sich alle Menschen von Natur, weil sie alle sündigen. Es gibt keinen Menschen, der nicht sündigte.

3. Wer aber geistlich tot ist, kann nicht gottselig leben. Und gottselig müssen wir leben, wenn wir selig werden wollen.

4. Vom Sündentod können wir nur befreit werden durch den Glauben an Christum. Das schließt ein den Glauben an die Auferstehung Christi.

5. Wer an Christus glaubt, dem wird zugerechnet und gegeben alles, was Christus getan hat, — also auch das neue Leben in Christo.

6. Die Christen sind eng verbunden mit Christo, so daß er das Haupt und sie die Glieder genannt werden. Wo das Haupt ist, da müssen die Glieder sein; nur mit dem Haupte verbunden ist das Glied lebendig; wird es vom Haupte getrennt, so stirbt es.

7. Wiederum: Was dem Haupte geschieht, das geschieht den Gliedern; was das Haupt tut, das kommt den Gliedern zu gut.

8. Darum können wir nicht von Sünden erlöst werden außer durch Christum, wir können nicht lebendig sein außer in Christo.

II. Aus Gnaden nur u. s. w. (V. 6. u. 9).

1. Gott ist nicht nur Anfänger, sondern auch Vollender des Glaubens. Sind wir mit Christo auferwecket aus dem geistlichen Tode, so gilt es auch, daß derselbe Gott das angefangene Werk fortführe.

2. Ein echt gläubiger ist auch ein echt lebendiger Christ. Es ist ein ebenso großer Unterschied zwischen seinem vorigen Wesen, als der Unterschied zwischen einem kalten, regungslosen, toten Körper und einem lebendigen Menschen. Der Glaube an Christum ändert nicht nur das Leben, sondern das ganze Wesen. „(Gott) hat uns samt ihm (Christus) in das himmlische Wesen versetzt."

3. Das Leben ist das in Aktion tretende Wesen des Menschen. Es ist die Frucht des Baumes. Es ist der Schein des Lichtes. Das Leben ist das getreue Spiegelbild des Wesens. Ist der Mensch geistlich tot, so ist sein Leben „Moder und Totengebeine", ist er geistlich lebendig, so wird sein Leben auch Leben atmen. „Ein fauler Baum" (Matth. 7, 17—18).

4. So ist denn das Leben eines Christen ein Leben, das himmlisch ist, d. i. das aus göttlichem Boden entstammt, zu Gott hintreibt und nach Gott schreiet. Die Sünde hat keinen Raum mehr in einem solchen Leben, außer in Schwachheitssünden und Ueberrumpelungen des Satans. Ein Christ kann nicht mehr sündigen wollen, er kann keine Freude am Sündigen haben, sein Wesen ist himmlisch, ob er auch im Erdenstaube wandelt und mancher Schmutzflecken ihn noch besudeln wird.

5. Wir werden verstehen, daß ein solch himmlisches Leben nicht in eigener Kraft geführt werden kann. Wenn solche Glaubensmänner wie Abraham, Moses, David, Petrus und Paulus noch die Macht der Sünde in ihrem Leben gefühlt haben, und teils sogar recht tief gefallen sind, wie schwer muß es uns, die wir Zwerge im Vergleich zu diesen Glaubensriesen sind, werden, ein himmlisches Leben zu führen. „Von Gottes Gnaden bin ich was ich bin," das müssen wir mit Paulo im Hinblick auf unser Christenleben bekennen.

6. So bleibt es wahr, je deutlicher wir unsere eigene Schwachheit erkennen, desto deutlicher erkennen wir auch, daß es Gottes Gnade ist, die uns die Kraft verleiht, im Lichte zu wandeln.

7. Wir evangelische Christen haben es von jeher nicht mit den guten Werken gehalten. Bei Licht besehen sieht es überhaupt bei uns Menschenkindern schlecht aus in betreff guter Werke. Was gut an unserm Leben ist, müssen wir, wenn wir ehrlich sind, den Eingebungen des guten Geistes zuschreiben. Was wir aus eigener, das ist, natürlicher Initiative tun, ist nie gut. „Das Dichten und Trachten" u. s. w. — „Was vom Fleisch" u. s. w. Verstehen wir es recht, ich sage nicht, daß es keine guten Werke gibt, Gott sei Dank, es gibt deren nicht wenige — aber ich behaupte, daß der natürliche, der fleischliche, der ungläubige Mensch nichts Gutes vor Gott tun kann. Das Gute, das wir tun, wird getan, weil wir wiedergeboren sind, weil wir ins himmlische

Wesen Christi versetzt sind. „So lebe nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir." Der macht zu guten Werken geschickt.

III. Aus Gnaden erhalten wir u. s. w.

1. Der Gnadenstand eines Christen ist schon Seligkeit. Seligkeit ist nicht nur ein Zustand nach dem Tode, sondern die Seligkeit eines Menschen beginnt, sobald er sich durchgerungen hat zum Glauben.

2. Wir reden oft von der Seligkeit, wir hören noch mehr davon. Wissen wir aber, was Seligkeit ist? Manche wähnen, daß Seligkeit das exaltierte Gefühl ist, das sich nach religiösen Ueberreizungen bei hysterischen und nervenschwachen Leuten einstellt. Das wäre eine traurige Seligkeit, die meist nach ein paar Stunden, Tagen oder Wochen verschwunden ist. Andere meinen, die Seligkeit sei das Gefühl der Sündlosigkeit, wie es sich ausdrückt in der Lehre der vollkommenen Heiligung unserer Tage. Als ob wirkliche Seligkeit da zu finden sei, wo das Gefühl der eigenen Schwachheit gewaltsam und heuchlerisch unterdrückt wird. Seligkeit ist nicht Sündlosigkeit. Wer da meint, daß er erst sündlos sein müsse, ehe er selig sein kann, der wird, wenigstens auf Erden, nie selig. Denn erfahrungsgemäß war bei den frömmsten und besten Menschen das Gefühl der eigenen Unwürdigkeit und Sündhaftigkeit am ausgeprägtesten.

3. Was ist nun Seligkeit? Seligkeit ist der Inbegriff alles Guten, Schönen, Edlen in uns. Es ist die Freude am Besitze seines Gottes, als des himmlischen Vaters, der über unserem Leben wacht und es leitet, wie es für uns am besten ist. Es ist die Gewißheit, daß Jesus Christus unser Heiland ist, der alle Sünden tilgt, alle Lasten tragen hilft, alle Kämpfe kämpfen hilft, alles Gute in uns erzeugt, vor allem Bösen uns warnt, alle Schätze seines Wesens uns darreicht und uns furchtlos macht im Leiden, mutig im Leben, getrost im Sterben und freudig in der Hoffnung des ewigen Lebens. Kurz, Seligkeit ist Glaube, Liebe, Hoffnung.

4. Wir werden hieraus verstehen, daß die Seligkeit ein Gut für die Zeit, für das Leben ist und nicht nur für die Ewigkeit. Gewiß, volle Seligkeit, das ist Glück ohne Schmerz, Sieg ohne Kampf, Leben ohne Sünde, Tag ohne Nacht, Freude ohne Ende, — die wird uns erst werden in der Ewigkeit.

5. Und diese Seligkeit ist Gnade! „Denn aus Gnaden seid ihr selig" u. s. w. (V. 8 u. 7). Aus Gnaden macht uns Gott zu Kindern aus Gnaden sandte er seinen Sohn, aus Gnaden schafft er in uns den Glauben, aus Gnaden läßt er uns ihm dienen, aus Gnaden rechnet er uns die Gerechtigkeit Christi zu, aus Gnaden werden wir nach dieser Zeit gekrönt mit der Krone der Gerechtigkeit. — Leben, Glauben, Lieben, Hoffen, Kreuz, Krone, — alles, alles aus Gnaden (Joh. 6, 65).

---

1. Joh. 4, 9—14.

Das königliche Gebot der Liebe.

I. Weil Gott uns liebt, sollen wir ihn wieder lieben (V. 9—10).

II. So wir Gott lieben, müssen wir uns untereinander lieben. (V. 11.)

III. Im Liebeüben untereinander erstarkt unsere Gemeinschaft mit Gott. (V. 12. 13.)

Einleitung: Eine Mutter klagte einmal ihrem Seelsorger über ihren ungeratenen Sohn. „Ich habe, sagte sie, „ihn von klein auf streng erzogen; an Mahnungen und Strafe hat's nicht gefehlt, und doch ist er mißraten!" „Vielleicht," sagte der Pastor, „haben Sie in der Erziehung eins vergessen: Sie haben Ihrem Sohn es wohl nie merken lassen, daß Sie ihn auch lieb haben!" — Zu einem Heidenstamm kam einst ein Missionar, der redete von der Hoheit und Macht, von der Herrlichkeit und Stärke Gottes, aber es machte keinen Eindruck auf die Zuhörer. Ein anderer Missionar kam und redete von den Geboten Gottes und dem Gericht, das er an denen üben würde, die ihm ungehorsam sind, aber die Heiden blieben gleichgültig. Noch ein anderer Missionar kam und malte in glühenden Farben die Herrlichkeit des Himmels und der Ewigkeit, aber die Heiden blieben unbewegt. Zuletzt kam ein Missionar, der erzählte in schlichten Worten von der Liebe Gottes zu den Menschen, von der Sendung seines Sohnes, vom Leiden und Sterben Jesu, die Menschen von ihrem Elend zu retten, und das alles, weil Jesus die Menschen mehr liebte als sein eigenes Leben. Da erfaßte wunderbare Bewegung die Heiden und mit Tränen der Freude gaben sie ihr Herz dem, der sie geliebt hatte mehr als sein Leben. So bleibt in all dem Schönen, Großen und Herrlichen in Welt und Christentum, das Schönste und Herrlichste doch die Liebe Gottes zu uns, die sich offenbart in der Hingabe seines Sohnes. So ist und bleibt das erste und heiligste Gebot Gottes an uns Menschen

Thema: Das königliche Gebot der Liebe. Wir lernen

I. Weil Gott uns liebt, sollen wir ihn wieder lieben.

1. Gott liebt uns! Woher wissen wir, daß uns Gott liebt?
   a. Aus seinem Wort.
   b. Aus der gnädigen Führung unseres Lebens.
   c. Aus öfteren, unanfechtbaren Gebetserhörungen.
2. Worin zeigt sich aber Gottes Liebe zu uns besonders?
   a. In der Vorbereitung der Erlösung von Ewigkeit her.
   b. In der Sendung seines Sohnes ins Fleisch.
   c. In der fortwährenden Predigt von der Erlösung.
3. Dies ist gewiß Grund genug, Gott zu lieben,
   a. aber nicht mit Worten allein, sondern es auch
   b. zu zeigen in einem frommen Leben.

II. Wenn wir Gott lieben u. s. w.

1. Wo wahre Liebe zu Gott ist, das ist: echte Frömmigkeit, da ist notwendigerweise auch Liebe zu einander.

a. Ein Zeichen, daß wir Gott lieben, ist williger Gehorsam gegen Gottes Gebote.

b. Der Wille Gottes ist aber, daß wir uns unter einander lieben.

c. Jesu Liebe zu seinen Jüngern ist ein Vorbild, wie wir uns unter einander lieben sollen.

2. Die Liebe der Christen soll praktischer Art sein.

c. Nicht in schönen Worten und unschönen Taten.

b. Nicht im Anhören schöner Predigten und im Vergessen der Pflichten gegen die Brüder.

c. Das ist der schwache Punkt der Christenheit, daß wir das Gebot der Liebe wissen, aber selten befolgen.

3. Wie sich das Liebesleben untereinander darstellt.

a. Im „Nichtbösestun" und „-reden" wider den Nächsten.

b. Im Vergeben und Vergessen des uns zugefügten Bösen.

c. Im tatsächlichen Gutestun an einander.

III. In solchem Liebeüben u. s. w.

1. Die Erfahrung lehrt, daß der Christ, der da reich ist an Liebeswerken, auch innige Gemeinschaft mit Gott hat.

a. Solches Liebesleben läßt uns einigermaßen erkennen, wie große Liebe Gott zu uns hat.

b. Man erfährt, daß man zu solchem Liebesleben Gottes Beistand haben muß.

c. Ein ausgedehntes Liebesleben ist einfach unmöglich ohne tägliches Bitten um Kraft von oben.

2. Wie das Liebesleben untereinander zur zweiten Natur wird, so auch die wahre Frömmigkeit.

a. Das muß das Ziel eines Christen sein, täglich sich in Liebe an andern zu üben, nicht nur ab und zu einmal bei gewissen Anlässen.

b. Das Liebestun wird eine Charaktereigenschaft. Daran erkennt die Welt, daß wir Christen sind, so wir Liebe untereinander üben.

c. Und dieses Liebesleben reinigt uns von vielen Fehlern und Mängeln, und macht uns alle Tage frömmer. Es kann nicht anders sein; wahres Liebesleben fördert echte Frömmigkeit.

3. Liebesleben und Frömmigkeit machen gottähnlich.

a. Gott liebte uns bis zur Hingabe seines Sohnes. — Sollte unser Liebesleben keine Opfer fordern?

b. Jesus liebte uns, obwohl wir oftmals keineswegs liebenswert sind. — Sollte Liebeüben immer Anerkennung erwarten?

c. In der Feindesliebe gipfelt sich das praktische Christentum. — Wie weit sind wir noch davon entfernt?

Jesu Gottheit und das Kreuz.*)

Unter diesem Titel hat Dr. A. Schlatter in den „Beitr& gen zur Förderung christlicher Theologie, 1901, Heft 5" ein Schriftchen herausgegeben, das über die Bedeutung des Kreuzestodes Jesu in Bezug auf seine Gottheit handelt. Wenn man fragt, was hat Jesus am Kreuze getan, wodurch seine Gottheit offenbar bewiesen wird, so ist gewöhnlich die Antwort: Er hat uns erlöst. Wenn diese Antwort nun auch unfehlbar richtig ist, so bringt sie der Sache doch nicht auf den Grund, denn nicht die Tatsache der Erlösung durch Jesu Tod ist Gegenstand der Frage (sie ist vielmehr der gemeinsame Obersatz für alle Spekulation über das Kreuz), sondern das vielmehr ist die Frage: Wie und in welcher Tätigkeit offenbart sich Jesu Gottheit selbst am Kreuz, wo wir ihn doch nur menschlich leiden sehen, als offenbar und wirksam; denn Erlösen ist ein Prädikat gottheitlichen Handelns, nicht menschlichen Leidens.

In seinem Schriftchen zählt Schlatter nun drei verschiedene Hauptgruppen von Antworten auf, die auf diese Frage gegeben sind, nämlich:

1. Die der griechischen Kirchenväter (Origenes, Athanasius und deren Anhänger, zu denen auch Luther gehört) die Jesu Gottheit daraus zu erweisen suchen, was er für uns am Kreuz getan, nämlich aus der Ueberwindung des Teufels (Orig.), des Todes (Athan.), und des Gesetzes (Luth.)

2. Die des Anselm v. Canterbury und seiner Anhänger, welche Jesu Gottheit darin sucht, was er für Gott am Kreuz getan, nämlich daß Jesu Tod durch seine Gottheit so hohen Wert erlangt habe, daß er im stande sei, Gott genug zu tun.

3. Endlich wird nach einer Andeutung Melanchthons und des Heidelb. Kat. von K. Konrad Graß in „Zur Lehre von der Gottheit Christi" (Bertelsmann, Gütersloh), eine neue Antwort gegeben, die Jesu Gottheit daraus zu erweisen sucht, was er für sich selbst am Kreuze getan, nämlich darin, daß sie die Gottverlassenheit überwinde und die Gottesgemeinschaft in ihm wiederherstelle.

Aus den beiden ersten Antworten geht nun wohl mit Notwendigkeit eine gottheitliche Tat hervor, nicht aber aus der dritten. Sie behauptet, an Jesu Kreuzesbild sei eine Gestörtheit der Gottesgemeinschaft ersichtlich. Psalm 22 sei der treffende Ausdruck der realen Lage Jesu. Diese Störung habe Jesus aber offenkundig überwunden und sei in die volle Gottesgemeinschaft zurückgekehrt. Das ist richtig, denn der Mensch hebt in eigner Kraft die Gottverlassenheit nicht auf, sondern das kann nur die Gottheit selbst. Allein diese Tatsache der Rückkehr Jesu zu voller Gottesgemeinschaft gibt uns nicht den Beweis der Gottheit Jesu, sondern nur des Vaters. Die von Graß aufgestellte These erweckt den Anschein, als ob Vater und Sohn nicht eins seien. Er sagt, der Vater habe Jesum in die Gottverlassenheit versetzt, und diese sei kraft seiner Gottheit aufgehoben. Wir müssen uns auch vor dem Schein hüten, als hätte Jesus der Gottheit dazu bedurft, um sich gegen den Vater zu behaupten und in sich zu tilgen, was der Vater hervorgebracht. Das wäre offenbare Allousie. In der Willenseinstimmigkeit offenbart sich die Wesens-

*) Schon im Januarheft v. J., Seite 76, haben wir das nachstehend ausführlich besprochene Heft angezeigt und verweisen hier nur kurz auf jene Anzeige.—Red.

einheit. Gewiß, Gottverlassenheit kann nur von der Gottheit getilgt werden, es ist aber von Graß nur die Gottheit des Vaters bewiesen, nicht die Jesu. In der Antwort der Griechen und Anselms sehen wir Jesus am Kreuz göttlich handeln; bei Graß aber nur menschlich empfangen.

Mit der Menschheit aber, die Göttliches empfängt, haben wir die Gottmenschheit noch nicht. Nicht das ist die Frage, ob Gott uns an Jesu offenbar werde, sondern ob Jesu Gottheit am Kreuz offenbar werde? Bis so weit gibt uns die von Graß aufgestellte These aber keine Gewißheit, darum fügt Graß ganz unvermittelt den zweiten Satz an: Vermöge seiner Gottheit hat Christus die Erlösung u. s. w. vollzogen. Damit nun ist mit einem Schlage die Sache gänzlich verändert, denn jetzt erst tritt der Punkt ans Licht, der für die Bejahung der Gottheit Christi entscheidend ist. Es ist der Fehler der von Graß formulierten Aussage, daß sie an dieser entscheidenden Stelle eine Lücke läßt.

Daß Jesus uns die Gottesgemeinschaft bereitet, war der Kirche noch je unbestreitbare Voraussetzung, hier handelt es sich um das Wie. Und das sagt Graß eben nicht. Man kann sich nicht auf Pauli und der andern Apostel Beispiel berufen, die auch oft unvermittelt von Christi Tod und Auferstehung die Anwendung auf den Gläubigen machen; denn im ganzen Neuen Testament ist die unumgängliche Prämisse die Gottheit Christi. Diese will Graß aber ja erst beweisen. Wir sehen nach seiner Aussage Jesum aus der Gottesgemeinschaft heraus und in sie wieder hineintreten, haben aber damit nicht den Beweis seiner Gottheit. Den Beweis und die Gewißheit müssen wir schon in uns tragen.

Diese Formel ist von einer ohne sie und vor ihr vorhandenen Gewißheit umfaßt, die jenseit der Untersuchung bleibt als unbewegt durch ihren Verlauf. Wenn nun Graß doch noch fragt: Warum ergibt sich aus dem Heilswert des Todes Jesu die Notwendigkeit seiner Gottheit? so wird in einem Atemzuge Jesu Gottheit bejaht und dann bezweifelt. Bejaht in so fern als Erlösen, eine Gottestat, von Jesu ausgesagt wird, bezweifelt, indem die Gottheit als fraglich hingestellt wird. In Wahrheit aber verneint Graß in seiner Ausführung die Gottheit Jesu, da er verneint, daß dem Sterben Jesu selbst Erlösungsmacht eigen, und behauptet, Jesu Gottheit sei nur darauf am Kreuz konzentriert, seine eigene Persönlichkeit zu erhalten, während sie nach außen hin ruhe. Demnach ist nach Graß die Gottheit Jesu am Kreuz keine Gewißheit, sondern nur ein Postulat, und entsteht jetzt das Problem: Liegt im Kreuz Jesu der Grund zur Bejahung seiner Gottheit, oder ist er dort nicht zu finden, sondern anderswo zu suchen?

Nachdem Schlatter durch die hier kurz angedeuteten Gedanken diese neueste Erscheinung auf dem christologischen Gebiete als unhaltbar erwiesen, gibt er dann auf Grund der altkirchlichen Aussagen, gemessen am Bibelworte, selber die Antwort auf diese Fragen. Doch wollen wir den Inhalt des Buches nicht weiter exzerpieren, um den Lesern den Genuß nicht zu verderben. Freilich, leichte Lektüre ist es nicht, sondern streng logisch und doch in hohem Gedankenflug führt Schlatter seine Leser, so daß ein jeder denkende Theologe mit großer Freude und reichem Segen dies Werkchen studieren wird. S.

Kirchliche Rundschau.

Nach dem „Lutheran Church Almanac“ zählt die lutherische Kirche in Amerika: 62 Synoden, davon sind 15 unabhängig, die übrigen gehören den vier größeren Verbindungen an: Generalkonzil, Synodalkonferenz, Generalsynode und Vereinigte Synode des Südens. Es werden ferner gezählt: 7080 Pastoren, 11,678 Gemeinden und 1,728,810 kommunionfähige Glieder; 4478 Gemeindeschulen, 6104 Sonntagschulen. — 116 lutherische Anstalten

für höhere Erziehung werden gezählt; davon sind 23 theologische Seminarien mit 905 Studenten; 50 sog. Colleges mit 8833 Studenten, 32 Akademien mit 2962 Studenten und 11 Colleges für junge Damen mit 1095 Studentinnen. 898 Professoren unterrichten an diesen Anstalten. An Wohltätigkeitsanstalten werden genannt: 43 Waisenhäuser, 18 Altenheime, 19 Hospitäler, 11 Emigranten- und Seemannsmissionen und 8 Diakonissenhäuser.

Nach „W. und L." beabsichtigt die dänisch-luth. Kirche unseres Landes im Verein mit etlichen Missionsgesellschaften in Dänemark eine Mission in Utah zu beginnen. Die Kosten sollen zur Hälfte hier, zur Hälfte in Dänemark aufgebracht werden. Man hofft, daß durch diese Mission viele der von den Mormonen verführten Dänen zurückgewonnen werden können.

Dem auch uns zugegangenen 29. Jahresbericht aus dem luth. Emigrantenhaus in New York ist folgendes entnommen: Das Haus hatte eine Einnahme von $14,639.69, eine Ausgabe von $14,576.02. Bei der Einnahme wird genannt die Summe von $8167, die von 5754 Gästen erzielt wurden. 3865 eingelaufene Briefe und Depeschen wurden beantwortet.

Nachdem am 7. März 1899 der ältere Pastor W. Berkemeier, der Jahre lang als Emigrantenmissionar gewirkt hatte, entschlafen war, folgte ihm sein Sohn Pastor H. J. Berkemeier im Amte, das er am 1. Juni 1899 antrat. Aber auch er wurde nach fünfwöchentlichem Leiden am 1. Dezember 1902 vom Herrn aus der Arbeit abgerufen. Leider wurden ihm die letzten Monate seines Lebens verbittert durch eine häßliche Anklage von seiten des Ver. Staaten Einwandererkommissärs Williams, die vielleicht sogar direkte Ursache seines Todes ist. Der „Christl. Apologete" sagt davon: Leider ist er gestorben, ehe der Verwaltungsrat des Emigrantenhauses seine Untersuchungen beendet und ihn von jeder Schuld und jedem Tadel freigesprochen hatte. Man nahm allgemein an, daß die kurz vor seinem Tod durchlebten aufreibenden Schwierigkeiten ihn aufs Krankenlager geworfen und seinen Tod herbeigeführt haben. Aus den vorliegenden Dokumenten muß man schließen, daß der Emigranten-Kommissär Williams mit wenig Ueberlegung und Einsicht handelte und nichts weniger ist als ein "gentleman". Der Mann ist wie geschaffen für einen flegelhaften Unteroffizier oder für das Amt eines Aufsehers in einem Viehhof, aber das wichtige Amt eines Emigranten-Kommissärs sollte er nicht bekleiden. Pastor Berkemeier verdiente das Vertrauen, das der Verwaltungsrat des Emigrantenhauses in folgenden Beschlüssen zum Ausdruck brachte:

„Beschlossen, daß wir seine gewissenhafte Amtsführung nachdrücklich und rückhaltslos anerkennen und ihm ein liebendes und ehrenvolles Andenken bewahren. Ferner, daß wir uns bewogen fühlen, alles aufzubieten, um seinen Namen auch und erst recht nach seinem Tode vor der Welt fleckenlos zu erhalten und die auf ihn gemachten Angriffe gebührend zurückweisen."

Unter der Ueberschrift: „Ein Echo der Sehnsucht der Lutheraner nach Einigkeit" schreibt der „Lutheran": „Unter den Lutheranern in diesem Lande ist eine starke verborgene Strömung der Sehnsucht nach Einigkeit, die in letzter Zeit recht oft an die Oberfläche kommt. Was der „Lutheran" letztes Jahr unter der Ueberschrift: „Wofür das General-Konzil eintritt" im Interesse der Einigkeit ausgesprochen hat, hat im Herzen unserer äußerlich so zerrissenen Kirche hier und dort ein Echo gefunden. Die letzte Aeuße-

rung derart findet sich in der Dezember-Nummer des „Columbus Theological Magazine", das einen interessanten und erwogenen Artikel über von San Antonio, Texas, enthält. Nachdem Pastor Gohdes klar und offen die „Vier Punkte" besprochen hat, die bisher der Einigkeit im Wege standen, kommt er zu dem Schluß, daß das General-Konzil im ganzen die günstigste Gelegenheit für eine Vereinigung der Synoden darbietet und spricht die Hoffnung aus, daß ein brüderlicherer Geist die verschiedenen Parteien zu freien Konferenzen zusammenbringe, die ein besseres Verständnis der Schwierigkeiten herbeiführen. Der Artikel schließt wie folgt: „Zum Schluß sei es mir erlaubt, die Meinung auszusprechen, daß im ganzen das General-Konzil die günstigste Gelegenheit zu einer Vereinigung der Synoden auf der Basis der hier besprochenen Punkte darbietet. Hier ist nicht der missourische Geist, der mit fast päpstlicher Härte Unterwerfung in untergeordneten Lehren auf die Gefahr hin, zum Ketzer gestempelt zu werden, fordert. Sowohl der „Lutheran" als auch die „Church Review" liefern den Beweis, daß es in diesem Kirchenkörper nicht fehlt an tiefer und erfolgreicher Erforschung lutherischer Lehre. Hier ist die Uebergangsperiode in der Sprachenfrage glücklich überstanden und eine englisch-lutherische Kirche, gegründet auf unsre ungeänderten und unverfälschten Bekenntnisse, hat die Sichel an ein Feld gelegt, groß an Ausdehnung und Verheißung. Es ist ohne Zweifel wahr, daß unsre Synode im Logenkampf weiter ist als das General-Konzil. Doch dürfte eine persönliche Besprechung mit unsern Brüdern auf der andern Seite die Tatsache ans Licht bringen, daß derselbe Antilogengeist die Reihen ihrer Pastoren beseelt, wie die unseren, und daß schwierige Verhältnisse eine durchgreifende Zucht an vielen Orten bei ihnen so unmöglich machen, wie das bei uns nicht weniger der Fall ist. Einzelne und Gemeinden, unzufrieden mit unserer rücksichtslosen Stellung zur Logenfrage, mögen von Synoden in Verbindung mit dem General-Konzil aufgenommen worden sein, aber sehr wahrscheinlich wird man finden, wenn alles dafür und dawider erwogen ist, daß nicht Mitleid mit den Missetätern das Handeln des solchen Anstoß erregenden Kirchenkörpers bedingt hat, sondern jene abscheuliche, dickköpfige und blinde Spezies eines Synodalpatriotismus, der immer bereit ist, einen Abtrünnigen von einer andern Synode aufzunehmen und einen Gegenaltar zu gründen zum Zweck eigener Vergrößerung. Ist solch eine Art Patriotismus bei uns überhaupt nicht bekannt? Die kirchliche Lage scheint zu fordern, daß Vertreter beider Körper gegenseitig ihr Herz auftun, daß sie möglicherweise Delegaten senden und das Beste, daß sie freie Konferenzen veranstalten, bei denen sich mehr Gebet als Kampfgeschrei findet. Es hat Konferenzen zwischen Lutheranern verschiedener Richtung gegeben, von denen gemeinsames Gebet verbannt war. Wir wissen nicht, ob wir uns mehr über die Blindheit wundern sollen, die gute Resultate erwartet, wenn die eine Brücke, die beide Teile verbindet, nämlich das gemeinsame Gebet, niedergerissen ist, oder über den lieblosen Sinn, der sich weigert, solche in die Gebetsgemeinschaft aufzunehmen, die zu derselben Glaubensgemeinschaft gehören und den Riß in der kirchlichen Gemeinschaft aufrichtig bedauern. Was wir brauchen, ist weniger Polemik, aber desto mehr gegenseitige Aussprache, die von Herzen kommt, ein entgegenkommendes Verständnis der Schwierigkeiten, darunter andere leiden, und ein breiteres Luthertum, das seine Art nicht erhält von einem Einzelnen oder einer Schule, sondern von dem Reichtum der Wahrheit und Geschichte, der unser gemeinsames Erbteil ist." Die Sehnsucht nach Einigkeit der lutherischen

Kirche Amerikas findet sich nicht weniger in der Iowa-Synode, die ihm in Dixon durch die Wiederaufrichtung der Sendung von Delegaten an das General-Konzil beredten Ausdruck gegeben hat. Das schließt nicht aus, daß sie mit Freuden das Zustandekommen solcher freier Konferenzen begrüßen würde, die ernstlich über die wirklichen praktischen Fragen verhandelten, die immer noch der Vereinigung im Wege gestanden haben. (K.-Bl.)

Die luth. General-Synode hat bisher sich geweigert, der Regel beizustimmen: „Lutherische Altäre sind nur für lutherische Kommunikanten." Es fehlt aber nicht an solchen, welche diese Regel auch dort einzuführen suchen. Das hat im Oktober l. J. zu einer Verhandlung bei der Süd-Carolina-Synode geführt, die folgenden Beschluß faßte: „Da es Tatsache ist, daß einige Gemeinden der Synode und viele ihrer Glieder während des vergangenen Jahres darüber sehr erregt worden waren, daß die einen behaupteten, nur Lutheraner dürften in lutherischen Kirchen kommunizieren, und die anderen, daß Pastoren bei der Feier des heiligen Abendmahles sich der „allgemeinen Einladung" bedienen sollten, erschien es vielen Gliedern der Synode nötig, daß eine Stellung der Synode zu diesen zwei Punkten dargelegt werde. Nach Verhandlung im Ministerium und vielen privaten Besprechungen, schien es das beste zu sein, die folgenden Beschlüsse, die von der Synode ohne eine verneinende Stimme passiert wurden, zu formulieren: Da weder die Vereinigte Synode des Südens noch die Süd-Carolina-Synode je die Lehre „Lutherische Altäre sind nur für lutherische Kommunikanten", gewöhnlich "close communion" genannt, unterschrieben hat, so sei es beschlossen: daß die Synode mit Unwillen (disfavor) allen und jeden Versuch ansieht, die Lehre in ihrer Mitte durchzuführen."

Die folgende Notiz sollte man den fremdenhassenden Nativisten ins Stammbuch kleben: Bei der diesmaligen Jahresversammlung der Reiseprediger der Amerikanischen Sonntagschul-Union sagte der Vorsitzer aus, daß die finstersten Oerter unseres Landes nicht im Westen, sondern im Osten zu suchen seien. Auf ein Kind im Staate Washington, das in keine Sonntagschule gehe, kämen sieben in Michigan, zehn in Indiana, vierzehn in Ohio, achtzehn in Pennsylvanien, zwanzig in Connecticut, und in Massachusetts fünfundvierzig! Im nördlichsten Puritanerstaat, Maine, würde eine noch höhere Zahl herauskommen, obschon nur wenige „Foreigners" darin wohnen. Aehnliche Angaben machte unlängst in Bezug auf die Erwachsenen ein Bibelagent. Der älteste der Sonntagschulreiseprediger, der seit 42 Jahren Minnesota durchzieht, hat während dieser Zeit 1259 Sonntagschulen gegründet, 36,000 Kinder hineingesammelt und dazu noch 181 Gemeinden ins Leben gerufen. Ebenso eifrig scheinen die schwarzen Sonntagschulbrüder im Süden zu sein. (Luth. Herold.)

Auch eine Unterhaltung zum Besten der Kirche. In den „Church Parlors" einer der englischen Kirchen Clevelands hielt neulich der Jugendverein der Gemeinde eine Abendunterhaltung. Das Hauptstück im Programm war der Verkauf von Junggesellen. Den Auktionator spielte eine junge Dame, die, mit einer guten Dosis Witz begabt, die Vorzüge der einzelnen jungen Männer hervorzuheben wußte. Das Geschäft ging brilliant und die Preise, die die jungen Damen auf die Junggesellen boten, schwankten zwischen zehn und fünfzig Cents. Ihre Freiheit erkauften sich die Junggesellen dadurch wieder, daß sie ihre „Herrinnen" mit Kuchen und Gefrore-

nem traktierten. Außerdem gab es noch allerlei Kurzweil, wobei das junge Volk sich köstlich amüsierte. — Und so etwas geschieht zum Besten der Kirche! Auf solche Weise schlägt man Geld heraus! Und wenn dadurch viel Geld in die Kasse fließt, so sagt man am Ende wohl gar noch von der Gemeinde, sie befinde sich in blühendem Zustande. Wundern muß es einen, daß man das Unschickliche und Verderbliche solcher Unterhaltungen vielfach gar nicht empfindet. (Luth. Kztg.)

Dem Präsidenten Roosevelt wurde vor einiger Zeit von einer Delegation Kongreßmänner ein schriftliches Gnadengesuch überreicht. Er wurde nämlich gebeten, einen Mann in Süd-Dakota, der unzüchtige Litteratur durch die Post versandt und folglich zur Gefängnisstrafe verurteilt worden war, zu begnadigen. Des Präsidenten Urteil lautete: „Abgeschlagen. Meine Meinung ist — und ich möchte das vornehmlich den Richter und den Distriktsanwalt, die dieses Bittgesuch eingesandt haben, wissen lassen — daß es mir sehr leid tut, daß es nicht in meiner Gewalt liegt, die Strafe dieses Schuftes zu erhöhen.

Eine moderne Volkskirche, die $100,000 gekostet hat, ist in St. Paul, Minn., eingeweiht worden. Das Glaubensbekenntnis dieser „modernen Christen" ist eine so breite Plattform, daß alle Schattierungen und Glaubensrichtungen eingeschlossen sind und jeder nach seiner Façon selig werden kann. Die innere Dekoration zollt allen großen Religionslehrern den Tribut der Anerkennung und die großen Fenster stellen die Missionstätigkeit, den Patriotismus, die Arbeit, die großen Lehrer (Zoroaster, Konfucius, Buddha und Mohammed), Philanthropismus und Erfindung dar. Hier finden wir den kirchlichen Liberalismus der Neuzeit in seiner extremsten Richtung ausgeprägt.

„Der Sendbote", das Organ der deutschen Baptisten in Nordamerika, erschien in seiner Neujahrsnummer im schmucken Festgewand. Das Blatt wurde vor fünfzig Jahren gegründet und die vorliegende Jubiläumsnummer ist prächtig ausgestattet. Als Beilage erscheint ein Abdruck der ersten Nummer, die im August 1853 erschienen ist. „Der Sendbote" wurde damals in Philadelphia unter dem Namen „Der Sendbote des Evangeliums" herausgegeben, er erschien monatlich, vierseitig, in großem Zeitungsformat und kostete 50 Cents per Jahr. Heute erscheint er wöchentlich sechzehnseitig und der Verlagsort ist Cleveland, Ohio. Im Jahre 1870 wurde er von Cincinnati aus dorthin verlegt. Gegenwärtiger Redakteur ist Rev. Gottlob Fetzer und Geschäftsführer Herr Peter Ritter. „Der Sendbote" wird äußerst gediegen redigiert und das Verlagshaus, das über ein Vermögen von $75,000 verfügt, ist in einem blühenden Zustand. Es hat zahlreiche Bücher und Traktate veröffentlicht und gibt außer dem „Sendboten", der nahezu 8000 Unterschreiber hat, folgende Zeitschriften heraus: „Der Muntere Säemann" (11,863 Unterschreiber), „Lektionsblätter" (16,082 Unterschreiber), „Der Wegweiser" (11,284 Unterschreiber), „Unsere Kleinen" (5376 Unterschreiber), „Der Jugend-Herold" (1915 Unterschreiber). Die Verwaltung besitzt ein stattliches Verlagshaus mit einer modern eingerichteten Setzerei und Buchbinderei. Wir wünschen den Brüdern auch fernerhin viel Erfolg und Gottes reichen Segen.

Es freut uns, folgende Anerkennung der Wahrheit in „L. und W." zu finden: Ein Dankopfer von 20 Millionen Dollars beschlossen im Jahre 1898

die Bischöflichen Methodisten bis zum 31. Dezember 1902 aufzubringen. Das Unternehmen ist gelungen, und am 31. Dezember konnte abends ein entsprechender Dankgottesdienst abgehalten werden. Verteilt wird das Geld wie folgt: $9,000,000 für Kirchenschulden, $8,150,000 für die 86 höheren Schulen und Universitäten, $2,750,000 für Wohltätigkeitsanstalten, $600,000 für den Konferenzfonds und der Rest für Kirchen an verwahrlosten Plätzen. Es ist dies ein Beweis dafür, daß auch große Summen leicht aufgebracht werden können, wenn alle sich beteiligen und Prediger und Gemeinden dafür sorgen, daß wirklich alle, und zwar ernstlich, angesprochen werden. Dafür hatten aber die methodistischen Bischöfe gesorgt, daß keine Seele übersehen wurde. Und darin liegt das Geheimnis ihres Erfolges. Jeder wurde angehalten, etwas beizutragen. Auch bei uns fehlt es weder am Geld noch am guten Willen, dasselbe der Kirche für ihr großes und herrliches Werk darzureichen, wohl aber vielfach daran, in geordneter und prompter Weise den guten Willen jedes einzelnen anzusprechen und ihm Gelegenheit zu bieten, sich zu betätigen. Die größte Einzelgabe, welche den Methodisten dargereicht wurde, kam von dem Sohn eines früheren Pastors: $400,000. Im ganzen soll ein Fünfundzwanzigstel der enormen Summe von Pastorssöhnen gegeben sein. Jedem Geber war es dabei gestattet, selber zu bestimmen, für welchen Zweck er seine Gabe verwendet zu wissen wünsche: für Colleges, Seminare, verschuldete Gemeinden oder Versorgung alter Prediger. Großen finanziellen Erfolg haben auch die Methodisten in Canada und England aufzuweisen. Uns ist bei diesen Geldsammlungen auch nicht aufgefallen, daß die Methodisten zu Mitteln gegriffen hätten, welche wir als sündlich und unwürdig bezeichnen müßten. Das Geld ist nicht zusammengebracht worden durch Fairs, Bazare und Lotterien, aus welchen insonderheit die Römischen große Summen zu schlagen verstehen, wie z. B. wieder bei der katholischen St. Elisabeth-Fair in Philadelphia, von welcher ein Wechselblatt schreibt: „Gegen elf Uhr am 23. Dezember wurde das große Glücksrad auf die Bühne gebracht, und nachdem die Musikkapelle einige Piecen vorgetragen, begann die Ziehung damit, daß Staatssenator Berkelbach eine ihm unbekannte Dame ersuchte, auf die Bühne zu kommen und die Nummern zu ziehen. Dieser wurden die Augen verbunden, und sie zog die Coupons aus dem Rade. Unter den wertvollen Gewinnen war ein Haus im Werte von $5000, vollständig möbliert (No. 1844 N. 23. Str.), welches eine Frau Longmore gewann. Fernere Gewinne waren: ein Exkursionsticket erster Klasse nach Europa, ein $400-Piano, ein Diamantring, zehn Tonnen Kohlen, Parlormöbel u. s. w. Pater Donnhege teilte mit, daß die Einnahmen $31,000 und die Ausgaben $6000 betrugen."

Preußen.

Aus den Verhandlungen der Provinzialsynoden der Preußischen Landeskirche ist erwähnenswert, daß fast in allen Provinzen die sog. Professorenfrage verhandelt wurde, aber ohne nennenswerte Resultate. So wurde in der Brandenburger Synode angenommen der Antrag Baethge und Gen.: „Provinzialsynode erkennt mit Bedauern, daß sich in der Theologie Richtungen geltend machen, welche die Substanz der christlichen Lehre antasten. Obwohl sie das Suchen nach Wahrheit und die treue Arbeit der Wissenschaft in einer Zeit der Entwicklung voll anerkennt, vermag sie sich der Sorge nicht zu verschließen, daß die Kluft zwischen der gesunden Lehre der Heiligen

Schrift und der Reformation einerseits und der modernen Anschauung andererseits sich vergrößern zum Schaden vieler, insonderheit unserer akademischen Jugend. Sie richtet deshalb an den evangelischen Oberkirchenrat und durch denselben an den Herrn Minister der geistlichen Angelegenheiten die dringende Bitte, bei der Berufung der Dozenten dauernd auf solche Männer bedacht zu sein, welche durch rechten und besonnenen Gebrauch der evangelischen Freiheit der Wissenschaft den Anforderungen der Kirche Rechnung tragen. Wie die Kirche sich selbst immer aufs neue auf den Boden der Grundwahrheiten und Heilstatsachen des Evangeliums zu stellen hat, so bittet sie auch die Mitglieder der hochwürdigen Fakultäten als die Lehrer der zukünftigen Diener am Wort um ihre Mitwirkung nicht allein an der wissenschaftlichen Ausrüstung, sondern auch an der christlichen Charakterbildung der Jugend. Sie erkennt es endlich als die unabweisbare Pflicht der Kirche selbst, in Lehrvikariaten, Predigerseminarien, regelmäßigen Konferenzen der Ephoren mit den Kandidaten das Hauptgewicht darauf zu legen, daß die zukünftigen Geistlichen im Bibelglauben sowie im Bekenntnis der Kirche befestigt werden."

Wir können in diesem Antrag nicht mehr als eine hübsche Stilübung sehen; denn seine Aussichten auf Erfolg sind gleich Null. Auch der radikalste Theolog wird ja nie zugeben, nicht den rechten und besonnenen Gebrauch von der Freiheit der Wissenschaft zu machen. Also kann der Minister berufen, wen er will.

Wie traurig es in der Professorenfrage denn draußen auch aussieht, beweist folgendes.

Gegen Prof. Baumgarten, der in Kiel die Professur für praktische Theologie inne hat, war eine von mehr als 100 Pastoren in Holstein unterzeichnete Beschwerde an den Kultusminister wegen seiner ultranegativen Richtung gesandt. Welches der Erfolg sein wird, lassen folgende Zeitungsausschnitte voraussehen:

Der Professor der Theologie Baumgarten ist zum Rektor der Universität Kiel gewählt. Angesichts der Petition der schleswig-holsteinischen Geistlichen an den Kultusminister, die gegen Baumgartens radikale Agitation gerichtet war, wird man in dieser Wahl nur eine Demonstration erblicken können, durch welche man es dem Kultusminister erschweren wollte, die Petition zu berücksichtigen. Man wird sich darüber kaum wundern. Daß ein großer Teil der Professoren mit dem Glauben der Kirche zerfallen sind, weiß man ohnedies.

Und fast sämtliche Theologiestudierende der Universität Kiel haben am 10. November an Professor Dr. Baumgarten folgende Adresse gerichtet:

„Wir Mitglieder der Kieler theologischen Fakultät haben das Bedürfnis, angesichts der gegen Sie erhobenen Angriffe Ihnen folgende Erklärung zu geben. Wir alle bekennen dankbar, von Ihnen als religiöser in Christo gegründeter Persönlichkeit warme und tiefgehende Anregungen erhalten zu haben. Diejenigen von uns, die sich in ihren theologischen Anschauungen als Ihre Schüler wissen, haben das dringende Bedürfnis, Ihnen auch für die Anregungen nach dieser Seite hin auf das herzlichste zu danken. Wir alle aber sind der Meinung, daß Ihre Lehrtätigkeit für uns keine Gefahr ist, sondern im Gegenteil auch gerade durch Ihre Kritik am Herkömmlichen uns zwingt, alle Positionen zu prüfen und im Kampfe der Anschauungen eine eigene Entscheidung zu treffen, auf deren Selbständigkeit gerade

Sie den größten Wert setzen; mit einer künstlichen Bewahrung vor dem Einfluß moderner Wissenschaft ist uns nicht gedient! Daher vereinen wir uns alle in dem Versprechen, daß wir unsere Dankbarkeit beweisen wollen, indem wir Ihre Person gegen unberechtigte Angriffe jeder Art stets verteidigen wollen. Der wirksamste Beweis aber unserer Dankbarkeit sei der: Wir wollen uns bemühen, was Einsetzung aller Kräfte für den Beruf und Streben nach religiöser Entschiedenheit und Aufrichtigkeit angeht, Ihrem Vorbilde zu folgen."

Nun, wir hoffen, daß noch mancher von den jungen Herren im praktischen Amte zu anderen Ansichten über „die Kritik am Herkömmlichen" kommen wird, sonst sind die Aussichten für die Schleswig-Holsteinische Kirche trübe.

Ein anderes Zeichen der Zeit. In Berlin ist eine neue Zeitschrift ins Leben getreten: „Das hilfreiche Berlin, Zentral-Organ für die Wohltätigkeitsbestrebungen in der Reichshauptstadt. Unter Mitarbeit hervorragender Persönlichkeiten der Adels-, Finanz- und Geistesaristokratie. Vierteljährlich 1.50 Mk. Postzeitungsliste No. 3595a."

Unter welchen ethischen Grundsätzen die Redaktion dem wohltätigen Berlin ihre Dienste leisten will, spricht sie mit den ersten Worten der No. 1 folgendermaßen aus: „Als die strenge Fastenobservanz in voller Blüte stand und die fromme Christenheit oft seufzte unter dem Banne dieser Gesetze, da hatten die Klosterköche es schlimm. Sie mußten der schweren Aufgabe genügen, manchen Fisch so zuzubereiten, daß er dem Geschmack nach ein Hase oder Rebhuhn sein konnte. Es durfte auch ein schwimmendes Getier, wie die Ente, als Froschkeulen-Ragout auftreten, sofern nur dem Gewissen und der Frömmigkeit dabei Genüge geleistet wurde. Gaumenbefriedigung und Bußfertigkeit wußten sich zu einigen. Dieses pikante Experiment ins geistige Gebiet verlegt zeitigte die Wohltätigkeitsfeste."

Also Gaumenbefriedigung und Bußfertigkeit waren zu einigen — sie sind es auch jetzt wieder, nur in moderner Form. Und in welch reichem Maße gelingt es! „Am 25. Oktober war das erste, große, offizielle Rendezvous der vornehmen Welt auf einem Wohltätigkeitsfest im Kaiserhof „zum Besten der Sommerfrische für unbemittelte Erholungsbedürftige" . . . Bei den auserlesensten Delikatessen strahlten die noch auserleseneren Toiletten der Damen." Ebenso bußfertig ging's auf dem Kostümfest des Trinitatis-Wohltätigkeitsvereins in Charlottenburg zu, „wo Kaffee und süße Genüsse, von reizenden Geishas gereicht, die Besucher festhielten."

Wie nötig wäre es, daß ein Savonarola einmal wieder aufträte!

Der Gustav-Adolf-Verein hatte für seine 55. Hauptversammlung die Stadt Kassel gewählt — es war das dritte Mal, daß er hier tagte —, zum erstenmal geschah es 1857, dann 1873. Die Versammlungen fanden am 22.—24. September statt. Der Montag-Abend war der freien Begrüßung gewidmet. Noch waren nicht alle Gäste eingetroffen, doch war der große Saal des Vereinshauses schon gefüllt, und eine freudige Stimmung beherrschte die bunte Versammlung, in der so viele Freunde aus den verschiedenen Landen sich hin und wieder grüßten. Zwischen schönen Gesängen des Lehrergesangvereins wurden schon einige herzliche Begrüßungsreden geboten. Willkommen und Handschlag bot Pfr. Fuchs von der Hofgemeinde den zahlreichen Gästen und versprach dem Gustav-Adolf-Verein nicht minder herzliche Aufnahme im Hessenlande, als er sie im vori-

gen Jahre bei den Evangelischen des Rheinlandes in Köln gefunden, wenn auch die Gastgeschenke, die die Liebe hier bereitet habe, sich mit den dortigen nicht würden messen können, wie die Weihnachtsbescherung in ländlicher Familie immer anders sein werde, als im Hause des reichen Kommerzienrates. Supt. Hartung, der Schriftführer des Vereins, dankte in herzlichen Worten: „Wir suchen nicht das Eure, sondern euch!" Außer diesen beiden Rednern grüßte an diesem Abend nur noch Pfr. Sell von Ars an der Mosel, der Begleiter und Dolmetscher von A. Bourrier, die Versammlung, um die innige Verbindung der deutschen und französischen Bekenner des Evangeliums zum Ausdruck zu bringen.

Der Dienstag-Vormittag und ein Teil des Nachmittags waren für die Beratung des Zentralvorstandes und der Abgeordneten bestimmt. Zu gleicher Zeit hielt der Hessen-Kasselsche Hauptverein seine Jahresversammlung. Der Hessen-Kasselsche Hauptverein konnte auch neben den besonderen Gaben und Sammlungen für das Hauptfest, welche sich einschließlich der geschenkten Sachen auf etwa 40,000 Mk. belaufen, über eine größere Einnahme als in den Vorjahren verfügen, 26,000 Mk., welche zwischen den Diasporagemeinden des eigenen Bezirks und auswärtigen Gemeinden geteilt, zum Teil auch dem Zentralvorstand zu freier Verfügung überlassen wurden.

Nachmittags, 5 Uhr, begannen die ersten Festgottesdienste, und zwar gleichzeitig in den beiden größten Gotteshäusern Kassels, der reformierten St. Martins-Kirche und der neuen lutherischen Kirche. Beide Kirchen waren bis zum letzten Platz gefüllt. Nach kurzer Liturgie hielt in St. Martin der Stiftsprediger, Prälat Dr. Weitbrecht aus Stuttgart, die Festpredigt über 2. Sam. 7, 8 ff., in der lutherischen Kirche Pastor Lahusen aus Berlin über Haggai 2, 4.—9. Handelten beide Predigten vom Bau des geistlichen Tempels Gottes, so sei aus der zweiten Predigt insbesondere das Leitwort hervorgehoben, das die sämtlichen Verhandlungen beherrschte: Seid getrost und arbeitet! Nach der Predigt wurden in beiden Kirchen die auf dem Altar aufgestellten Liebesgaben überreicht. Es waren gegen 100 verschiedene Gegenstände zum kirchlichen Gebrauch für die armen evangelischen Gemeinden in der Zerstreuung gespendet. In der St. Martins-Kirche übergab mit kurzem Wort Pfr. Neumeister, in der lutherischen ebenso Pfr. Opper die heiligen Geräte. Dort nahm sie Landes-Konf.-Rat Dr. Teutsch aus Siebenbürgen, hier der Oberkirchenrat Zähringer aus Karlsruhe an Stelle des Dr. Hölscher aus Leipzig mit kurzem, warmem Dankeswort Namens des Zentralvorstandes entgegen. Dr. Hölscher mußte gerade in dieser Stunde zum Begräbnis des Geh. Kirchenrats Dr. Luthardt nach Leipzig abreisen, dessen Heimgang von vielen Festteilnehmern mit Schmerz und Wehmut vernommen wurde.

Von den Verhandlungen der Hauptversammlungen machte den tiefsten Eindruck die Eröffnungsrede des Vorsitzenden, Geh. Kirchenrat Dr. Pank, aus der wir folgendes entnehmen. Pank suchte vor allem den mancherlei falschen Beurteilungen und Angriffen gegenüber festzustellen, daß der Gustav-Adolf-Verein wirklich nur Friedenswerk treibe, ohne Eifersucht auf verwandte Bestrebungen, selbst wenn sie wie der „lutherische Gotteskasten" als Konkurrenz erscheinen, ohne engere Verbindung auch mit dem evangelischen Bunde, als diejenige ist, die Schwestern wie Maria und Martha verbinden muß. Auch in Landesvertretungen hat man sich mit dem Gustav-Adolf-Verein beschäftigt, in Wien, im ungarischen Reichstag, im preußischen

Abgeordnetenhaus hat man ihn als Friedensstörer oder als alldeutschen Parteigänger verklagt. Vor der weltkundigen entgegengesetzten Tatsache muß die dreiste Behauptung eines ungarischen Abgeordneten, „daß das Judasgeld des Gustav-Adolf-Vereins nur Deutschen zu Gute käme, kein magyarischer Protestant einen Pfennig davon bekäme," mit Scham verstummen. Der Redner erklärt offiziell: „Der Gustav-Adolf-Verein ist kein nationaler Verein! Er heißt nicht deutsch, sondern evangelisch. Evangelische Gemeinden werden unterstützt ohne Rücksicht auf Sprache und Nationalität; also auch Tschechen, Polen, Slovaken, Belgier, Holländer u. s. w. Natürlich sind uns unter den Nächsten die Deutschen die Allernächsten. Aber nichts ist so geeignet, die Trennungen der Länder, Völker und Sprachen zu überbrücken, wie das gemeinsame Evangelium von dem Versöhner und Friedensfürsten Christus." Einem tschechischen Abgeordneten gegenüber sagte Pank: „Zu dem Vorwurf des Hochverrats haben wir zu erklären, und nicht nur im Namen des Vereins, sondern auch im Namen meiner teuren Kirche antworten wir: es ist nicht möglich, daß ein wahrhaft Evangelischer hochverräterische Tendenzen verfolgt und gutheißt. Ein Evangelischer liebt sein Vaterland und ist treu der von Gott gesetzten Obrigkeit. Die gleiche Gesinnung setzen wir voraus auch bei den Protestanten Oestreichs. Wir hätten sonst nichts mit ihnen zu tun. Mit einem bloßen „Los von Rom!" ohne religiösen Grund, mit heidnisch-germanischem Kult, mit unpatriotischem Gebaren uns zusammen zu werfen, unterlasse man. Zum Ueberfluß haben wir übrigens den öftreichischen Gemeinden noch einmal gesagt: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, so wird euch alles zufallen, auch was ihr bedürft an nationaler Luft und geistiger Freiheit."

Gegenüber den im preußischen Abgeordnetenhause gefallenen Aeußerungen, als ob der Gustav-Adolf-Verein durch beleidigende Ausfälle gegen Katholiken bei seinen Versammlungen den konfessionellen Frieden störe, beklagt es Redner tief, daß es allerdings mit dem konfessionellen Frieden schlechter stehe, als in früherer Zeit. Wolle man dieses in rechter Toleranz bessern, so müsse die Kirche selbst Toleranz üben in Befolgung des Wortes: Vertraget einander in der Liebe. Voraussetzung hierfür aber sei die Achtung anderer religiösen Ueberzeugung. Bei dieser könne man eine andere Kirche nicht verunglimpfen. Diese Gesinnung zu pflegen, sei uns Evangelischen geboten und sei insbesondere im Sinne des Gustav-Adolf-Vereins. Die gleiche Gesinnung solle man uns gegenüber bekunden. „Und da möchte ich," fuhr Redner fort, „zwei Toleranzanträge stellen als ersten sicheren Erweis der Ehrlichkeit in der Bereitwilligkeit zur Toleranz: 1. auf dem Gebiet der Mischehen und der Kindererziehung, und 2. auf dem Gebiet des Begräbnisses. Wir Evangelische trauen eine evangelische Braut, auch wenn wir wissen, daß die Kinder katholisch erzogen werden. Einfache Gerechtigkeit wäre es, wenn umgekehrt auch so von der katholischen Kirche verfahren würde. Aber was geschieht? Man versagt die Trauung und gewährt sie nur, wenn man auch der katholischen Erziehung der Kinder sicher ist. Ist das Gerechtigkeit, Parität, Toleranz? Schweigen will ich von der Versagung der Sterbesakramente und des Begräbnisses, wenn jemand mit einer Evangelischen verheiratet war. Jeder Unbefangene muß zugeben, daß hier eine geradezu heillose Quelle des Konfliktes liegt und ein Hineintragen desselben in das zarte Heiligtum der Familie. Im Interesse des Friedens appelliere ich an alle wahrhaft frommen Katholiken mit der offenen Frage, ob sie eine solche Praxis gegenüber Eheleuten zu billigen vermögen oder mit uns eintreten

für christliche Gegenseitigkeit. Ich richte in aller Freundlichkeit auch an die Maßgebenden in der katholischen Kirche die Frage, ob sie bereit sind zu gleichartigem gerechtem Verfahren, zu diesem elementaren Stück gegenseitiger Toleranz.

Ferner auf dem Gebiet des Begräbnisses. Es ist bei uns Evangelischen selbstverständlich, daß, wo die Katholiken keinen eigenen Kirchhof haben, wir die Beerdigung bei uns, in der Reihe unserer Toten erlauben und eine katholische Trauerfeier gestatten. Aber was tut man uns gegenüber? Noch immer geschieht es, daß man die Aufnahme Evangelischer auf katholische Friedhöfe verweigert, oder, wo das nicht geht, den Angehörigen die Kränkung nicht erspart, den Toten in der Selbstmörderecke zu versenken und zu verweigern, daß evangelischer Trost gespendet werde. Auf dem Friedhof sollte doch recht eigentlich der Ort sein, Toleranz zu üben. Im Interesse des Friedens appelliere ich an alle wahrhaft frommen Katholiken mit der offenen Frage, ob sie auch auf diesem Gebiet eintreten für christliche Gegenseitigkeit, und in aller Freundlichkeit richte ich an die Maßgebenden der katholischen Kirche die offene Frage: ob sie bereit sind zur Uebung solcher Toleranz? Das sind unsere Toleranzanträge. Wir wissen uns dabei eins mit unserem Herrn: alles was ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen auch."

Aus dem Bericht des Schatzmeisters sind folgende Zahlen für das letzte Jahr interessant. Die Gesamtzuwendungen betragen 1,737,908 Mk. 56 Kirchen und Bethäuser wurden eingeweiht, zu 53 Kirchen und Bethäusern wurde der Grundstein gelegt, 62 neue Gemeinden wurden in Pflege genommen, 32 Gemeinden wurden selbständig. Im ganzen liefen ein 2042 Hilfsgesuche, gegen 1911 im Vorjahre.

Die große Liebesgabe im Betrag von Mk. 21,980 fiel der Gemeinde in Villach in Kärnten zu, während die beiden andern Mitbewerber um die große Liebesgabe, die Gemeinde in Quenlin bei Metz mit Mk. 6627 und die in Wilda bei Posen mit 6742 Mk. unterstützt werden konnten.

Römisches.

Das bischöfliche Ordinariat Würzburg hat im Jahre 1900 in offenbarem Widerspruch gegen § 6 und 10 des Religionsediktes die Handlungsweise eines katholischen Pfarrers im Bezirksamt Mellrichstadt gut geheißen, der eine minderjährige Protestantin ohne Vorwissen ihrer Angehörigen und ohne Abmeldung beim zuständigen protestantischen Pfarrer in die katholische Kirche aufgenommen hatte. Ja es hat sogar seinen untergebenen Pfarrern die Weisung zugehen lassen, daß bei Minderjährigen eine Abmeldung beim protestantischen Pfarramte nicht zu geschehen habe. Dieser Verfassungsverletzung gegenüber stellten die protestantischen Kirchenbehörden den Antrag an das Kultusministerium, es wolle das Ordinariat zur Zurücknahme der verfassungswidrigen Weisung veranlaßt werden. Das Ministerium aber erklärte, nicht im stande zu sein, dem Antrag Folge zu geben.

Daran sieht man wieder, wie gefährlich es ist, den Ultramontanismus stark werden zu lassen. Wo er die Macht hat, achtet er weder die Verfassung des Staates, noch die Rechte des Protestantismus.

Der Anspruch des römischen Papstes, Bischof der ganzen Kirche zu sein, suchte und fand besonders im Verlaufe der Kreuzzüge an verschiedenen Punkten Gelegenheit, vom griechischen Kirchenkörper kleinere Stücke loszureißen und sich zu „unieren", wie der offizielle Ausdruck für diese allmähliche Auffaugung in der Sprache der Kurie lautet. Von dieser Basis aus erfolgten seitdem immer wieder Invasionen in das fremde Gebiet, wobei vorzüglich die Franziskaner und die Jesuiten die Ausführung leiteten. Die hilflose rechtliche, geistige und wirtschaftliche Lage, in welcher sich die östliche

Kirche lange befand, ermöglichten weitere, wenn auch kleinere Erfolge. Jedoch mit dem nationalen Erwachen des Griechentums seit den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erstarkten auch das Selbstbewußtsein und die Kraft der griechischen Kirche und damit der Gegensatz gegen die römische Kirche und ihre Treibereien.

Nun ist eine neue Beunruhigung eingetreten. Es hat sich die Kunde verbreitet, daß aus Frankreich ausgewiesene Orden — man redet namentlich von den Jesuiten — in das Gebiet der griechischen Kirche auszuwandern beabsichtigen. Ob diese Befürchtungen begründet sind oder nicht, wissen wir nicht. Bezeichnend ist jedenfalls, daß die theologische Fakultät in Athen mit einem, von dem hervorragenden Kirchenhistoriker Diomedes Kyriakos verfaßten Memorandum an die Regierung zu dem Zwecke herangetreten ist, einer solchen Einwanderung mit allen gesetzlichen Mitteln entgegenzutreten. Die Denkschrift weist auf das Verderbliche der jesuitischen Pädagogik hin, auf den Propagandaeifer der Jesuiten und ihren Haß gegen die hellenische Kirche und alles, was hellenisch ist. Zugleich wird eine strengere Beaufsichtigung der bereits bestehenden jesuitischen Anstalten, „in Berücksichtigung der aus denselben sich ergebenden Uebel,“ gefordert. Denn die Zukunft Griechenlands beruhe auf der richtigen Erziehung im nationalen Sinne.

Dieses mannhafte Auftreten der Fakultät bleibt hoffentlich nicht erfolglos.

Litteratur.

Kommissionsverlag der A. Deichertschen Verlagsbuchhandlung Nachf. (Geo. Böhme). **Das tausendjährige Reich**, sowie Christi sichtbare Wiederkunft zum Weltgericht und zur Vollendung des Reiches Gottes. Von Ludw. Prager, Pastor. 96 Seiten. Preis 2 Mark

Der Verfasser hat in den letzten Jahren einen Kommentar der Offenbarung Johannis herausgegeben, das Werk 40jährigen Studiums, ein Werk, das der höchsten Anerkennung und Beachtung wert ist, ganz einerlei, ob man mit dem Verfasser in allem übereinstimmt oder nicht.

Von jenem großen Werk erscheint das vorliegende Schriftchen nur als ein kurzer zusammenfassender Auszug, in welchem kurz die Lehre von der Wiederkunft Christi in der dem Verfasser eigentümlichen Auffassung vorgetragen wird. — Wenn man von den alles auflösenden und zerfressenden Publikationen der liberalen Theologie hinweg kommt, wo einem der Todeshauch des Unglaubens entgegenweht, so kommt einem aus dieser Schrift ein erquickender Lebenshauch entgegen, der die Seele empor hebt über das gelehrte Geschreibsel ungläubiger und halbgläubiger Professoren, und sie hinaufrückt in die höheren Geistesregionen, wo sie den Antrieb empfindet, sich bereit zu machen, dem Bräutigam entgegenzugehen und auf seine große Zukunft sich bereit zu halten.

Der Verfasser vertritt, kurz gesagt, die Annahme und sucht sie in beiden Werken exegetisch zu begründen, daß Offenb. 20, 1—6 vor die Parusie Christi und vor das Auftreten des Antichristen zu setzen sei. Er nimmt also ein 1000jähriges Reich an, das dann kommen werde, wenn erst alle Völker zu Christo bekehrt und — durch viele schwere Gerichte — so **gründlich bekehrt** sind, daß durch die Geistesmacht Christi in der Menschheit jener Zustand ermöglicht ist. Die Auferstehung der Gläubigen erfolgt fortwährend, aber Christus herrscht mit den Seinen nur unsichtbar. Zuletzt bringt der lange Friedenszustand auf Erden eine Erschlaffung des Glaubenslebens, die Möglichkeit der erneuten Verführung durch den Satan und den Antichristen. Dann folgt die Wiederkunft Christi, die allgemeine Auferstehung aller Toten, das Weltgericht, die neue Welt. Hinter diesem Weltgericht liegt aber, nach Prager, noch die fortgesetzte Heilswirkung Christi und seiner Heiligen, die so lange fortgehen wird, bis endlich auch der andere Tod aufgehoben und die von ihm bis dahin Gequälten Christo untertan sind, d. h. bis zur „Wiederbringung aller Dinge.“ Wir möchten das Büchlein gründlichem Studium empfehlen.

Sollte Verfasser eine zweite Auflage veranstalten ,so wäre zu wünschen, daß er das Buch auch für solche Leser aus dem Volk völlig verständlich machte, die kein Griechisch lesen können. Sein Buch würde auch von gottesfürchtigen Laien mit Nutzen und Segen gelesen werden.

Aus gleichem Verlag kam: Die babylonischen Ausgrabungen und die biblische Urgeschichte. Von Prof. Dr. R. Kittel in Erlangen. 36 Seiten. Preis: 80 Pf. — Das seit Fr. Delitzsch' Vortrag über „Babel und Bibel" viel besprochene Thema wird hier in neuer Variation, aber von positivem Standpunkt aus behandelt. Verfasser mahnt zu ruhiger Besonnenheit gegenüber den angeblichen Resultaten der Geschichtsforschung sowohl, als auch denen der Ausgrabungen in alten Ruinen. Früher hat man vorschnell gejubelt im Lager der Gläubigen und gemeint, die Ausgrabungen werden rasch nach einander die Bibel Punkt für Punkt bestätigen. Jetzt treten Altertumsforscher auf und wollen den biblischen Autoren alle Originalität absprechen, die israelitische Kultur nur als Ableger der heidnischen Kulturen gelten lassen u. s. w.

Dabei gehen die Herren von dem fast als Axiom geltenden Satz der geradlinigen Fortentwicklung aus. Die Altertumsforschung widerlegt aber den Irrtum. Sie weist auf geistige Verarmung und Zurücksinken von höherem Standpunkt hin. Da wird das Dogma der geradlinigen Entwicklung auf allen Seiten durchbrochen. Hat die Kritik die rohe Richterzeit als Anfangsgeschichte Israels setzen wollen und Moses als nebelhaft unbestimmt im Hintergrund stehen lassen, so bringen stets neue Ausgrabungen Licht in die Zeiten Mosis und vor Moses, Licht in die kulturellen Zustände auch im Lande Kanaan. Die Fabeleien der Hyperkritik, die z. B. Abraham als Mondgott erdichtet haben, u. s. w., werden bald als lächerliche Ausgeburten verkehrter Gelehrten gelten und die Erzählungen der Bibel werden schließlich den Sieg über die Torheiten und Verirrungen der menschlichen Vernunft davontragen. Verfasser kommt bezüglich der angeblichen Uebereinstimmung der babylonischen und biblischen Schöpfungs- und Flutsagen zu ganz anderem Ergebnis als Fr. Delitzsch. Statt die babylonische Fassung als das Ursprüngliche gelten zu lassen, nimmt er eine viel ältere, reinere Urtradition als gemeinsame Quelle an. Das früh aus Chaldäa ausgewanderte Geschlecht Abrahams hatte noch die reinere Urtradition, die zum klaren Monotheismus sich entwickelte, während die babylonische Tradition in heidnischen Polytheismus entartete und demgemäß die Berichte über Schöpfung und Sündflut in Bibel und Babel sich anders gestalten. Das ist besonnene Forschung, die aller Beachtung wert ist.

Aus gleichem Verlag kam: Für die Fest- und Feiertage des Kirchenjahrs. Predigten von Dr. theol. Paul Kaiser, Pfr. an St. Matthäi, Leipzig. 1. Heft. 92 Seiten. Preis: 1.60 Mk., oder kart. 1.80 Mk. — Die Schrift enthält: eine Adventspredigt, zwei für Weihnacht, je eine für Silvester und Neujahr; ferner je eine für Epiphanias, Bußtag und Karfreitag und zwei für Ostern. Zusammen zehn Predigten. Drei Texte sind aus dem Alten Testament gewählt.

Dr. Kaiser hat über die Bergpredigt schon vier kleine Sammlungen ausgehen lassen, die in der deutschen Presse sehr günstige Beurteilung fanden. Seine Predigten zeichnen sich aus durch Einfachheit der Sprache und leicht faßliche Einteilung, bei gediegenem Inhalt. Kaiser sucht nicht mit nichtssagenden Phrasen sich um die Kernwahrheiten des Evangeliums herumzudrücken. Das ist besonders deutlich in seiner zweiten Osterpredigt zu sehen (S. 87 f.), wo er gegen den Widerspruch des Unglaubens die Gewißheit der Auferstehung Jesu betont. „An solchen Offenbarungen haben die Apostel ihren Glauben aufgerichtet. Mit diesen Tatsachen haben sie ihre Predigten und Schriften angefüllt. Sie hätten nicht die Kunde des Evangeliums durch die Länder getragen, wenn Jesus Christus nur gestorben wäre. Erst die Osterkunde machte sie so froh und gewiß. Nun erst wird das Evangelium zur frohen Botschaft." In solchen kurzen und körnigen Sätzen, nicht in langatmigen Perioden bewegt sich die Diktion Kaisers. Seine Predigten sind mustergiltig. — Wir bringen in diesem Heft seine oben genannte Osterpredigt zum Abdruck und wollen hier darauf verweisen.

Aus gleichem Verlag kam: „Das Erbe der Reformation

im Kampfe der Gegenwart." 1. Heft: Der Glaube an das Wort Gottes. 92 Seiten. Preis: 1.60 Mk., kart. 1.85 Mk.

Verfasser dieser Schrift ist Prof. Dr. theol. W. Walther, Professor der Theologie in Rostock. Der geehrte Verfasser hat schon einmal in einer besonderen Schrift wider Harnack den Kampf aufgenommen gegen den mit so großer Siegesgewißheit vorgetragenen theologischen Subjektivismus.

Auch diese Schrift ist wesentlich gegen Harnack gerichtet, aber in einer bestimmten Richtung. Ritschl und seine Schule wollen einesteils als echte Lutheraner gelten und erheben den Anspruch, das Werk der Reformation nur fortsetzen zu wollen. Daher hat auch „Die christliche Welt" fast immer irgend ein Lutherwort in ihren Spalten. Dabei aber erheben Harnack und seine Gesinnungsgenossen schwere Anklagen gegen Luthers Reformation. Sie ist als Lehre und Geschichtsbetrachtung noch etwas ganz „Unfertiges" Sie „legte sich selbst Verwirrungen und Hemmungen auf." Luther „hat nicht reinen Tisch gemacht", „er hat seiner Kirche ein verhängnisvolles Erbe hinterlassen."

Dieser letzte Ausdruck hat wohl den Herrn Verfasser veranlaßt, seiner vorliegenden Schrift den Titel zu geben: „Das Erbe der Reformation."

Harnack will die Reformation fortsetzen durch „Reduktion". Aber vieles, was er meint abweisen und verwerfen zu müssen, gehört zu dem Wesensbestande des Erbes der Reformation.

Das nachzuweisen betrachtet Verfasser als seine Aufgabe. Vier Punkte will er dabei ins Auge fassen:

1. Der Glaube an das Wort Gottes.
2. Die Rechtfertigung oder das „religiöse Erlebnis".
3. Die reformatorische Lehre von den guten Werken oder „die evangelische Sittlichkeit".
4. Die evangelische Anschauung von der Kirche.

In der vorliegenden Schrift ist nur der erstgenannte Punkt: „Der Glaube an das Wort Gottes" behandelt.

Als ein trefflicher Lutherkenner weist er Harnack und Genossen nach, wie weit sie von dem echten Lutherglauben abgewichen sind, wie falsch sie meist ihn zitieren und verstehen ,wie weit entfernt sie also davon sind, das echte Werk Luthers fortzusetzen. Luthers Stellung zum biblischen Kanon, seine Stellung zum Wort Gottes, seine tiefe Beugung unter das als Wort Gottes Erkannte wird der Frivolität gegenüber gestellt, womit die Gegenwart nur in kritischer Gesinnung des Unglaubens der Schrift gegenübertritt, alle nicht bloß menschliche, sondern auch göttliche Autorität abschüttelt und so sich in hochmütigem Subjektivismus zum Glauben untüchtig macht. Wir wünschen das Buch in den Händen jedes Pastors zu sehen; er kann an der Demut und Glaubenskraft Luthers sich die fressenden Zweifel der Gegenwart vom Halse schaffen.

Vom Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh kam: „Was kann unsere Kirche, die Kirche schriftgemäßen Bekenntnisses, von der modernen Theologie lernen?" Vortrag von Lic. Pf. Bachmann, Prof. der Theologie in Erlangen. 28 Seiten. Preis: 50 Pfennige.

Ein ausgezeichnetes, orientierendes Schriftchen. Verfasser ist überzeugungstreuer Lutheraner, aber nicht von der petrifizierten Sorte, die wir hier haben, die alles mit dem Bannfluch belegen, das nicht in ihrem versteinerten Lehrgebäude schon längst fertig und unabänderlich feststeht. Sondern er glaubt allen Ernstes, daß die Kirche auch von der modernen Theologie manches lernen kann und gibt dafür gute Fingerzeige. Unter modern will er durchaus nicht bloß die liberale Theologie verstanden wissen im Gegensatz zur positiven; weil damit, daß bloß die liberale als moderne bezeichnet wird, die andere als antiquiert und veraltet charakterisiert würde. Modern faßt er nicht als Art-, sondern als Zeitbegriff; er versteht also alle theologischen Produktionen der Neuzeit darunter, ohne Unterschied des Standpunkts ihrer Verfasser. Er führt ein in das Labyrinth von Fragen und theologischen Divergenzen der verschiedenen Richtungen. Und dann

sucht er nachzuweisen, in wie vielen Punkten die Mutter (Kirche) von der Tochter (Theologie) zu lernen hat, ohne darum von ihrem festen schriftmäßigen Glaubensgrund sich abdrängen zu lassen.

Ja, der praktische Geistliche, der Seelsorger, muß in Fühlung bleiben mit der ihn umgebenden realen Welt, mit den den Kopf verwirrenden, das Herz ermattenden Fragen, welche die heutige Wissenschaft ins Volksleben hineinwirft und er muß wissen, wie er dem modernen Menschen gegenüber treten kann und muß mit den unverkürzten Wahrheiten und Realitäten des Christentums. Um das zu können, muß er lernen von Freund und Feind und sich selbst einen festen Standpunkt erringen, wo auch der Unglaube ihm nichts anhaben kann. — Möchten viele unserer Leser sich anregen lassen, das Schriftchen zu kaufen und sich zeigen lassen, daß und was die Kirche lernen muß von der heutigen Theologie.

Vom Verlag von C. Bertelsmann gingen ferner ein folgende drei Schriften:

Beiträge zur Förderung christlicher Theologie, 6. Jahrgang, 1902. 4. Heft: Die Sprache und Heimat des 4. Evangelisten. Von Dr. A. Schlatter. 180 Seiten.

5. und 6. Heft: Die Gedankeneinheit des 1. Briefes Petri. Von Lic. Dr. Jul. Kögel. 198 Seiten.

Auslegung des Philipperbiefes in Homilien. Von Dr. G. Menken. 215 Seiten.

Diese drei hier angezeigten Schriften werden in der nächsten Nummer besprochen werden.

In der „Neuen Kirchlichen Zeitschrift" (Deicherts Verlag) soll im Jahre 1903 u. a. erscheinen: Kirchliche Tagesfragen. Von Oberkonsistorialrat Dr. von Burger in München. — Beiträge zur evangelischen Geschichte. Von Professor Dr. Zahn in Erlangen. — Die Aufgabe der Predigt. Von Professor Dr. Caspari in Erlangen. — Die Universität Wittenberg vor der Zeit Luthers. Von Professor Dr. Haußleiter in Greifswald. — Beiträge zur Entstehungsgeschichte des Pentateuchs. Von Professor Dr. Klostermann in Kiel. — Die Einheit Israels in der Richterzeit. Von Professor Dr. Lotz in Erlangen. — Cesare Lombroso. Von Professor Dr. Wilh. Schmidt in Breslau. — Entstehung und Begründung der Sonntagsfeier. Von Oberkonsistorialrat Dr. Schick in Regensburg. — Sagen über das Leben der Apostel. Von Pfarrer Couard in Klinkow (Uckermark). — Zur Frage nach dem Glauben. Von Pastor Peters in Leer (Hannover). — Das öffentliche Wortzeugnis der Laien. Von Pastor Rische in Warin (Mecklenb.). — Zur Prinzipienfrage. Von Dr. D. Schmidt in Elberfeld.

Der Türmer. Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber J. E. Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mk., einzelne Hefte 1 Mark 50 Pfg. (Stuttgart, Greiner und Pfeiffer.)

Aus dem Inhalt des Januar-Heftes: In der Neujahrsnacht. Eine stille Betrachtung von Erwin Gros. — Stephan Remarx. Von James Adderley. — Aristokratisch und subaltern. Von M. Diers. — Triumph. Von Kazimierz Przerwa-Tetmajer. — Auf die große, dunle Stadt. Gedicht von Franz Karl Ginzkey. — Ueber dem Durchschnitt. Allerlei erzählende Schriften. Von H. Murbach. — Ein Buch für die deutsche Jugend. Von Hans von Hooven. — Wunder der Technick. Von Hans Dominik. — Zwischen den Dramen. Von Felix Poppenberg. — Hieronymus Lorm †. — Venezuela. — Eine Nahrungspflanze des Wassers. — Haben Sie es selbst erlebt? Ein ernstes Wort über die Verleumdung. Von B. Milar-Gersdorff. — Türmers Tagebuch: Die Freude am Vaterlande. Der „Fall Krupp". Byzanz. Der Kampf mit der „Bestie". — Schubertiade. — Klara Wieck und Robert Schumann. Von Dr. Karl Storck. — Richard Strauß' „Feuersnot". Ein Opfer der Ueberbrettelei. Von K. St. — Kunstbeilage: Guten Morgen, mein Liebling! Von Benjamin Vautier. (Photogravüre.) — Notenbeilage: Und nun tauch ich in die Enge. — Hätt ich ein Haus in Tannenruh. Komp. von Karl Schuricht, Text von F. Lienhard.

Magazin
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.
Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 5. Band. St. Louis, Mo. Mai 1903.

Das Problem des Buches Hiob.

Referat von P. Lutz Horn.

I.

Die Formulierung des Problems.

Was ist das Buch Hiob? Ein Lehrgedicht, das als solches die Krone der uns überlieferten hebräischen Weisheitsschriften darstellt. Sein Inhalt rührt die höchsten Fragen theologischen Charakters an, die in der Menschenseele Raum finden können. Um seiner künstlerischen Form willen würde dieses Buch, ganz abgesehen von seiner Stellung im Kanon, als Meisterwerk der Weltlitteratur neben Parcival, der Divina Commedia und Faust aufgezählt werden müssen. Bibelfremde Kreise würden es als Riesenleistung menschlichen Geistes „aufs höchste preisen, wenn es etwa von Buddha herrührte oder in den Veden stünde.“ (Hilty).

Doch seine Gedankengänge erscheinen um des ungemein schwierigen Grundtextes willen vielfach verdunkelt; seine Oekonomie ist für den nicht durch Sonderstudien vorbereiteten Leser — vollends in der uns am nächsten liegenden Lutherischen Uebertragung — undurchsichtig. Bei dem durchweg herrschenden Anerkenntnis: „das Problem ist von allumfassender Bedeutung“ ist darum die eigentliche Formulierung des Problems keineswegs ein Homologumenon.

An der Schwelle dieser Untersuchung haben wir uns mithin zunächst mit den Formeln auseinanderzusetzen, auf welche der Inhalt des Hiobgedichtes vorzugsweise gebracht worden ist.

Die populäre Formulierung nennt das Thema des Gedichtes eine „Theodicee“. Demgemäß wäre der Zweck eine Rechtfertigung Gottes, dessen für Menschen unerklärliche Wege einer Art von Nachweis bedürften, daß der Weltenlenker — jeweiligem Gegenschein zum Trotz — doch ein gerechter Weltenlenker sei.

Gegen diese Auffassung dürfte sich das naive religiöse Empfinden sträuben: denn das ist kein Gott, der eine Begründung seines Handelns

oder Zulassens (ob auch in noch so poetischer Einkleidung) nötig hätte; wie wir sehen werden, ist freilich der Dichter des Hiob der naiv-religiösen Sphäre bereits entrückt, und von dieser Basis aus ließe sich eine wesentlich spekulativ-theologische Abzweckung des Problems noch allenfalls konstruieren.

Indessen ziemt es uns hier, den kanonischen Charakter des Buches Hiob in Fühlung zu behalten. Der uns unbekannte Mann Gottes, der uns ein Gedicht bietet, getrieben vom Heiligen Geist, bietet uns in solchem Rahmen wohl nicht spekulative Theologie dar — so wenig wie die Psalmen es tun! — sondern religiöse Psychologie. Und deshalb ist es nicht Gott, um den es sich in erster Linie handeln kann und dessen Verhalten unter den Scheinwerfer divinatorischen Schauens gestellt wird, sondern der Mensch.

Nicht: „wie kann man angesichts der vielen Unbegreiflichkeiten und offenbaren Ungerechtigkeiten des Weltlaufes festhalten an einem allmächtigen und gerechten Gott?" (Cornill) ist hier die Frage.

Nicht: „wie ist das Leiden eines unschuldigen, frommen Menschen zu erklären?" (Kautzsch) leitet der biblische Dichter uns an.

Und so sehr auch die Pflugschar des Gedichtes den Boden aufbricht, auf dem das Verhältnis der Religion zu den Erlebnissen des Menschen wächst — das „Rätsel der Leiden des Gottesfürchtigen" (Kayser) ist dennoch nicht sein eigentlicher Gegenstand.

Wir dürfen vielmehr, um der Höhe des Themas gerecht zu werden, um die poetisch-religiöse Gewalt des Buches Hiob nicht abzuschwächen, den theodicistischen Gedanken gar nicht heranziehen: eine Anweisung, wie die Formel Cornills sie heischen würde — eine Erklärung, wie Kautzsch sie erwartet — die Lösung eines Rätsels, wie sie nach Kaysers Aufstellung doch unzweifelhaft in der Dichtung enthalten sein müßte, wenn sie nicht vor uns dastehen soll wie ein „abgebrochener Riese" — das alles würden wir in diesem Lehrgedicht vergebens suchen.

Der Mensch bleibt die Achse, um die sich das Ganze dreht. Für ihn ist an dem Bilde Hiobs die Frage erläutert, „wie man das Leiden nicht vermeidet, sondern überwindet und warum es für die Guten gut ist" (Hilty). „Eine Anweisung, wie man Unglück rein und richtig erträgt" nennt Schlatter unser Buch. Es will uns allerdings auch Gottes Walten zeigen nach seinem verborgenen Grund, aber nicht so, daß es nun disputierte über das Recht und Unrecht der göttlichen Weltregierung, sondern seine Absicht, die ihm Maß und Grenze setzt, ist die, die gerade Straße zu zeigen, die der Mensch im Unglück gehen soll."

Wir lassen die Schlatterische Definition für die didaktische Absicht gelten.

In Ansehung des konkreten Gegenstandes, des Gerüstes, an dem die Blütenmassen der Hiobverse sich gleichsam emporranken, aber fassen wir unser Problem in die bestimmte Frage: „Wie bewahrt ein

Frommer sein Gottvertrauen gegenüber den furchtbarsten Heimsuchungen seines äußeren und inneren Lebens?" Diese Frage als Formulierung des Hiobproblems ist damit unsere erste These.

II.

Die psychologisch-historische Grundlage des Problems.

Jeder eigenartlich ausgeprägte Gedanke fordert Prüfung des Mutterbodens, dem er entsprang. Wie mußte die Grundlage beschaffen sein, auf dem das soeben entwickelte Problem geboren werden konnte?

War ein solches Problem möglich in der ältesten Zeit des Volkes Israel? Wohl schon einfach darum nicht, weil dem älteren Israeliten das „Wohlergehen auf Erden" als unfehlbarer Lohn der Frommen dogmatisch feststand. Die altjüdische Vorstellung vom Leiden als lediglich durch Schuld verursachter Strafe Jahwes, die sich fast in allen Büchern des Alten Testamentes, auch in den Psalmen, überwiegend ausgesprochen findet, macht eine Zusammenstellung von „Frömmigkeit" und „Heimsuchung" nahezu unmöglich, mindestens fremdartig. Wie fern im Grunde das Hiobthema dem übrigen alttestamentlichen Gedankenkreis steht, wie sehr es schon eine Wegeleitung zu Christus (hinaus über das, was „zu den Alten gesagt ist") bedeutet, werden wir im Absatz IV dieser Arbeit ausdrücklich zu würdigen haben.

Hier gilt es zunächst, geschichtlich zuzugeben, daß das jüdische Volk, so lange es sich eines gewissen Glückes und Wohlstandes zu erfreuen hatte, sich schwerlich berufen fand, über den Ursprung und Zweck des Leidens sich den Kopf zu zerbrechen. Im Mittelpunkt der Frömmigkeit stand in der älteren Zeit überhaupt nicht so sehr der einzelne Mensch, als vielmehr das ganze Volk als geschlossene Einheit gegenüber seinem Gott. Als aber später der jüdische Staat unter dem Ansturm seiner Feinde wankte und brach, als vollends im Jahre 586 die große Katastrophe unter Nebukadnezar Jerusalem verwüstete und seine Bewohner in das Elend der Fremde brachte, da mochte die Wucht einer Schickung, die das Volk als solches aufzulösen schien, wohl im einzelnen Individuum mit Hochdruck eine neue Gedankenfolge schaffen: nämlich in welchem Verhältnis das sittliche Verhalten des einzelnen Menschen zu seinem Wohlergehen auf Erden stünde — sofern ja doch auch viele tadellos fromme Menschen an dem allgemeinen Unglück so schwer zu tragen hatten. Zu dem, was jüdische Auffassung mit tadelloser Frömmigkeit begreift, liefert die Gestalt des Hiob beiläufig den Typus.

Es ist uns, als habe der Dichter des Hiob im innersten Herzen gerungen mit jenem alten Dogma von der göttlichen Vergeltung, wonach jedes Leiden ohne Ausnahme als Strafe für eine persönliche, bestimmte Sünde aufgefaßt werden sollte. Der Heilige Geist raunte ihm unter diesem Ringen nach Wahrheit die Versicherung zu, die er selber seinem

Helden so überzeugt und überzeugend in den Mund legt: daß für die offenkundige Unwahrheit und Lieblosigkeit jener Annahme „ein Er**löser lebe**" — eine neue, bis dahin ungeahnte Lösung folgt dem Fund des neuen, bis dahin nicht empfundenen Problems, Jesu Wort, „Suchet, so werdet ihr finden" antecipierend.

Doch bevor wir uns mit dem dogmatischen Inventar des Dichters beschäftigen, müssen wir im Anschluß an das Angeführte einen Seitenblick auf die äußeren Indizien werfen, die uns auf die Zeit der Abfassung weisen. Wir gewinnen den Rahmen zur Einfügung, indem wir den sogenannten terminus a quo und den terminus ad quem erfragen. Ich zitiere im Folgenden sachlich die Ergebnisse Cornills, dessen textkritische Forschungen nicht unwiderlegbar, aber für den uns vorliegenden Punkt sehr interessant sind.

Das Gedicht selbst sagt über seinen Verfasser nicht das geringste. Die altjüdische Tradition hat Moses zum Verfasser gemacht — wohl indem man aus der Einkleidung des Stoffes auf die Entstehungszeit folgerte. Luthers hingeworfener Gedanke, das Buch möchte aus der Zeit Salomos von einem seiner berühmten Weisen stammen, hat der orthodox-lutherischen Richtung die Parole gegeben und wird vertreten durch Hävernick, Keil, Delitzsch, Zöckler, Hengstenberg.

Indessen findet die Vermutung, daß die im Stoff zu Tage tretende *Subjektivierung der Religion als einer persönlichen Angelegenheit zwischen Gott und dem einzelnen Individuum* uns in eine viel spätere Zeit hinabweist, ihre *Stützen* in der wahrscheinlichen Priorität einer Stelle des Jeremias.

Jeremias 20, 14—18 und Hiob 3 sind schwerlich nur von ungefähr verwandt. Daß Jeremias in einer Situation wie der dort geschilderten nur eine Lesefrucht aus Hiob gebracht haben soll, ist eine unhaltbare Vorstellung: es handelt sich bei Jeremia um den spontanen Erguß eines schmerzdurchwühlten Herzens, bei Hiob um lyrische Kunstdichtung in Versen. Hiob bringt die kunstvolle Ausführung des von Jeremia angeschlagenen Themas. Somit gibt Jeremia uns den "terminus a quo" an die Hand.

Nicht er allein. Auch Ezechiel. In Ezechiel 18 wird die *Existenz* des Problems, mit dem Hiob ringt, geradezu *in Abrede* gestellt: so hätte Ezechiel nicht schreiben können, *wenn er Hiob gekannt hätte*. Die Hiobdichtung ist also auch jünger als Ezechiel.

Herder schon empfindet die völlige Einflußlosigkeit von Hiob auf die hebräische Litteratur als bedeutsam: „wir würden, da es eine Sammlung so unvergleichlicher Bilder und Gedichte ist, viel mehrere Spuren der Nachahmung in den hebräischen Dichtern entdecken, als jetzt merkbar werden." Die Latenz eines Werkes wie Hiob wäre in der Tat unbegreiflich, wenn es etwa zur Zeit Jeremias*) oder König Manasses**) schon vorgelegen hätte. Der "terminus ad quem" ist nir-

*) Nöldeke, Merx, Reuß. — **) Ewald, Schrader, Dillmann.

gends ableitbar; ein näheres Suchen nach Zeit und Person des Dichters aussichtslos.

III.

Das dogmatische Inventar.

Daß hier eine Klippe verborgen ruht, beweist das Aufschäumen der Wasser der Kritik, sobald man zu diesem Punkte gelangt. Die Notabeln der modernen Theologie sind sich im allgemeinen darüber einig, daß von Unsterblichkeitsglauben und jenseitigem Leben keine Idee in Hiob nachzuweisen ist. Die für die gegenteilige Annahme regelmäßig aufgerufene Stelle: „ich weiß, daß mein Erlöser lebt" verträgt in ihrer poetischen Vieldeutigkeit allerdings nicht eine absolute Probe, und Tatsache ist, daß der Dichter mit Leichtigkeit die Lösung seines Problems auf das Gebiet des Jenseits hätte verlegen können im Sinne eines tröstlichen Ausgleiches nach dem Tode, wenn ihm diese Möglichkeit dogmatisch plausibel gewesen wäre.

Kautzsch erklärt: „die neutestamentliche Auffassung vermißt am Verfasser des Hiob ganz und gar die Bekanntschaft mit dem Gedanken der persönlichen Unsterblichkeit. Man stelle sich vor, wie ganz anders von diesem Gedanken aus die Perspektive sich ergeben haben würde: Da würde der Fromme sich sagen: gewiß mag auf Erden bisweilen Glück und Unglück ungleich verteilt sein, aber das alles wird sich im Jenseits lösen, wo Gott selbst für den Ausgleich von Schuld und Strafe sorgen wird." (Röm. 2, 6.)

Uebrigens würde ein Exkurs durch den ganzen dogmatischen Eigenbesitz des Dichters uns von unserem engeren Gegenstande ab in das Labyrinth der Dogmengeschichte führen. Soviel ist gewiß: mußte der Dichter die Lösung seiner selbstgestellten Aufgabe in das Diesseits verlegen, so gab es keine großartigere und trostreichere, als gerade im Leiden die höchste Betätigung göttlicher Liebe zu erkennen. Darin weht schon ein Hauch Heiligen Geistes, der genug „παιδαγωγὸς" zu Höherem, ja zum Allerhöchsten ist.

IV.

Die Oekonomie.

Das Gedicht ist von einem Prolog und einem Epilog in erzählender Prosa umschlossen. Es sind die soliden Pfosten, in denen die Türflügel der vorgeführten Dialoge sich mit dramatischer Lebendigkeit hin- und herbewegen. Ohne diese Angeln hingen sie in der Luft. Das Recht, ihre Authentie zu bestreiten, das die „höhere Kritik" aus ich weiß nicht was für Gründen in Anspruch nehmen möchte, müssen wir eben aus dem „höheren" Grunde innerer Notwendigkeit in Abrede stellen, ohne einmal dabei auf die kanonische Würde des Buches zurück zu greifen. Der gleiche sachliche Zwang sichert Anfang und Ende des Buches; der Inhalt selbst gliedert sich offensichtlich in drei Gesprächsgänge mit Eliphas, Bildad und Zophar, denen sich die

Elihureden und die Jahwereden anreihen, woraufhin die Beugung Hiobs „in Staub und Asche" den knappen Abschluß darstellt.

Verfolgen wir so kurz wie möglich den Gedankengang, um das punctum saliens der Entwicklung zu finden. Wo pulsiert das Herz des Buches?

Im fernen Wunderlande Uz — etwa zu denken im Osten von Palästina — lebte vor Zeiten ein an irdischem Glücke jeder Art reicher Mann. Fern von sündhaftem Uebermut bekundet er seine innere Abhängigkeit von Gott durch Sühnopfer, die er regelmäßig darbringt, sobald die Seinen in Festfreude bei einander gewesen sind, um so die etwaigen geheimen Verschuldungen seiner Kinder zu sühnen. Der „Prolog im Himmel" zeigt, daß diese Frömmigkeit Hiobs vor Gott nicht verborgen ist; verdächtigt hingegen wird sie von Satan; der Geist, der stets verneint, gibt nicht zu, daß die Religion auf dem innigen persönlichen Vertrauen zu Gott beruhe, sondern er möchte sie lieber darauf sich gründen lassen, daß man aus der Frömmigkeit Nutzen ziehe.

Dies die wichtige Voraussetzung für das Experiment (sit venia verbo). „Taste nur einmal sein Gut an oder sein Wohl, dann wirst du sehen, wie Hiob sich von dir lossagen wird," spricht Satan zu Gott. Die Erlaubnis, den Frommen mit allen Plagen zu treffen — wiewohl mit Schonung des Lebens — erfolgt; Schlag auf Schlag erreichen den Unglücklichen die Posten, die man nach ihm „Hiobsposten" genannt hat: die Herden von Räubern geraubt, der Rest durch Unwetter vernichtet, die Knechte erschlagen — die blühenden sieben Söhne und drei Töchter unter den Trümmern eines stürzenden Hauses begraben — der eigene Leib endlich mit Aussatz überzogen vom Scheitel bis zur Sohle — und (in feinfühliger Steigerung der Anfechtung) das eigene Weib die Versucherin, die ihm zuruft: „Noch immer fromm?! Segne Gott und stirb!"

Was bleibt noch? Trost der Freundschaft?

Die drei Freunde, die inzwischen zu dem Elenden gekommen sind, bekunden durch siebentägiges Schweigen, daß sie bemitleiden, aber nicht trösten können. Ihre stumme Anwesenheit steigert die tragische Spannung der Atmosphäre bis zum elementaren Durchschlag leidenschaftlicher Verzweiflung, mit dem Hiob den Tag verflucht, an dem er geboren ist: „Warum schenkt Gott den Elenden das Licht und Tiefbetrübten das Leben?"

Im ersten Gesprächsgang, der hier einsetzt, ist nun zunächst dem Eliphas eine beschwichtigende Antwort in den Mund gelegt. „Hiob möge nicht verzagen — kein Mensch sei gerecht vor Gott, daher sei Trübsal hienieden an der Tagesordnung." Man fühlt sich geneigt, ihm zuzustimmen, wenn er den Hiob ermahnt: „ich würde mich an den Allmächtigen wenden und meine Sache Gott vorlegen" — „denn er verwundet, doch er verbindet auch; er zerschlägt, und seine Hände heilen."

Doch die Antwort des Dulders, der wohl den verschleierten Vorwurf geheimen Frevels hindurchgefühlt hat, gewinnt ihm unser Mit-

leid wieder voll zurück: er kann die Qual seines Lebens nicht länger tragen, da auch die Freunde sich trügerisch erwiesen — „ein Kriegsdienst ist des Menschen Los auf Erden“ — „gleich dem Sklaven, der nach Schatten lechzt, hab ich Monde der Pein beschert erhalten“ — „übersatt bin ich des Umherwerfens bis zum Morgengrauen“ — „nie wieder schaut mein Auge Glück.“

Bildad, der Träger der entschiedenen Vergeltungslehre hebt an. Er drückt sich noch positiver aus als Eliphas. „Beugt etwa Gott das Recht? Auch deiner Kinder Tod ist gewiß die Folge geheimer Versündigung. Darum flehe zu Gott um Gnade!“ Auch Hiobs Entgegnung weist nun gesteigerte Schärfe auf — seine Anklage der Weltregierung Gottes streift die Blasphemie: „Unschuldig bin ich! Was kümmert mich mein Leben! Es ist mir eins, drum sprech ich's aus: Er bringt den Frommen wie den Frevler um; wenn die Geißel jählings tötet, so lacht er über die Verzweiflung Unschuldiger.“

Zophar als dritter zieht nunmehr die Schraube des Vorwurfs (wir können von einer Trostrede hier nicht mehr sprechen!) noch fester an, ja bis zum äußersten: „Wollte Gott nur reden und seine Lippen auftun, dann würde man erkennen, daß er dem Hiob einen Teil der sicher vorhandenen Schuld noch übersieht.“

Freundschaft hat sich in moralische Folterbank verkehrt, die ein Geständnis erpressen will, und Hiob wendet sich entrüstet davon ab: „Ihr seid Lügenschmiede und Flicker von Nichtigem insgesamt!“ Nun soll Gott ihm sagen, worin denn eigentlich seine Schuld besteht, und warum er ihn so grausam peinigt. Elegisch fällt er sodann aus dem titanenhaften Trotz, der mit dem Höchsten rechten möchte, in den Ton ergreifender Klage zurück. O wäre ihm doch noch Ruhe beschieden diese kurze Spanne Lebenszeit, bis er den Weg ohne Wiederkehr zu wandeln hat! Denn im Totenreiche freilich, da ist für den Menschen alles zu Ende: dort haben die schwergeprüften Sterblichen keine Rechtfertigung von Gott zu erhoffen, denn „sie erwachen nicht und regen sich nicht aus ihrem Schlaf.“ (Kap. 14, 12.)

So weit der erste Gesprächsgang. Wir gingen auf ihn ein, um die vertretenen Standpunkte kennen zu lernen. Um so eher dürfen wir über die Wiederholung derselben im zweiten und dritten Gesprächsgang (Kap. 15—21 und Kap. 22—26) hinweggehen. Die Gedanken variieren im wesentlichen nicht; es sei denn, daß Hiob seine Unschuldsbeteuerungen im zweiten Redezyklus auf den Höhepunkt hebt, daß Gott selbst noch sein gutes Recht anerkennen müsse über seinem Grabe — eine Ehrenrettung, die er mit des Geistes Augen noch schauen werde, nachdem „seine Haut zerschlagen.“ Doch ist diese Hoffnung in ihrem Zusammenhange nicht eigentliche Jenseitshoffnung. Nur stille wird es in seiner Seele. Je liebloser die Freunde ihr starres Vergeltungsdogma auf ihn anwenden, desto intensiver richtet er seine Hoffnung auf Gott, der sein Zeuge im Himmel ist.

Im dritten Gesprächsgang findet sich der vielleicht bedeutsame

Formwechsel, daß der dritte, Zophar, auf Hiobs Einwände nicht mehr das Wort ergreift; er hat nichts mehr zu sagen; die Ausführungen der Freunde sollen eben nach des Dichters wohlgewogener Absicht nicht verfangen.

Wir nähern uns dem punctum saliens, das in all diesen Wechselreden noch nicht zu suchen war. Immer sehnsuchtsvoller streckt sich Hiob von den Menschen fort zu seinem Gott. Er malt in wehmütiger Beredsamkeit sein einstiges Glück und sein gegenwärtiges Leid. Keiner Freveltat sich bewußt will er gleichsam mit Gott zusammen vor Gericht treten; er beschwört ihn, zu erscheinen: „hier meine Unterschrift! Der Allmächtige antworte mir! Ich wollte ihm jeden meiner Schritte künden und wie ein Fürst ihm entgegentreten.“

An dieser Stelle erwarten wir mit größter Spannung den Einschlag einer Lösung. Und Gott erscheint in der Tat. Aber nicht als der deus ex machina, der den Knoten zerschneidet, anstatt ihn zu entwirren. Mit höchster künstlerischer Feinheit bereiten seinem Eintritt in die Handlung vielmehr die Worte eines Menschen organisch den Weg, der sich Elihu nennt und zuvor gar nicht in der Dichtung erwähnt worden ist.

Unbegreiflicherweise betrachtet die Mehrzahl der Fachgelehrten die Reden dieses Elihu als einen abschwächenden Einschub, der dem ursprünglichen Bestande des Gedichtes fremd gewesen sein soll. Wir aber entdecken gerade in diesen Ausführungen das gesuchte Herz des Buches Hiob. Elihu pflügt ein neues. Ohne ihn würde die spätere Erscheinung Jahwes wie eine Vergewaltigung des Dulders wirken, der nicht niedergeschmettert werden wollte, sondern überführt. Ohne ihn würde Hiob die für seine Beugung notwendigen Gesichtspunkte nicht gewinnen, denn Jahwe selbst konnte nicht wohl (um mit Herder zu reden) „vom Holzkatheder“ im trockenen Lehrton des Moralisten die Prinzipien seiner Weltregierung entwickeln und begründen. Einem Menschen förmlich Rede und Antwort zu stehen, vertrüge sich nicht mit Gottes Würde. Das hat der Dichter gefühlt. Darum tritt Elihu in die Lücke.

Was sagt Elihu?

Er weist darauf hin, daß man über vereinzelten Fällen scheinbarer Ungerechtigkeit nicht die Liebe und vorsorgliche Weisheit Gottes übersehen müsse, die sich in dem regelmäßigen Weltlauf ausspricht. Wenn Gott den Menschen nicht erhört, so geschieht dies nicht etwa, weil Gott nicht hören will oder kann, sondern weil der Mensch ihn nicht in der richtigen Weise anruft. Vor allem aber wertet Elihu das Leiden als Erziehungsmittel in Gottes Hand. Verkennt der Mensch diesen erziehlichen Charakter des Leidens, so begeht er eine schwere Sünde und wird mit Recht von Gott gestraft, nimmt er ihn zu Herzen, so wird das Leiden für ihn eine Quelle unendlichen Segens. An die Gesinnungshoheit dieser Elihureden reicht nichts heran, was irgend zuvor über diesen Gegenstand gesagt ist; der alttestament-

liche Standpunkt erscheint auf einmal wie prophetisch überstrahlt. Soll die unbedingte Unterwerfung Hiobs unter Gottes Schickungen organisch echt sein, so muß er durch seinesgleichen überzeugt und nicht durch Jahwe selbst überwältigt werden. Es ist sogar ein Griff von überraschender Wirkung, daß der, der den Allmächtigen selbst siegesgewiß vorgefordert hat, nun verstummen muß vor einem Menschen, der als der jüngste der Anwesenden charakterisiert wird und gar nicht die „imponierende Erbweisheit des Alters" (Cornill) in die Wagschale zu werfen hat.

Nun folgt im Buche Hiob die Erscheinung Jahwes im Wettersturm — eine Partie voll gewaltig daherrauschender Pracht. Die Stimme Gottes ergeht an den verwegenen Frager, wahrlich nicht etwa sich „rechtfertigend", sondern majestätisch in die Schranken zurückweisend, die dem Menschen unerbittlich gesteckt sind. Diese Partie erweist die Unmöglichkeit, den Stoff als Theodicee zu fassen — ebensowenig aber enthalten die Jahwereden das punctum saliens der Entwicklung, wie viele annehmen und wie diejenigen es anzunehmen gezwungen sind, die die Authentie der Elihureden leugnen. Denn Jahwes Worte sind Blitze aus Wetterwolken; sie schrecken, aber sie erleuchten nicht. Sie zeigen gewaltige Wunder der Schöpfung auf, aber sie erklären nicht das geringste; dazu können sie sich gar nicht herablassen, ohne ihre erschütternde Plastik zu verlieren. Posaunentöne beben durch sie hindurch.

„Wer da verdunkelt tiefen Ratschluß mit Worten ohne Einsicht? Auf, gürte deine Lenden wie ein Mann, so will ich dich fragen und du steh Rede! Wo warst du, als ich die Erde gründete? Sag an, wenn du Einsicht hast, wer hat ihre Masse bestimmt — wer verwahrte hinter Toren das Meer, als es hervorbrach aus dem Mutterschoß, als ich Gewölk zu seinem Kleide machte und dichte Finsternis zu seinen Windeln? Als ich ihm seine Grenze steckte und sprach: bis hierher sollst du kommen und nicht weiter — hier soll sich brechen deiner Wogen Uebermut!"

Unwissend und ohnmächtig steht der Mensch dem allen gegenüber; auch die Wunder der Tierwelt sind seinem Verständnis wie seinem Einfluß unzugänglich — das alles soll ihn zurückhalten, sich etwa mit Gott auf die gleiche Stufe zu stellen, indem er einen Einblick in die göttliche Weltregierung oder gar eine Mitwirkung bei derselben begehre.

„Hast du denn einen Arm wie Gott und vermagst du mit gleichem Schall wie er zu donnern?"

Da diese Jahwereden verhallt sind, hat Hiob sich schon gebeugt. Er unterwirft sich in Demut, und seine Frömmigkeit, die sich durch so viele Phasen der Prüfung bewährt hat, nun aber erst in das rechte Fahrwasser gelenkt ist (wiederum ein Hinweis auf das in den Elihureden enthaltene medium agens „Leiden erzieht"), sein völliges Sichbescheiden und Bereuen wird belohnt. Der Epilog erzählt, daß ihm aufs neue sein früheres Glück geschenkt, ja verdoppelt wird; Gesundheit, Ansehen, Wohlstand kehren ihm in womöglich noch reicherem

Maße zurück; auch sieben Söhne werden ihm wieder geboren, sowie drei blühende Töchter; die eine nannte er Täubchen, die zweite Kassia und die dritte Schminkbüchschen.

Erfüllt nun auch der Inhalt dieses Epilogs die Forderung der poetischen Gerechtigkeit für den vorliegenden Fall, so ist er indessen bei der eigentlichen Oekonomie des Gedichtes nicht mehr innerlich beteiligt. Was Hiob nach seiner freiwilligen Beugung unter Gottes Ratschluß erleben würde, war für die sittliche Wertung seiner Herzensstellung belanglos. Die Ausführungen Elihus in ihrer Wirkung auf des Dulders Einsicht bilden vielmehr den unentbehrlichen Brennpunkt. Da dieselben, wie schon gesagt, von sehr vielen neueren Theologen, selbst von Delitzsch, preisgegeben worden sind, liegt es uns jetzt ob, die gegen sie erhobenen Einwände wenigstens nicht zu ignorieren.

V.

Die textkritischen Einwände gegen die Authentie der Elihureden.

Kautzsch erklärt wörtlich: „Wir müssen vor dem Auftreten Jahwes noch die langatmige Rede eines gewissen Elihu über uns ergehen lassen, der doch sonst im ganzen Buche nirgends genannt wird. Seine Rede wiederholt fast nur längst Gesagtes und ist so reich an Plattheiten und Trivialitäten, daß wir sie unmöglich dem Dichter des Buches Hiob zuschreiben können. Es besteht auch heute kaum noch ein Zweifel darüber, daß diese sechs Kapitel (32—37) von einem später lebenden Juden interpoliert worden sind, der den Grundgedanken des Buches nicht verstanden oder auch sich darüber geärgert hat."

Gegenüber dieser methodisch höchst bezeichnenden Aeußerung eines eminenten Gelehrten, dessen Verdienste um die hebräische Exegese über allen Zweifel erhaben sind, können wir uns leider der Empfindung nicht entschlagen, als habe er selber bei der Lektüre des Hiob sich über irgend einen Grundgedanken geärgert, der für sein a priori entworfenes Schema widerspenstig war, mindestens aber die dichterische Mission der Elihugestalt, wie wir sie in obigem zu fassen versuchten, nicht verstanden.

Doch abgesehen von den subjektiven Momenten eines Geschmacksurteils, daß diese Reden matt, wortreich, weitschweifig gefunden werden, wird als scheinbar triftiger Grund die Nichtberücksichtigung Elihus in Prolog und Epilog angeführt. Und wirklich erscheint seine Selbsteinführung zu Beginn des 32. Kap. als nicht sehr glücklich. Dennoch hält z. B. der bedeutendste Hiobkenner der Gegenwart Merx (mein Heidelberger Lehrer) an der Authentie der Elihureden in der Form fest, daß er sie für noch nicht ausgefeilte Entwürfe des mit seinem Werke nicht ganz zu Ende gelangten Dichters hält. Die Elihureden sind ihm „Paralipomena" — zwar von Ursprung an zur Einfügung in das Werk berechnet, aber nicht letzter Hand redigiert.

Merx steht unserer Auffassung somit wenigstens sachlich näher als Kamphausen, der zwar einer der wenigen eifrigen Verfechter der Elihu-

reden ist, aber sie als nachträgliche Inspiration des Dichters begreifen möchte — während wir doch auf Grund der in unserem vorangehenden Absatz über die Oekonomie bereits breit ausgeführten inneren Kriterien die uranfängliche Zugehörigkeit dieser Kapitel postulieren müssen.

Mit Cornill würden wir ohne diese Partie die Seele des Gedichtes vermissen — „und es bliebe ein Leib übrig, dessen Formenschönheit man anstaunen kann, zu dem wir aber nie in ein persönliches Herzensverhältnis treten könnten."

Auch Herder tritt uns zur Seite, indem er über Elihu sagt: „Sein Auftreten ist in der Komposition des Ganzen weise und lehrreich geordnet." „Er bereitet," fügt er an anderer Stelle hinzu, „die Zukunft Gottes vor und kündigt sie an, ohne daß er's selbsten weiß."

Schließlich ist es noch der abweichende Sprachgebrauch der Elihukapitel und ihre vielfach eigentümliche Ausdrucksweise, die die theologische Meute auf die Fährte einer vermeintlichen Unechtheit geführt hat.

Diesen Größen auf ihrem eigenen Dominium zu begegnen, ist für unsereinen nur in Begleitung von Professionisten geraten. Doch zum Glück brechen auch solche für unsere Sache eine Lanze: eine epochemachende Untersuchung von Stickel hat schon 1842 dargetan, daß die Echtheit der Elihureden ihrem sprachlichen Charakter gegenüber vollkommen möglich bleibt, auch hat Budde (mein Straßburger Lehrer) in neuerer Zeit jene formalen Einwände entkräftet, so daß diese Frage philologisch als erledigt anzusehen ist.

Greifen wir am Schlusse dieses Absatzes nunmehr auf die oben in ihrer Breite gegebenen Ausführungen zurück, deren Zusammenhang eine jedesmalige Zuspitzung auf Thesen nicht wohl gestattete, so gewinnen wir als Resumè der Absätze 2—5 nachstehende Sätze:

2. Die Abfassung des Gedichtes muß in eine Periode fallen, in der eine Subjektivierung der Religion bereits möglich war. (6. Jhdt. a. Chr. n. terminus a quo.)

3. Die Vorstellung einer persönlichen Unsterblichkeit hat die Lösung des Hiobproblems nicht redigiert.

4. Die Oekonomie des Gedichtes treibt zwar nicht Christum, aber in Elihu einen παιδαγωγὸς εἰς χριστός („Leiden erzieht"); mithin sind die durch Elihu gegebenen Gesichtspunkte das Herz des Buches.

5. Die Einwände der niederen wie der höheren Textkritik gegen die Authentie der Elihukapitel sind hinfällig. —

In gedrängter Kürze erübrigt es uns nun noch, das Verhältnis der Jahwereden zu dem in These I formulierten Problem zu skizzieren.

VI.

Der Beitrag der Jahwereden zur Lösung des Problems.

Nach der eingehenden Beleuchtung ihres Zusammenhanges in Absatz 4 ist uns ihre Bedeutung für die Oekonomie des Gedichtes so weit

vertraut, daß wir hier ohne weiteres sagen können: Die Lösung enthalten die Jahwereden nicht. Die Lösung war durch ihren Vorredner *vorbereitet*, sie wird ebenfalls durch die Stimme aus dem Wettersturm *gefördert*, aber *geboten* weder hier noch dort; erst durch die Umstimmung des sich beugenden Dulders erfolgt sie. Gilt es doch, wir dürfen das nicht außer acht lassen, hier *nicht* die *Theodicee*, sondern die Frage: „*Wie bewahrt ein Frommer sein Gottvertrauen gegenüber den furchtbarsten Heimsuchungen seines äußeren und inneren Lebens?*“

Dieses Vertrauen bliebe aber eine psychologische Unmöglichkeit gegenüber dem Gott, der — von Hiob gleichsam vorgefordert und verklagt — im Gewitter erscheint und nichts redet als eine Sprache, die Herder als „kurze, majestätische Donnersprache des Schöpfers“ charakterisiert. „Er disputiert nicht,“ erläutert Herder, „eine Reihe lebendiger Bilder führet er vor und umringt, betäubt, überwältigt Hiob mit seiner toten und lebendigen Schöpfung.“ Cornill, der im wesentlichen auf Seiten der in vorliegender Arbeit versuchten Auffassung steht, bemerkt zu diesem Punkt: „Zu einer Widerlegung oder Ueberführung Hiobs wird nicht der leiseste Versuch in den Jahwereden gemacht, sondern mit einer Gewaltsamkeit ohne gleichen, die man meistens „göttliche Ironie“ nennt, wird ihm einfach der Mund gestopft. Wenn das für den Dichter der Weisheit letzter Schluß war, dann hätte er in der Tat den Ossa auf den Pelion gestülpt, um mit einem Gemeinplatz zu enden: denn daß Gott allmächtig ist und infolge dessen tun kann was er will, das hat Hiob eigentlich von Anfang an gewußt und bekannt, daß er sich dabei nicht beruhigen könne..“

Dennoch müssen wir in den Jahwereden eine positive *Förderung* des poetischen Zweckes konstatieren. Auf der von Elihu geschaffenen Bahn arbeiten sie an der Umstimmung des Dulders deshalb nicht minder wirkungsvoll, weil ihnen gleichsam die „Stimme eines Predigers in der Wüste“ voranging. Erscheinen beide Partieen gewissermaßen kooperativ, so ist der Beitrag der Jahwereden zur Lösung insofern eminent, als wir durch sie etwas wie das Wort des Apostels Paulus durchklingen hören: „Wer bist du, Mensch, daß du mit Gott rechten willst? Spricht auch das Werk zu seinem Töpfer: warum machst du mich also?“ Es soll dem Menschen eine Ahnung davon aufgehen, daß *er selbst überhaupt nicht der einzige Mittelpunkt der göttlichen Weltregierung ist.* Zur ernsten Mahnung soll ihm das Bewußtsein der eigenen Kleinheit inmitten der *natürlichen* Welt werden, daß er sich auch nicht um Dinge kümmere in der *sittlichen* Welt, die er nicht versteht. Wir fassen unser Ergebnis zusammen in *These* VI.: *Die Jahwereden bieten die Lösung weder im Sinne einer Theodicee, noch im Sinne des oben formulierten*

Problems, vollenden aber die durch Elihu angeregte Umstimmung des Dulders.

VII.

Die Lösung.

Der Schauplatz, auf dem die Lösung erfolgt, ist die Seele Hiobs selbst. Es ist keine Theorie, die uns gegeben wird. In unmittelbarem Erleben streift Hiob den rechtenden Trotz von seinem Wesen als ein Gewand, das ihm nicht zukommt und das ihn hindert, sich nach Gottes Herzen zu bewegen. Ueber diesen Entschluß, den eigentlich schon die Elihuworte in ihm ausgelöst haben, gibt Hilty in seinen „Schlaflosen Nächten" ein schönes Resumé, das mir gestattet sein möge als Schlußwort für die vorliegende Arbeit zu benutzen:

„Hiob kommt zur Ruhe in sich, indem er zu dem Entschlusse gelangt, an Gott als seinem *Freunde* unter allen Umständen fest zu halten. Diesen Entschluß muß er aber noch ganz im Glauben fassen, *bevor er Gott sieht*, sonst könnte er von seinem Leiden noch nicht ohne Schaden befreit werden. Er muß sodann die Gerechtigkeit Gottes in der gesamten Weltregierung, gegen die Guten wie gegen die Frevler, nicht mehr bezweifeln, auch wenn er sie nicht sieht. Und endlich muß er, *ohne* über sein eigenes Leiden eine andere Erklärung zu bekommen als die, daß auch hierin ein Ratschluß Gottes vorliege, dasselbe innerlich annehmen, als etwas *Gutes*, das von Gott kommt und jedenfalls zu seinem Heil gehört. Nach dieser unbedingten Unterwerfung unter die Gerechtigkeit Gottes steht — wie ein Kommentator richtig bemerkt — der vollen Gnadenerweisung Gottes gegen den bewährten Dulder nichts mehr im Wege; der Kampf ist ausgekämpft und der Preis des Sieges kann ihm gereicht werden."

In voller Uebereinstimmung mit dem zitierten beantworten wir die problematische Frage schließlich folgendermaßen:

7. **Der fromme Dulder bewahrt sein Gottvertrauen durch freiwillige Beugung unter die unergründliche Weisheit seines Schöpfers.**

Ueber evangelische Gottesdienstordnung.

P. M. Ratsch.—(Schluß).

II. Gottesdienstordnung im Auszug.

Orgel-Vorspiel.

Pastor: Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Gemeinde: Amen.

Pastor: Dies ist das Wort des Herrn, das er sagen lässet seiner Gemeinde: Christus erniedrigte sich selbst — zur Ehre Gottes des Vaters.

Gemeinde: Gesangbuch 132, 1. 5: Jesus Christus herrscht als König u. s. w.

Pastor: Lasset uns in tiefer Demut vor dem Herrn unsere Unwürdigkeit und unsere Sünde bekennen und also beten: Allmächtiger Gott, lieber Vater in dem Himmel, der du deinen Sohn um unserer Sünden willen u. s. w. (Siehe oben unter Gottesdienst-Ordnung I.)

Gemeinde: Herr, erbarme dich unser! Christe, erbarme dich unser! Herr, erbarme dich unser!

Pastor: Seid getrost und unverzagt alle, die ihr des Herrn harret! Gott hat seines eigenen Sohnes nicht verschonet, u. s. w. (Röm. 8, 32—34.) (Siehe oben unter I.) — Ehre sei Gott in der Höhe!

Gemeinde: Und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Amen.

Pastor: Erhebet eure Herzen zu hören das gnadenreiche Wort unseres Gottes. Lasset uns beten: Allmächtiger Gott, der du durch den Tod deines Sohnes die Sünde und den Tod zu nichte gemacht u. s. w. (Siehe oben unter I.)

Gemeinde: Amen.

Pastor: Verlesung des Evangeliums oder der Epistel des Sonntags. — Dem Seligen und allein Gewaltigen, u. s. w. (Siehe oben unter I.) Halleluja!

Gemeinde: Halleluja, Halleluja, Halleluja!

Pastor: Lasset uns mit der gesamten Christenheit auf Erden unseren allerheiligsten Glauben bekennen: Apostolisches Glaubensbekenntnis.

Gemeinde: Amen, Amen, Amen!

[Chor: Gesang.]

Gemeinde: Predigtlied.

Pastor: Predigt.

Gemeinde: Liedvers.

Pastor: Kirchliche Mitteilungen.

Gemeinde: Anbetungslied: Gesangbuch No. 300, 1. 3: Wie schön leucht't uns der Morgenstern u. s. w.

Pastor: Lasset uns unsere Herzen zum Herrn erheben und also beten: Ewiger allmächtiger Gott! Wir beten dich in tiefster Ehrfurcht an, u. s. w. (Siehe unsere Evang. Agende, Seite 48.)

Gemeinde: Amen, Amen.

Pastor: Alles, was wir sonst auf unserem Herzen und Gewissen haben, fassen wir zusammen, indem wir mit allen Kindern Gottes auf Erden also beten: Unser Vater, der du bist im Himmel, u. s. w.

Gemeinde: Amen, Amen, Amen.

Pastor: Höre, Gemeinde, des Herrn Wort, höre und nimm's zu Herzen: Seid ihr mit Christo auferstanden, u. s. w. (Siehe oben unter I.) Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.

Gemeinde: Amen.

P a s t o r : Der Herr segne dich und behüte dich u. s. w.
G e m e i n d e : Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit uns allen. Amen.

Orgel-Nachspiel.

So lebhaft es nun unser Wunsch ist, daß vorstehende Entwürfe möglichst allseitige Zustimmung bei den Gliedern unserer Evangelischen Synode finden möchten, so wenig können wir uns doch verhehlen, daß es bei der großen Verschiedenheit der Ansichten an mannigfachem W i d e r s p r u c h nicht fehlen wird. Wie uns scheint, dürften besonders von drei Seiten her Einwendungen erhoben werden, nämlich vom biblischen, konfessionellen und praktischen Standpunkte aus. Vom b i b l i s c h e n Standpunkte aus wird man einen solchen Gottesdienst viel zu kompliziert finden und sich dagegen auf die große Einfachheit berufen, welche anscheinend in den Gottesdiensten der apostolischen Zeit obgewaltet hat. Inwieweit dieser Einwurf berechtigt ist, wird am besten ein genauerer Einblick in die g o t t e s d i e n s t l i c h e n V e r h ä l t n i s s e d e r ä l t e s t e n C h r i s t e n h e i t lehren, wie sie uns in der Apostelgeschichte und den paulinischen Briefen entgegentreten. Auf Grund der dort gegebenen Andeutungen läßt sich von Anfang an sehr deutlich eine zweifache Gestalt des Gottesdienstes unterscheiden: eine judenchristliche, und eine heidenchristliche, von denen die zweite Form einen sehr bedeutsamen Fortschritt in der Entwicklung der gottesdienstlichen Verhältnisse darstellt. Während nämlich in den judenchristlichen Gemeinden das gottesdienstliche Leben noch auf das Engste mit dem alttestamentlichen Kultus verwachsen blieb, entwickelte sich dasselbe in den heidenchristlichen Gemeinden unabhängig von jüdischem Einflusse auf durchaus selbständige und freie Weise. Sehen wie uns nach dieser Seite die G e m e i n d e z u J e r u s a l e m näher an, so fällt unser Blick allerdings zunächst auf die besonderen allabendlichen Zusammenkünfte der Christen, welche hauptsächlich in Abhaltung der Agapen und in der Feier des heiligen Abendmahls bestanden, wobei heilige Reden und Gebete zur Erinnerung an den verherrlichten Heiland eingeflochten wurden; ein treues Nachbild der letzten Liebesgemeinschaft des Heilands mit seinen Jüngern am Abend vor seinem Tode und eine treue Befolgung seines letzten Liebeswillens: Solches tut zu meinem Gedächtnis. Diese Zusammenkünfte trugen einen mehr geselligen Charakter und verliefen, wie es scheint, in ziemlich einfacher Weise. Allein mit diesen im engsten Bruderkreise stattfindenden Versammlungen war das gottesdienstliche Bedürfnis der ersten Christen keineswegs vollkommen befriedigt. Wie sie sich innerlich noch völlig eins wußten mit dem Glauben ihrer Väter, der ja eben in Christo seine herrlichste Bestätigung gefunden hatte, so nahmen sie auch noch den vollsten, freudigsten Anteil an dem jüdischen Gottesdienste, sowohl in den Synagogen, als auch namentlich im Tempel. Der letztere aber war, seit König David seine reichen, von

Gottes Geist geweihten Gaben in den Dienst des Herrn gestellt hatte, auf das Herrlichste, besonders nach der musikalischen Seite, ausgestattet worden. Hier erklangen von erhöhter Bühne herab die Psalmen Davids aus dem Munde der levitischen Sängerchöre, teils im Wechselgesang zweier Halbchöre, teils in Responsorien zwischen Chor und Vorsänger, nach den einzelnen Absätzen vom Volk erwidert mit „Amen" oder „Halleluja" oder mit Wiederholung der letzten Worte. Begleitet wurde dieser Gesang von mindestens 12 Musikinstrumenten, Harfen, Cythern und Cymbeln; in den eintretenden Pausen aber erschallten vom Opferaltar her die silbernen Trompeten der Priester, unter deren Klängen sich das Volk andächtig verneigte. Am Großartigsten gestaltete sich in dieser Beziehung die Feier der jährlichen hohen Feste, welche geradezu den Charakter allgemeiner jüdischer Nationalfeste annahmen, indem Tausende und aber Tausende jüdischer Pilger aus allen Weltgegenden zu denselben nach Jerusalem zusammenströmten. An diesen Gottesdiensten und Festen teilzunehmen, war von Anfang an auch den Christen innerstes Bedürfnis; folgten sie doch damit nur dem Beispiel ihres Herrn und Meisters und seiner heiligen Apostel. Somit trug ihr gottesdienstliches Leben nichts weniger, als den Stempel einer nüchternen Einfachheit; vielmehr schloß dasselbe eine Fülle und Mannigfaltigkeit der Formen ein, die das Höchste darstellen, was überhaupt unter den gegebenen Verhältnissen erreichbar erscheint.

Ein wesentlich anderes Bild zeigt uns nun der Gottesdienst in heidenchristlichen Gemeinden, wo er völlig losgelöst vom jüdischen Tempelkultus von vornherein ein selbständiges und eigenartiges Gepräge annahm und darum auch die eigentümliche christliche Idee des Gottesdienstes reiner und vollkommener zum Ausdruck brachte, wie uns dies besonders anschaulich in der korinthischen Gemeinde entgegentritt. Trotz aller Verschiedenheit in den äußeren Formen begegnen wir indes auch hier der größten Fülle und Mannigfaltigkeit im einzelnen. Hier war es die natürliche Begabung des hochgebildeten Griechenvolkes für Kunst und Wissenschaft, welche sich unter die Zucht des Heiligen Geistes und in den Dienst Gottes stellte und sich dadurch zu einem Reichtum der herrlichsten geistlichen Gaben entfaltete. Namentlich sind es das 11. bis 14. Kapitel des ersten Korintherbriefes, welche uns in die dortigen gottesdienstlichen Verhältnisse einen lehrreichen Einblick gewähren. In welch reichlicher Weise wird da das Wort Christi verkündigt, wenn der eine redet durch Offenbarung, der andere durch Erkenntnis, ein dritter durch Weissagung, ein vierter durch Lehre, wozu dann noch die Beurteilungen der verschiedenen Weissagungen kommen. In wie mannigfaltiger Weise wiederum erklingt der Lobpreis Gottes und des Heilandes, wenn er einmal angestimmt wird in geheimnisvollen Zungenreden, ein ander Mal in Psalmen, oder auch (vgl. Kol. 3, 16; Eph. 5. 19) in Lobgesängen (Hymnen) und geistlichen, lieblichen Liedern (Oden). Dazu gesellten sich dann noch die Auslegungen der verschiedenen Zungenreden, während die ganze Versammlung jedes Gebet mit ihrem feier-

lichen Amen besiegelte. Bei dieser Mannigfaltigkeit der Formen war zugleich die Beteiligung der einzelnen Gemeindeglieder eine so vielseitige und allgemeine, daß hier im vollsten Sinne des Wortes die Gemeinde selbst es war, die den Gottesdienst vollzog und sich in ihren Gliedern gegenseitig erbaute. Hierin liegt ein außerordentlich wichtiger Fortschritt gegenüber der judenchristlichen Form des Gottesdienstes, der (im Tempel) noch wesentlich Sache der Priester war, während hier die christliche Idee des allgemeinen Priestertums zu ihrem vollen Rechte kam. So sehen wir auch hier nichts von der sogenannten „urchristlichen, apostolischen Einfachheit", sondern erblicken einen Reichtum in der Ausstattung des Gottesdienstes, wie er sich kaum größer denken läßt; und dies ist von um so größerer Bedeutung, als der Heilige Geist selbst es ist, der durch Erweckung der mannigfaltigsten Gaben die Gemeinde unmittelbar dazu anleitet.

Je größer nun aber der geistliche Reichtum dieser Gemeinde war, desto näher lag auch die Gefahr des Mißbrauchs und der Entartung, welcher denn auch die Gemeinde in der Folgezeit nicht entgangen ist. Bald wurde die Fülle des Dargebotenen im Gottesdienst zu groß, jeder wollte seine besondere Gabe zur Geltung bringen, jeder wollte sich vor dem andern hervordrängen, jeder wollte seine Gabe als die wertvollste anerkannt wissen. So entstand ein ehrgeiziger Wetteifer der Glieder untereinander, unter welchem die Ordnung, Würde und Erbaulichkeit des Gottesdienstes ernstlich Schaden zu leiden drohte. Da sucht nun der Apostel Paulus in seinem Briefe alles wieder in die rechte Bahn zu lenken, indem er dem Uebermaß die nötigen Grenzen steckt, zur Ordnung und Wohlanständigkeit ermahnt und als obersten Grundsatz aufstellt, daß alles in der Liebe geschehe zur gegenseitigen Besserung, d. i. Erbauung. Daß er aber hiermit keineswegs einer nüchternen Einfachheit das Wort reden will, geht zur Genüge aus den einzelnen Bestimmungen hervor, welche dem freien Walten des Heiligen Geistes den weitesten Spielraum offen lassen. Nicht das Mehr oder Weniger ist ihm die Hauptsache, sondern die Erbaulichkeit des Gottesdienstes.

Nach alledem kann es nur als ein verhängnisvoller historischer Irrtum bezeichnet werden, wenn die reformierte Kirche von einer apostolischen Einfachheit in den Gottesdiensten der ersten Christen redete und dieselbe in ihren eigenen Gottesdiensten wiederherzustellen suchte. Sie hat denn auch ihre vermeintliche urchristliche Einfachheit nicht aufrecht erhalten können, sondern sich im Laufe der Zeit zu immer weiteren Konzessionen zu Gunsten einer erbaulichen Mannigfaltigkeit gezwungen gesehen, um der gar zu großen Kahlheit und Einförmigkeit ihrer Gottesdienste einigermaßen abzuhelfen. Vielmehr hat vom biblischen Standpunkte aus ohne Zweifel Luther das Richtige getroffen, wenn er in seinem bekannten Ausspruche sagt: „Auch daß ich nicht der Meinung bin, daß durchs Evangelium alle Künste zu Boden geschlagen werden und vergehen, wie etliche Abergeistliche fürgeben; sondern ich

wollte alle Künste, sonderlich die Musika gern sehen im Dienste des, der sie gegeben und geschaffen hat." Wollen wir demnach auf Grund der Heiligen Schrift das reformierte Prinzip der Einfachheit und das lutherische Prinzip der Mannigfaltigkeit in das rechte Verhältnis zu einander setzen, so werden wir nicht sagen: Grundsätzliche Einfachheit mit einigen notgedrungenen Zugeständnissen an belebende Mannigfaltigkeit, sondern: grundsätzliche lebendige Mannigfaltigkeit in den Grenzen einer erbaulichen Einfachheit ist das wahrhaft evangelische Prinzip für die Gestaltung des Gottesdienstes. Dieses Prinzip ist es, welches wir in unserer dargebotenen Gottesdienstordnung zu verwirklichen versucht haben.

Ein weiterer Einwurf gegen dieselbe mag von konfessionellem Standpunkte aus gemacht werden, indem man an den responsorischen Formen darin Anstoß nimmt und dieselben mit dem vernichtendenUrteil abtut: das ist katholisch! Bei näherer Betrachtung werden wir indessen finden, daß dieses Vernichtungsurteil nicht unsere Gottesdienstordnung, wohl aber sich selbst vernichtet. Fürs erste ist es ein grober Irrtum anzunehmen, daß die responsorischen Formen katholischen Ursprungs seien; dieselben sind vielmehr bereits in den apostolischen Gemeinden nachzuweisen, welche dieselben aus den jüdischen Gottesdiensten herübergenommen haben. Haben wir hierfür auch nur in 1. Kor. 14, 16 das einzige ausdrückliche Zeugnis, so sind wir gleichwohl berechtigt anzunehmen, daß von Anfang an ein mehr oder weniger ausgedehnter Gebrauch davon gemacht worden ist. Dies wird bestätigt durch die ältesten Gottesdienstordnungen, die uns in den Apostolischen Konstitutionen (Ende des dritten und Anfang des vierten Jahrh.) unter den Namen des Markus und des Apostels Jakobus überliefert worden sind. Hier war es die versammelte Gemeinde, welche durch die Responsen ihre Zustimmung zu den Gebeten u. s. w. der einzelnen kund gab und dieselben dadurch zu ihren eigenen Handlungen machte, wodurch zugleich eine belebende Anregung der Glieder untereinander hervorgerufen wurde. Die responsorischen Formen sind daher so wenig katholisch, daß sie vielmehr biblisch, urchristlich und darum echt evangelisch sind. Allerdings wurden auch sie in die späteren Verirrungen der katholischen Kirche hineingezogen und erlitten insofern eine unevangelische Veränderung, als die Gemeinden allmählich gänzlich davon ausgeschlossen wurden und nur noch die Priester und der Priesterchor dieselben untereinander zur Ausführung brachten, wie es noch heutzutage in der römischen Kirche der Fall ist. Dieser Mißbrauch der responsorischen Form ist es, was in der Tat als katholisch im verwerflichen Sinne zu bezeichnen ist, insofern sich die Idee katholischer Priesterschaft über das unmündige Laienvolk darin ausprägt. Wenn wir nun aber in unserer Gottesdienstordnung zu dem ursprünglichen evangelischen Gebrauch der responsorischen Form zurückkehren und dieselbe wieder zum Mittel des gottesdienstlichen Verkehrs zwischen dem Geistlichen und der Gemeinde machen, so gehört ein nicht unbedeutendes Maß von Unwissenheit dazu,

dies Verfahren als katholisch zu bezeichnen. Wir erstreben damit vielmehr das gerade Gegenteil. Bei unseren Gottesdiensten in ihrer bisherigen Gestalt kommt die Gemeinde als Trägerin der ganzen gottesdienstlichen Handlung durchaus nicht zu ihrem evangelischen Recht. Statt einer ununterbrochenen lebendigen Mitwirkung bei allen Einzelakten, ist sie, abgesehen vom Gesang einiger Liederverse, von Anfang bis zu Ende zu gänzlicher Untätigkeit verurteilt. Schweigend nimmt sie die Begrüßung des Geistlichen entgegen, schweigend hört sie sein Gebet an, schweigend läßt sie sich das Wort Gottes vorlesen, schweigend vernimmt sie das Bekenntnis des Glaubens, schweigend lauscht sie dem Chorgesang, schweigend läßt sie die Predigt über sich ergehen, schweigend beteiligt sie sich am Schlußgebet, schweigend empfängt sie den Segen. Durch diese andauernde Passivität während des Gottesdienstes wird die Gemeinde zu derselben Stellung herabgedrückt, wie in der katholischen Kirche, und so zeigt sich hier die merkwürdige Erscheinung, daß man in blindem Eifer gegen alles Katholische Mücken geseiht und Kamele verschluckt hat und geradewegs in eine katholische Verirrung hineingeraten ist. Diese fast gänzliche Untätigkeit der Gemeinde ist es auch hauptsächlich, die so ermüdend auf ihre gesamte Haltung während des Gottesdienstes einwirkt. Aus dieser Apathie vermag sie auch der Gesang der Lieder nicht hinreichend herauszurütteln, welcher vielmehr selbst unter dem lähmenden Einfluß derselben zu leiden hat. Derselbe wird erst dann gebrochen sein, wenn die Gemeinde wieder zu der ihr gebührenden Mitwirkung herangezogen ist, die sie als evangelische Gemeinde nach dem Recht des allgemeinen Priestertums zu fordern hat, und die wir ihr in der vorgelegten Gottesdienstordnung zu sichern bemüht gewesen sind.

Oder sollten die responsorischen Formen etwa deshalb für uns unannehmbar geworden sein, weil sie in der katholischen Kirche so lange dem Mißbrauch ausgesetzt waren, so daß sie nun selbst zu sehr katholisches Gepräge angenommen haben? Dies würde nichts anderes sein, als eine völlige Verleugnung unseres evangelischen Standpunktes. Als evangelische Christen haben wir nach dem Grundsatz zu handeln: Alles ist euer, und: Prüfet alles, und das Gute behaltet. Dies gilt auch auf dem Gebiet des gottesdienstlichen Lebens. Gerade unser evangelischer Standpunkt sollte uns das Herz erweitert und den Blick geschärft haben für alles Gute, d. h. hier: wahrhaft Erbauliche, was wir in den verschiedenen Teilen der christlichen Kirche vorfinden, anstatt blind und engherzig an den Grenzpfählen der Konfessionen und Denominationen mit unserer evangelischen Gesinnung Halt zu machen. Erkennen wir überhaupt die Katholiken noch als unsere Brüder in Christo an, so sollten wir uns auch in Wahrheit freuen über alles echt Christliche, was sie uns überliefert haben, und sollten dasselbe von ihren Verirrungen wohl zu unterscheiden wissen. Wer seine evangelische Gesinnung dadurch zu beweisen sucht, daß er unbesehen vor allem, was katholisch heißt, einen heiligen Abscheu kund gibt, stellt das kirchliche Bekenntnis über Gottes

Wort und fällt selbst unter das vernichtende Urteil katholischer Engherzigkeit und Intoleranz. Wir dürfen nie vergessen, daß die Evangelische Kirche, als Trägerin des Unionsgedankens, denselben auch der katholischen Kirche gegenüber nicht verleugnen darf, wie ferne auch nach dieser Seite das ersehnte Ziel noch liegen mag.

Oder endlich sollten wir uns scheuen, diese Formen zu gebrauchen, weil sie uns zu lebhaft an die katholischen Irrlehren erinneren, denen sie haben dienen müssen, und uns darum in unserer Andacht und Erbauung stören, weil wir diese Erinnerungen nicht los werden können? Demgegenüber können wir wiederum nur darauf hinweisen, daß es eine unevangelische, ja geradezu katholische Denkweise bekundet, wenn man auf äußere Formen so großes Gewicht legt, daß man sie an sich als evangelisch oder unevangelisch unterscheidet, ohne auf den geistigen Inhalt zu sehen, der darin zum Ausdruck kommt und ihm erst das bestimmte konfessionelle Gepräge aufdrückt. Denn der evangelische Gottesdienst ist nicht ein Gottesdienst in äußeren Formen, sondern nach dem Wort des Herrn ein Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit. Sind die Formen, deren wir uns bedienen, der Erbauung förderlich, sind sie mit wahrhaft evangelischem Geist erfüllt, überlassen wir uns ohne Voreingenommenheit ihren erhebenden Wirkungen, dann denken wir in unserer Andacht nicht mehr im Entferntesten an ihren Ursprung. In gewissem Sinne könnten wir uns hierfür sogar auf den Heiland selbst berufen, der gerade das Allerheiligste beim Gottesdienst uns in jüdischen Formen darreicht. Welcher Christ denkt bei der Feier des heiligen Abendmahls daran, daß es ursprünglich Brot und Kelch des Passahmahles ist, was er genießt? Und wem kommt bei der Taufe eines Kindleins nur von ferne der Gedanke, daß es die Taufe des Johannes ist, die hier vollzogen wird, nur daß der Heiland sie mit christlichem Gehalt erfüllt? Den unwidersprechlichsten Beweis für unsere obige Behauptung aber liefern die zahlreichen Elemente dieser Art, die wir bereits von katholischer Seite angenommen haben und ganz unbedenklich fort und fort bei unseren Gottesdiensten gebrauchen. Wer denkt heute noch bei Orgelton und Glockenklang daran, daß sie dem Greuel des Meßopfers in der katholischen Kirche dienen? Oder wer nimmt Anstoß an der deutschen Uebersetzung katholischer Meßgesänge, die in unsere Gesangbücher übergegangen sind, wie: „Allein Gott in der Höh sei Ehr," „Christe, du Lamm Gottes," „Wir glauben all an einen Gott," „Es ist gewißlich an der Zeit," „Schaut die Mutter voller Schmerzen," u. a. Oder wer erbaute sich nicht an der köstlichen Melodie des Weihnachtsliedes: „Es ist ein Ros, entsprungen," oder des Marienliedes: "O sanctissima, o piissima, dulcis virgo Maria," oder des Meßgesanges von Mozart: "Ave verum corpus," wenn sie mit evangelischem Inhalt erfüllt sind? Oder wer wollte das apostolische Glaubensbekenntnis verwerfen, weil es uns durch die katholische Kirche überliefert worden ist und einen Platz in ihrer Messe hat? Oder das heilige Vaterunser, weil es im Rosenkranz zum heidnischen Geplapper erniedrigt

und durch Verbindung mit dem „Ave Maria" zum Marienkultus mißbraucht wird? Ja müßten wir nicht zuletzt sogar das Neue Testament zurückweisen, dessen Kanon doch erst im vierten Jahrhundert abgeschlossen wurde, und insofern gleichfalls ein Werk der katholischen Kirche ist? Haben wir uns an alle diese Dinge so gewöhnt, daß wir sie ungescheut als Mittel zu unserer Erbauung gebrauchen und uns der Gedanke an ihre katholische Herkunft gänzlich abhanden gekommen ist, warum sollten wir uns nicht ebenso auch an andere Formen aus dem katholischen Gottesdienste gewöhnen können, wenn sie auf den unbefangenen Sinn ihre erbauliche Wirkung nicht verfehlen? In der Zeit der Reformation hatte das radikale Verfahren Zwinglis noch immer einen gewissen Sinn. Denn das damalige Geschlecht war ja durchweg in der katholischen Kirche und ihren Zeremonien erzogen, und ihre Glaubensansichten waren auf das engste mit diesen gottesdienstlichen Formen verwachsen. So konnte Zwingli auf den Gedanken kommen, zur möglichsten Reinigung ihres Glaubens auch aus dem Gottesdienste alles auszutilgen, was nur entfernt an katholische Irrlehren erinnerte. Allein die 400-jährige selbständige Geschichte der evangelischen Kirche sollte doch solche Erinnerungen bis auf den letzten Rest vernichtet haben. Denken wir uns einen einfachen evangelischen Christen, der von Kind auf die Weise des lutherischen Gottesdienstes gewohnt gewesen ist, — müßte er nicht erst durch eingehende Belehrung darüber aufgeklärt werden, was angeblich daran katholisch sein soll, wenngleich er im übrigen die Hauptlehren der katholischen Kirche wohl kennt? Wie viele von denen, die dies oder jenes kurzweg als katholisch verurteilen, mögen denn wirklich einem katholischen Gottesdienste beigewohnt und diese Gebräuche auf ihre Erbaulichkeit hin geprüft haben? In den allermeisten Fällen ist es nur ein urteilsloses, gedankenloses Nachsprechen, oder ein Hängen am Sinnlichen und Aeußerlichen oder ein Sträuben gegen etwas Ungewohntes, worauf dergleichen Aeußerungen im letzten Grunde zurückzuführen sind. Ein gereifter evangelischer Christ aber läßt sich durch solche Reden nicht beirren, sondern kennt nur *eine* Richtschnur für seinen Glauben und Leben, die Heilige Schrift, welche auch zuletzt über Katholisch und Evangelisch zu entscheiden hat. Auf sie berufen auch wir uns für unsere evangelische Gottesdienstordnung.

Der gleiche konfessionelle Gegensatz liegt auch noch einem anderen Einwurf zu Grunde, welcher sich überhaupt gegen die *festgefügte Form des Ganzen*, sowie gegen die stehenden, öfter wiederkehrenden Bestandteile im einzelnen richtet. Das alles nennt man totes Formelwesen, welches eine Erfindung der katholischen Kirche sei und notwendig zu äußerem Werk- und Lippendienst, ja geradezu zur Heuchelei führen müsse. Im evangelischen Gottesdienst müsse das Prinzip der Freiheit herrschen, damit alles aus dem innersten Drange des Herzens hervorgehen und das Wirken des Heiligen Geistes sich ungehindert geltend machen könne, wie uns der Gottesdienst der ersten Christenheit dafür ein Vorbild gebe. Dieses Argument entspringt zunächst aus einer

völlig falschen Auffassung des apostolischen Zeitalters und seiner Bedeutung für die weitere Entwickelung der Kirche. Wohl zeigt der Gottesdienst der ersten Christen noch nicht die festen, ausgebildeten Formen späterer Zeit, die Versammlung folgte großenteils den unmittelbaren Anregung des Heiligen Geistes in den einzelnen Gliedern, und so war derselbe in der Tat der eigentliche Leiter der gottesdienstlichen Feier. Allein dies hängt aufs Unzertrennlichste zusammen mit den außerordentlichen und wunderbaren Geisteswirkungen überhaupt, von denen das gesamte Leben der Gemeinde innerhalb und außerhalb des Gottesdienstes durchzogen war, die jedoch mit dem Abscheiden der Apostel im wesentlichen ihr Ende fanden. Nachdem die christliche Kirche die unverlierbare Gewißheit und Klarheit gewonnen hatte über die fortdauernde Gegenwart des Herrn in ihrer Mitte, über die mannigfaltige Wirksamkeit seines Heiligen Geistes in den Herzen und über die verschiedenen Aufgaben für ihre weitere Entwicklung, war der eigentliche Zweck jener geistlichen Wunderwirkungen vollständig erreicht. Darum folgte auf die Zeit der wunderbaren Gründung eine Zeit ruhiger und stetiger Entwicklung der Kirche, welche sich innerhalb der natürlichen Gesetze des inneren und äußeren Lebens vollzog, aber darum nicht minder unter der stillen und verborgenen Leitung des Heiligen Geistes stand. Man strebte jetzt in ganz natürlichem Verlangen nach Ordnung, Einheit und Vertiefung auf allen Gebieten des kirchlichen Lebens. Die geoffenbarten Glaubenswahrheiten entwickelten sich immer mehr zu einem geschlossenen Lehrsystem, die je nach Bedürfnis entstandenen kirchlichen Einrichtungen bildeten sich mehr und mehr zu einer einheitlichen Verfassung aus. Dasselbe Bedürfnis trat nun ebenso auf gottesdienstlichem Gebiet hervor, nachdem der Heilige Geist mit dem Erlöschen der Wundergaben von der unmittelbaren Leitung der Gottesdienste sich zurückgezogen hatte. So entstanden die Gottesdienstordnungen der nachapostolischen Zeit, in denen die schöpferische Produktion aus der Fülle des Geistes zur stetig sich erneuernden Reproduktion der ursprünglichen Geisteserzeugnisse wird und sich auf diese Weise die erbauliche Wirkung der letzteren fortsetzt. Die apostolische Verkündigung wird fixiert in heiligen Schriften, die geisteskräftigen Lieder und Gebete werden gesammelt zum Zwecke dauernder Benutzung; die Aufeinanderfolge der einzelnen Stücke wird nach erbaulichen Gesichtspunkten geordnet und zu stetigem Gebrauche eingerichtet. Und dies alles geschah in einer Zeit, wo die Kirche noch in voller Kraft des Glaubens stand und denselben mit dem Blute vieler tausend Märtyrer besiegelte. Um so weniger haben wir das Recht, darin eine Abirrung vom rechten Wege zu erblicken; vielmehr war dies nun der ganz naturgemäße Gang der weiteren Entwickelung, der sich unter der Leitung des Heiligen Geistes selbst vollzog.

Es ist darum ein ganz verfehltes Unternehmen, den urchristlichen Gottesdienst nach seiner äußeren Erscheinung kopieren und auf unsere heutigen Verhältnisse unmittelbar übertragen zu wollen; es wird das nie gelingen und kann nur zu Karrikaturen führen. Es ist ein ganz

bedenklicher Irrtum, daß mit der größeren Formlosigkeit auch ein höheres Maß von Geisteskräften und Geisteswirkungen entfesselt werde. Daß der Heilige Geist bei unseren Gottesdiensten in der Tat nicht mehr in außerordentlicher Weise wirkt, wie in der Apostelzeit, dafür ist der deutlichste Beweis das Fehlen aller wunderbaren Geistesgaben, wie des Zungenredens und der Prophetie, ja auch das Fehlen der eigentlichen Wundergabe, die nach Gottes Ordnung der sicherste Prüfstein für die Echtheit angeblicher Geistesmitteilungen ist. Auch für die Christenheit der Gegenwart gilt noch dasselbe, was wir oben als der Zweck der wunderbaren Geisteswirkungen im Leben und im Gottesdienst der ersten Christenheit bezeichnet haben. Daß der Heilige Geist zu aller Zeit in unserer Mitte sein und uns mit seinen Gaben segnen will, so oft wir uns zum Gottesdienst versammeln, daß er alle natürlichen Gaben heiligen, verklären und zum Dienste Gottes weihen will, daß er jeden einzelnen als Werkzeug zur Erbauung der Gemeinde gebrauchen will — das ist es, was wir heute noch aus jenen wunderbaren Offenbarungen seines geheimnisvollen Wirkens lernen und erkennen sollen. Das sind die Grundgedanken, die auch wir in unserer Gottesdienstordnung zu verwirklichen gesucht haben.

Ebenso wenig nun, wie durch Formlosigkeit des Gottesdienstes die Wirksamkeit des Heiligen Geistes gefördert wird, ebenso wenig wird dieselbe durch eine ausgebildete und gegliederte Form gehindert oder in Fesseln geschlagen. Durch die zweckmäßige Anordnung der einzelnen Teile soll ja der Heilige Geist nicht etwa menschlicherweise gezwungen werden, gerade in dieser Weise auf die menschliche Seele zu wirken, vielmehr soll umgekehrt die Seele dadurch für die Wirkungen des Heiligen Geistes desto empfänglicher gemacht werden. Jeder einzelne Teil des Gottesdienstes, jedes Gotteswort, Gebet, Bekenntnis u. s. w. hat ja schon für sich allein des Herrn Verheißung, ganz abgesehen von seinem Zusammenhange mit den übrigen, allein der Heilige Geist wirkt auch durch die Gnadenmittel nicht in magischer Weise, sondern im Verhältnis zur Empfänglichkeit der Seele. Wenn nun im Gottesdienst die Teile außerdem noch so geordnet sind, daß jeder frühere die Seele für den späteren vorbereitet und empfänglich macht, so wird dadurch die erbauliche Wirkung derselben wesentlich erhöht und dem Heiligen Geist der Weg in die Herzen gebahnt. Und dies wird um so mehr geschehen, je mehr die äußere Form dem geistigen Inhalt des Gottesdienstes angemessen ist, je mehr sie gleichsam aus dem inneren Wesen desselben wie von selbst hervorwächst. Auch eine Predigt mit geordnetem Gedankengang, bei dem sich ein Gedanke aus dem anderen entwickelt und wiederum der eine zu dem andern weitertreibt, wirkt ungleich fesselnder und eindringlicher, als eine solche, bei welcher die Gedanken sich ohne inneren Zusammenhang nur wie durch Zufall aneinander reihen. Ganz dasselbe aber gilt von einem zweckvoll geordneten Gottesdienst, und demgemäß haben auch wir, wie oben schon gezeigt wurde, unsere Gottesdienstordnung zu gestalten versucht. Die Ordnung wirkt hier schon an

sich wie eine stete Predigt, und mahnt uns, an den immer wieder sich erneuernden Prozeß der Heiligung, in dem sich unser inneres Leben fort und fort bewegen soll. Eine andächtige Gemeinde wird mit ungleich größerem Interesse einem Gottesdienste folgen, der einen wohlgeordneten Verlauf nimmt und einem bestimmten Ziele zustrebt, als einem solchen, dessen Teile auseinander fallen.

Man sagt nun weiter, ein eignes, aus dem Herzen kommendes Gebet oder Zeugnis offenbare doch viel unmittelbarer das innere Leben, als ein fremdes, das nur abgelesen wird; darum wirke es auch um so viel kräftiger und eindringlicher auf das innere Leben anderer ein, als dieses letztere; daher sei das Gelesene im Gottesdienst so viel als möglich zu beschränken und das Hauptgewicht auf die Predigt und das freie Gebet zu legen. Die Richtigkeit des ersten Satzes ist nicht zu bestreiten, und derselbe kommt auch innerhalb des Gottesdienstes bei der Predigt und dem etwa damit verbundenen freien Gebet des Geistlichen zu seiner gebührenden Geltung. Allein daneben behalten doch auch die übrigen, in feste Formen gefaßten und darum gelesenen Teile des Gottesdienstes, ihre wichtige und durch nichts anderes zu ersetzende Bedeutung. Wird nicht auch das Wort Gottes gelesen, sei es in größeren Abschnitten oder in kürzeren Sprüchen? Sind nicht insonderheit die Psalmen ebenfalls gelesene Gebete? Lesen wir nicht gleicherweise auch die Lieder, die wir singen? Und tut dasselbe nicht der Chor mit seinen Gesängen? Und doch, wer wollte ihre erbauliche Wirkung bestreiten und sie im Gottesdienste missen? Warum sollen nur die in ungebundener Rede gelesenen Gebete weniger erbaulich wirken, als die im Gesang und in gebundener Rede? Wohl ist Gottes Wort ein von Gott selbst geordnetes Gnadenmittel, und darum ist sein Hören oder Lesen allezeit begleitet von den Wirkungen des Heiligen Geistes. Allein dasselbe ist nicht eine Zauberformel, deren Wirksamkeit an ihren buchstäblichen Wortlaut gebunden ist; was darin wirksam ist, ist die in ihm enthaltene göttliche Offenbarung. Auch in der Form von Liedern und Gebeten wird uns das Wort Gottes dargeboten; und je mehr dieselben aus dem Geist des Gotteswortes geboren sind, je deutlicher und kräftiger dasselbe aus ihnen wiederklingt, desto mehr nehmen sie Teil auch an den Gnadenwirkungen des Heiligen Geistes. Und welch reichen Schatz nicht nur von geisterfüllten Liedern, sondern auch von glaubenskräftigen Gebeten besitzt unsre teure evangelische Kirche von alters her! Auch die letzteren werden ihre erbauliche Wirkung auf die Gemeinde nie verfehlen, wenn nur der Geistliche zuerst davon ergriffen ist und sich dieselben persönlich angeeignet hat. Dann wird er sie nicht trocken und mechanisch herunterlesen, sondern auch diese Gebete werden ihm aus dem eignen Herzen kommen. Sein inneres Ergriffensein wird aus dem Tone seiner Worte herausklingen und sich der andächtig hörenden Gemeinde mitteilen, ganz ähnlich, wie beim Lesen des Wortes Gottes selbst und bei einem ausdrucksvoll und würdig vorgetragenen Chorgesang.

Vor allem aber dürfen wir hierbei niemals vergessen, daß ja der

Geistliche nicht der einzige Träger des Gottesdienstes ist, daß vielmehr nach evangelischem Prinzip die gesamte Gemeinde den Gottesdienst vollzieht, und der Geistliche für seine Person nur das Recht eines einzelnen Gliedes hat. Wie in den gottesdienstlichen Versammlungen zu Korinth ein jeder nur einmal zu Worte kam, dann aber vor den übrigen zurückzutreten hatte, so tritt auch hier der Geistliche nur einmal in der Predigt mit seiner eigenen Persönlichkeit hervor, in allen andern Akten aber läßt er die Gemeinde reden. Was er da liest, sind nicht mehr seine eigenen Worte, sondern die Gebete und Zeugnisse der Gemeinde, wodurch dieselbe gegenseitig sich erbaut. Er selbst ist dabei nur der Mund der feiernden Gemeinde, und die Worte, die er liest, sind auch im Namen der Gemeinde für ihn selbst geredet, und er selber hört sie an wie jedes andere Glied zu seiner eigenen Erbauung. Während er in der Predigt der Gebende ist, ist er hier zusammen mit der ganzen Gemeinde der Empfangende. So wird hierdurch das evangelische Prinzip des allgemeinen Priestertums gewahrt und einer allzu großen Abhängigkeit der Gemeinde von der Subjektivität des Geistlichen vorgebeugt. Ja, wie in der Gemeinde zu Korinth die Weissagungen der einen von den andern einer Prüfung unterzogen wurden und hierfür die besondere Gabe, Geister zu unterscheiden, verliehen war, so wird auch hier an der Predigt des Geistlichen ein stilles Gericht geübt. Denn da in den feststehenden Teilen des Gottesdienstes der wesentliche Inhalt des kirchlichen Glaubens zu unverfälschtem, klarem Ausdruck kommt, so wird hierdurch der versammelten Gemeinde sofort der sichere Maßstab dargeboten, die Schriftmäßigkeit der gehörten Predigt daran zu prüfen. So besitzt auch dieser objektive Teil des Gottesdienstes eine selbständige und überaus wichtige Bedeutung und bildet die notwendige Ergänzung zu dem subjektiven Handeln des Geistlichen in der Predigt.

Liegt nun aber nicht in solchen festen Formen für den einzelnen die Gefahr der Unlauterkeit und Heuchelei? Wird er nicht dadurch genötigt, in Kundgebungen des Glaubens einzustimmen, auch wenn er nicht in diesem Glauben steht, oder doch noch nicht so weit in seinem Glaubensleben fortgeschritten ist? Wird nicht dieser fortgesetzte Widerspruch zuletzt sein ganzes inneres Leben unwahr machen? Das wirkliche Vorhandensein von solchen Differenzen läßt sich allerdings nicht leugnen. Allein es kann sich dabei doch nur um die Unterschiede zwischen mehr und weniger fortgeschrittenen Christen handeln; denn die eigentlichen Ungläubigen können, wie wir schon erwähnt, nicht in vollem Sinn in die gottesdienstliche Gemeinde eingerechnet werden. Wollten wir nun jene Unterschiede zwischen den Gläubigen für die Gestaltung unserer Gottesdienste entscheidend sein lassen, dann dürften wir auch keine Lieder des Glaubens, der Liebe, der Dankbarkeit mehr singen; denn es wird nur wenige Gemeindeglieder geben, bei denen wirklich der Glaube so stark, die Liebe so innig, die Dankbarkeit so herzlich ist, wie wir es in solchen Liedern ausgesprochen finden. Wer aber in der evangelischen Christenheit wollte auf den erhebenden Gemeindegesang beim Gottes-

dienst verzichten, den wir seit Luthers Zeit als unsere teuerste Errungenschaft betrachten! Wir haben uns vielmehr die Sache so zu denken. Wohl werden uns in jenen Liedern und Gebeten Ideale des Glaubens und der Liebe vorgehalten; aber es sind solche Ideale, die von allen Gläubigen als Ziel erstrebt werden und die durch Gottes Gnade auch von jedem einzelnen erreichbar sind. Fühlen wir nun ihnen gegenüber unsern schwachen Glauben, unsere matte Liebe, dann regt sich in den Tiefen unserer Seele der verborgene Wunsch: Ach möchte es doch auch bei uns so sein! Dann stimmen wir mit in dieselben ein, wenn nicht im vollsten Sinne, so doch im Sinne jenes ringenden Vaters: Ich glaube, lieber Herr, hilf meinem Unglauben; oder im Sinne des traurigen Petrus: Herr, du weißt, daß ich dich lieb habe. Gleich dem bildenden, erzieherischen Einfluß aller Sitte, liegt auch in diesen Liedern und Gebeten eine still und tief wirkende Macht, wodurch die Trägen, wenn sie aufrichtig sind, gestraft, die Erweckten aber zu neuem freudigen Nacheifern ermuntert werden.

Endlich wird noch eingewendet, daß die festen Formen des Gottesdienstes nur einen toten Werk- und Lippendienst befördern. Da dieselben jeden Sonntag in der gleichen Weise wiederkehren, so gewöhne sich die Gemeinde bald daran, werde immer gleichgültiger dagegen und mache sie zuletzt nur noch ganz äußerlich und gedankenlos mit. Darauf ist zunächst zu erwidern, daß auch die Predigt kann gedankenlos angehört werden und daß der Gottesdienst in jeder Form zum äußern Werkdienst werden kann, und zwar am ehesten ein solcher Gottesdienst, der durch seine Einförmigkeit ermüdet und die Gemeinde in Untätigkeit gebunden hält. Sodann aber sind es nur die einfachsten Grundlinien der Form, die sich wirklich jeden Sonntag unverändert wiederholen, während der Inhalt, der sie ausfüllt, das ganze Kirchenjahr hindurch die reichste Abwechselung darbietet. Kehren so dieselben Stücke nur alljährlich wieder, so können sie unmöglich noch ermüdend, oder gar ertötend wirken. Im Gegenteil begrüßt man sie mit immer neuer Freude, wie alte liebe Bekannte nach langer Trennung, wie den neuen Frühling nach der langen Winterzeit. Neben diesen ständigen Elementen aber hat der Gottesdienst auch noch ein bewegliches Element in der Predigt, die als freies Erzeugnis des Geistlichen eine besonders erweckliche und neubelebende Kraft besitzt und das gottesdienstliche Leben vor Erstarrung bewahrt. Allerdings kommt sehr viel darauf an, mit welcher Gesinnung Pastor und Gemeinde an diesem Teil des Gottesdienstes sich beteiligen. Die Oberflächlichkeit der großen Menge ist darauf gerichtet, „immer etwas Neues zu sagen und zu hören," sei es auch das seichteste Machwerk. Die tieferen Gemüter aber erbauen sich nur an dem wahrhaft Wertvollen, gewinnen aber auch dasselbe bei wiederholter Betrachtung immer lieber. So ist's in der Kunst, und so ist's auch auf dem religiösen Gebiet. So ist es mit den alljährlich wiederkehrenden Evangelien, so ist es mit den von Zeit zu Zeit sich wiederholenden Gesangbuchsliedern. Je öfter wir sie hören oder singen, desto vertrauter werden sie uns und

die bekanntesten werden uns zuletzt die liebsten. So ist's auch mit den Sprüchen und Gebeten; wir leben uns bei öfterem Hören immer mehr in sie hinein und sie werden uns zuletzt zum eigensten Ausdruck unseres inneren Lebens. So verwächst die Gemeinde allmählich mit dem gesamten Gottesdienst, lernt sich in seinen Formen immer sicherer und freier zu bewegen und weiß zuletzt alles in dieselbe hineinzulegen, was ihr Herz bewegt.

Es bleibt uns nur noch übrig, in aller Kürze einige Fragen von praktischer Bedeutung zu berühren. Ein Gottesdienst, wie wir ihn vorgeschlagen, könnte manchem als zu lang erscheinen. Doch ist darauf zu achten, daß die Gebete zwar an Zahl vermehrt, aber in Bezug auf ihre Länge nicht unerheblich verkürzt sind. Ferner ist vorausgesetzt, daß auch die Chorgesänge nur eine mäßige Ausdehnung haben. Auch der Predigt kann es nur zum Vorteil gereichen, wenn sie sich in möglichst engen Grenzen hält. Sind auf diese Weise alle Teile in ein entsprechendes Verhältnis zu einander gebracht, dann wird der Unterschied in der Länge des Gottesdienstes gegen früher kaum zu groß erscheinen. Dabei ist noch zu bedenken, daß derselbe jetzt viel weniger ermüdend ist, da er in eine lebendige Handlung umgewandelt und die Gemeinde zu ununterbrochener Mittätigkeit herangezogen ist. Wird hierdurch die Gemeinde, wie wir hoffen, einen reicheren Segen von der gottesdienstlichen Feier empfangen, wird sie infolgedessen größere Freude an derselben haben, so wird sie sicherlich die Zeit nicht reuen, die sie auf denselben verwendet.

Aber man wird vielleicht uns noch entgegenhalten, unsere Gemeinden haben für einen solchen Gottesdienst keinen Sinn und kein Verständnis; es wäre daher nutzlos, ihnen denselben aufzudrängen. Mag nun auch das erstere für einen großen Teil unserer Gemeinden zutreffen, so doch sicher nicht für alle. Zudem wird die Zahl der Glieder immer größer, die mit solchem Gottesdienst vertraut, aus dem alten Vaterland herüberkommen, wo derselbe immer weitere Verbreitung findet. Und wo in unsern Gemeinden zur Zeit noch das Verständnis fehlt, warum sollte es denn nicht können geweckt werden? Wir werden doch nicht etwa gar behaupten wollen, daß damit ihrer Fassungskraft zu viel zugemutet werde? Haben wir ihnen nicht Sinn und Verständnis für noch viel höhere und geheimnisvollere Dinge zu erschließen, als sie eine solche Gottesdienstordnung enthält? In erster Linie kommt es auch hier wieder darauf an, daß der Geistliche Verständnis, Lust und Liebe zu der guten Sache habe, dann wird es in den meisten Fällen auch gelingen, die Gemeinde dafür zu gewinnen. Allerdings wird es erst einiger Zeit bedürfen, bis unsere Gemeinden sich in das Neue gefunden und eingelebt haben; dies kann nicht anders als durch fortgesetzte Uebung und Gewohnheit erreicht werden. Scheut man aber keine Mühe, und fängt man vor allem bei der Jugend an, so wird sicherlich der Erfolg nicht ausbleiben.

Konferenzgedanken.*)

Von P. J. Heinrich.

Es schleppen sich Gesetz und Rechte
Wie eine ewge Krankheit fort.

Wenn in ihrer alljährlichen Wiederkehr die Zeit der Distriktskonferenzen sich naht, dann schlägt wohl das Herz eines Synodalpastors höher und lebendiger, und auch der Gemeindedelegat, besonders wenn er zum erstenmal für dieses Amt gewählt ist, sieht den Konferenztagen mit Spannung entgegen. Das Bewußtsein, nicht nur einen Einblick in das innere Räderwerk unserer Synodalmaschine zu tun, sondern selbst als ein treibender Faktor dabei mitzuwirken und als Rad sich mitzubewegen, treibend und selbst getrieben, das ist es, was das Herz eines solchen Delegaten erhebt und erheben soll und was ihm einen gewissen Stolz verleiht. Wer schon öfter da war, und bei den Pastoren kommt noch die Freude darüber hinzu, mit so manchem Bekannten zusammenzutreffen und mit diesem und jenem außerhalb der eigentlichen Konferenzstunden in Gemütlichkeit so manche schöne Zeit verplaudern zu können.

Der Synodalgottesdienst ist beendet, die Konferenzverhandlungen beginnen. Noch ist alles verhältnismäßig frisch, wenn auch manch einer von der Reise ein wenig ermattet. Der Bericht des Herrn Synodalpräses kommt nicht zur Verlesung; er liegt ja im Druck vor. Warum nicht auch die Berichte der Distriktsbeamten, -behörden und -komiteen? Sie enthalten so manches Statistische, das beim Verlesen am Ohr vorüberrauscht und in seiner Eintönigkeit Gehör und Geist schneller als wünschenswert abstumpft. Und dann die erbaulichen Einleitungen, zu denen sich alle verpflichtet glauben! Sie mögen ja sehr schön sein, sind aber hier nicht am Platz. Dazu haben wir die Gottesdienste und Andachten. In der Beschränkung, nicht in der Weitschweifigkeit, zeigt sich der Meister. Das gilt auch von vielem anderen noch innerhalb der Berichte und Verhandlungen. Darum fort mit alledem, was nicht absolut nötig und interessant ist, oder was wegen seiner ständigen Wiederkehr ermüdend wirkt. Die Berichte der Distriktsbeamten und -behörden werden ja doch nachher gedruckt, warum nicht gleich vorher, so daß sie mit den Synodalberichten, vielleicht in einem Heft mit ihnen zusammen, zum Versandt kommen können. Geschieht das, dann brauchen sie überhaupt auf der Konferenz nicht verlesen zu werden, und die Konferenz wird somit entlastet. Dieses Verfahren hat auch noch den Vorteil, daß die Konferenzkomiteen, deren Liste mit den Synodal- und Distriktsberichten zugleich zum Versandt kommt, weit bessere Arbeit tun können, indem jedes einzelne Glied den Bericht gedruckt vor sich hat und ihn schon daheim in Ruhe studieren kann, wie bei den Synodalberichten. Ueberhaupt, geht's bei diesen, warum nicht auch bei jenen?

*) Nachfolgende „Konferenzgedanken" mögen nicht allgemeine Billigung finden, doch achten wir, es sei manches Brauchbare darin, das aller Beachtung wert wäre.

Und dann: Ist die Verlesung eines Berichtes vor der Konferenz beendet, wie geisttötend wirkt in seiner stereotypen Wiederkehr das Folgende: Der Vorsitzende stellt die Frage: Die Versammlung hat den Bericht vernommen, was soll damit geschehen? Und nun, mit welcher Müdigkeit, oder ist es Schamgefühl, stets fast wörtlich derselbe Antrag auf dankbare Entgegennahme und Komiteeüberweisung! Wir haben in § 70 unserer synodalen Nebengesetze die Bestimmung: „Alle Berichte der Distrikts-Beamten und -Behörden müssen Komiteen zur weiteren Berichterstattung und Antragstellung übergeben werden." Was bleibt uns da von Distriktswegen noch für eine Beschlußwahl?? Im Fall der Vorausversendung auch der Distriktsberichte fällt diese Komödie fort, was ebenfalls eine nicht zu unterschätzende Entlastung der Konferenz ist.

Mit den Berichten der Konferenzkomiteen geht es ähnlich. Zunächst läßt sich sagen: Je mehr bestimmt formulierte Anträge die Berichte der Distrikts-Beamten und -Behörden schon enthalten, desto besser. Dann unterzieht das Komitee dieselben einer Vorbesprechung zum Zwecke einer mit Gründen versehenen Empfehlung oder Nichtempfehlung an den Distrikt und fügt andere auf Grund der Berichte nötig erscheinende Anträge hinzu. Ist der Komiteebericht zur Verlesung gelangt, so geht jedesmal die alte Leier von vorn los: „Was soll damit geschehen?" Ist es Regel, nach Verlesung des Ganzen die einzelnen Punkte zu besprechen, so schenke man sich die Mühe der stereotypen Anträge und erhebe die Regel einfach zur Geschäftsordnung. Damit ist der Ausnahmeantrag auf sofortige Annahme des Ganzen nicht ausgeschlossen. Kommt dieser Antrag aber nicht sofort ein, so geht der Referent nach Verlesung des Ganzen ganz von selbst etwa mit den Worten: „Also noch einmal Punkt eins" zur Verlesung der einzelnen Punkte zum Zweck ihrer Durchberatung über. Und dann noch eins: Komiteeanträge sollten keiner weiteren Unterstützung erst bedürfen, um dem Hause zur Beratung vorzuliegen. Sie sind unterstützt; denn es bringt sie nicht eine Einheit, sondern eine Mehrheit ein. Und das ist doch wohl der Zweck der Unterstützung.

Ich wiederhole: Man unterschätze diese vorgeschlagenen Vereinfachungen der Unterhandlungen nicht. Diese werden durch den Fortfall alles vermeidlichen Wortschwalles geistvoller. Es wird mehr Raum geschaffen für Referate und deren Besprechung, für die Debatten überhaupt, sowie für die von den Verhandlungen unabhängigen Einzelanträge aus dem Plenum heraus und deren Besprechung. Das viele Wortentziehen tut nicht gut, sondern erbittert.

Hierbei möchte ich noch bemerken, daß, wenn eine Rednerliste geführt wird, — und sie sollte geführt werden — es einen Unterschied macht, ob man auf Schluß der Debatte oder der Rednerliste oder auf sofortige Abstimmung anträgt und beschließt. Es ist parlamentarische Sitte, nach Schluß der Debatte dem Antragsteller ein kurzes Schlußwort zu gestatten. Bei Schluß der Rednerliste wird keiner mehr auf derselben neu aufgenommen. Die darauf stehen, bekommen das Wort,

es folgt das Schlußwort, dann die Abstimmung. Bei Schluß der Debatte bekommen auch die, die noch auf der Rednerliste stehen, resp. die sich zum Wort gemeldet haben, nicht mehr das Wort, sondern es folgt nur noch das Schlußwort des Antragstellers und darauf die Abstimmung. Bei Beschluß der sofortigen Abstimmung fällt auch dieses Schlußwort fort. Ferner ist es gut, bei voraussichtlich längerer Debatte eine kurze Zeitdauer von vielleicht nur einer Minute einem jeden Redner durch Beschluß zuzugestehen, und der Führer der Rednerliste sollte verpflichtet sein, sobald ein Redner fertig ist, den Namen des nächsten von der Liste laut und deutlich zu verlesen.

Was die Auslegung der Statuten und Nebengesetze unserer Synode betrifft, so sollte die Fassung derselben die Auslegung klar und deutlich von selbst ergeben. Es sollte nicht von entscheidender Wirkung sein, was der Vater derselben oder das mit ihrer Ausarbeitung beauftragte Einundzwanziger-Komitee sich bei diesem oder jenem Punkt gedacht haben, sondern nur, was dieser oder jener Punkt in Wirklichkeit klar oder unklar besagt. Was die Worte offen lassen, soll offen bleiben, bis es geändert ist. Man scheue sich darum nicht, möglichst bald zu verändern, was doch nicht den Anspruch auf Vollkommenheit machen kann. Aber bis es geschehen ist, zwinge man niemanden in eine Auffassung hinein, die der Wortlaut nicht besagt. Das ist ungerecht.

Und nun noch ein Wort über Wahlagitation. Was das Gesetz nicht verbietet, sollte auch nicht verboten sein. Und wie kann man bei unserm jetzigen Wahlmodus die Wahlagitation verbieten oder sich das gegenseitige Versprechen geben, sich ihrer zu enthalten. Wohl kann und soll man sich aller Unlauterkeiten und Unwahrhaftigkeiten bei der Wahlagitation enthalten, sie selbst aber ist nicht nur erlaubt, sondern sogar wünschenswert, ich möchte sagen notwendig, d. h. bedingt durch den gegenwärtigen Wahlmodus. Die jeweiligen Beamten erwarten, so scheint es, eine stetige Wiederwahl und betrachten eine Nichtwiederwahl für ein Mißtrauensvotum seitens der Konferenz. Das ist ungerechtfertigt. Wie? Ist die Wiederwahl immer derselben nicht auch ebenso gut ein Mißtrauensvotum für manch einen Bruder, der nie gewählt wird? Wer will behaupten, daß er unfähig für dieses oder jenes Amt ist? Hat man ihn schon erprobt? Ich glaube, daß mancher stille Bruder zu stolz ist, mit dem hervorzutreten, was er fühlt, weil es so leicht falsch ausgelegt werden kann. Ich bitte, nicht einfach mit einem Lächeln darüber hinwegzugehen, sondern den Gedanken reiflich zu überlegen — denn er ist von mir lange Zeit gründlich durchdacht —, wenn ich sage: Man sollte für die Uebernahme eines jeden Amtes, wie ja zum Teil schon geschehen, ein bestimmtes Synodal- und Distriktsalter festsetzen, so daß die Zahl der zu wählenden eine beschränkte ist. Das wäre schon etwas, wenn dazu das Bestreben käme, möglichst oft die Beamten und Behörden zu wechseln. Noch besser wäre es, wenn aus den durch Amtsalter Befähigten die den alten Beamten oder Behörden in alphabetischer oder anderer feststehender Reihe folgenden einfach als

Nachfolger eingesetzt würden, vorausgesetzt, daß sie das Amt annehmen. Im Falle der Weigerung hätte eine Abstimmung über Annahme oder Nichtannahme zu entscheiden. Man könnte dann auch einen verlängerten Amtstermin einführen und jedesmal abwechselnd nur bald die eine bald die andere Hälfte der Beamten durch Neuwahl, bei möglichstem Ausschluß der Wiederwahl, ersetzen. Ist bei dem jetzigen Verfahren die Nichtwiederwahl der alten Beamten und Behörden beleidigend, so ist die Niewahl einzelner Brüder oder Glieder noch viel beleidigender. Somit geht es bei dem jetzigen Wahlmodus ohne Beleidigung überhaupt nicht ab. Freilich wird der fort und fort Wiedererwählte zum Nieerwählten sagen: Sei froh, daß du ein solches Amt nicht hast; es ist eine Last — und was der Redensarten mehr sind. Wenn ich aber erkläre, ich will auch einmal gewählt werden, dann werde ich von der Seite angeblickt, man lächelt mich verschmitzt an, und die Gedanken sind dem Betreffenden von den Augen abzulesen: Also auch lüstern nach der Ehre! — Alles Sträuben und Erklären hilft nichts, der Verdacht bleibt und was ich sage, wird nur als Redensart aufgefaßt. Aber so steht die Sache nicht. Einmal beanspruche ich kein Vorrecht, sondern nur ein Recht, ein gleiches Recht wie für alle, so auch für mich. Nicht bloß Gleichberechtigung in der Möglichkeit, sondern auch in der Wirklichkeit der Amtsübernahme. Ferner ist die Amtsführung zu gleicher Zeit eine gute Schule für die Charakterbildung und sonstige Tüchtigkeit und Fertigkeit. Ist sie eine Arbeitslast, ich möchte sie auch auf einige Zeit übernehmen, mir zum Gewinn und andern nicht zum Schaden.

Also häufiger Aemterwechsel inter pares ist gut und gerecht, das Gegenteil ungerecht. Besteht dieses Prinzip, dann ist zwischen der einfachen Amtsübertragung an die in der Reihe folgenden ohne Abstimmung und unserm jetzigen Wahlmodus im ganzen wenig Unterschied, und eine beleidigende Wahlagitation kommt von selbst in Fortfall. Das Aufstellen eines Wahltickets ist nichts ungebührliches. Warum es von den jedesmaligen Beamten nicht gewünscht und bekämpft wird, hat seinen guten Grund, bewußt oder unbewußt. Ohne Wahlticket und Agitation befinden sie sich bei der Wahl entschieden im Vorteil. Denn es wird stets eine ganze Anzahl nach dem Gesetz der Trägheit und aus Mangel an genügender Bekanntschaft für die alten Beamten wieder stimmen, weil es für sie so das einfachste ist. Bei Mangel an Agitation erzielen die alten Beamten und Behörden leichter eine Majorität für ihre Wiederwahl.

Die Wahlen sind auf den Konferenzen etwas Fürchterliches in Bezug auf Langweiligkeit und anstrengend für Komitee und Wähler. Dazu kommt, daß für einige Aemter ein Synodal- resp. Distriktsalter vorgesehen ist. Woher kenne ich aber bei den einzelnen Gliedern oder Pastoren dasselbe? Es sollte mit den Synodal- und Distriktsberichten eine Liste zur Versendung kommen, welche die Namen aller Distriktsglieder mit jedesmaligem Synodal- und Distriktsalter in immer gleicher Reihenfolge enthält. Ferner wird ein Wahlzettel mitversandt, welchem

die einzelnen zu besetzenden Aemter nebst event. Amtsalter mit jedesmaliger freier Linie dahinter aufgedruckt sind. Diese Wahlzettel werden ausgefüllt dem Wahlkomitee gleich bei Beginn der Konferenz eingehändigt, das dann einfach den Ausfall zu geeigneter Zeit anzuzeigen und die nötigen Stichwahlen anzuordnen hat, jedesmal zwischen den beiden, die am meisten Stimmen haben, ohne vorherigen besonderen Antrag und Beschluß.

Wer da sagt, das geht nicht, dem erwidere ich einfach, das geht doch, und ich rate dringend, denkt auf diese und derartige Neuerungen zur Hebung unserer Distrikts- und vielleicht auch unserer Synodalkonferenzen. Unsere Delegaten sind von unsern Distriktsverhandlungen meist sehr wenig erbaut, und nicht mit Unrecht. Warum? Weil sie unter den Pastoren die noble Gesinnung, von der sie lernen könnten, vermissen. Wir sind nicht so ehrwürdig, wie wir uns betiteln lassen und betiteln. Gleiches Recht für alle mit Bevorzugung des Alters, diesen Grundsatz im Leben zu betätigen ist Bruderliebe. Der andere dagegen: Jeder ist sich selbst der nächste! und nun mit den Ellbogen zur Seite geschoben, was sich schieben läßt, und vorwärts gedrängt, des verletzten und betrübten Bruders nicht achtend, — o wie roh! wie unangenehm! wie ungebildet. Wie erhaben dagegen die Bescheidenheit und Demut, die, wenn auch verspottet, an solchem Gebahren sich nicht beteiligen kann, weil es ihrem innersten Wesen zuwider ist. Das ist Bildung, und es gibt nur eine wahre Bildung, die christliche.

Pastoraler Takt.

Von Pastor R. Schimmelpfennig.

Motto: Si Christum bene scis, satis est, si cetera nescis.—Bernh. v. Cl.

Ausführung.

Le style c'est l'homme. Wie dieser Ausspruch Buffons bezeichnend ist für die Erkenntnis des Bildungsgrades eines Menschen, so ist das Vorhandensein des Taktes maßgebend zur Beurteilung des sittlichen Wertes eines Menschen. Die Richtigkeit dieser beiden Urteile brauche ich wohl nicht erst des längeren zu erweisen; da wir, was das erstere betrifft, annehmen müssen, daß die Individualität sich wie in irgend einer Form, also auch in der Schreibweise, sei es von litterarischen Werken oder gar nur in Briefen, äußern wird. Man vergleiche den Stil eines Lessing mit dem eines Schiller u. s. w. Der Beweis für die zweite Behauptung wird durch die Definition des Wortes Takt erbracht werden.

Wenn wir auf das Spezifische des „pastoralen Takts" eingehen wollen, haben wir zunächst auf das Generelle, die Begriffsbestimmung von Takt zurückzugehen, behufs logischer Definition. Es erhebt sich die Frage: was ist Takt überhaupt? Takt ist das feine Gefühl und Verständnis für das, was wohlansteht und angemessen ist (decorum et dignitas). Es ist die Gleichmäßigkeit im Auftreten gegenüber andern

(tangere —tactus), zarte Rücksichtnahme und milde Beurteilung der Fehler und Schwächen der Mitmenschen, die Beherrschung der Affekte. Takt ist deshalb nicht etwas Aeußerliches, Accidentelles, sondern wurzelt im Zentrum der Persönlichkeit, dem Gemüte und Wollensvermögen.

Zur Illustration: Napoleons Benehmen in Tilsit gegenüber der Königin Luise — taktlos. Sie die Schwache — er der Imperator.

Dagegen welch feiner Takt von Wilhelm I. 1870 gegenüber Napoleon.

Es gibt einen natürlichen, weil angeborenen Takt. Belege hierfür sind die jungfräuliche Scham und Zurückhaltung. Die Bescheidenheit der jüngeren gegen die älteren Leute. Dieser natürliche Takt wird da voll und ganz zur Entfaltung kommen, wo er in den Häusern und Familien gepflegt wird. Die Vermögens- und Bildungsverhältnisse sind hierbei sittlich indifferent. In einem feiner gebildeten Hause kann man sich wohl „Schliff" oder „Chic" aneignen, ob aber auch zugleich damit höhere Sittlichkeit und wahren Takt, das ist die Frage.

Der natürliche Takt wird veredelt und gebildet vollends durch den christlichen Geist. Ist Licht im Herzen, so wird auch Sonnenschein verbreitet werden. Wo Christus in einer Seele Gestalt gewonnen hat, da ist man auch fern von Mutwillen und Narrenteidingen, blähet sich nicht und trachtet nicht nach Schaden. Wer Christi Sinn erfaßt hat, nimmt in sich zugleich auf: liebliches, freundliches Wesen, zarte Teilnahme an der Brüder Ergehen, der freut sich mit den Fröhlichen und weint mit den Weinenden.

Wer in Wahrheit taktvoll sein will, der muß sich zu den Füßen des göttlichen Meisters setzen, der da spricht: „Alles, was ihr wollt, das euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen." Diese sittliche Grundwahrheit erkannte selbst ein Kant an und nahm sie nur in anderer Formulierung (als kategorischen Imperativ) in seine „Kritik der praktischen Vernunft" auf, freilich ohne damit einen positiven Inhalt und somit die Möglichkeit der Erfüllung dieser Forderung zu geben. — Ist Takt also (im höchsten Sinne des Wortes) das der christgeheiligten Persönlichkeit entsprechende Verhalten, so wird „pastoraler Takt" speziell das zweckentsprechende Auftreten im geistlichen Amte zu bedeuten haben. Was Zweck und Ziel des geistlichen Amtes ist, sehen wir am besten an den Functiones ministerii etc. Solche sind functiones praedicationis, liturgiae, curae animarum, doctoris, organisationis.

Folglich schließt „pastoraler Takt" überhaupt die Qualifikation zum geistlichen Amte in sich.

Ich habe mich nun des ersten Teiles der Ausführung meines Themas entledigt, nämlich des Formalen.

Dann formaliter fortzufahren, müßte jetzt die praktische Theologie folgen, welche sich mit der Lehre vom geistlichen Amte befaßt. Dies liegt nicht in meiner Aufgabe, auch nicht in meinem Berufe. — Wir

kommen somit zum materialen Teile, in welchem wir das erhaltene Gerippe der Begriffszergliederung mit Fleisch und Blut bekleiden wollen. In der Praxis zunächst würde sich der erhaltene Schluß etwas sonderbar ausnehmen, den wir in der Theorie gefolgert. Item, wer nicht „pastoralen Takt" besitzt, ist nicht qualifiziert zum geistlichen Amt, nun läßt sich wohl ein jeder, wenn auch selten, Verstöße gegen „pastoralen Takt" zu Schulden kommen — ergo würden wir alle unbrauchbar zum geistlichen Amte sein. Dann bliebe uns nichts übrig als mit Moses zu sprechen: „Herr, sende, wen du willst", oder mit Jeremia: „Herr, ich tauge nicht!" Wir müssen allerdings mit Paulo bekennen, „nicht daß wir tüchtig sind von uns selber .... sondern, daß wir tüchtig sind, ist von Gott." In ihm ruht das Geheimnis unseres Erfolges. Wir sind eben unvollkommen. Darum müssen wir beständig auf unser Ideal, den einzig guten Hirten blicken und ihn um taktvolles Benehmen und die rechte pastorale Klugheit bitten zur Führung unserer Arbeit. Zugleich aber gilt es, eifrig acht zu haben auf uns selbst und unsere Lehre in Wort und Wandel. Auch darf das äußere Studium nicht vernachlässigt werden. Man sollte zu diesem Zwecke fleißig die Quellen der Belehrung benutzen, wo und wann sie dargeboten werden. Solche Quellen sind erstlich Werke über Pastoraltheologie, von denen die bekanntesten folgende sein dürften:

Palmer, P. Th., populär wissenschaftlich.

Schweizer, etwas ausführlicher.

Vilmar, wohl das gebräuchlichste. Dieses Werk hat in seiner Auffassung vom geistlichen Amte starke Uebertreibungen, so die von der Amtsgnade cfr. in der Ordination.

Sodann die mehr kasuistischen Werke aus der Zeit der Orthodoxie.

Besonders zu empfehlen zur Anschaffung: Löhe, ev. Geistliche. Professor Giese hat s. Z. auch ein pastoral-theologisches Werk geschrieben: „Der Pastor."

2. Dürfen durchaus nicht unterschätzt werden die luth. Kirchenordnungen aus älterer und neuerer Zeit. Sie sind zum Teil wahre Fundgruben zur Gewinnung pastoraler Klugheit.

3. Als Hauptsache des Studiums hierfür sollte uns aber Gottes Wort dienen, besonders die Pastoralbriefe. Sie enthalten ewig mustergiltige Beispiele und Anweisungen dafür, wie man ein weiser und erfolgreicher Knecht und Mitarbeiter Jesu Christi werden könne.

Man wolle mir meinen Eifer auch um die Theorie dieser Sache verzeihen. Ich trete mit vollem Ernste dafür ein, aus der Ueberzeugung, daß in jedem Falle die Praxis durch die Theorie gewinnt. Aber eins kann auch die beste Theorie nicht: den Mangel an Begabung zu ersetzen (nur anzuweisen, zu läutern und zu regeln vermag sie). Ist pastoraler Takt zugleich die Gabe der Annäherung, so kann er auch nur da vertreten sein, wo sinnige Liebe und Hingabe an das Amt mit scharfem Verstand gepaart ist. Wo die Liebe zur Sache fehlt, wird der Pastor seinen Beruf handwerksmäßig, also gleichmütig, kühl, vielleicht sogar ge-

schäftsmäßig auffassen. Da ist dann auch eine Art Takt zu finden oder besser gesagt — Taktik, nämlich Geschäftstaktik, daß man ad ultimam rationem sein Schäfchen schert. Andrerseits, wo der durchdringende Verstand fehlt, kommt es zu keiner rechten Entwicklung in der Gemeinde, man macht Fehler über Fehler, verkennt die Leute durch Unter- resp. Ueberschätzung u. s. w. Wer diese geistige und geistliche Qualifikation nicht hat, vermag sich aus der ungebildeten Masse nicht um Haupteslänge zu erheben. Der verrät keinen Adel und keine Weihe in seinen Bewegungen, seine Tätigkeit wird eine gelähmte sein. Er wird keinen Impuls mitbringen, auch keinen wecken. Was wir also verlangen müssen im Sinne unseres Themas ist:

1. Allseitige Durchbildung (abgesehen von der theologischen Ausrüstung, welche der geistliche Beruf erfordert). Wir fordern nicht, daß der Pastor ein Polyhistor sein soll, dies ist bei dem Fortschritte der Wissenschaften unserer Zeit kaum mehr möglich. Wohl aber dürfen wir erwarten, daß ein Geistlicher das Wissen besitze, wie es durch Absolvierung einer allgemeinen höhern Lehranstalt (Kollegium) repräsentiert wird. Cfr. Hagenbach Encyklopädie der theol. Wissenschaft.

Es ist leicht einzusehen, daß ein Pastor, der in seiner Gemeinde vielleicht gründlich gebildete Glieder hat, bei einer Unterredung über diesen oder jenen Gegenstand den kürzeren ziehen wird, falls er nicht auch ein sachgemäßes, auf Studium oder Erfahrung beruhendes Urteil abzugeben weiß. Das einfache ignoro würde seine Achtung bei solchen Elementen nicht fördern. Bedauerlicher aber für einen Pastor ohne Allgemein-Bildung ist der Umstand, daß er sich in der Führung seines Amtes mancher schneidiger Waffe und wertvoller Handhabe begeben muß, welche ihm von großem Nutzen wäre. Wir erinnern an die feine Präzisierung des Ausdrucks, die scharfe logische Einteilung der Predigtgedanken, sowie psychologisch richtige Argumentierung und Schilderung, sowie die Klärung und Sichtung des Wichtigeren im Predigttexte gegenüber dem weniger bedeutungsvollen Textmomente, wie derartige Vorzüge gerade in der Predigtlitteratur von hervorragend gebildeten Predigern zu finden sind (Gerok, Frommel). Sodann bringt Bildung auch 2. den nötigen gesellschaftlichen Takt mit sich, den Anstand, nach welchem man nie aus der Rolle fallen oder sich plump und ungelenk benehmen wird. Was sagen wir zu dem Benehmen eines (nomen est omen!) missourischen Pastors, der seinem Besucher gegenüber nicht einmal von seinem Sitz sich erhob oder gar demselben einen Platz zum Sitzen anwies?

Ein Pastor braucht kein gesellschaftliches Talent zu sein, wobei die Gefahr vorhanden ist, daß er zum maître de plaisir seiner Gemeinde werden kann, aber er soll auch nicht unbeholfen, sondern von urbanen Sitten sein.

3. Zur Bildung des Geistes sowie der Ausprägung der Umgangsformen muß die Bildung des Herzens hinzukommen, so wird

auch das Verhalten des Pastors seiner Gemeinde gegenüber erst ein taktvolles werden. Taktvoll wird er aber nur dann sein, wenn er versteht, seine Leidenschaften im Zaume zu halten. In ihm müssen die Seelenkräfte zu einem harmonischen Verhältnisse sich gestalten, das ist, was man tugendhaft nennt, so schon Aristoteles. In der Sprache der Bergpredigt ausgedrückt: reines Herzens sein. Dies kann aber nur das Ziel unseres Lebens sein, erreichen können wir es hienieden nicht völlig, es ist nur ein Streben: darum das Ziel unser Ideal. Unser Ideal sollte Jesus Christus selber sein. In ihm findest du diese Harmonie aller Kräfte persönlich geeint. Nie sehen wir ihn in einer sündlichen Erregung. Kein bitteres Wort kommt jemals über seine Lippen, niemals eine heftige Aufwallung des Gemüts. Er haßt die Sünde und liebt den Sünder. In ihm waltet freundliches, liebliches, huldreiches Wesen. Gerade damit ist er ein ewig unerreichbares Vorbild, die Seelen anzuziehen und zu gewinnen. Wer darum ein rechter Seelsorger sein will, muß von ihm diese Kunst erlernen. Ein Pastor, der die Schwächen, Fehler und Gebrechen seiner Gemeinde klar beurteilen und unter dem Beistande des Heiligen Geistes dahin wirken will, daß das Bild Christi mehr und mehr in derselben sichtbar werde, muß zuerst an seinem eigenen Herzen die Wirkung der Heilstat Gottes verspürt haben. Er muß den geheimnisvollen Fasern menschlichen Empfindens in seiner eigenen Brust nachgegangen sein, um auch in fremdes Fühlen und Leiden sich versenken zu können. Darum „Erkenne dich selbst", dann wird es an der nötigen Menschenkenntnis und taktvollem Umgange mit ihnen nicht fehlen. — Gehen wir nun in das Speziellere ein, so müssen an einem Pastor, der Takt besitzen will, folgende Eigenschaften wahrzunehmen sein:

1. Er sei σώφρων, nach 1. Tim. 3, 2. Es darf ihm niemals an der nötigen Besonnenheit und Ueberlegung fehlen, wie weit er mit seiner Gemeinde gehen darf. Er darf niemals etwas in derselben unternehmen, wovon er nicht auch überzeugt ist, daß es sich durchführen lasse. Daß der Stellenwechsel in unsern amerikanischen Gemeinden so häufig sich vollzieht, hat seinen Grund zum Teil auch in dem Mangel an der nötigen σωφροσύνη seitens der Herren Pastoren. Will man σώφρων sein, so hat man auch die Vielgeschäftigkeit zu meiden. Man bürde sich nicht auf, lasse sich aber auch seitens der Gemeinde nicht mehr Beschäftigungen aufbürden, als man ohne der pastoralen Tätigkeit damit zu schaden, vollführen kann. Der Pastor versehe sein Amt als seinen ihm eigentümlichen Beruf, mit welchem er keinen andern verbinden kann. Er sei z. B. kein Arzt oder Krankenpfleger oder Tauschhändler, Farmer oder gar Heiratsvermittler. Wer das zu sein vermag, trägt wohl die Bürde aber nicht die Würde seines Amtes. Dafür halte uns jedermann, nämlich für Christi Diener, sagt der Apostel, und gibt damit zugleich an, wie man über diesen Stand zu urteilen habe. Wir sollen als Diener am Worte nicht zu hoch von uns selber halten (wir sind keine Päpste), aber auch nicht zu niedrig, daß wir uns an unsere Leute weg-

werfen. Unser Wandel und Auftreten sei würdig, so gebietet pastoraler Takt. Für uns amerikanische Pastoren liegt hierin eine große Schwierigkeit, nämlich in der Durchführung dieser Forderung. Uns trägt hier nicht das Amt mit seiner dignitas wie etwa in der Staatskirche Deutschlands, sondern wir sollen dem Amte allezeit die dignitas zu verleihen und zu bewahren suchen. Dazu kommt noch der Umstand, daß wir in unsern Gemeinden es fast nur mit Leuten niederer Klassen oder doch von wenig Bildung zu tun haben, die vielleicht das Amt als minderwertig ansehen. Da ist dann doppelte Vorsicht und Achtsamkeit auf den Umgang mit den Gliedern der Gemeinde geboten. Ad 1. Beim Antritt seines Amtes nehme man sogleich einen festen Standpunkt ein, man lasse die Aufmerksamkeiten und Freundlichkeit der Leute bis zu einem gewissen Grade über sich ergehen, schneide aber sofort alle Vertrauensseligkeiten mit einzelnen, besonders notorischen „Klatschbasen" ab. So fährt man am sichersten, geht wenigstens allen event. spätern Unannehmlichkeiten aus dem Wege. Ad 2. Bei allen Besuchen oder Berührungen mit seinen Leuten lasse man sie fühlen, daß man ihnen gegenüber eine Aufgabe habe, man nähre nicht die banalen Vorstellungen, sondern suche allen Gesprächen eine Wendung zu dem Ewigkeitsgehalte abzugewinnen, allerdings in loco et tempore. Wir sollen im letzten Grunde die Gebenden und nicht bloß Empfangenden sein. Ad 3. Meide allen bösen Schein. Man soll sich den Leuten nur bis zu einem gewissen Grade accomodieren. Wo unsere Stellung oder das Gewissen eine energische Gegenrede auf Anspielungen oder Behauptungen verlangt, da nur nicht bange sein, sondern gut Bekenntnis ablegen. So wird besonders unsere Würde gewahrt. Auch darf man keinen Anstoß geben den Schwachen. Wenn in der Gemeinde die Meinungen über verschiedene Fragen, z. B. Logenwesen, wie Versicherung überhaupt, Tanzen u. dergl. mehr geteilt sind, so schließe man keinen Kompromiß oder mache Konzessionen, sondern suche klar, wenn auch mit nötiger Schonung und Bedachtsamkeit, seine eigene Stellung aus Gottes Wort und Erfahrung wie Bekenntnis zu erweisen.

Sodann halte man sich von anstoßerregendem Treiben fern. Sei fröhlich mit den Fröhlichen, aber nicht mit Zechenden oder Kartenspielenden u. s. w. Vieles kommt auch auf den Volkscharakter der Leute an. Eins schickt sich nicht für alle — jeder sehe, wie er's treibe. Wer so nach festen Grundsätzen verfährt und nicht wie ein Rohr sich durch Parteiströmungen hin- und herziehen läßt, ist wohl imstande, seinen amtlichen Charakter zu wahren, wenn es gerade auch nicht sehr äußerlich seitens der Gemeinde zu Tage tritt, wie durch entsprechende Titulatur. Freilich darf eins hierbei nicht vergessen werden: der Pastor sei bei allem und zu allen, wenn auch gemessen, so doch freundlich. Ein freundliches Wort findet jederzeit guten Ort. Der Pastor sollte der Sonnenschein seiner Gemeinde sein, durch ihn sollen die gleichgültigen, liebearmen Herzen ermuntert werden durch Beispiel und Gesinnung. Wir sollten es uns angelegen sein lassen, durch unser Wesen die Leute

eher anzuziehen als abzustoßen, so daß sie unser Kommen begrüßen, sich auf unsern Besuch freuen.

Lenken wir unsern Blick nunmehr auf die einzelnen Amtsfunktionen, in deren geschickter und gewissenhafter Ausführung ein Pastor Takt beweisen soll, so tritt uns wohl zunächst die Functio praedicandi entgegen. Denn die Aufgabe zu predigen ist und bleibt ja doch die Hauptsache unseres Berufs.

1. Der pastorale Takt in der Predigt.

Soll eine Predigt zweckentsprechend sein, so muß sie in erster Linie einen erbaulichen Charakter tragen. Wir berufen uns hierfür auf Eph. 2, 20—22. Nach dieser Stelle heißt erbauen nicht rühren, anregen (so Schleiermacher), sondern etwas aufbauen, was bleibt (so Ebrard). Wir stimmen Ebrard völlig bei, wenn er als den Grundcharakter der Predigt die Belehrung ansieht. Die Predigt muß nicht nur das Gefühl, sondern auch den Willen der Zuhörer beeinflussen, so alle bedeutenderen Homiletiker wie Zezschwitz, Jacoby, Quandt. Deshalb verlangen wir in jeder Predigt eine feste Gedankenentwicklung, die sich eng an das Thema schmiegt und so auch für den Ungebildeten behaltsam ist. Der Zuhörer muß genau wissen, wohin ihn sein Prediger haben will, damit er sich danach richten kann. Jede Predigt sollte darum eine möglichst bestimmte Tendenz haben. Wo diese fehlt, ist die Wirkung matt, die Gemeinde fühlt sich nicht angelockt zum Kirchenbesuch. Mit vollem Recht sagt Ebrard folgendes über derartige Predigten: Der Prediger macht sich nicht klar, daß er mit dieser einzelnen Predigt etwas Bestimmtes bewirken soll. Es ist einmal eine dira necessitas, daß er auf die Kanzel muß; er nimmt den Text, leitet sich irgend einen Satz daraus ab, und sagt nun darüber allerlei. Die Gemeinde fühlt dies, sie fühlt sich wie auf einer großen Wiese im Zickzack herumgeführt; hier wächst Gras und dort wächst auch Gras, sie weiß nicht recht, wo der Prediger mit ihr hin will. Bald etwas von Buße, jetzt redet er etwas vom Glauben, hernach kommt wohl etwas Heiligung, dies oder jenes. Die Gemeinde weiß schon, was sie ungefähr hören wird, wenn sie heraustritt, weiß sie nicht mehr, was sie gehört hat, es verschwimmt ihr wie im Nebel, und während des Hörens selbst langweilt sie sich. Weit schlimmer als die tendenzlosen Predigten sind die pathetischen, in welchen die Gedanken mit schrecklicher Salbung oder großem Affekte unter Schweiß und Paukenschlag herabgerufen werden von der Kanzel. Da ist kein Predigen mehr, sondern nur noch Geschrei. Auch die rhetorischen Predigten sind ein Unding (also Predigten, in welchen der Satzbau nach allen Regeln der Rhetorik vollzogen ist u.s.w.). Wohl sei die Predigt ein Kunstwerk, aber nicht der Form in erster Linie, sondern der Gedanken. Man vergleiche hierbei das, was Römheld sagt in der Vorrede zu seinen Epistelpredigten. Hier heißt es: Den Geist dämpfet nicht. — Ein jeder kann natürlich nur nach seiner ihm eigen-

tümlichen Begabung predigen. Wie töricht ist es daher, die Muster großer Kanzelredner nachahmen oder gar nachäffen zu wollen. Jede Predigt soll wesentlich praktisch sein. So verlangte schon Spener in seinen pia desideria. Immerhin wollen wir aber unter praktischer oder populärer Predigtweise nicht ein Sichgehenlassen in dem Predigtausdruck verstanden wissen, wie Klaus Harms etwa es empfiehlt. Da vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt ist, so kann man durch solch ein Sichgehenlassen oftmals gerade das Gegenteil erreichen von dem, was man bezweckt hat, wie die Geschichte der Predigt zur Genüge dartun kann. So Valerius Herberger in seinen geistlichen Trauerbinden, Leipzig 1611. „Der Teufel fähret auf seinem Karren die Kinder des Unglaubens in die höllische Schindgrube." — „Die Heuchler mischen sich unter die wahren Christen, wie Mäusedreck unter den Pfeffer." — „Es geht oft mit den gottlosen und verstockten Weltkindern, wie mit einem trunkenen Bauer. Hebt man ihn auf der einen Seite in den Sattel, so purzelt er auf der andern Seite wieder herunter." — Oder man bedenke seine folgende Allegorie: „Suchet herfür die Kräuselein und Näglein eures Gedächtnisses, ich als ein geistlicher Apotheker will mit Gottes Hilfe eure Herzen füllen" u. s. w.

Sätze, wie die eben vernommenen, sind dem Gedankenkreise der Plebs entnommen, und gehören daher nicht auf die Kanzel. Wir können nur zustimmen zu dem, was Reinbeck sagt in seiner Homiletik, 1740: Bediene dich in deinen Predigten keiner hochtrabenden und schwülstigen, aber auch keiner niederträchtigen und pöbelhaften Redensarten, sondern suche alles auf eine deinen Zuhörern faßliche Weise vorzutragen, wie es sich zu der Sache schickt. — Wer sich demgemäß auf der goldenen Mittelstraße hält, daß er alle Auswüchse seiner vielleicht überreich angefüllten Phantasie meidet und fest den Zweck der Predigt im Auge behält, daß sie der Erbauung zu dienen habe und zu dem Wollen nun auch das Können und Vollbringen gesellt im Schweiße des Angesichts, d. h. in der Studierstube, der wird ein taktvoller, gewissenhafter Prediger sein und ultra posse nemo obligatur. Im übrigen gelten noch immer die goldenen Worte eines Rambach aus der Vorrede seiner Homiletik (1736): „Ich selbst habe mich in meinen Predigten niemals an gewisse regulas artis gebunden, sondern bald diese, bald jene Methode gebraucht, die jederzeit der Materie, welche abgehandelt worden, am gemäßesten gewesen. So ist es mir immer etwas hart und unbillig vorgekommen, andern gewisse Regeln vorzuschreiben, nach welchen sie ihre Predigten einrichten müßten, und dadurch ihre Freiheit einzuschränken. Die homiletischen Regeln und Vorschriften sind kein eisernes Joch, dadurch man aller seiner Freiheit im Vortrage des Worts beraubt würde, sondern es sind heilsame Gesetze, dadurch nur die ausschweifende Freiheit eingeschränkt wird, damit sonderlich Anfänger zu einer guten Ordnung gewöhnt werden."

(Schluß folgt.)

Homiletisches.

Predigtentwürfe.

Von P. G. F. Schütze.

1. 1. Petri 2, 11—20.

Eine gute Uhr ist ein zuverlässiger Begleiter und Ratgeber im Tagewerk, und doch nur Menschenwerk. Sie regelt unseren Tageslauf. Christen haben eine ganz unfehlbare Uhr, den Herrn Christum. Er regelt auch unseren Tageslauf. Zwölf Stunden sind des Tages, da man arbeitet. Dann kommt die Nacht, da man nicht mehr arbeiten kann. Zwölf Stunden, zwölf goldene Regeln in unserm Text.

Des Christen geistliche Uhr.

1. Ihr seid Pilgrime und Fremdlinge. Beim Beginn des Tages werden wir gemahnt, daß wir nach Gottes Wort nur Pilger hier sind. Du hast keinen Teil an dieser Welt, denn deines Königs Reich ist auch nicht von der Welt. Ein Fremdling ohne bleibende Stätte bist du, darum habe die Welt nicht lieb. Die erste Stunde des Tages mahnt: Zu Gott gehörst du, nicht zur Welt.

2. Enthaltet euch von fleischlichen Lüsten. Der Tag geht weiter, und wir hinaus ins Leben mit seinen Versuchungen. Laß dich nicht verführen, widerstehe dem Satan. Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet. Der Geist, die Seele ist wohl willig, aber das Fleisch streitet wider sie (Röm. 7, 19), naturgemäß wie Belial wider Christus. Aber laß der Sünde nicht ihren Willen, sondern herrsche über sie.

3. Führet einen guten Wandel. Eigentlich eine selbstverständliche Mahnung für Christenleute, daß sie ehrbar wandeln als am Tage, sich nicht voll Wein saufen, kein unordentlich Wesen dulden, kein Geschwätz treiben, wie 1. Tim. 5, 13 z. B., sondern vielmehr nach 1. Kor. 14, 40 leben. Leider aber geschieht all dies auch bei Christen, soll aber nicht sein, daß die Lügner zu Schanden werden, und um unserer Werke willen nicht wir, sondern der Vater gepriesen werde.

4. Seid untertan aller menschlichen Ordnung. Das ist die Losung der vierten Stunde. Warum? Um des Herrn willen. Jesus war gehorsam einer bösen Ordnung, seid ihr es einer guten, denn Röm. 13, 1. Als in Israel kein König war (Ri. 17, 6) tat jeder, was ihm recht deuchte, und Unheil und Leid war die Folge. Die Obrigkeit ist von Gott gesetzt zur Rache und zum Lobe. Seid untertan. Ein guter Christ ist auch ein guter Bürger, um Jesu willen.

5. Verstopfet mit Wohltun die Unwissenheit der Menschen. Christi Vorbild ist uns gegeben Luk. 23, 34. So auch wir tun nach Matth. 5, 44. Durch Vergeben nicht siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal, und durch Wohltun verstopfen wir die Unwissenheit der Toren; denn was sie euch böses tun, ist Unwissenheit.

Selbst was Bosheit zu sein scheint, ist im Grunde nur Unkenntnis der Liebe, die der Segen des Christentums ist.

6. Seid wahrhaft frei! Es ist die Mittagsstunde, das rüstige Mannesalter. Bald geht es abwärts. Hört den Gnadenruf: Ihr seid frei, frei durch Christi Blut, frei von der Sünde, frei vom Tode. Aber die Freiheit sei kein Deckmantel der Bosheit. Evangelischer Glauben läßt viel Freiheit, wo anderwärts Zwang, z. B. in Kirchgang und Sakramentgenuß. Laßt uns an Jesum denken, dem allemal das Herze bricht, wir kommen oder kommen nicht. So besteht nun in der Freiheit, Gal. 5, 1.

7. Tut Ehre jedermann. Wenn mancher Mann wüßt, wer mancher Mann wär, u. s. w. Der reiche Mann hat sicher nicht gedacht, daß Lazarus so bei Gott in Ehren war, sonst hätte er sich in ihm einen Freund gemacht mit dem ungerechten Mammon. Die Pharisäer verachten Jesum, weil er mit Sündern Gemeinschaft hält, wie Zachäus. So tut Ehre jedermann. Vielleicht ist auch unter den von uns Verachteten mancher Lazarus und Zachäus.

8. Habt die Brüder lieb. O wie weit ist da oft gefehlt! Feindliche Brüder, daß Gott erbarm! Wenn leibliche Brüder zanken, das ist häßlich; viel trauriger aber, wenn geistliche Brüder es tun, die aus demselben Verderben zur selben Seligkeit berufen. Ein Vorbild des Guten 1. Mose 13, 8 f.; 14, 14, des Bösen 1 Mose 27; Ri. 9, 5. Bald ist es Abend. Wie lieblich ist da das Ausruhen in der Liebe der Brüder.

9. Fürchtet Gott. Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Er ist nicht nur der liebe Gott, sondern auch der starke, eifrige Gott, der seinen Ruhm keinem andern geben will. Wir aber haben manchen feinen Götzen in unserem Herzen, Mammon, Augenlust, Fleischeslust, Hoffahrt. Die müssen abgetan werden, und die Furcht des Herrn uns erfüllen, denn wer kann bestehen vor seinem Grimm?

10. Ehrt den König und seid untertan dem Herrn. Geschrieben sind diese Worte für Sklaven, sie gelten aber auch uns. Einen gütigen und freundlichen König oder Herrn ehren, das ist nichts absonderliches. Aber wo man uns wunderliches, das wir nicht verstehen, oder unbilliges abfordert, da zu gehorchen, das ist etwas. Wir sind alle Knechte, keiner lebt ihm selber allein. „Ich dien," ist ein schönes Wort. Ehegatten unter einander, Kinder gegen eure Eltern, Pfarrer gegen eure Gemeinde, Gemeinde gegen euern Pfarrer, beherzigt dies Wort.

11. Lernt zu leiden um des Gewissens willen. Das ist Gnade bei Gott. Matth. 5, 11 f. Besser Unrecht leiden als tun, vgl. Josephs Antwort an Potiphars Weib. Es ist kein Ruhm um Sünde Strafe zu leiden; aber um Jesu willen nicht leiden müssen, sondern können, dürfen, das ist schwer, aber köstlich. Die elfte Stunde fragt: Warum den ganzen Tag müßig? Kannst du nicht viel mehr

tun, so kannst du doch noch leiden zu Jesu Ehre, zum Vorbild für deine Nächsten, zur Befestigung deiner selbst in der Gnade.

12. Amen. Der Tag ist zu Ende, die Nacht bricht an. Bist du bereit zur Ruhe zu gehen? Die letzte Regel, mit der du den Tag oder das Leben beschließest, sie heißt: Amen, Amen, ja, ja es soll also geschehen, wie dein gnädiger Wille es schickt. Damit kannst du ins Bett oder ins Grab dich legen und doch das Herz voll Jubilate haben; denn wenn deine Uhr so gegangen ist, dann ging sie recht. Dann freue dich über deinen Heiland, der dich so gnädig geführt. Amen!

---

2. Matthäus 10, 16—20.

Als Gott, der Herr, den Propheten Jesaja zu seinem Dienste aussenden wollte, da ließ er ihn einen Blick in seine Herrlichkeit tun und fragte ihn dann: Wen soll ich senden? Wer will mein Bote sein? weil er wußte, daß der Prophet sofort bereit sein würde. Heute würde der Herr in dieser glaubensarmen Zeit wohl oft die Antwort eines Mose (2. Mose 4, 13) oder Jeremia hören (Jer. 1, 6), trotzdem wir seine Herrlichkeit gesehen haben (Joh. 1, 14). Darum fragt er nicht erst, sondern uns gibt er bestimmt und wiederholt den Befehl, seine Zeugen zu sein. Nun heißt es nicht mehr: Will ich oder will ich nicht? sondern: Gehorsam oder Ungehorsam? So ruft Jesus uns auch heute zu:

Ich sende euch:

1. In große Gefahren.

a. Die Jünger sind wie die Schafe unter den Wölfen. Armes Schäflein, das du Wölfe bekehren willst, wie bald bist du zerrissen! So spottet die Welt. Das weiß aber auch der Streiter Jesu: Wo Holz gehauen wird, fallen Spähne, und im Kriege geht es ohne Tote nicht ab. Der Heiland hat es vorausgesagt, und seine Jünger wußten es wohl, daß sie ein Fegopfer der Leute (1. Kor. 4, 13) und wie Schlachtschafe geachtet werden sollten (Röm. 8, 36). Und so geschah es auch. Nur Johannes ist eines natürlichen Todes gestorben, die andern Apostel sind unter den Zähnen der Wölfe verblutet. Und seit jenem Karfreitag, wo Christus uns voranging, ist die Geschichte des Christentums bis auf den heutigen Tag ein mit Blut geschriebener Katalog von Lämmern, die für Jesum gestorben. Beispiele aus der Mission bietet unter andern ja der letzte chinesische Aufruhr.

b. Aber auch vor ordentlichem Gericht (V. 17. 18) müssen Jesu Jünger leiden um seinetwillen. Freilich nicht mehr so wie zu den Zeiten der Römer, wo unweigerlich auf das Bekenntnis: Ich bin ein Christ, der Urteilsspruch erfolgte: Vor die Bestien zu werfen. Aber doch wird noch heute mancher Christ vor Gericht gezogen, weil sein Widerpart weiß, daß ein wahrer Christ lieber Unrecht leidet, als tut. Darauf rechnen die Gegner und fangen wohl leichter eine Klage gegen einen frommen Jünger an, als gegen ihresgleichen. Diese ordentlichen Ge=

richte sind aber noch lange nicht die größte Gefahr für den Christen; denn ein gerechter Richter ist sich seiner Verantwortung bewußt und übt daher auch sein Amt so, wie er es verantworten kann. Aber die unverantwortlichen Richter, die sich selbst dazu machen, die müßigen Gesellen auf der Bierbank, die geschwätzigen Weiber, die bringen den Christen in Gefahr. Da wird so mancher gute Name ersäuft, so manche Ehre totgeschlagen, so mancher Christ gegeißelt. Freilich nur mit der Zunge, aber die Zunge schlägt härter als der Stock. Große Gefahren sind das auch für den Christen, der das mit anhört, daß er schwankend wird, oder gar mit einstimmt in die Reden der Splitterrichter und das neunte Gebot vergißt.

2. Mit großen Aufgaben.

a. Sie sind uns gekennzeichnet unter dem Bilde von drei Tieren, Schafe, Schlangen und Tauben. Unser Herr wird (Jes. 53) auch mit einem Schaf verglichen wegen seines stillen, geduldigen Leidens. Diese Aufgabe haben auch wir. Ein Wolf in Schafskleidern kann sich der Wölfe wohl erwehren. Wir aber sollen uns nicht wehren, sondern unsre einzige Waffe ist das Leiden und Gott unsre Sache anheimstellen. Im Kriege ist es die schwerste Aufgabe für ein Regiment, stundenlang im feindlichen Feuer auszuharren, ohne es zu erwidern. Diese Aufgabe stellt Christus auch uns.

b. Seid klug wie die Schlangen. Die Parallelstelle (Eph. 5, 15) erklärt das als vorsichtig wandeln. Und gewiß die Vorsicht, daß man der Welt keinen Anlaß bietet zu Spott und Richten, ist eine große Klugheit. Am schwarzen Rock hängt jede Feder und die ihr das Licht der Welt seid, laßt euer Licht nicht ausblasen. Wo ein böser Wind weht (Ps. 1, 1), da nimm dein Licht nicht hin. Die Schlange war listiger, denn alle Tiere, und die Kinder der Welt sind klüger denn die Kinder des Lichts. Darum lernt von der Welt die Klugheit, nicht nur der Abwehr, sondern auch des Angriffs. Nicht nur zu leiden, sondern vor allem zu tun, sind wir gesandt. So lernt auch das vom Unglauben, daß ihr nicht wartet, bis er euch angreift, sondern ihr sollt angreifen, dabei aber doch sein

c. ohne Falsch wie die Tauben. Ohne Falsch. Hier wird alles gefälscht. Talmi und Simili gehen als Gold und Edelstein. Am Christen aber sei nichts falsches; sondern ein ganzer Mann aus einem Guß, ohne die Tünche von Kanaan, aber auch ohne den Firnis der Welt, so sei der Christ wie die Tauben. Hier müssen wir die Allegorie brauchen, denn die Taube ist ein zänkisches, unverträgliches Tier. Aber die Taube ist die Gestalt, in der sich der Heilige Geist der Welt zeigte. Unsere Aufgabe also ist, bei aller Schlangenklugheit Menschen zu sein, in denen der Heilige Geist seine Kraft und Werke zeigt (Gal. 5, 22).

d. Der Zweck aber, zu dem wir so große Aufgaben erhalten, ist Zeugen Jesu zu sein, ob von denen, die unser Zeugnis sehen und hören, sich nicht doch einige bekehren. Fürsten und Könige hören selten die Wahrheit. Deine Aufgabe ist es, sie ihnen zu sagen. Unter deinen

Nachbarn und Bekannten ist vielleicht auch mancher, der die Wahrheit vom Sünderheiland nicht weiß. Du sollst sie ihm sagen, zum Zeugnis, daß er dereinst nicht sagen könne: Es hat mich niemand gedinget.

3. Mit einem großen Helfer.

a. Einen starken Beistand verheißt der Herr. So fürchten wir uns nicht so sehr. Wir müssen uns wohl hüten vor den Menschen, aber wir brauchen nicht zu sorgen, uns nicht zu fürchten (V. 28); denn es wird uns gegeben werden, was wir sagen sollen, wenn wir uns verantworten müssen um unseren Glauben. Wer hat dem Menschen den Mund geschaffen? (2. Mose 4, 11. 12.) Gegen den Heiligen Geist kann Menschenweisheit nichts ausrichten, und er ist es, der durch uns redet. Die Heilige Schrift ist von Menschen geschrieben und doch Gottes Wort, denn nach V. 20 sind es nicht die Menschen, die darin zu uns reden, sondern Gott, der Heilige Geist selber. Ebenso aber werden nicht wir, sondern Gott durch uns reden, vgl. auch Pauli Wort (1. Thess. 2, 13).

b. Und nun nur ohne Sorge an unser Werk in Jesu Sendung! Wir wissen, Gott ist mit uns; was können uns Menschen tun? So ganz tritt unsere Person zurück, so sehr macht Gott unsere Sache zu der seinen, daß er uns sogar das Wie oder Was unserer Rede gibt. Aber wir dürfen uns nicht auf des Heiligen Geistes Hilfe verlassen, wenn wir ihn nicht haben. Darum ist Pfingsten nahe, daß wir ihn erbitten sollen. Alle Zeit bereit sein zur Verantwortung, mahnt Petrus. Darum alle Zeit des Heiligen Geistes voll sein. Sind wir das aber, dann vorwärts zu Kampf und Sieg. Das Reich muß uns doch bleiben; denn so spricht der Herr: Ich sende euch. Amen!

---

3. Markus 11, 22—26.

Als Abraham, nach der Verheißung Isaaks, Gott ein Opfer darbrachte (1. Mose 15), da mußte er die Raubvögel verscheuchen, daß sie das Opfer nicht fraßen. Darin können wir ein Vorbild sehen der Wachsamkeit, die der Christ besitzen muß. Kaum ist durch Gottes Verheißungen der Glaube in unser Herz gesenkt, so sind schon die Mächte der Finsternis an der Arbeit, uns den Glauben wieder zu rauben. Da heißt es: Wer stehet, sehe wohl zu, daß er nicht falle. Wachet, daß niemand euch den Glauben nehme; denn der ist der köstlichste Schatz auf Erden. So soll uns denn heute das Heilandswort mahnen:

Habt Glauben an Gott!

1. Wie soll sich der Glauben bei uns zeigen?

a. In kindlichem Gottvertrauen. Dadurch ist aber jedes stolze Selbstvertrauen ausgeschlossen, vgl. Goliath von Gath (1. Sam. 17) und das Wort bei Jeremia (17, 5). Um seinen Jüngern es recht klar zu machen, daß im Glauben alles Menschliche ausgeschlossen ist, wählt er ein Beispiel, das alle Menschenmöglichkeit übersteigt, da es in Gottes Weltregiment eingreift. Stände es in Menschenmacht Berge zu bewe-

gen, so hätte wohl mancher vor nunmehr Jahresfrist dem feuerspeienden Berg auf Martinique zugerufen: Hebe dich. Aber da offenbarte sich des Menschen Ohnmacht. Müßig sah er seine Werke und bewundernd untergehen. Matth. 17, 20 sagt Jesus, daß wenn der Glaube auch nur wie ein Senfkorn groß ist, er doch dieses Wunder tun kann. Sollte unter den 40,000, die damals umkamen, nicht so viel Glaube wie ein Senfkorn gewesen sein? Wir wollen nicht urteilen, denn vom sichern Port läßt sich's gemächlich raten; sondern wollen lieber uns die Warnung nehmen, die Jesus aussprach bei dem Tode der 18 zu Siloah (Luk. 13, 5), und unseren Glauben prüfen. Ein nicht erprobter Glaube ist nur ein leeres Wort. Erst da, wo aller Witz und Verstand bankerott ist, wo man seiner Vernunft zurufen muß: Schweig und verstumme, da erst fängt der Glaube an. Also fort mit dem Selbstvertrauen.

b. Eben so wenig aber will der Herr ein kindisches Gottversuchen. Darum hat er ein Beispiel genommen, das bemerkenswerter Weise nie verwirklicht ist. Unter allen Wundern des Neuen Testaments lesen wir nie von einem versetzten Berge. Warum? Weil Wunder einen Zweck im Reiche Gottes haben müssen, und nicht zur Befriedigung sinnlicher Gelüste dienen sollen. (Vgl. Matth. 4, 7; Joh. 2, 4; Luk. 11, 29). Um der menschlichen Spektakelsucht willen ein Wunder tun wollen, wäre ein Gottversuchen, und würde unausbleiblich mit, wenn auch nicht ausgesprochenem, Zweifel verbunden sein. Darum warnt Jesus uns vor dem Zweifel.

c. Das kindliche Gottvertrauen ist vielmehr der Art wie das Petri (Luk. 5, 5) oder Abrahams (Röm. 4, 18). Glaube darf kein Lippenwerk sein. Wenn wir darum unseren Glauben bekennen, reden von Jesu Taten, rühmen von seiner Herrlichkeit, so muß das kommen aus der felsenfesten Ueberzeugung: Mein Heiland und Herr ist für mich gestorben, auferstanden und gen Himmel gefahren. Das ist des Glaubens Fundament. Bei einem Brückenbau prüft man erst das Fundament der Pfeiler, ob es die Belastung tragen könne und den Anprall der Wogen. So prüfe auch dein Glaubensfundament. Und hat es sich solide erwiesen, dann sprich getrost zu dem Berge der Sünden, der auf deiner Seele lastet. Hebe dich! und zu dem Berge der Anfechtungen, die dir den Weg zum Himmel versperren: Weiche, so wird's euch geschehen, was ihr saget.

d. Den Prüfstein aber zur Erforschung des Glaubens gibt unser Text in der brüderlichen Sanftmut. Seid Täter des Worts (Jak. 1, 22). Der Baum muß auf das Wort des Herrn Frucht tragen, sonst geht es ihm wie dem Feigenbaum in V. 14 und 20. Ein alter Weiser sagte einst: Sprich, daß ich dich sehe. Im Christentum heißt es aber: Tue, daß ich deinen Glauben sehe. Auch in der brüderlichen Sanftmut ist ja Geben seliger denn Nehmen. Es ist also unbedingt unerläßlich, daß wir Früchte aufweisen können. Wie aber der Heiland nur auf dem Feigenbaum Feigen suchen konnte, so kann der Baum des Glaubens, der aus der Wurzel der Vergebung der Sünde aufwächst, auch

keine andere Frucht tragen, als nur wieder Vergebung. Freilich diese Frucht zu bringen, ist dem alten Adam ein sehr schweres Stück, ist aber doch allein der rechte Beweis des Glaubens. Und über die Frage, wie sich die brüderliche Sanftmut zeigen soll, vgl. zu unserem V. 25 Matth. 5, 23—26; 44—47.

2. Welche Verheißung hat der Glaube?

a. Die Gebetserhörung. Da fragt der Zweifel: Ja, erhört denn Gott wirklich Gebete der Menschen, da er doch Jesu Gebet in Gethsemane ohne Erhörung gelassen? Gemach, mein Lieber. Hat Gott Jesu Gebet wirklich nicht erhört? Sandte er doch einen Engel zu ihm. Zudem, was ist der Hauptinhalt von Jesu Gebet? Wir müssen scheiden zwischen dem, was die Todesnot dem Menschen auspreßte und dem Kern des Gebetes des Sohnes Gottes. Der Kern aber ist die Bitte: Dein Wille geschehe. Hat Gott dies Gebet nicht erhört? So wird er auch dein Gebet in allen Fällen hören, wenn es aus dem Glauben kommt. Das hat Gott uns versprochen, und das hält er auch ganz gewiß. Wir dürfen nur nicht vergessen, daß die Gebetserhörung der verheißene Lohn des Glaubens ist, und daß der Glaube Gott nichts abzwingen will, sondern spricht wie Jesus: Dein Wille geschehe. Und darum irrt die Christian Science sehr, wenn sie mit ihrem Beten Gott die Gesundheit abzwingen will. Laß vielmehr deinen Willen nur ganz in Gottes Willen aufgehen, so darfst du dreist glauben, daß du empfängst, was du betest. Sagst du vielleicht: Nun, dann ist es ja gar nicht mein Gebet, das erhört wird; so sagt dir das Wort Gottes, daß was nicht so gebetet wird, gar kein Gebet ist und darum auch nicht erhört werden kann. In deinem Namen darfst du gar nicht vor Gott treten, sondern nur im Namen Jesu (Apg. 4, 12) und was in Jesu Namen gebetet wird, das findet Erhörung (Joh. 14, 13).

b. Aber es gibt auch Dinge, bei denen du nicht zu sprechen brauchst: Dein Wille geschehe, weil wir nämlich wissen, daß sie Gottes Wille sind. Betest du um die Erlösung, die Segnungen des Evangeliums, den Glauben u. s. w., da darfst du getrost „dem lieben Gott seine Verheißungen in die Zähne werfen" und beten: Vater, ich will, wie auch Jesus tat (Joh. 17, 24). Zu diesen Stücken, von denen wir wissen, daß sie Gottes Wille sind, gehört auch die Sündenvergebung, denn Gott verheißt sie in unserm Text als Lohn des Glaubens. Nur so weit, als wir lebendigen, tätigen Glauben haben, werden wir Vergebung erlangen. An ihr aber hängt das ewige Leben; sie ist die Krone aller Verheißung. Und da ist keine Sünde zu schwer, Jesus trägt sie, keine zu schmutzig, Jesu Blut wäscht sie ab und keine zu groß, Jesu Liebe bedeckt sie. Habe nur lebendigen Glauben an Gott.

So ist dieser eine Befehl Jesu (vgl. auch Joh. 14, 1) mit seinen Verheißungen das Stück, in dem alle unsere Seligkeit ruht, die eine gute, vollkommene Gabe. Der Befehl wird zur Gabe, denn was er befiehlt, das fängt er in uns an und wird es auch vollenden (Phil. 1, 6). Darin ruht alles andere; denn so ihr, die ihr arg seid (Matth. 7, 11)

u. s. w. Darum trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit im Glauben durch den Glauben. Amen!

---

4. Johannes 17, 11—13.

A. Ebr. 13, 14. Wo finden wir sie? Phil. 3, 20. Wandel, so viel wie Bürgerrecht, Heimat. Christus fuhr gen Himmel, uns die Stätte zu bereiten. Drum schickt das Herze dort hinein, wo ihr ewig wünscht zu sein. Himmelfahrt mahnt uns:

B. Die Herzen in die Höhe.

1. Zu Preis und Dank.

a. Christus ist nicht mehr in der Welt. Sie vermochte ihn nicht festzuhalten (Joh. 1, 5), denn er ist nicht von der Welt. Wir trauern aber nicht, daß er, der uns in der Wahrheit erhielt, von uns gegangen, denn Joh. 16, 7.

b. Christus geht zum Vater. Damit ist das Erlösungswerk vollendet. Wir danken und preisen, daß er uns nun vertritt zur Rechten des Vaters.

c. V. 12a. Bisher hat Christus uns bewahrt in dem heiligen Namen, in dem wir getauft sind. Keiner noch ganz verloren, wie Ischarioth, das verlorene Kind. Danket Gott für seine Gnade!

d. Bei seinem Scheiden hinterließ uns Christus herrliche Verheißungen, daß unsere Freude soll vollkommen werden. Bis auf den letzten Augenblick sorgt er für uns und betet für uns. Drum preisen wir seine Liebe!

2. Zu Bitte und Flehen.

a. Wir sind in der Welt und bitten, daß wir nicht von der Welt sein mögen, und unsere Freude nicht an dem haben, was Christus (Joh. 16, 33), und durch ihn unser Glaube überwunden hat.

b. Bisher sind wir bewahrt geblieben in Gottes heil. Namen und bitten darum, daß Gott seine Hand nicht von uns nehme. Besonders beten wir aber, daß er uns erhalte die Einigkeit und Einheit im Glauben. Dreimal betet Christus in diesem Gebet, daß sie alle eins seien. In diesem Gebet liegt der Grundstein und die Berechtigung unserer Evangelischen Kirche, die wir hier schon auf Erden danach streben, daß eine Herde werde gegenüber der großen Zersplitterung. So beten wir für das Wachstum und Gedeihen unserer Evangelischen Kirche.

c. Wir beten aber auch für jeden Einzelnen, daß uns Gott in Versuchung und Anfechtung erhalte und bewahre, daß wir nicht verloren gehen, und daß die Verlorenen unter uns mögen den Weg zum ewigen Erbarmen zurückfinden.

d. Endlich und zuletzt, daß uns Gott in Gnaden zu sich nehme in den Himmel wie er verheißen, damit wir teilhaben dürfen an der ewigen, vollkommenen Paradiesesfreude.

C. Allein auf Christi Himmelfahrt ich meine Nachfahrt gründe. Darum, willst du in den Himmel, sei himmlisch gesinnt.

5. Matthäus 5, 3—10.

Pfingsten hat Goethe das liebliche Fest genannt. Richtiger würde er es gekennzeichnet haben als das unverstandene Fest; denn die Antwort der Jünger zu Ephesus (Apg. 19, 2) ist noch heute das Wort vieler Christen. Gehört haben sie wohl vom Heiligen Geiste, aber ihn noch nie gespürt oder empfunden. Wenn wir nun fragen: Was ist denn der Heilige Geist? so wollen wir bei der Antwort uns von Jesu Wort leiten lassen (Matth. 7, 16) und ihn aus seinen Früchten zu erkennen suchen. Auch Luther geht beim dritten Artikel gleich zu den Werken des Geistes über. Welches sind diese? Er wandelt das Herz, daß es nicht mehr fleischlich, sondern geistlich gesinnt wird (Gal. 5, 19—22). Pfingstchristen müssen sich vom Heiligen Geist durchdringen lassen. Unser Pfingstwunsch daher:

Der Heilige Geist erneure euren Sinn zu einem geistlichen Sinn.

1. Seid geistlich gesinnt in eurem Herzen.

a. V. 4. Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden. Zu Pfingsten kommt ja der verheißene Tröster, der Heilige Geist (Joh. 15, 26). Darum traget euer Leid; es ist euch gut; der Trost wird nicht ausbleiben. Alles Leid, Erdenleid und Herzeleid, ist gegeben zur Bewährung des Glaubens. Merket, daß wir von keinem, der Leid getragen und Trost gesucht, gehört haben, daß ihm der Trost versagt geblieben. Siehe auf Hiob und Lazarus, die tragen Erdenleid, oder auf Jakob und David mit ihrem Herzeleid. Sie alle fanden zuletzt ein seliges Ende und fanden den Trost. Das schwerste Leid aber ist das Seelenleid, die göttliche Traurigkeit über begangene Sünde. Kennst du das Leid? Sei getrost; der Tröster ist da, der die Seligkeit bringt. Petrus selbst mit seiner Sünde in der Nacht, da er Jesus dreimal verleugnete, dessen Sünde zum Himmel schrie, selbst er fand Trost, weil er Leid trug und den Trost suchte. Darum seid ihr selig, wenn euch der Geist zu Leidträgern macht. Ihr sollt getröstet werden.

b. Selig sind (V. 8) die reines Herzens sind. Reines Herzens, nicht reiner Hände, wie die Pharisäer, über die der Herr, bei aller äußeren Reinheit, sein Wehe spricht (Matth. 23, 23—28); nicht reiner Lippe und reiner Lehre — man kann viel mit seiner reinen Lehre prahlen, und doch unselig werden — sondern reines Herzens. Das Herz ist die Brutstätte alles Bösen (Matth. 15, 19). Darum unsere Pfingstbitte: Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz, und gibt mir einen neuen Geist (Ps. 51, 12. 13). Nimm deinen Heiligen Geist nicht von mir! Ach, habe ich ihn denn, daß Gott ihn von mir nehmen kann? Darum, o Gott, gib deinen Geist! Als Geist wirkt er nicht auf Fleisch und Leib, sondern auf unsern Geist und unser Herz. Er ist aber ein Geist der Reinheit (Hes. 36, 25 ff.); so wird auch das Herz rein nur durch ihn. Gold wird rein im Feuer, so das Herz im Feuer des Pfingstgeistes. Selig aber der Mann, des Herz so rein geworden ist. Er wird Gott

schauen. Dann brauchen wir nicht bitten wie Moses (2. Mose 33, 18) oder Philippus (Joh. 14, 8), sondern haben das selige Bewußtsein eines Hiob (Hiob 19, 27). Stephanus sah die Herrlichkeit Gottes (Apg. 7, 55), als er des Heiligen Geistes voll war. Wollt ihr also selig, Gott ewig schauen und ihn erkennen von Angesicht zu Angesicht (1. Kor. 13, 12), so laßt das eure Bitte sein, daß der Heilige Geist euer Herz erneuere und rein mache.

2. Seid geistlich gesinnt gegen eure Brüder.

a. V. 5. Selig sind die Sanftmütigen. Sanftmut ist nicht die Lauheit der Laodicener (Offb. 3, 15), aber auch nicht Feigheit. Die Löwen und Donnersöhne für Jesus (Luk. 9, 49. 54; Joh. 18, 10) sind Lämmer für sich selbst (Apg. 2, 13. 15). Sondern Sanftmut ist gesinnt sein, wie Jesus Christus auch war (1. Petr. 2, 23). Er sagt: Ich bin sanftmütig. Lernet von mir. Dazu kommt der Heilige Geist uns alles zu lehren (Joh. 15, 26). „Sanftmut wächst nur auf dem Grabe des Hochmuts." Vgl. das Beispiel des Moses (2. Mose 2, 12 und 4. Mose 12, 3; wo einige übersetzen der sanftmütigste). Das ist aber nur möglich, wenn der Heilige Geist dein Herz erneuert, daß du in der Nachfolge des Lammes auch seinen Sinn empfängst. Dann sollst du das Erdreich besitzen! Aber was soll uns das Erdreich, da wir nach dem Himmelreich trachten? Nur gemach. Das eine schließt das andere nicht aus. Was Gott uns anbietet, dürfen wir annehmen. Die Gottseligkeit hat auch die Verheißung dieses Lebens (1. Tim. 4, 8). Durch Geduld und Hoffnung (Jes. 30, 15) werden wir starke Erdüberwinder. Nimm dann diese Erde als ein Angeld des Himmels und der neuen Erde, die du einst empfangen sollst. Und dann, fürwahr, selig bist du, wenn deine Sanftmut dich dahin nach dem oberen Zion führt.

b. V. 7. Selig sind die Barmherzigen. Barmherzig heißt warmherzig. Der Heilige Geist macht aus dem kalten, toten, steinernen Herzen ein warmes, lebendiges, fleischernes Herz (Hes. 36, 26), das da Mitleiden haben kann mit der Not des Nächsten. Es ist eine endlose Kette. Gott hat aus Erbarmen von Ewigkeit her die Erlösung beschlossen, deren letztes Stück wir heute feiern. Dieses uns zu teil gewordene Erbarmen aber weckt in allen, die nicht Schalksknechte sind, auch ein herzliches Erbarmen mit dem Nächsten. Dieses aber hat wieder die Verheißung von noch mehr Barmherzigkeit. So erst verstehen wir recht das Wort: Wer da hat, dem wird gegeben (Luk. 19, 26). Ein Vorbild für uns und Abbild von Gottes Barmherzigkeit ist der gute Samariter. Er ist selig, denn solche Taten sind es, über die man in sich lauter Frieden hat, und das heißt selig sein. Ein anderes Vorbild ist Petrus. Wie den Herrn so oft des Volks jammerte, so fühlt auch er ein heiliges Erbarmen mit der großen Menge, die das Pfingstwunder sehen und doch nichts von den großen Gottestaten vernehmen, sondern irre werden. Er übte Barmherzigkeit und sein Lohn war wieder Barmherzigkeit, die Barmherzigkeit in dem Blute Jesu Christi,

das für uns vergossen ist. Selig ist der Mensch, der Barmherzigkeit übt, denn er wird Barmherzigkeit erlangen. Vgl. auch die Barmherzigkeit im Vergeben Matth. 6, 12.

c. V. 9. Selig sind die Friedfertigen, oder genau die Friedensstifter. Wer Frieden bringen soll, muß erst den Frieden haben. Vgl. Joh. 20, 19—23. Erst spricht Jesus: Friede sei mit euch, und dann: Nehmet hin u. s. w. Wo ist Frieden? Bei Jesu! Jes. 9, 6; Eph. 2, 14. Gleichwie aber Jesus vom Vater gesandt, zu bringen Friede auf Erden (Luk. 2, 14) und zwar den, der höher ist, denn alle Vernunft (Phil. 4, 7), so sendet er auch uns, durch und in Kraft des Heiligen Geistes, Friedensbringer zu sein (Matth. 10, 13). Wahrlich, ein seliger Beruf! Nicht, daß er so sehr leicht wäre; denn so lieblich die Füße der Friedensboten sind, so wund sind sie auch, denn des Unfriedens ist, ach, kein Ende! Nicht, daß er so viel Ehre und Anerkennung fände! Im Gegenteil. Aber vor Gott finden sie Ehre und Ruhm. Gott nennt sie mit dem höchsten Ehrentitel, den er dem Heiland sonst vorbehalten: Meine Söhne, meine Kinder. Werden wir dem Heiland gleich in unserem Tun, so sollen wir ihm auch gleich werden in der Seligkeit. Bist du solch ein Friedensstifter? Heißt du ein Kind Gottes? O schenke dir der Heilige Geist heute den geistlichen Sinn des Friedensbringers.

3. Seid geistlich gesinnt vor eurem Gott.

a. V. 3. Selig sind, die da geistlich arm sind. Wie im Alten Bunde (Jes. 61, 1) der Geist den Armen und Elenden sich zuneigt, so geschah es auch im neuen (Matth. 11, 5). Den Armen wird das Evangelium gepredigt; die Gesunden bedürfen des Arztes nicht. So mußt du auch durch den Heiligen Geist zu allererst geistlich arm werden, d. h. ein Bettler an Tugend, schiffbrüchig an Gerechtigkeit, und diese deine Armut fühlen als die schwerste Last, dann bist du selig. Ist das nicht ein Widerspruch? Durchaus nicht; denn dann hast du das Wehen des Geistes in dir, und seine Kraft wird in dir mächtig. Welches ist diese Kraft? Nichts irdisches. „Kein Bettler ist je bei ihm selber betteln gegangen." Das Gebet ist es, die Kraft, durch welche das Himmelreich Gewalt leidet; denn das Gebet des Gerechten vermag viel. Vgl. den Zöllner im Tempel. Er, der geistlich Arme, ging gerecht hinab. Darum selig bist du, wenn der Geist des Gebetes in dir Herberge nimmt; das Himmelreich ist dein.

b. V. 6. Selig sind, die da hungert und dürstet nach Gerechtigkeit. Wer hungert und dürstet, fragt: Wo nehmen wir Brot her? Aber der Mensch lebt nicht vom Brot allein (Matth. 4, 4) und auch nicht vom Wasser (Joh. 4, 13), sondern mein Fleisch ist die rechte Speise (Joh. 6, 55). Selig, wen danach hungert und dürstet, er soll satt werden (Joh. 4, 14). Bittet, daß der Geist diesen Hunger nach Gottes Wort (Am. 5, 11) in euch erwecke. Selig bist du, noch kannst du satt werden (Luk. 11, 13). Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke (Joh. 7, 37; Jes. 55, 1). Noch spricht der Herr: Nehmet hin und esset

und trinket alle daraus. Dereinst wird dein Durst nicht mehr gelöscht werden können. Am. 5, 12 und Luk. 16, 24 f.).

c. Selig sind, die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden. Nicht alles, was Christi Schmach genannt wird, ist es auch. Aristides wurde aus Athen verbannt, weil die Bürger es ärgerte, daß er mit Recht den Namen „der Gerechte" trug. Joseph wurde ins Gefängnis gelegt, weil er nicht in die Sünde willigte. Paulus mußte Jesu Malzeichen tragen um des Evangelii willen. Das heißt um Gerechtigkeit willen leiden. Und das können wir nur durch den Heiligen Geist. Wer aber so leidet, der ist selig und sei getrost. Gott wird sich nicht als säumigen Schuldner zeigen. Das Himmelreich ist sein. Siehe, ich komme bald und mein Lohn mit mir. (Offb. 22, 12).

Das Bild eines vollkommenen Christen haben wir gesehen. Wer wird es ganz erreichen? Ich nicht, du nicht. Aber nachjagen laßt uns ihm (Phil. 3, 12—14). Das können wir durch den Heiligen Geist. Schenke Gott uns allen seinen Geist. Amen!

---

6. 2. Korinther 13, 13.

A. Der Trinitatis-Sonntag beschließt das Halbjahr des Herrn. Wir sind in demselben Jesu durch sein Leben gefolgt. Bethlehem, Golgatha, Oelberg heißen die drei Hauptstationen, in denen erfüllt ist das Wort 1. Joh. 5, 7 vom Wasser, Blut und Geist. (Wie Johannes mit Wasser taufte zur Anbahnung der Feuer- und Geisttaufe, so ist Weihnacht der Anfang des, das auf Golgatha und dem Oelberg vollendet wurde). Und wie gesagt ist, daß diese drei beisammen sind, so dürfen wir Vater, Sohn und Geist auch nicht trennen, denn sie sind ein Gott, der dreieinige, dessen Fest wir heute feiern. So mahnt uns das Fest nicht: Bleibet im Vater oder Sohn oder Geist, sondern:

B. Bleibet in Gott, und Gott in euch!

1. Bleibet in der Liebe des Vaters!

a. Sie zeigt sich in Schöpfung, Erhaltung, Regierung. Gott ist die Liebe. Er sorgt für die Sperlinge, Lilien, Ochsen. Er liebt auch dich, denn er gibt dir alles (vgl. Fr. 58 im Katechismus).

b. Sie offenbart sich besonders in seinem Heilsratschluß, der auch dich einschließt, so lange du nicht Gotte widerstrebst. Es kommt auf dich an, ob Gott dich liebt.

2. Bleibet in der Gnade Jesu Christi!

a. Ihr seid in seiner Gnade, d. h. ihr Glieder der Kirche des dritten Artikels,

1. denn dazu kam der Sohn auf Erden, daß wir von seiner Fülle nehmen konnten u, s. w., Joh. 1, 16;
2. und nahm hernach den Himmel ein, daß wir einen gnädigen Fürsprecher hätten.

b. So bleibt in der Gnade.

1. Jesus fordert nichts von uns, was er uns nicht vorgetan hätte. Wie wir barmherzig sein sollen unserem Nächsten, so ist er gnädig seinem Nächsten, nämlich dem, der seiner Hilfe bedarf und ihn darum anruft.

2. So bleibt in seiner Gnade durch das Zöllnergebet, Luk. 18, 13.

3. Bleibet in der Gemeinschaft des Heiligen Geistes!

a. In der heil. Taufe haben wir den Geist empfangen, und sind dadurch in die Gemeinschaft mit dem Dreieinigen Gott versetzt. In ihr aber gibt es keinen Stillstand, entweder sie wird loser und kühler, und bricht endlich ganz ab, oder das Liebesfeuer lodert täglich gewaltiger.

b. Bleibet doch in dieser Gemeinschaft. Zu Pfingsten sahen wir auf die Gaben des Geistes. Eigne sie dir an, indem du sie dir immer aufs neue erbittest. Als heiliges Feuer erschien der Geist, das Feuer, von dem der Heiland sagt, er sei gekommen es anzuzünden. Brennt es bei dir schon? oder eben noch? oder schon gar nicht mehr?

C. Bleiben wir in Gott, so bleibt Gott in uns. Dann brauchen wir nicht mehr, wie die Emmausjünger zu bitten; sondern ob es schon Abend wird, und unser Tag sich neiget, ja wir zuletzt im finstern Tale wandern, so sind wir dennoch gewiß, daß weder Tod noch Leben u. s. w. Röm. 8, 38 f.

---

7. Matthäus 11, 25—30.

A. Ruhe ist ein Bedürfnis aller Kreatur. Gott selbst hat am siebenten Tage geruht. So muß auch die Seele Ruhe haben.

B. Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh?

1. Nicht in Weisheit und Klugheit.

a. Unterschied von Weisheit und Klugheit.

1. Jene ist ein Erkennen der Wahrheit und ähnlich der Frömmigkeit.

2. Diese aber ein Ausnützen der Welt und ihrer Zustände, braucht absolut nicht mit Frömmigkeit verbunden zu sein, vgl. Judas und Ungetreuer Haushalter.

b. Die Weisheit führt nicht zur Ruhe, V. 25. Dubois Reymonds 7 Ignorabimus. Faust: Daß wir nichts wissen können, das will mir schier das Herz abbrennen. 1. Kor. 13, 9, darum ein Weiser rühme sich nicht u. s. w. Jer. 9, 22. Wir können Gott nicht erkennen, Gott hat es uns verborgen. Warum? Das Ebenbild Gottes (Katech. Fr. 62) ist uns durch die Sünde verloren.

c. Nun gar die Klugheit, sie führt zu Röm. 1, 22:

1. im täglichen Leben: Geiz, Habsucht, Betrug füllt deine Taschen, läßt aber dein Herz leer und in Unruhe,

2. in Lust und Freude: Putz, Tanz, Karten, Saufen ist wohl weltliche Klugheit, um sich zu erholen. Was hat deine Seele davon?
3. in der Kindererziehung: Die Rute schonen, ist weltlich klug, daß das Kind lerne auf sich selber zu stehen. Aber, wenn die großen Buben nichtsnutzige Verbrecher, die Mädchen verführt und geschändet werden, dann erntet deine Seele die Frucht deiner Klugheit: Gewissensbisse, darum daß du so klug warst und hast nicht einmal sauer dazu gesehen (1. Sam. 3, 13).

d. Vielmehr wohin führt solche Weisheit und Klugheit? Vgl. V. 24. Es wird Sodom erträglicher gehen, denn dir.

2. Nur in Jesu ist Ruhe zu finden.

a. Die Einladung: Kommet alle, kommet her!
1. Ihr Beladenen,
aa. von eurer Sündenschuld,
bb. von allerlei Kreuz, das auf euch liegt.
2. Ihr Mühseligen,
aa. die ihr Anfechtung und Versuchung leidet,
bb. die ihr euch abmüht um das Eine, das Not tut.

b. Die Bedingung:
1. lernt von Jesu Sanftmut und Demut,
2. nehmt auf euch sein Joch (Joh. 15, 34 f.; Joh. 14, 15).

c. Die Verheißung:
1. das sanfte, leichte Joch. Wo das Joch die Ochsen wund drückt, nimmt man ein leichtes Joch und tut ein Polster drunter; so hat Jesus ein leichteres Joch als das Gesetz und das Polster seiner Liebe, das uns die Last tragen hilft.
2. die Erquickung. Was ein Stück Brot dem Hungernden, ein kühler Trunk dem Verschmachtenden, das Rettungstau dem Ertrinkenden, das bietet Jesus der müden Seele: Ruhe.

C. Ebr. 4, 11.

---

8. Lukas 5, 33—39.

An der Sünderliebe des Heilandes nahmen die Pharisäer Anstoß (V. 30), der sie ihr äußerliches Gesetzeswesen gegenüber stellen. Jesus aber weist sie zurück damit; denn es ziemt sich für die erlöste Seele nicht, in Gegenwart ihres Bräutigams zu fasten und sauer zu sehen. Zudem hilft es auch nichts; denn es ist Flickwerk und Stückwerk, das den großen Grundschaden, den alten Adam ganz unangetastet läßt. Daher wir unserem Text heute die Mahnung entnehmen:

Nur kein Flickwerk an deiner Seele!

1. Es ist töricht und schädlich.

a. Was ist das alte Kleid? Das zeigt sich auf ganz verschiedene Weise, bei dem feinen Städter, bei dem schlichten Bauer, dem reichen

Millionär und dem armen Landstreicher. Wenn es aber auch verschieden aussieht, es ist im Grunde bei allen dasselbe. Das Kleid des alten Menschen heißt Sünde, heißt Gleichgiltigkeit gegen das Evangelium, heißt Werk- und Selbstgerechtigkeit. Die neuen Lappen aber? Ei, das sind die Vergebung der Sünde, der Glaube, die äußere Kirchlichkeit. Gewiß, sie sind Teile des Hochzeitskleides, uns von Jesu im Evangelio dargereicht. Du darfst das Evangelium nur nicht auseinander trennen, und die einzelnen Stücke davon nehmen, sonst sind es Lappen, die nichts wert sind.

b. Nun sieh, wie der Mensch es so gerne macht. Da hat das Wort Gottes jemand in sein altes Sündenkleid einige garstige Löcher gerissen. Nun besieht er sie und sucht unter den Flicken und Lappen. Auf das größte Loch wird schnell der Satz von der Vergebung der Sünde geheftet. Das kleinere dort, das stopft er zu, wie er meint, indem er sich darin bessert, und die andern kleinen Löcher und Risse, nun die wird Gott ja nicht sehen. Man ist ja doch kein Räuber, Ehebrecher u. s. w., oder gar wie dieser Zöllner. Oder die Gleichgültigkeit hat einmal durch Gott einen Stoß bekommen. Du merkst, in dem alten Schlauch gährt der neue Most. Anstatt aber nun den Most in ein neues Gefäß zu füllen, wird das alte notdürftig aufgeflickt dadurch, daß du einigemal wieder zur Kirche, und wenn's hoch kommt, auch zum heil. Abendmahl gehst. Das ist nichts ganzes, sondern eitel Flickwerk. Oder die Selbstgerechtigkeit wird fadenscheinig. Wir sehen, ohne Glauben kommen wir nicht aus. Was tun? Da wird vom Glaubensbekenntnis der Flicken des ersten Artikels abgerissen. An das Werk der Schöpfung wollen wir ja wohl gern glauben; aber mit der Erlösung und der Heiligung darf man nicht kommen; die Flicken passen doch zu schlecht zum alten Kleid.

c. Aber wie töricht ist das doch! Ob dir keine Sünde vergeben ist, oder beinahe alle, das ist ein und dasselbe. Wer an einem der Gebote schuldig ist, der hat sie alle übertreten. Gott läßt sich nicht täuschen. Ob wir am jüngsten Tage das alte Kleid auch so drehen, daß die neuen Lappen am ersten und besten ins Auge fallen, Gott sieht das alte Kleid doch darunter, und dann heißt es Matth. 22, 12. 13. Wie bist du hereingekommen? Aber auch wie schädlich! Der neue Lappen reißt doch wieder vom Kleide. Willst du dich auch bessern — als ob der Mensch sich aus sich selbst bessern könnte —: das alte Kleid sitzt doch viel bequemer, wie der alte Wein auch milder ist, und ehe du dich es versiehst, ist der Teufel des Menschen wieder mächtig geworden, die Lappen reißt er ab, und das alte Kleid ist ärger denn vorhin, der alte Schlauch ist zerrissen, der neue Most ist umgekommen, die Perlen sind vor die Säue gefallen, und die Seele ist auf ewig verloren. Drum ja kein Flickwerk dulde an deiner Seele. Dein Beispiel möchte auch andern schaden. Ein Missionar gab einem chinesischen Schneider einst einen Rock, um nach dessen Muster einen neuen zu machen. Als der

Mann aber sein Werk ablieferte, da hatte er in dem neuen Rock, gerade wie es im alten war, einen großen Flicken angebracht. Das Kleid deiner Seele ist auch ein Muster für deine Kinder, dein Gesinde, deine Nachbarn. Darum noch einmal kein Flickwerk; dadurch wird man nur, wie der Pharisäer Beispiel zeigt, zum Feinde Jesu. Deshalb ruft uns der Text zu:

2. Machet alles neu!

a. Siehe, es ist alles neu geworden. So laß es in deiner Seele auch neu werden. Das alte ist vergangen und vergeht fortwährend. Darum den alten Rock nicht flicken, nicht mit neuen Lappen, aber mit alten erst recht nicht. Man kann den Teufel nicht durch Beelzebub austreiben. Sondern ganz fort mit dem alten. Wie man die alten Kleider des an ansteckender Krankheit gestorbenen Menschen wohl verbrennt, so tue du auch. Der alte Adam in dir ist tot. Aber an seinem alten Kleide haftet der Ansteckungsstoff der Sündenpestilenz. So nimm das alte Kleid und wirf es ins Feuer. Es ist dir besser, daß dein Kleid verbrenne und du nackend zu Jesu kommst, als daß du mitsamt deinem Kleide ins ewige Feuer geworfen werdest. Liebe Freunde, ihr kennt die Geschichte Luk. 10, 30—37. Gebe Gott, daß auch euch das Wort Gottes ausziehe und halbtot liegen lasse, damit euch der barmherzige Samariter findet und euch ein neu Kleid gebe!

b. Der alte Adam ist ausgezogen. Wir können vor Gott nicht nackend stehen. Die alten Schläuche sind zerrissen. Worin sollen wir den Most fassen? Ziehet den neuen Menschen an (Eph. 4, 24), der nach Röm. 13, 14; Gal. 3, 27 der Herr Jesus Christus ist; dann stehst du nicht mehr nackend, sondern Christi Blut und Gerechtigkeit u. s. w. Und sind deine Schläuche zerrissen, komm zu Jesu, der da spricht: Siehe, ich mache alles neu. Der gibt dir ein neues Gefäß, ein neues Herz.

Nun zum Schluß, mein Christ, auf den Anfang zurück. Wir gehören zu den Hochzeitleuten. Hole dir dein hochzeitlich Kleid bei dem großen Könige, der seinem Sohn die Hochzeit ausrichtet. Er gibt es dir. Dann bist du bereit zu der ewigen Hochzeit, da der Bräutigam nicht wieder von dir genommen wird. Amen!

---

9. Lukas 5, 1—11.

A. Alle Christen sollen Missionare sein. Natürlich nicht im engsten Sinne, Prediger unter den Heiden, aber doch Liebhaber, Förderer und Unterstützer der Mission. Jesu Wort, V. 10, gilt uns allen. Darum:

Werfet das Missionsnetz aus!

1. Wer ist ein Missionar?

a. Zuerst der Heiland selbst. Hier fängt er nur drei Seelen, aber später hören wir von 12, von 70, von 3000. Und doch erst ¼ aller

Menschen gefangen, ¾ warten noch des Fischers. Darum spricht der Herr: Fahre auf die Höhe!

b. Auch d u sollst von nun an Menschen fangen. Viele zwar haben, wie Jonas, keine Lust. Darum gibt der Herr den Befehl: Du wirst fangen. Das ist mehr als ein Befehl, das ist ein Schöpferwort, das die Erfüllung in sich trägt. Wie Jonas sich sträubte, er mußte. Auch du mußt. Freilich, ein jeder hat einen andern Fischgrund, Aeußere, Innere Mission, Diakonie, Waisenpflege u. s. w. Den dürfen wir uns aber nicht suchen, sondern bekommen ihn angewiesen, auf der Höhe, oder im stillen Wasser des täglichen Lebens. Da wirf dein Missionsnetz aus.

2. W i e w i r d m a n e i n M i s s i o n a r ?

a. Zuerst Jesu Wort hören. Das kann man auch bei der Tagesarbeit. Petrus hört es beim Netze waschen. Man hört es auch am Sonntag, wenn man ein wenig vom Lande abfährt. Hast du so oft schon Predigten gehört über Luk. 10, 30—37 oder Matth. 20, 1—16, und bist noch immer kein Missionar?

b. Sodann Jesu Wort gehorchen. Unbesehen und ohne Murren gehorchen, selbst mit Opferung deiner eigenen Vernunft, wie hier Petrus, oder alles des, was dir sonst lieb sein mag, das ist nötig, wenn du ein Missionar werden willst. Jesu Wort aber steht da: Wirf dein Netz aus. Wo ist der Gehorsam?

c. Endlich Jesu Gaben in Demut empfangen. Herr, gehe hinaus. Ich habe es nicht verdient, was du an mir getan und noch tun willst, vgl. Matth. 8, 8. Darum: für deinen ewgen Kranz, mein armes Leben ganz. Mit ganzer Treue sein Gemahl lieben und ehren. Seele, ganze Liebe und Treue fordert auch dein Bräutigam, der Heiland.

3. W a s s c h a f f t d e n n e i n M i s s i o n a r ?

a. V. 6 f. So sollen auch die Heiden in deinem Licht wandeln (Jes. 60, 3). Der Herr verheißt seinen Segen auf die Arbeit zu tun (Hag. 2, 10). Der Kleinmut eines Elias (1. Kön. 19, 14) oder die Klage eines Jesaja (53, 1) ziemen sich nicht für den Missionar, denn die Verheißung heißt: Das Wort soll nicht leer zurückkommen (Jes. 55, 11).

b. Das kommt daher, daß nicht du redest, sondern der Heilige Geist durch dich. Du bist nur das Schwert in der Hand des, der die Menge zur Beute hat (Jes. 53, 12). Die Sach ist dein, Herr Jesu Christ, u. s. w. Er hat verheißen: Ein Hirt und eine Herde. Er wird auch dafür sorgen, daß es also geschehe.

c. Vorwärts, Christi Streiter, in den heilgen Krieg.

R. Seeberg: Grundwahrheiten der christlichen Religion.

(Sechzehn Vorlesungen vor Studierenden aller Fakultäten der Universität Berlin im Winter 1901—1902 gehalten.)

P. G. Fr. Schütze.

„Es geziemt sich nicht für Streiter eines Heeres, sich angesichts des Feindes zu duellieren.“ Mit diesem Gedanken ging ich an die Lektüre des Seebergschen Buches, da Prof. Seeberg bisher als einer der wenigen positiven deutschen Theologen galt. Aber nach beendeter Lesung des Buches kann ich auf Seeberg nur ein Wort von ihm selber anwenden: „Was die Botschaft von Christus hindert, das ist zu bekämpfen, und zwar mit aller Kraft“ (S. 143). Denn wenn S. das Christentum, wie er es versteht, für sich allein behält, so geht uns sein Christentum nichts an — das ist seine eigene Sache. Wenn er aber als öffentlicher Lehrer dies Christentum dem Verständnis der Gebildeten unserer Tage zugänglich machen will, dann ist es unser aller Sache, die wir mit zu bauen haben am Reiche Gottes. Zwar will S. sich ausdrücklich verwahren, daß man den „Standpunkt“ als oberste Frage hinstellt, da diese Vorlesungen kein Kompendium der Dogmatik seien (S. 4), aber mit Unrecht. Es gibt kein unreines oder falsches, kein mehr oder minder berechtigtes Christentum, und es gibt nur einen Standpunkt, von dem aus die Lehre eines Menschen als „christlich“ oder „unchristlich“ angenommen oder verworfen werden muß, den Standpunkt der Bibel. Da nun Seeberg auf diesem Standpunkt in seinem Buche nicht steht, so muß er sich gefallen lassen, daß wir seine Botschaft als „der Botschaft von Christo hinderlich“ ansehen und daher mit aller Kraft bekämpfen. Jedoch müssen wir S. die Gerechtigkeit widerfahren lassen zu bekennen, daß seine Vorlesungen viel höher stehen als die Harnacks, mit der sie sonst manche Aehnlichkeit aufweisen. Ja hätte S. es bei den ersten sieben Vorlesungen, die die Wahrheit der christlichen Religion behandeln, bewenden lassen, so hätte man dies Buch freudig empfehlen können, trotz einiger Ausstellungen, die ein geschätztes Wechselblatt auch an diesen ersten Vorlesungen zu machen hat. Um so energischer müssen wir aber dem zweiten Teile: „Die Wahrheiten der christlichen Religion“ widersprechen. Daß S. keine scharfen dogmatischen Formulierungen gibt, erklärt sich wohl aus dem Zweck des Buches, auch die Entfernten zu ziehen, die oft ihre Abneigung gegen den Glauben auf die unverständlichen und unsympathischen „Lehren“ schieben (S. 94). Es erschwert aber für den Leser das Verständnis, daß er sich den Kern immer erst aus der Schale heraussuchen muß und täuscht auch wohl über manche nicht stichhaltige Behauptung hinweg.

Die entscheidende Frage in der christlichen Religion ist nun die: Wie dünket euch um Christo? Wes Sohn ist er? Seeberg gibt aber nicht die biblische Antwort. Wir hören (S. 77): „Das Göttliche in Christo ist die absolute Liebesenergie (!).“ „Das Wesen Gottes ist ihm

(Luther) aber nicht eine unendliche Substanz, sondern Gott ist der persönliche geistige Wille der Liebe, die allmächtige Herrschaft der Liebe. Diese ewige Liebesenergie erfüllt die menschliche Seele Jesu. Das ist die Gottheit Christi. (S. 112)." Luther hat stets, wie wir bisher glaubten, die Frage gestellt, wie ist der wahrhaftige Gott Mensch geworden (cf. großer Katechismus, 2. Artikel, Schmalkald. Art., Teil I.), Seeberg aber belehrt uns eines andern. Wenn wir nun nur auch wüßten, wo Luther das gelehrt hat! Weiter: „Was uns durch ihn (Christus) wird, wird ihm aus Gott, und was in uns klein und bruchstückweise, gehemmt und zerstreut geschieht, geschah in ihm ganz (S. 114)." „Der Wille Gottes wählte den Menschen Jesus zu seinem Organ .... Er schuf den Menschen Jesus, wie einst den ersten Menschen zu seinem Organ ... und verband sich vom ersten Moment der Existenz des Menschen Jesus mit ihm, er wirkte auf ihn ein und durchdrang sein Empfinden und Wollen. So wurde der Mensch Jesus 'Sohn Gottes' (S. 114)." Wenn nun auf S. 118 auch zugegeben wird, daß in der Formel „Vater, Sohn und Geist der Begriff, Sohn Gottes, eine andere und höhere Bedeutung hat, als in der gewöhnlichen Verwendung," so wird das doch sofort wieder zurückgenommen durch die folgende Erklärung der Dreieinigkeit. Alle Erklärungen, „daß 3 auch 1 sein können," sind „Sophismen" und beschreitet S. darum einen andern Weg, nämlich die Dreieinigkeit als Dreifaltigkeit aus der dreifachen Richtung der Unendlichkeit göttlicher Wirkungen zu erklären. „Gott will, daß die Welt sei und werde (als der Vater);" „Gott will, daß eine Kirche sei und werde (als der Sohn);" „und Gott will, daß eine Vielheit einzelner Seelen sein werde (als der Geist)." „Mehr und anders als diese drei Willensentschlüsse zu realisieren, tut Gott nicht, oder wir können doch von weiterem nichts sagen." „Darum werden in dem ewigen Gott jene drei Willensentschlüsse ewig neben einander und mit einander sein (S. 119). In jedem ergeht sich die ganze göttliche Person, und jeder von ihnen unterscheidet sich vermöge seiner besonderen Absicht und Wirkung von dem anderen, so sehr die Wirkungen auch zusammenlaufen und auf einander bezogen sind. Das ist der eine Gott, den die Christenheit kennt, eine Person, die sich als dreifaltige Person offenbart." Das ist mit Seebergs eigenen Worten seine Ansicht von Gott. Wir gehören zwar nicht zu den Theologen, die für jede, von der ihren abweichende Ansicht gleich einen Vorgänger aus dem Ketzerkatalog wissen, können aber doch nicht umhin, die Richtigkeit des schon mehrfach Seeberg gemachten Vorwurfes anzuerkennen, daß diese Lehre sich stark mit der des Sabellius berührt. Bezeichnend ist es, daß das alte sabellianische Schlagwort "Energeia" (vgl. Kurtz, Kgesch., § 40, 6) sich auch bei Seeberg als „Energie" oder „Wille" wiederfindet. Wenn Seeberg auch (S. 120) emphatisch erklärt, „Jesus Christus war Gott und Mensch", so ändert das nichts an der Tatsache, daß S. doch augenfällig Jesum für den reinen Menschen hält (wie wir schon gezeigt haben), erscheint vielmehr nur als Spiegelfechterei à la Ritschl und

Harnack. Jener nämlich nennt Christus Gott, weil ihn die Urgemeinde als solchen anerkannt habe, und dieser setzt Jesum auf den Thron der Geschichte als Gottessohn. So darf man sich von dem Worte Seebergs: „Jesus Christus war Gott und Mensch" nicht irre führen lassen. Sie wollen sagen, daß „der persönliche Gotteswille zum Heil der Menschheit ist in dem Menschen Jesus offenbar und wirksam geworden (S. 120)."

Da nun Seeberg sich nicht auf den Mittelpunkt des Kreises christlicher Lehre stellt, ist es nicht mehr verwunderlich, daß sich der Kreis seiner Ausführungen nicht mit jenem Kreise deckt, sondern nur stellenweise schneidet oder trifft. Heterozentrische (d. h. von verschiedenen Zentren ausgehende) Kreise können sich nie decken. So ist auch Seebergs Lehre vom „Werk Christi" nicht biblisch, sondern der erbärmlichste Rationalismus. Man höre: „Indem Jesus Christus, der Gerechte, alle Leiden über sich ergehen ließ, ohne in seiner Gerechtigkeit zu schwanken, bewährte er die Kraft des Guten und sühnte dadurch — leidend und sterbend — die Sünden der Menschheit (S. 129)." Als Paraphrase zu Joh. 1, 29. 36 genommen, wirkt das beinahe wie jene Paraphrase aus alter rationalistischer Zeit zu Matth. 26, 26: „Genießen Sie ein wenig Brot. Tugendkraft liegt nicht darin; die liegt in Ihnen." Auch in diesem Abschnitt von dem Werke Christi können wir also mit Seeberg nicht übereinstimmen, weil er den offenbarten Tatsachen widerspricht. Und das weiß Seeberg selbst auch recht gut; denn er gibt zu, daß seine „Gedanken sich von den populären Theorien unterscheiden (S. 130)." Was ist aber wohl Tatsache und was Theorie, wenn wir neben einander stellen Jes. 53, 4 ff. und folgenden Satz: „Jesus Christus bricht die Macht der Sünde in uns durch seine göttliche heilige Geisteskraft, und er überwindet das Schuldbewußtsein in uns durch seine am Kreuz *bewährte heilige Menschheit*"*) (!!) (S. 128). Oder hören wir: So aber empfand die Menschheit an seiner Gestalt den Menschen, wie er vor Gott gilt. Und deshalb *erwuchs* aus seinem Leben und Leiden *das Urteil**) (man höre!!), daß er uns vor Gott 'vertritt', und daß wir durch ihn mit unserem gottwidrigen sündhaften Wesen vor Gott 'bedeckt' sind u. s. w. (S. 128). Wenn Seeberg wirklich meint, daß er in solchen Gedanken Christum so versteht, „wie der schlichte Christ ihn empfindet wegen der Wohltat Christi, die er erfahren (S. 120)," dann kennt er keine schlichten Christen.

Was sodann Seeberg von den Sakramenten zu sagen hat, ist ungemein wenig (gerade eine Seite) und schwächlich, aber hinreichend, um uns Grund zum Widerspruch zu geben. Von der Taufe sagt Seeberg: „Nicht um eine Einflößung von 'Keimen neuen Lebens'—was soll man sich dabei denken?—handelt es sich in ihr, sondern darum, daß Gott das Kind seiner Herrschaft und Liebe unterstellt, und daß das Kind in diese Sphäre gerückt ist und in ihr erhalten werden soll (S. 137)." Ist letzteres auch unstreitig richtig — die Taufe ist die Aufnahme in die Ge-

*) In der Vorlage nicht gesperrt gedruckt.

meinschaft mit Gott und der gesamten Kirche — so ist es doch nicht ausreichend; denn es fehlt in dieser Erklärung die Wirksamkeit des Heiligen Geistes, eben die als unvernünftig bezeichnete Einflößung neuen Lebens. Auch über das Abendmahl weiß Seeberg nur zu reden von der Erwartung, Stimmung, dem Glauben, welchen jede christliche Abendmahlsfeier voraussetzt, erzeugt und vertieft (S. 137).

Abschließend müssen wir noch auf einen Gedankenkreis Seebergs eingehen, der zwar nicht im Zusammenhang vorgetragen wird, sondern nur hier und da angedeutet, aber doch von großer Wichtigkeit, weil er jetzt im Vordergrund erregter Debatten steht und voraussichtlich bleiben wird, bis die moderne Theologie sich überlebt hat. Wir meinen das Verhältnis von Theologie und Kirche. Und gerade aus diesem Gedankenkreise heraus möchten wir alle diejenigen, die mit unserem Widerspruch gegen Seeberg, Harnack u. s. w. nicht einstimmen, bitten, unsere Kritik zu beurteilen. Sehr richtig sagt Seeberg (S. 67): „Hätten wir nur 'akademische Theologen', so könnte man diesen Kämpfen sehr ruhig zusehen, und es ergäbe sich eine Verständigung über die gegenseitigen 'Standpunkte', rascher vielleicht, als man denkt. Aber wir haben eine Kirche, und das gibt den Gegensätzen die Spitze, und dem Kampf der Meinungen die Schärfe. Was in der Theologie wirklich von Wert ist, das hat schließlich p r a k t i s c h e*) o d e r k i r c h l i c h e Tendenzen. Darum muß der Streit getragen werden, aber darum kann auch die Kraft frisch und das Gemüt unverbittert erhalten werden." „Grade weil aber die Kirche in einer festen Beziehung von unendlicher Bedeutung zur Welt steht, darf sie nie verweltlichen." (S. 139 f.) „Die weltliche Kirche ist nichts für die Welt, und die unweltliche Kirche ist alles für die Welt." (S. 140.) „Diese Beziehung erfordert zunächst, daß die kirchliche Gedankenwelt sich vor der Weltauffassung des betr. Zeitalters behauptet, und daß sie die Formen empfängt, die sie hierzu befähigen (S. 140). So weit können wir S. mit Ausnahme der letzten Hälfte des letzten Satzes nur beipflichten. Wie aber, wenn diese Formen, die, nach S., zu finden eine Aufgabe der theologischen Wissenschaft ist, den Inhalt der kirchlichen Gedankenwelt eben nicht behaupten, sondern negieren, und sich einen unkirchlichen Inhalt herein krystallisieren? Können wir da mit Seeberg sagen: „Die Männer, welche das kirchliche Leben leiten, werden in der Regel die Formen und die Ideen, in denen sie heranwachsen . . . für die besten, ja einzig möglichen halten. Sie werden Widerspruch erheben oder sich doch gleichgültig verhalten gegen die Resultate des Fortschreitens wissenschaftlicher Erkenntnis, und das um so mehr, als auf der andern Seite die Vertreter der Wissenschaft auch dazu neigen können, ihre jeweiligen Erkenntnisse und Beobachtungen vorschnell als die Wahrheit, der die Zukunft gehört, hinzustellen . . ."? Dürfen wir nach diesem Eingeständnis der Möglichkeit der Verfehlung auf Seiten der Wissenschaft, die Schuld des Konfliktes nur

*) In der Vorlage nicht gesperrt gedruckt.

bei der Kirche und deren Leitern suchen, die als laudatores temporis acti stets im alten Geleise trotten? Im Gegenteil, wir wollen lieber, gerade der praktischen Bedeutung solcher Fragen wegen, bei dem bleiben, was Gott uns in seinem Worte selber sagt. Da wissen wir, haben wir reine Wahrheit. „Handelt es sich darum, zu entscheiden, was wirklich Christentum ist, so soll man bei denen nachfragen, die unter der ursprünglichen Wirkung des Geistes Christi standen." „Christlich ist nur, was sich vor den Urkunden des Urchristentums legitimiert." (S. 55.) So finden wir denn aus den eigenen Worten Seebergs unsere Berechtigung, der Wissenschaft, in ihrem Konflikt mit der Kirche, den Dienst zu versagen, weil wir eben nicht vorschnell die sogenannten „wissenschaftlichen Ergebnisse" uns aufoktroyieren lassen wollen, zumal sie nach S. (S. 130) „sich von den populären Theorien unterscheiden." Aber diese angeblichen Theorien sind Gottes Offenbarung, und darum — bei aller Anerkennung des vielfachen Schönen und für den Theologen Belehrenden bei Seeberg, wovon der „Friedensbote" ja etliche Proben gebracht hat — darum gilt es, mit frischer Kraft und ohne Erbitterung aber doch mit ganzer Energie, einen Kampf zu führen gegen solche Wissenschaft. Das Ende und Resultat dieses Kampfes ist: „Dem Glauben ist der Sieg der Wahrheit gewiß." (S. 140.) Da aber Seebergs Grundwahrheiten nicht „die Wahrheit" sind, so gedenken wir noch den Sieg der belächelten populären Theorien über die Grundwahrheiten zu erleben.

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Folgende zwei Items fanden wir in einem Wechselblatt (Ev. Ztschr.):

Stiche in ein Wespennest. Rev. J. K. Smith von Louisville, Ky., predigte am 1. März über „Die Sünden in den höheren Kreisen", und kam zu dem Schluß, daß die in Samt verübten Laster genau so schlimm wären, wie diejenigen, welche in Lumpen begangen würden. Die Spieler im Parlor wären so schlimm wie diejenigen in der Spielhölle und die Frauen der besseren Kreise, welche im Geheimen sündigten, wären um kein Haar besser, wie die gewöhnlichen Straßendirnen. Die höhere Gesellschaft wäre ein Sammelplatz der Heuchelei und unter den Damen derselben mache sich eine geradezu männliche Rohheit bemerkbar. Die Predigt hat heftig eingeschlagen. Rev. William C. Richardson, Pastor der fashionabeln St. James Protestant Episcopalkirche in Philadelphia hat neulich eine ähnliche Predigt gehalten, die seine Glieder in große Aufregung versetzte. Sein Text war Jes. 44, 15 ff. Richardson illustrierte seinen Text durch Beispiele aus dem gesellschaftlichen Leben der sogenannten besseren Gesellschaft, die ihm Gelegenheit zu einer donnernden Philippika wider Sonntagsentheiligung und Völlerei gaben. Die Anhäufung großer Reichtümer habe den Luxus im Gefolge gehabt, man wohne in Palästen, aber das häusliche Leben sei dahin. Nicht genug, daß die Woche sechs Tage habe, die anstatt der Arbeit dem Vergnügen und der Schlemmerei gewidmet werden könnten, in letzter Zeit müsse auch

noch der Sonntag dazu herhalten; der Kirchenbesuch nehme in erschreckender Weise ab, dagegen bürgerten sich Sonntagsgastereien und Festivitäten ein. Der Alkoholismus steige rapide, und die Gesellschaft sei in dringender Gefahr, durch ihn verseucht zu werden. Sogar die jungen Damen der Gesellschaft hielten sich nicht mehr von dem Laster der Genußsucht frei, ihr Atem rieche nach Alkohol und in ihren Kleidern trügen sie Zigarettenrauch mit sich herum, dabei seien sie noch dem Spielteufel verfallen und hazardierten um ihre Taschen- und Nadelgelder. Die Glieder der Gemeinde stellen die Angaben ihres Predigers in Abrede, jedenfalls seien sie übertrieben. Was es weiter gibt, dürfte sich bald zeigen.

Weiße Sklavinnen. Die „Westl. Post" von St. Louis schreibt: „Daß der internationale Mädchenhandel, der Handel in weißen Sklavinnen, „kein leerer Wahn" ist, wird gegenwärtig der Stadt St. Louis durch Enthüllungen empörendster Art bewiesen. So schrecklich sind sie, daß man sie für die Ausgeburt einer krankhaft überreizten Phantasie halten würde, wenn man ihnen in einem Sensations- und Verbrecher-Roman begegnete. Mitten im Geschäftsteil der Stadt, an einer der belebtesten Straßen, macht sich dieser Handel in weißen Sklavinnen breit, die nach dem berüchtigten „Padrone"-System ausgebeutet werden und ihren kläglich erworbenen Sündenlohn an den „Padrone" abzuliefern haben. Den unglücklichen Mädchen, die von schurkischen Unterhändlern durch glänzende Versprechungen von daheim fortgelockt und in einem fremden Land einem Leben der Schande, der Erniedrigung und des raschen Unterganges ausgeliefert worden sind, hat man ihre Kleider genommen und ihnen dafür Tricots und kurze Balletkleider gegeben, um ihnen das Entkommen unmöglich zu machen. Da hat man nun in letzter Zeit schauerliche Berichte gelesen von der schrecklichen Behandlung dieser armen Betrogenen in orientalischen und südamerikanischen Städten. Schlimmer aber kann es ihnen dort kaum gehen, wie in St. Louis, mitten in der Stadt, nach den soeben bekannt werdenden Enthüllungen. Die Mädchen sind vorwiegend Jüdinnen, die teils aus New York, teils aus Süd-Rußland und Oestreich-Ungarn hierher gebracht oder importiert worden sind, viele von ihnen ein paar Worte englisch radebrechend. Da sie in den Häusern angeblich gewissermaßen gefangen gehalten wurden, so war es ihnen unmöglich, sich mit der Außenwelt in Verbindung zu setzen und ihre unglückliche Lage voll und ganz zu begreifen. Die Polizei stand mit den „Padronen" in Verbindung und erhielt von dem Sündengeld. Der unerschrockene Kreisgerichtsanwalt Volk ist hinter den Verbrechern, die Grand Jury hat schon etliche der Hauptmänner in Anklagestand versetzt.

Abschaffung aller Strafen. Gegenüber den Verbrechen, die ohne durch die Armut und Not des Lebens hervorgerufen zu sein, täglich begangen werden, begangen in den höchsten Kreisen der Gesellschaft, — man denke nur an die epidemisch werdenden Hofskandale der alten Welt — alle dem gegenüber gehört ein gut Teil Verblendung und Torheit dazu, wenn ein Advokat unseres Landes die Abschaffung aller Strafen für verübte Verbrechen befürwortet.

Dieser Edle, Clarence S. Darrow ist sein Name, hat den Traum ausgeheckt, daß innerhalb einer Generation alles Verbrechen könnte zum Stillstand gebracht werden, wenn man dem Verbrecher eine Gelegenheit gäbe, sich zu bessern. Er ist schon seit bald 30 Jahren ein Advokat, hat aber in dieser

langen Zeit das radikale Böse noch nicht kennen gelernt, und daß der Sitz der Bosheit tiefer liegt als in den äußerlichen, armseligen Umständen, in welchen viele Menschen zu Verbrechern ausreifen. Von einer vergeltenden Strafgerechtigkeit will er nichts wissen. Er meint, mit allen Strafen könne das Böse, das der Verbrecher getan hat, nicht wieder gut gemacht werden. Seine Gründe für seine absonderliche Idee sind die:

Es könne durch keine Beweisgründe der Vernunft bewiesen werden, daß die Ungerechtigkeit, jemand zu töten, durch Hinrichtung des Mörders wieder gut gemacht werde; oder daß Raub und Diebstahl durch Einsperren des Diebes wieder gut gemacht wird. Die Tatsache, daß die Zahl der Gefängnisse im Wachsen begriffen sei, beweise, daß die Bestrafung die Uebeltäter nicht vom Verbrechen abhalte. Ob Brüderschaft, Liebe und Nichtwiderstehen dem Uebel die Verbrechen mindern würde, darüber möge wohl debattiert werden, aber sicher sei es, daß die Bestrafung die Verbrechen nicht mindere. — England schickte den Abschaum der Gesellschaft nach Australien, aber diese selben Verbrecher wurden friedliebende, ordentliche Bürger, die voll die Rechte anderer respektierten, als sie in den weiten Ebenen eine Gelegenheit hatten, ihren Lebensunterhalt zu erwerben. Sein Programm ist das, zu sorgen für mehr gleichmäßige Verteilung des irdischen Guts, die Gefängnisse niederzureißen, die Gefängnisbeamten zu entlassen. Denn Gewalt gegen die Verbrecher erzeuge nur Gewalt!! Er würde dem "mob law" den Vorzug geben vor den jetzigen Zuständen. D. h. das „Faustrecht“ wäre ihm lieber als geordnetes Gerichtswesen, das den friedliebenden Bürger vor den Verbrechern zu schützen sucht.

Wir haben hier wieder ein Beispiel, was der unsinnige Humanitätsdusel anrichten kann, der von der göttlichen Autorität des Gerichts (Röm. 13, 1—4) nichts wissen will, und die Bestien ungestraft auf die Menschheit loslassen möchte in der Hoffnung, daß diese Bestien von selbst — besser werden, wenn man sie ungestraft ließe!

Ein Mensch, der so sehr vom göttlichen Rechte sich entfernt hat, taugt als Rechtsanwalt so wenig als ein Theologe, der an die Stelle der göttlichen Wahrheit die Fündlein menschlicher Vernunft setzt, als Pastor zu brauchen ist.

Die Schmach des Götzenhandels hat jetzt auch in Amerika sich eingestellt. Verschiedene amerikanische Firmen haben sich nicht entblödet, Götzen für Korea und Japan herzustellen und in den Handel zu bringen.

Es ist noch nicht genug, daß der Handel mit schlechtem Fusel und mit Pulver und Blei wilde und rohe Nationen noch tiefer in die Tierheit hinabstürzt; „christliche“ Kaufleute müssen durch ihren fluchwürdigen Handel die Aermsten auch noch tiefer in die Nacht des Götzenwesens hinein verstricken helfen. — Und angesichts solcher Nichtswürdigkeit und Bosheit halten Humanitätsnarren die strafende Gerechtigkeit Gottes für eine abgetane Sache. Wie werden sie einst mit Schrecken erfahren: Es ist schrecklich in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen!

Ein „Sakrilegium“, begangen in Boston, hat die ganze „religiöse Welt“ von Neu-England in ihren Grundfesten erregt. Was ist geschehen? „Lit. Dig.“ bringt ein Bild von Dr. Edw. Everett Hale mit der Unterschrift: „Seine Teilnahme am heiligen Abendmahl in der Trinitätskirche zu Boston hat die religiöse Welt bis ins Zentrum erschüttert.“

Was hat es auf sich mit dieser Sache? Pastor Dr. Hale, ein Mann von 80 Jahren, ist ein wohlbekannter Geistlicher der Unitarier, die bekanntlich die Gottheit Christi und die Dreieinigkeit leugnen. Er hat, wie berichtet wird, schon früher öfters teilgenommen an der Abendmahlsfeier der Episkopalkirche, ohne daß jemand ihn darüber getadelt hatte. Nun wurde am 23. Jan. d. J. in obgenannter Kirche die zehnjährige Gedächtnisfeier des Todes von Bischof Ph. Brooks gefeiert, mit welchem Dr. Hale befreundet war. Er beteiligte sich also auch an genannter Feier und trat auch mit an den Altar, als das heil. Abendmahl ausgeteilt wurde. Das nun wird in hochkirchlichen Blättern als ein Sakrilegium scharf verurteilt, und hat die „religiöse Welt“ bis ins Zentrum erschüttert.

Angenommen, daß in derselben Gesellschaft ein Plutokrat mit hinzugetreten wäre, der am Tage vorher seine Millionen abgeschworen hat, um den Staat um die schuldige Steuer zu betrügen, hätte das wohl auch jene „religiöse Welt“ bis ins Zentrum erschüttert?

Wenn in Deutschland durch den Apostaten Dr. Fr. Delitzsch die babylonische Verwirrung immer höher steigt in den gebildet sein wollenden Kreisen, so dürfen wir uns freuen, daß der amerikanische Dr. Prof. Hilprecht mit echt christlichem Mannesmut der unsinnigen Hypothesensucht Delitzschs entgegentrat in einem Vortrag, den derselbe auf Veranlassung des Oberhofpredigers Dr. Dryander vor einer glänzenden Gesellschaft, dem Hofstaat des Kaisers und der Kaiserin und anderen führenden Persönlichkeiten gehalten hat. Die gegen ihn ausgesprengten Verleumdungen von Delitzsch und Genossen konnte er als aus der Luft gegriffen zurückweisen.

Der trefflich redigierte „Deutsche Volksfreund“, den wir gerne in jeder christlichen Familie sehen würden, bringt folgende Proben der Exegese und der Beredtsamkeit des falschen Zionspropheten, Dr. Joh. Alex. Dowie. Dieselben sind dem offiziellen Organ desselben entnommen, das schon von vornherein den falschen Titel führt: „Blätter der Heilung“ (Leaves of Healing, cf. Offb. 22, 2).
In welcher Weise Dowie mit Bibelsprüchen umgeht, sei in Nachfolgendem an einem Beispiel erläutert. Gott hat gesagt, führt dieser wunderbare Kommentator aus, daß in den letzten Tagen sein Volk nicht nach Jakob, sondern nach Isaak genannt werden solle.

> Sie sollten nicht einmal nach Israel genannt werden, sondern „in Isaak soll dir der Same genannt werden.“
> Wir sind also Isaaks Söhne (Isaac' sons).
> Wir sind Sachsen (Saxons).
> Das I hat man allmählich fallen lassen.
> Unsre Rasse besteht aus den Isaac's—sons, den Saxons.
> Es ist ein neuer Name.
> Das israelitische Volk wird durch die Engländer und Skandinavier repräsentiert, die angelsächsische Rasse.
> Diese Sache macht keine Schwierigkeit. —

Du lachst, werter Leser? Du meinst, dieser Dr. Dowie sei ein guter Humorist, der gerne einmal sein Späßchen treibt? Nein, es ist ihm mit seiner Auslegung bitterer Ernst, ebenso wie nach seiner Meinung nicht der geringste Zweifel herrschen kann, daß die Dänen den Stamm Dan repräsen-

tieren. Der Name Dänemark bedeutet weiter nichts als Dan's-mark. ("They made a mark and did not go any farther, and so it was called Dan's-mark.")

Nach diesen überzeugenden Proben der eminenten etymologischen und ethnographischen Begabung „Elias' II." wollen wir auf den Inhalt der „Blätter der Heilung" etwas näher eingehen. Wir erfahren, daß

Elias II. eigentlich Elias III.

ist. Er selbst konstatiert das in einem Briefe an den „New Yorker Herald" in folgenden Worten:

> Ich bin fest überzeugt, und so sind es Zehntausende des Volkes Gottes, so weit die Welt geht, daß ich von Gott gesandt bin „im Geist und in der Kraft des Elias" als die dritte und letzte Manifestation dieses Propheten.
>
> Die erste Manifestation war in Elias (das Wort bedeutet: Jehova ist mein Gott), der zu Gilead weilte in den Tagen Ahabs und Isebels, vor bald 28 Jahrhunderten, als der Baalsdienst in Israel seine Triumphe feierte.
>
> Er war Elias der Zerstörer.
>
> Die zweite Manifestation des Elias war in der Person Johannes' des Täufers. (Matth. 10, 13. 14.)
>
> Er war Elias der Wegbereiter.
>
> Die dritte Manifestation des Elias ist in meiner Person, von der Christus nach Johannes des Täufers Tode gesprochen hat, als er die rabbinische Behauptung „„Elias müsse zuvor kommen", für richtig anerkannte und sagte: „Elias soll ja zuvor kommen und alles zurechtbringen."
>
> Ich bin Elias, der Wiederbringer. — —

Natürlich gibt es nur eine wahre Kirche, und das ist die „Christliche Katholische Kirche Zion", deren General-Aufseher (General Overseer) Dowie ist, Elias der Wiederbringer. Und der Beweis, daß die Dowiesche Zionskirche die wahre ist? Hier ist ein Pröbchen davon, wie Dowie seiner Zuhörerschaft den Bibelbeweis liefert, daß schon Jesaias von seiner Zionskirche geweissagt habe.

Dowie redet vor einer großen Zuhörerschaft über die Stelle bei Jesaias 14, 31. 32: „Heule, Tor, schreie, Stadt! Ganz Philisterland ist feige; denn von Mitternacht kommt ein Rauch, und ist kein Einsamer in seinen Gezelten. Und was werden die Boten der Heiden hin und wieder sagen? nämlich: Zion hat der Herr gegründet, und daselbst werden die Elenden seines Volkes Zuversicht haben."

Und nun zitieren wir wieder wörtlich aus den „Blättern der Heilung":

> Der Herr hat Zion gegründet.
>
> An wen richtet sich diese Weissagung? „Was werden die Boten der Heiden sagen?"
>
> Die Völker verlangen von Groß-Britannien und von Amerika eine wahrhaftige Religion.
>
> „Was soll man den Boten der Heiden antworten?"
>
> Daß der Herr den Methodismus gegründet hat?
>
> Zuhörerschaft: „Nein."
>
> General-Aufseher: Daß der Herr die Baptistenkirche gegründet hat?

Daß der Herr die Episkopalkirche gegründet hat?
Was ist die Antwort des Propheten?
Stimmen: Der Herr hat Zion gegründet.
General-Aufseher: „Der Herr hat Zion gegründet, und daselbst werden die Elenden seines Volkes Zuversicht haben.“
Lest die Stelle bei Jesaias 14, 31. 32.
Ich tue heute weit die Tore Zions auf für die Elenden des Volkes Gottes in all den Kirchen des Abfalls, für diejenigen, die geschlagen sind mit jenem lügenhaften sogenannten „Christian Advocate“.
Heraus aus den Kirchen des Abfalls!
Wenn ihr zu Gott gehört, gehet ein in Zion, u. s. w. —

Ist es möglich, daß von solchen exegetischen Jongleurstückchen sich Tausende die Augen blenden lassen?

Mit seinem ganz besonderen Haß beehrt der Pseudoprophet die Methodistenkirche. Und erst gar die Tabakskonsumenten!

Ein veritables Mistbeet von Schimpfwörtern hat sich der „Wiederbringer“ angelegt, um diese Lasterknechte zu geißeln. Der Herr hat starke Worte gebraucht gegen die Pharisäer und Heuchler, Petrus und sein Mitapostel konnten derb zugreifen, wo ihnen Heuchelei und Verstocktheit entgegentraten, Elias hat gegen Ahab und Isebel, gegen die Baalspfaffen und gegen das götzendienerische Volk kein Blatt vor den Mund genommen, aber die „dritte und letzte Manifestation des Elias“ geht über sie alle hinaus. Hier eine kleine Blütenlese von Dowieschen Schmeicheleien, die sich die Tabakskonsumenten ins Stammbuch schreiben mögen:

Sie sind wandelnde Stinktöpfe.
Pfui! Sie sind Stinktöpfe.
Die stinkenden Hunde!
Kein Hund würde handeln wie ihr, ihr stinkenden Bestien.
Ihr riecht wie Teufel, und ich glaube, daß ihr zum größten Teil Teufel seid oder schnell zu Teufeln werdet.
Euer Schlund ist ein offenes Grab.
Eure Frauen haben nie einen Kontrakt gemacht, mit solchen Vergiftern zu leben, wie ihr es seid, ihr dreckigen Hunde.
Ihr verdient die Peitsche, und ich wollte, ich könnte sie euch geben.

Ob das wohl genügt, um viele Tabakskonsumenten zu bekehren von ihrer üblen Gewohnheit?

Ausland.

Verbindung der deutschen evangelischen Landeskirchen. Noch vor der Wiederkehr des Weihnachtsfeiertages, an dem vor einem Jahre der Gedanke einer engeren Verbindung der deutschen evangelischen Landeskirchen durch die Sympathieerklärungen des Regenten von Sachsen-Koburg-Gotha und des Kaisers eine mächtige Anregung erfuhr, ist dieser Gedanke seiner Verwirklichung in bestimmter Gestalt näher geführt worden. Die vom 2. bis 4. Dezember in Frankfurt a. M. zwischen den dazu beauftragten Mitgliedern der Eisenacher Konferenz deutscher evangelischer Kirchenregierungen gepflogenen Beratungen haben zu einem Einvernehmen über die der Konferenz vorzulegenden Anträge geführt. Das dort erzielte Einvernehmen läßt hoffen, daß die bisher noch obwaltenden Bedenken überwunden werden, und sämtliche deutsche Landeskirchen zum Eintreten für ge-

meinsame Interessen, welche über die Zuständigkeit der einzelnen Kirchen hinausreichen, ein handlungsfähiges Organ erlangen. Aus der Eisenacher Konferenz heraus soll ein ständiger Arbeitsausschuß mit dem Sitz in Berlin und mit Recht selbständiger Initiative in solchen Angelegenheiten errichtet werden, die als gemeinsame der deutschen evangelischen Kirche anzuerkennen sind. Dabei wird außer der Förderung der deutschen evangelischen Gemeinden im Auslande und in den Kolonien auch an die Vertretung der Interessen der deutschen evangelischen Kirche auf verschiedenen anderen Gebieten des kirchlichen Lebens gedacht. Die Selbständigkeit der einzelnen Landeskirchen in ihrem Bekenntnisstand, dem landesherrlichen Kirchenregiment und der kirchlichen Ordnung und Verwaltung soll unberührt bleiben. Aber der Ausschuß wird berufen sein, in fortlaufender Arbeit für vieles, was der gemeinsamen kirchlichen Wohlfahrt dienlich ist, seine gewichtige Stimme zu erheben. (Chronik der Chr. W.)

Die „Evang. Kztg." 1 schreibt in einem langen Leiter über die theologischen Richtungen und die Ritschlsche Sekte: „Wir müssen dagegen Verwahrung einlegen, daß man die Ritschlsche Partei zu den theologischen Richtungen innerhalb der evangelischen Theologie rechnet; die Ritschlschen Theologen sind keine evangelischen Theologen, sondern sie sind die Theologen der Ritschlschen Sekte, denn den Anspruch können die Ritschlianer nicht erheben, daß sie evangelische Christen sind."

Babel und Bibel. Professor Friedrich Delitzsch hat am 12. Januar in Gegenwart des Kaisers und der Kaiserin, und einer zahlreichen, teils vornehmen, teils gelehrten Versammlung, einen Vortrag gehalten, der eine Fortsetzung seines vor etwa Jahresfrist gehaltenen Vortrages „Babel und Bibel" war. Nach einem Berichte der „Voss. Ztg.", der wohl einseitig die Spitzen heraushebt, hat er dabei ausgeführt: „Es gibt keine größere Verirrung des menschlichen Geistes als der Glaube, die Bibel sei eine persönliche Offenbarung Gottes. Aber Hand aufs Herz. Außer der Gottesoffenbarung, die jeder Mensch in sich trägt, brauchen wir keine."

Wir enthalten uns unsres Urteils, bis wir den Vortrag selbst zu Gesicht bekommen, welcher z. Z. noch nicht im Druck erschienen. Heute geben wir nur den Eindruck wieder, den er auf liberale und jüdische Kreise gemacht hat. So schreibt die „Voss. Ztg.": „Was Prof. Delitzsch jetzt ausführte, geht über seine früheren Darlegungen hinaus. So rüttelt allerdings Delitzsch an den Grundlagen alles Offenbarungsglaubens. Auf Grund seiner wissenschaftlichen Forschungen spricht er aus, was ein großer Teil der gebildeten Welt empfindet. Jedenfalls ist die Tatsache, daß Delitzsch seine Ansichten vor dem Kaiser und seinen Ministern rückhaltslos entwickeln durfte, ein wichtiges Ereignis. An demselben Abend hielt Harnack einen Vortrag, der den Satz vertrat, daß nur jene religiösen Ueberlieferungen hochzuhalten seien, die zugleich moralische sind. Und auch Harnack, gegen dessen Lehre sich die Synodalbeschlüsse richteten, erfreut sich der Gunst des Kaisers. Ob nach solchen Kundgebungen die Verfolgung und Zurücksetzung derjenigen Geistlichen aufhören wird, die zwar freier als Herr Stoecker, aber lange nicht so frei wie Harnack und Delitzsch denken? Ob ein freierer Zug durch die Ver-

waltung des Unterrichts gehen wird?" — Im Gegensatz zu dieser Zustimmung haben die gläubigen Juden offen Protest erhoben. Die Kundgebung wurde in einer Versammlung des Zentralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens von Dr. Hirsch Hildesheimer angeregt. Prof. Delitzsch habe, so erklärte Dr. Hildesheimer, das Heiligste der Juden, die Bibel, angegriffen; auf Grund eines einzigen verwitterten Steintäfelchens, dessen Inschrift von jedem Gelehrten bisher verschieden ausgelegt wurde, werde der jüdischen Religion das Recht bestritten, sich als Mutter des Monotheismus, des reinen Gottesbegriffes, des Sabbats, der zehn Gebote und anderer grundlegender Lehren und Institutionen anzusehen. Alle solle den Babyloniern entlehnt sein. Prof. Delitzsch habe durch seine Behauptungen das gesamte Judentum „beleidigt". Es wäre Sache des Zentralvereins, gegen diesen Angriff im Namen der deutschen Juden Verwahrung einzulegen. Der Vorstand wird zu dieser Anregung Stellnng nehmen.

Seitdem hat Prof. Delitzsch folgende Erklärung veröffentlicht: „In Berichten über meinen Vortrag Babel und Bibel, Fortsetzung, findet sich mehrfach ein doppeltes Mißverständnis, welches richtig zu stellen meine Pflicht ist. 1. „Die Hand aufs Herz! Wir haben außer der Gottesoffenbarung, die wir ein jeder in uns, in unserem Gewissen tragen, eine persönliche, unmittelbare Gottesoffenbarung gar nicht verdient. Denn geradezu frivol hat die Menschheit Gottes ureigentliche Offenbarung, die zehn Worte auf den Gesetzestafeln vom Sinai, bis auf diesen Tag behandelt." So lauteten meine Worte: verdient, nicht: gebraucht! 2. Nie und nirgends habe ich behauptet, daß der Monotheismus Israels aus Babylonien stamme, vielmehr immer und immer wieder den krassen Polytheismus der Babylonier betont. Jene Namen wie: „Gott (El) sitzt im Regiment," „Wenn Gott nicht mein Gott wäre," „Gott ist Gott," „Jahu ist Gott," eignen den Abkömmlingen nordsemitischer Beduinen, von denen sich ein Teil in Babylonien um 2500 vor Christi seßhaft machte, während der andere Teil, aus welchem nach einem Jahrtausend die Kinder Israel hervorgingen, sein Nomadenleben fortsetzte. Die in einem Vortrage der Anthropologischen Gesellschaft neulich beliebte Polemik, gipfelnd in den pathetischen Worten: „Und aus dem bankerotten Babel sollte sich Israel seine reine monotheistische Gottesidee geholt haben?" beruht hiernach auf einer irrigen Vorstellung und ist durch und durch gegenstandslos."

Das ist auch nur eine Ausrede. Gerade den Hauptpunkt, die Behauptung, daß der Glaube an die persönliche Offenbarung Gottes in der Bibel eine Verirrung sei, kann Delitzsch nicht abstreiten.

Eine sehr wertvolle Entdeckung ist, wie aus Kairo gemeldet wird, in Syrien gemacht worden, wo, wenn nicht das älteste bekannte, so jedenfalls eines der ältesten hebräischen Manuskripte der Bibel aufgefunden wurde. Das Dokument ist von Syrien nach Kairo gebracht und von Khaleel Sabra gekauft worden. Es besteht aus den fünf Büchern des Pentateuch, die in samaritanischen Schriftzeichen aus Gazellenpergament im Jahre 116 der moslemitischen Zeitrechnung, dem Jahre 735 nach Christus, geschrieben sind. Es ist also weit älter als irgend ein hebräisches Manuskript der Bibel, das man in europäischen und amerikanischen Bibliotheken findet. Ein Vergleich mit der jetzigen hebräischen Bibel zeigt mehrere Verschiedenheiten. Direkt nach dem Dekalog kommt in dem Manuskript eine Stelle

von etwa 15 Zeilen, die sich in der jetzigen Version der Bibel nicht findet. Mr. Georg Zeidan von der „Royal Asiatic Society", ein bekannter arabischer Autor und Geschichtsschreiber, wurde zeitweilig mit der Aufbewahrung des kostbaren Manuskripts in Kairo betraut. Nachfragen bei einem Sachverständigen im Britischen Museum, wo man bisher noch nichts von dem Dokument wußte, bestätigten die Behauptung, daß, wenn das Datum genau übersetzt ist, Grund vorhanden ist, die Entdeckung als sehr beachtenswert zu charakterisieren. Es wurde dabei auch erwähnt, daß vor kurzem eine samaritanische Version des Buches Numeri und mehrere hebräisch geschriebene Gebote von den Museumsbehörden erworben worden sind. Diese Dokumente tragen das Datum 1339 unserer Zeitrechnung und wurden für die ältesten vorhandenen gehalten. Die Nachricht von der letzten Entdeckung hat daher Aufsehen erregt, besonders da man nicht glaubte, daß so bald ein ähnliches, viel älteres Dokument gefunden werden würde.

Braunschweig.

Der Pastor a. D. Lic. Hillmann, der durch seine hochbedenklichen religiösen Vorträge seinerzeit lebhaften Anstoß erregt hat, ist vom 1. April d. J. als wissenschaftlicher Hilfslehrer an der Städtischen Oberrealschule in Elberfeld angestellt. Seminar- und Probejahr ist ihm vom Kultusminister erlassen. Neben Geschichte und Deutsch wird er Religionsunterricht erteilen. — Eine neue Illustration zu der immer brennenderen Frage des Religionsunterrichtes an Gymnasien und Realschulen! Theologen, die man für die Kanzel nicht brauchen kann, bringt man als Religionslehrer an höheren Schulen unter! Und doch ist hier ihre Wirkung weit verhängnisvoller; denn dem Kanzelredner steht eine kritische Gemeinde gegenüber, dem Religionslehrer eine kritiklose Jugend, die sich von ihm alles geben, aber auch alles nehmen läßt. Der allgemeine Rückgang des Bibelglaubens unter den Gebildeten ist mit eine Folge übel beratenen Religionsunterrichtes. Und da sieht die Kirche schweigend zu, wenn man im Kirchenglauben Schiffbrüchige der Jugend zu Lehrern setzt!

Sachsen-Weimar.

Am 3. Dezember v. J. fanden sich in der „Erholung" in Weimar Geistliche und Laien aus allen Teilen des Großherzogtums zusammen, um eine kirchliche Vereinigung zu bilden, welche auf dem Grunde des geoffenbarten Gotteswortes stehend, es sich zur Aufgabe machen will, den mancherlei zersetzenden Richtungen unserer Zeit gegenüber unsere evangelischen Gemeinden in dem Besitz der heiligen Güter ihres Glaubens zu schützen, sowie die ihnen gegebenen und zukommenden Rechte zu vertreten.

Württemberg.

Pfarrer Gmelin in Großaltdorf hatte dem Konsistorium im Jahre 1895 mit zwei gleichgesinnten Kollegen die Erklärung abgegeben, „auf Geltendmachung seiner Opposition gegen eine Reihe kirchlicher Lehrfassungen so lange zu verzichten, als er sich noch in einem Pfarramte der Landeskirche befinden werde." Nun ist Pfarrer Gmelin in diesem Jahre von einem Landmann seiner Gemeinde verklagt worden wegen seiner Osterpredigt. In dieser Predigt hatte er, anknüpfend an den Fall Weingart, die Auferste-

hung Jesu in Zweifel gezogen und seinen Bauern die Auferstehung im Sinn der modernen Visionshypothese erklärt. Die Denunziation soll aus persönlicher Rache erfolgt sein, aber sie war einmal da, und der Dekan erteilte dem Pfarrer einen Verweis. Damit war aber weder der Bauer noch der Pfarrer zufrieden, und so kam die Sache vor die Oberbehörde, das Konsistorium. Dieses beschloß nach einer mündlichen Vernehmung des Angeschuldigten in einem Erlaß vom 1. Dezember, den Pfarrer noch einmal auf seine Amtsverpflichtung und dann auf jene Erklärung vom Jahre 1895 zu verweisen und die Hoffnung auszudrücken, daß Gmelin sich auf den Standpunkt dieser Erklärung zurückfinden werde. Darauf entgegnete nun aber der Pfarrer mit einer längeren Ausführung, die dieser Hoffnung ganz und gar nicht entsprach, vielmehr den Streit prinzipiell zuspitzte. Er berief sich auf die Pflicht der „Wahrhaftigkeit vor Gott, von der keine Kirchenbehörde entbinden könne, und die es ihm unmöglich mache, die gewünschte Erklärung abzugeben; er müsse es vielmehr — so schloß er — der Kirchenbehörde anheimgeben, „das übliche Verfahren auf Ketzerei gegen ihn einzuleiten.“ — Selbst liberale Blätter geben der Auffassung Ausdruck, daß es Gmelin um einen effektvollen Abgang aus seinem Amte, um ein künstliches Märtyrertum zu tun sei.

Hamburg.

Die Herrschaft des Protestantenvereins in Hamburg fängt an erschüttert zu werden. Es gibt nämlich in Hamburg drei aus Privatstiftungen gegründete und erhaltene Kapellen, die Anscharkapelle, die Stiftskirche im Stadtteil St. Georg und die Kreuzkirche in Barmbeck. Ihre Pastoren gehören nicht zum Ministerium der gänzlich im liberalen Sumpf versunkenen evangelisch-lutherischen Landeskirche und sind Privatbeamte der Gemeinden und Gemeinschaften, welche um diese Kapellen sich gesammelt haben. Die „Kapellengeistlichen“ sind immer mit der Tendenz ausgewählt worden, gegenüber der organisierten Landeskirche mit ihrer Duldung der verschiedenen theologischen Richtungen ein Hort lutherischer Orthodoxie zu sein. Aus den Kapellengeistlichen sind schon sehr hervorragende Geistliche hervorgegangen. Der verstorbene Generalsuperintendent Baur-Koblenz ist anfangs der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts der meistbesuchte Prediger Hamburgs in der St. Anscharkapelle gewesen. Sein Nachfolger war Rink, der Gründer und langjährige Leiter des „Nachbar“. Nun hat Glage, Pastor an St. Anschar, verschiedene Broschüren gegen die moderne Theologie gerichtet, wodurch eine lebhafte Bewegung entstand. Seitdem werden von beiden Seiten Versammlungen gehalten, Predigten und offene Briefe gewechselt. Kurz die Bewegung ist im Fluß. Hoffen wir, daß ihr Resultat ein Erstarken, oder besser ein Erwachen des kirchlichen Glaubens in Hamburg sei.

Römisches.

Daß das geistige Niveau des Ultramontanismus kaum niedrig genug zu schätzen ist, ist eine altbekannte, wenn auch von den katholischen Blättern stets bestrittene Tatsache. Jetzt sind wir in der Lage, das Urteil eines katholischen Blattes anzuführen.

Der frühere Chefredakteur des „Bayer. Kuriers“, Dr. Klasen, römischer Priester (seither verstorben. D. Red.), gibt zusammen mit Dr. Bumüller, gleichfalls katholischer Geistlicher, seit 1. April 1902 die Wochenschrift „Das zwanzigste Jahrhundert“ in Augsburg heraus, als „Organ für Politik,

Wissenschaft und Kunst." Dieses Blatt, ein gewiß unverdächtiger Zeuge, aber fällt folgendes Urteil:

„Der Mangel an Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit ist ein spezifisches Kennzeichen der ultramontanen Presse, und gerade sie ist es, welche die ultramontanen Katholiken in einem viel unsympathischeren Lichte erscheinen läßt, als diese es oft verdienten. Man muß das zur Verteidigung dieser Katholiken sagen: so roh, schimpffreudig, ordinär und unwahr wie die süddeutsche Zentrumspresse sind die Mehrzahl der ultramontanen Katholiken nicht im entferntesten. Man ist sich vielmehr auch in diesen Kreisen recht wohl bewußt, daß diese Presse moralisch und intellektuell inferior ist, und Klagen darüber kann man oft genug hören."

Wenn wir nun aber nach den Ursachen dieser Erscheinung fragen, so gehen wir wohl nicht fehl, wenn wir dieselben in den Personen der Herausgeber suchen. Bekanntermaßen wird aber die katholische Presse von den Priestern entweder direkt geleitet oder wenigstens inspiriert. Und wie es da aussieht, zeigt ein Ausschnitt aus der „Augsb. Abdztg." über die katholische theologische Fakultät in München. Es ist da die Rede von einem Prof. Dr. Andreas Schmidt, der seine Vorlesungen im Allgäuer Bauerndialekte hält und n i e schriftdeutsch spricht. Ferner heißt es: „Man (nämlich Mitglieder der Fakultät) hat sich nicht gescheut, selbst gegen Studenten zu äußern, daß (der frühere) Minister Lutz mit der Berufung der Professoren Wirthmüller und Schönfelder die Fakultät habe ruinieren wollen, und anderseits habe man diese wiederholt zum Bleiben in der Fakultät aufgefordert, um die „Majorität" nicht zu verlieren. Man hat immer wieder den Mut, Vertrauenskundgebungen für die (von den Reformern) angegriffenen Professoren zu veranlassen, und dabei machen die theologischen Hörer seit Jahren unausgesetzt diesen Herren im Kolleg unerhörten Skandal. Jeder der 4000 Münchener Studenten kann täglich von diesen Dingen sich überzeugen — und immer wieder wird alles rundweg geleugnet. Wirthmüller behandelt ruhig die „zeitgemäßen" Fragen vom gespaltenen oder ungespaltenen Vollbart Gott Vaters, und ob die Nachkommen der Eselin, auf welcher Christus in Jerusalem eingeritten, als Reliquien zu verehren seien. Und wie geht es in Schönfelders Kolleg zu! Entspricht all das noch der Würde einer deutschen Universität?" — Das sind allerdings saubere Zustände, und viel besser wird es in der Straßburger katholisch-theologischen Fakultät, die die Kaiser Wilhelms Universität als ein Danaergeschenk empfangen, auch nicht werden. Das Abkommen zwischen der Regierung und dem Vatikan über die katholisch-theologische Fakultät in Straßburg hat nämlich nach dem amtlichen Organ der elsaß-lothringischen Regierung, dem „Zentral- und Bezirksamtsblatt" in Straßburg folgenden Wortlaut: Am 5. Dezember 1902 haben der Staatssekretär des päpstlichen Stuhles, Kardinal Rampolla, und der königlich-preußische Gesandte am päpstlichen Stuhl, Freiherr v. Rotenhan, identische Noten ausgetauscht über den Abschluß einer Konvention, betreffend die Errichtung einer katholisch-theologischen Fakultät an der Kaiser Wilhelms-Universität in Straßburg. Die Konvention hat (in der Uebersetzung) folgenden Wortlaut: Artikel 1. Die wissenschaftliche Ausbildung der angehenden Kleriker der Diözese Straßburg wird durch die katholisch-theologische Fakultät erfolgen, welche an der dortigen Kaiser Wilhelms-Universität zu errichten ist. Gleichzeitig wird das bischöfliche große Seminar fortbestehen und in der Tätigkeit bleiben in Bezug auf die praktische Er-

ziehung der genannten Kleriker, welche dort die erforderliche Unterweisung auf allen Gebieten erhalten, die sich auf die Ausübung des priesterlichen Amtes beziehen. Artikel 2. In der Fakultät werden namentlich folgende Fächer vertreten sein: folgen die herkömmlichen Disziplinen. Artikel 3. Die Ernennung der Professoren erfolgt nach vorherigem Einvernehmen mit dem Bischof. Die Professoren haben, bevor sie in Funktion treten, die professio fidei den Formen und Regeln der Kirche entsprechend, in die Hand des Dekans abzulegen. Artikel 4. Für das Verhältnis der Fakultät und ihrer Mitglieder zu der Kirche und den kirchlichen Autoritäten sind die Bestimmungen maßgebend, welche für die katholisch-theologischen Fakultäten in Bonn und Breslau gelten. Artikel 5. Wird durch die kirchliche Behörde der Nachweis erbracht, daß ein Professor wegen mangelnder Rechtgläubigkeit oder wegen gröblicher Verstöße gegen die Erfordernisse priesterlichen Wandels zur weiteren Ausübung seines Lehramtes als unfähig anzusehen ist, so wird die Regierung für einen alsbaldigen Ersatz sorgen und die erforderlichen Maßnahmen ergreifen, daß seine Beteiligung an den Geschäften der Fakultät aufhört.

Damit hat der Staat wieder einmal den Kanossagang angetreten; denn wenn in § 4 auch die neue Fakultät dieselbe Stellung erhält wie z. B. die in Breslau, wo der Bischof nur das Recht hat, bei dem Ministerium vorstellig zu werden, falls eines Professors Lehren zu kirchlichen Klagen Veranlassung geben, in der Hoffnung, daß das Ministerium mit Ernst und Nachdruck einschreiten und Abhilfe leisten wird, so liefert doch §5 die Professoren dem Bischof auf Gnade und Ungnade aus. Der Staat hat sich zum Hausknecht des Bischofs gemacht. Der Bischof hat alle Rechte und der Staat alle Pflichten überkommen. Dieser Sieg des Ultramontanismus findet denn auch seinen Ausdruck in der erhöhten Frechheit, die seit kurzem sich wieder in den katholischen Kreisen zeigt. So schreibt die bischöfliche „Fuldaer Zeitung“: „An dem protestantischen Gottesdienste, der am Neujahrstage in der Schloßkapelle stattgefunden hat, haben nach Ausweis des Hofberichtes nicht nur das Kaiserpaar, sondern auch der katholische Prinz Arnulf von Bayern, sowie das gleichfalls katholische erbprinzlich Hohenzollernsche Paar teilgenommen. Für die Katholiken besteht die Vorschrift, daß sie an nichtkatholischen Religionshandlungen nicht teilnehmen dürfen. Die katholische Kirche macht keinen Unterschied nach Rang und Stand, ihre Vorschriften sind für Mitglieder fürstlicher Familien ebenso bindend, wie für alle anderen Katholiken. Die genannten Prinzen haben den Katholiken daher ein schweres Aergernis gegeben. Von einer allgemeinen kirchlichen Vorschrift sich zu dispensieren, hat niemand ein Recht, er mag so hoch stehen wie er will.“

Nehmen evangelische Fürsten an katholischen Gottesdiensten teil, so ist das ganz in der Ordnung. Im umgekehrten Falle heißt es aber: Ja, Bauer, das ist ganz was anders! —

Rußland geöffnet für Glaubensfreiheit. Aus Rußland kommt eine Kunde, die, wenn sie sich bestätigt, allen Christen große Freude bereiten muß. Der Zar hat einen Ukas erlassen, in welchem er große Reformen religiöser und sozialer Art in Aussicht stellt. Während allerdings die russisch-orthodoxe Kirche als die offizielle Staatskirche anerkannt bleibt, will er doch allen seinen Untertanen anderer Religionen und Konfessionen Freiheit des Glau-

bens und des Gottesdienstes nach anderen Riten gewähren. — Ob diese Freiheit nun aber auch so gilt, daß orthodoxe Christen sich ungehindert anderen Konfessionen zuwenden dürfen, und daß Pastoren anderer Konfessionen sie ungestraft in ihre Kirche aufnehmen dürfen, das wird wohl erst die Zukunft enthüllen.

Litteratur.

Verlag des „Eden Publishing Haus", St. Louis, Mo., 1903. „Die Schloßbauern", Erzählung von Joh. Albus. 236 Seiten. In hübschem Leinwandeinband. 60 Cts.

Dieses Buch ist das neueste Produkt unseres eigenen Verlags. Es enthält eine sehr interessante Erzählung von zwei benachbarten deutschen Bauern, die sich gründlich haßten. Beide waren anfangs in ungefähr gleich guten Vermögensumständen. Der eine aber gerät durch Großmannssucht in die wucherigen Hände des „Hofjuden", macht Bankerott, kommt nach Amerika und arbeitet da sich wieder empor. Der andere kommt zwar durch Geiz zu immer größerem Reichtum, nimmt aber ein Ende mit Schrecken. Die schöne bayrische Rheinpfalz ist der Schauplatz der Erzählung. Wir wünschen dem Buche viele Käufer.

Vom Verlag der Akademischen Buchhandlung, Fr. Jansa, Leipzig, kam: „Der neue Bund", in 100 Darstellungen alter und neuer Meister; Groß-Quart. In fein gepreßtem Einband, Rotschnitt, 5 Mark; Goldschnitt 6 Mark.

Ein feines Prachtwerk, für Freunde der christlichen Kunst höchst empfehlenswert für den so billigen Preis. Es sind Reproduktionen von Kunstblättern von anerkannten Meistern. Wir nennen eine Anzahl der Meister: Correggio, Dürer, van Dyck, Michelangelo, Pfannschmidt, Richter, Rubens, Schnorr, Schönherr, Titian. Außer den Genannten sind noch Bilder vieler anderer Meister geboten. Die meisten Bilder berühren auch den Beschauer äußerst sympathisch; auch ist der bekannte Christustypus vorherrschend in den Bildern. Einige jedoch weichen von dem bekannten Typus bedeutend ab. Nikodemus (No. 23) macht den Eindruck eines alten deutschen Professors im Schlafrock, mit einer ziemlichen Foliantensammlung hinter sich; so als ob Jesus etwa den Professor in seiner Studierstube besucht hätte. Petrus erscheint wie ein Greis von 70 oder 80 Jahren (No. 61). Sonst aber ist die Auswahl der Kunstblätter im Ganzen eine wohlgelungene. Das Buch darf man getrost zu Festgeschenken und dergl. empfehlen und wird damit Ehre einlegen und Freude bereiten.

Aus gleichem Verlag kam:

Güldenes A B C von Gustav König. Kart. 1 M., geb. 1. 75 M. Es wird hier den Freunden der christlichen Kunst ein „Güldenes A B C" aus Bibelsprüchen bestehend, dargeboten, bei dem sich nicht nur in den Anfangsbuchstaben das Alphabet, sondern auch in der inhaltlichen Reihenfolge die Entwicklung der Heilslehre darstellt. Die gelungene Verbindung von Buchstabe, Bild und Arabeske ist besonders zu rühmen. Der Künstler gehörte zur Schule des Kornelius; ein evangelisch gläubiges Christentum trieb ihn, mit seiner Kunst dem christlichen Volke zu dienen. Er nimmt in der Ge-

schichte der deutschen Kunst des 19. Jahrhunderts einen Ehrenplatz ein. — Dem Büchlein steht eine Uebersicht der Bibelsprüche voran von kurzen Erläuterungen vom Künstler selbst beigefügt. Auch dieses Buch ist für Festgeschenke sehr zu empfehlen. H.

Im Verlage von Bertelsmann in Gütersloh sind erschienen:

1. „Beiträge zur Förderung christlicher Theologie," herausgegeben von Dr. A. Schlatter, Prof. in Tübingen und Dr. H. Cremer, Prof. in Greifswald. 1902, 4. Heft: Die Sprache und Heimat des vierten Evangelisten, von Dr. A. Schlatter.

Schlatters gründliche Untersuchung über die Sprache und Heimat des vierten Evangelisten wird voraussichtlich kaum die Beachtung finden, die sie verdient, weil sie fast durchweg griechische und hebräische Zitate enthält. Wir werden hier an die johanneische Frage herangeführt von einer Seite, die noch nie auch nur annähernd in dem Umfang untersucht worden ist, wie Schlatter es tut. Seine Aufgabe fixiert er klar und scharf: „Da der Titel wie der Inhalt des Buches auf einen Palästinenser weisen, der von Haus aus aramäisch dachte, seine hebräische Bibel las und in der ersten Hälfte seiner Wirksamkeit überwiegend aramäisch lehrte, so muß unter allen Umständen klar gestellt werden, wie sich sein Griechisch zu dieser Tradition verhält." —

Die leitende Voraussetzung dieser Untersuchungen bildet der tiefgreifende Unterschied zwischen griechischen und semitischen Sprachformen. Ein dem Aramaismus angepaßtes Griechisch kann infolge desselben nur von einem geborenen Semiten herstammen.

Zur Vergleichung der Sprache des Evangelisten mit dem palästinensischen Sprachgebrauch wählt Schlatter die Mechiltha (den alten Kommentar zum Exodus), deren Hauptmasse nach Form und Inhalt zweifellos schon dem johanneischen Zeitalter angehört hat. Daneben benützt er auch die Sifre (den Kommentar zu Numeri), die aus der nämlichen Zeit herrühren, wie die Mechiltha und teilweise das nämliche Material bearbeiten (vgl. S. 1—14).

In reicher Auswahl folgen nun Seite 14—144) die Parallelen von Mechiltha und Sifre zum Joh.-Evang., denen (Seite 144—151) noch diejenigen zum 1. Joh.-Brief beigefügt sind. Den Gebrauch erleichtert ungemein ein beigefügtes alphabetisches Verzeichnis sämtlicher angeführter Parallelen (Seite 151—178). In einigen abschließenden Sätzen wird endlich (Seite 178—180) das Ergebnis der Arbeit kurz zusammengefaßt.

„Weder die Grundzüge der joh. Sprache: die Spärlichkeit des attributiv gebrauchten Adjektivs, das Uebergewicht des verbalen Ausdrucks über die Nominalbildung, der weitgehende Verzicht auf die Komposita, die begrenzte Verwendung des Passivs und Mediums, die Neigung zum Asyndeton, die Koordination der Sätze zu ungegliederter Parataxis, — noch weniger die zahlreichen Kongruenzen in den konkreten Formeln erhalten ihre Erklärung aus der κοινή, schon deshalb nicht, weil die Parallelen die religiösen Worte mitumfassen, für welche es jenseits der Synagoge nirgends Raum gegeben hat." Dazu kommen eine Anzahl Formeln und Wendungen, die erst unter der Einwirkung des Pharisäismus entstanden sind.

Die Sprache des Johannes-Evangeliums läßt also tatsächlich nur die eine Möglichkeit zu, daß ein Palästinenser es geschrieben hat. Schlatters Arbeit ist des eingehendsten Studiums wert, weil sie eben diesen Beweis er-

bringt an der Hand eines überaus reichen Materials. Hier haben wir also ein neues festes Glied in der Kette der Beweisführung für die Authentie des vielumstrittenen vierten Evangeliums. Und das ist ein Resultat, welches die Mühe, die darauf verwendet wurde, es zu erlangen, völlig rechtfertigt.

1902, 5. und 6. Heft: Die Gedankeneinheit des ersten Briefes Petri. Ein Beitrag zur neutestamentlichen Theologie, von Lic. Dr. Jul. Kögel.

Kögel will in diesem uns dargebotenen „Versuch", den Zusammenhang und die innere Einheit des ersten Briefes Petri nachweisen, die von manchen Exegeten rundweg in Abrede gestellt wurden, während es anderen nicht gelungen ist, den verbindenden Faden, der die verschiedenen Bestandteile durchzieht und zusammenhält, aufzufinden. Den zentralen Grundgedanken des Briefes findet Kögel in der ἐλπίς, die in diesem Trostschreiben zwar nicht als ein selbständiges Moment neben der πίστις auftritt, wie im paulinischen Sprachgebrauch, sondern, was eben als Charaktereigentümlichkeit dieses Schreibens nachgewiesen wird: als das wichtigste Element der πίστις, als das entscheidende Merkmal, welches vornehmlich den christlichen Glauben als solchen kenntlich macht. Diese Christenhoffnung wird aber nur in so fern in Betracht gezogen, als sie das Erdenleben beeinflußt, und dem christlichen Verhalten im Diesseits Kraft verleiht. Das ist der einheitliche Gedanke, der das Ganze beherrscht.

Man muß anerkennen, daß Kögel mit großem exegetischem Geschick einzuführen versteht in den tiefen Gedankengehalt dieses herrlichen Sendschreibens. Jede Seite zeugt von sorgfältigem sich hineinvertiefen, sowohl in den dogmatischen (S. 31—97), wie in den paränetischen Inhalt des Briefes (S. 98—156). Das Ergebnis dieser Studien wird auf seine Haltbarkeit geprüft, durch die Darlegung der Gliederung des Briefes mit Rücksicht auf den die einzelnen Teile beherrschenden Grundgedanken, der festgestellt wurde durch die vorhergehenden exegetischen Erörterungen (S. 157—177). Den Schluß bilden die bei aller Kürze trefflich orientierenden Bemerkungen über Verfasser, Empfänger und Abfassungszeit des Briefes (S. 178—198).

Mag man über einzelne Punkte vielleicht seine eigene Meinung behalten, jedenfalls wird keiner diese Arbeit lesen, ohne reichen Gewinn daraus zu schöpfen für das richtige Verständnis dieses wichtigsten unter den katholischen Briefen. Die klare, nüchterne, von gesundem Urteil zeugende Art des Verfassers ist überaus vertrauenerweckend. Um nur ein Beispiel herauszuheben, sei darauf hingewiesen, was Kögel (2, 5, S. 40 ff.) in unübertrefflich einleuchtender Weise über das schwierige Thema der „Hadesfahrt" sagt. Solche Beiträge dienen tatsächlich zur Förderung christlicher Theologie.

2. Ins Gebiet der praktischen Theologie gehört die „Auslegung des Briefes Pauli an die Philipper in Homilien", von Dr. theol. Gottfried Menken. Bertelsmann, Gütersloh.

Der Herausgeber dieser Homilien, Pastor A. Schmidt, sagt im Vorwort: „Was ein Schriftgelehrter und Meister der Homilie wie Menken zur Auslegung des apostolischen Schreibens zu sagen hatte, wird gewiß neben dem, was andere sagten, seinen Platz behaupten und allen denen eine willkommene Gabe sein, die etwas Ganzes und Gründliches aus der Schrift lieben." Er hat damit nicht zu viel gesagt. Sicherlich werden diese Homilien dazu dienen, jedem Leser „die Heilige Schrift noch viel lieber, werter, heiliger und unentbehrlicher" zu machen, als sie ihm schon vorher war. Dieses Büchlein

ist im besten Sinn des Wortes ein Erbauungsbuch, und kann als solches jedem empfohlen werden, der gerne tiefer in das Verständnis des göttlichen Wortes eindringen möchte, als die gewöhnliche Predigtlitteratur solches ermöglicht. Ein origineller Realismus malt uns Personen und Zustände mit bewundernswerter Klarheit und Wahrheit vor Augen. Daneben findet sich ein ebenso verständnisvolles wie begeistertes sich Vertiefen in die religiösen Wahrheiten des Schriftwortes. Das sind Vorzüge, welche diesen Homilien über den Philipperbrief eine hervorragende Stelle in der theologischen Litteratur wahren werden. Br.

Aus dem Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart, ging uns zu: Wir sind die Sehnsucht. Liederlese moderner Sehnsucht, ausgewählt von Karl Ernst Knodt. 11 und 324 S. Preis 4 Mk.

Bei der Besprechung dieser Gedichtsammlung kommt für uns natürlich nicht der sprachliche oder litteraturhistorische Standpunkt in Betracht, sondern nur das in derselben sich kundgebende religiöse, d. h. christliche Gefühl. In der Vorrede betont nun der Herausgeber (S. 6), daß die bewußt Religiösen, die Christus-Gläubigen, die geringere Zahl bilden (auch in den Beiträgen), daß dagegen die Mehrheit Sänger der Resignation, zu Deutsch: Verzweiflung, sind. Sie sind entweder von Schopenhauer und Buddha oder von Nietzsche und Zarathustra beeinflußt. So enthält denn auch das Buch in seinem größten Teil keine empfehlenswerte Poesie; wenn auch hier und da einiges Passable dabei ist. Kurz, hier ist ein Buch, im Parlor auf den Tisch zu legen, das bei einem ästhetischen Tee Stoff bietet für eine geistreiche Konversation, voll Maximen und Antithesen. Aber in dem ganzen Buch ist nicht ein Lied, für das man das Gerokſche: „Ich möchte heim," in seiner schlichten Gottinnigkeit hingeben möchte. Die Ausstattung ist elegant und tadellos. Das Gedicht, dem der seltsame Titel entnommen ist, ist von Hans Bethge und heißt: Die jungen Künstler (S. 16). Zum Schluß noch eine Probe moderner Sehnsucht: Gottsuchers Gesang, von Ad. Grabowsky (S. 102).

Meinen Gott such ich.
In all dem wüsten Getriebe des Lebens
Will ich ihn finden —
Ihn finden.
Er soll mir entgegenschweben auf silbernen Flügeln
Und mich an seine Brust ziehen,
Leise und sacht —
Ganz Liebe,
Ganz Güte — — — —
Und seine Flügel werden größer und größer
Und umspannen die ganze Welt,
Und alle Geschöpfe bergen sich unter ihnen,
Um sich behüten zu lassen von der Allmacht,
Um sich trösten zu lassen von der Liebe —
Und mein Gott wird der Weltengott,
Der milde herrscht,
Der den Frieden bringt . . .

Werd ich ihn finden, meinen Gott,
Den ich suche mit fiebernden Blicken?
Werd ich ihn finden?
O, Gott —!
Gott! S.

Der Pentateuch: Beiträge zu seinem Verständnis und seiner Entstehungsgeschichte von Dr. August Klostermann, Professor in Kiel, ist erschienen im Verlage von A. Deicherts (Nachfolger Georg Böhme), Leipzig. 447 S. Preis 8 Mk.

Es ist ein Werk voll neuer Gedanken und Auffassungen über die Entstehung des Pentateuchs, sehr lehrreich und geistvoll geschrieben und äußerst interessant zu lesen selbst für den, der nicht mit den entwickelten Ansichten übereinstimmt. Sicherlich wird es einmal die Grundlage für eine neue Behandlung nicht bloß des Pentateuchs, sondern überhaupt des Alten Testaments bilden, die das Alte Testament als Gottes Wort stehen läßt und nur darauf aus geht, die durch menschliche Ueberarbeitung und Auslegung hineingekommenen Entstellungen vermittelst „Konjekturalkritik" aufzudecken und zu beseitigen. Der Verfasser hält den heutigen hebräischen Text nicht für den ursprünglichen Pentateuch, sondern bloß für das gottesdienstliche Lesebuch der Synagoge, das etwa eintausend Jahre später aus einer Ueberleitung desselben hervorgegangen sei. Der ursprüngliche zu Moses Zeiten entstandene Pentateuch erhielt nämlich im Laufe der Zeit viele erklärende Anmerkungen und Glossen, um ihn als religiöses Erbauungsbuch dem jeweiligen Bedürfnis der Zeit anzupassen und so verständlicher zu machen. Die letzte, abschließende Ueberarbeitung fand durch Esra statt, der einen Normalkodex herstellte. Der Pentateuch hat also ungefähr denselben Prozeß durchgemacht wie unsere Gesangbuchlieder und Luthers Bibelübersetzung, die auch im Laufe der Jahrhunderte mehrfach modernisiert wurden. Deshalb sei es Torheit, eine Quellenscheidung des heutigen Textes vorzunehmen und zahllose Hypothesen aus ihm abzuleiten, die erste Aufgabe der Kritik müsse vielmehr sein, den ursprünglichen Text so viel wie möglich herzustellen. Und erst nachdem diese wichtigste, grundlegende Arbeit vollbracht sei, könne man zur Quellenscheidung übergehen, und zwar müsse man dabei nicht mit der Genesis anfangen, sondern mit dem Deuteronomium, das als das Ende der Ueberarbeitung logischer Weise dem letzten Redaktör (Esra) zeitlich am nächsten lag. F. Hn.

Theologischer Jahresbericht. Einundzwanzigster Band. Die Litteratur des Jahres 1901. Berlin. C. A. Schwetschke & Sohn.

Dritte Abteilung: Das Neue Testament. Vierte Abteilung: Kirchengeschichte. Fünfte Abteilung: Systematische Theologie. Sechste Abteilung: Praktische Theologie. Siebente Abteilung: Register.

Die fünf genannten Abteilungen sind den beiden ersten im Januarheft des „Magazins" angezeigten sehr rasch gefolgt. Leider verbietet uns der Raum eine eingehendere Besprechung. Etwa zehntausend Bücher, Broschüren und Artikel von Zeitschriften, die ins theologische Gebiet einschlagen, sind im Registerheft, das über 140 Seiten umfaßt, aufgeführt. — Um aus dieser Masse einzelne Gruppen herauszugreifen, so wollen wir nur bemerken, daß die Anführung der Titel der Litteratur über das Leben Jesu etwas über drei, und die der Litteratur über neutestamentliche Theologie fast ge-

nau drei Seiten umfaßt. — Die Registrierung und teilweise Besprechung der Litteratur über Kirchengeschichte nimmt einen Band von 452 Seiten in Anspruch. Sechs Referenten haben sich in den umfangreichen Stoff geteilt. — Die Systematische Theologie hat 250 Seiten weggenommen. Hier ist die Masse der Litteratur nicht so groß, aber die Besprechung mußte oft eingehender gehalten werden. Die Abteilung: Praktische Theologie, bespricht auf etwa 190 Seiten nicht nur die Litteratur über Homiletik, Katechetik u. s. w., sondern auch die über kirchliches Vereinswesen, Innere und Aeußere Mission, sowie über kirchliche Kunst.

Bibliographie der theologischen Litteratur für das Jahr 1901. Sonderabdruck aus dem 21. Bande des Theologischen Jahresberichts. Berlin. C. A. Schwetschke & Sohn.

Wer wissen will, welche neuen Schriften auf irgend einem Gebiet der theologischen Litteratur, sei es als selbständige Werke, oder als wichtigere und umfangreichere Artikel in der Zeitschriftenlitteratur erschienen sind, der wird in der genannten Bibliographie einen zuverlässigen Wegweiser finden. Uebersieht man den nichts als Titel in sorgfältiger, systematischer Anordnung enthaltenden Band von über 360 Seiten, so kommt man zu keinem andern Gedanken als dem, daß es schwerlich irgend eine theologische Publikation von Bedeutung geben kann, welche den Bearbeitern entgangen sein könnte.

Die „Neue kirchliche Zeitschrift“, herausgegeben von W. Engelhardt, Verlag von A. Deicherts Nachf., Geo. Böhme, erscheint monatlich in Format und Bogenzahl wie unser „Magazin“, zum Preis von 10 M. jährl., Jahrgang beginnend am 1. Jan. — Schon im Märzheft wurde ein Prospekt der im 14. Jahrgang zu erwartenden Artikel gegeben, auf den wir hier verweisen. Die Zeitschrift zeichnet sich aus durch die wissenschaftliche Gründlichkeit und positive Stellung ihrer Mitarbeiter und ist allen Amtsbrüdern bestens zu empfehlen.

Besonders angesprochen hat uns im Januar-Heft ein Artikel: Zur Prinzipienfrage von Dr. D. Schmidt, in welchem derselbe sich nahe berührt mit unserem Vorwort (Januar, 1903). Er weist nach, daß die Zweiteilung der reformatorischen Prinzipien: materiales = Rechtfertigungslehre, formales = Schriftkanon, — für die protestantische Kirche vom Uebel sei. Er kommt am Ende seiner Entwicklung zu folgenden Thesen:

1. Das einige (Material- und Formal-) Prinzip, aus welchem Lehre und Leben der Kirche sich zu gestalten hat, ist Jesus Christus.

2. Das ist's, was Paulus gegen den der Kirche gefährlichen Judaismus und Luther gegen den die Kirche beherrschenden Romanismus vertreten hat.

3. Die Lehren von der Glaubensgerechtigkeit und von der ausschließlich maßgebenden Autorität der Heiligen Schrift mußten bei diesem Kampf in den Vordergrund treten und müssen allezeit Schild und Schwert der evangelischen Kirche bleiben.

4. Aber die übermäßige Betonung des einzelnen Dogmas, indem man es zum Materialprinzip erhebt, bringt die Kirche in die Gefahr, über dem subjektiven Moment des Glaubens die objektiven Grundlagen und Mittel des Heils aus den Augen zu verlieren.

5. Und die aprioristische Geltendmachung des Schriftkanons führt in einen circulus vitiosus, bei welchem Theologie und Kirche dem geschichtlichen Wesen des Christentums nicht gerecht und deshalb in einen unversöhnlichen Gegensatz zu anderen Wissens- und Lebenskreisen gedrängt werden.

6. Nur in Christo Jesu, dem ewigen „Wort", dessen Erscheinung in der Welt sich autokratisch geltend macht, haben wir die vollkommene Garantie einer untrüglichen Offenbarung Gottes in menschlicher Form, und nur von ihm haben auch die Schriften der Propheten und Apostel ihren autoritativen Charakter, daß sie als Norm des Glaubens und Lebens anzusehen sind.

7. Nur in der eben daraus geschöpften rechten Christologie ist der Quellpunkt einer wahren Theologie, Anthropologie, Soter- und Soteriologie, Soziologie, Eschatalogie und Kosmologie, also das erschöpfende Materialprinzip kirchlichen Glaubens und Handelns zu finden.

Vom Verlag von Schäfer & Koradi, Philadelphia, Pa., kam uns die erste Nummer von „Die Studierstube" zu, herausgegeben von Lic. Dr. Böhmer, von dem Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart. „Die Studierstube" erscheint monatlich in Form eines Heftes (Größe wie unser „Magazin"), je drei Bogen stark, Preis vierteljährlich 1.60 Mk. in Deutschland, hier per Jahrgang $2.00.

„Die Studierstube" ist eine neue Zeitschrift, beginnend mit Januar a. c. — Ihr ausgesprochener Zweck ist, ein Organ zu schaffen, das keiner kirchlichen und theologischen Richtung ausschließlich zugehören, allen aber dienen, alle zur gemeinsamen Mitarbeit einladen will, um eine bessere, gegenseitige Verständigung herbeizuführen. Ferner soll „Die Studierstube" bringen:

1. Alles Wesentliche, alle Hauptsachen des kirchlichen Lebens, die religiösen Erscheinungen unserer Zeit überhaupt, die Arbeit der theologischen Wissenschaft eingeschlossen aus allen Parteien, Gruppen, Lagern.

2. Sie soll den Leser anleiten: alles, was er hört und sieht, was er erlebt und liest, auf das Eine, was not ist, u beziehen und in dieser Richtung fruchtbar zu machen.

3. Sie soll ihn ermuntern zur inneren Anteilnahme, zur Mitarbeit an den großen und kleinen kirchlich-theologischen Aufgaben der Gegenwart.

Aber wird „Die Studierstube", wenn sie zu keiner Partei gehören will, nicht schließlich farblos, geschmacklos, geruchlos, wirkungslos sein? Der Herausgeber antwortet, sie wird sich zu der Partei „der einen, heiligen, christlichen Kirche" halten, zur Partei derer, „die außer Matth. 18, 20 auch Matth. 7, 13. 14 und Phil. 3, 12—14 zur Losung erwählt haben."

Die erste Nummer bringt außer dem Programm noch folgende Aufsätze: Die Studierstube. (Eine Arbeitsstube). Die griechische Bibel. Die Bedeutung der Philosophie für die Gegenwart. Die modernen Predigtideale und die Aufgabe des evang. Predigtamtes. Die Mission in der Studierstube. In der Studierstube. Für den Arbeitstisch. Zeugnisse von Arbeits- und Streitgenossen.

Die neue Zeitschrift ist jedem Pastor zu empfehlen, der nicht vielerlei verschiedene Kirchenzeitungen halten kann und will und auch nicht einseitig bloß die Blätter der einen oder anderen Gruppe oder Partei lesen will. Sie gibt starke Impulse zu geistiger Arbeit und Studium, Anleitung, wie und

was der Pastor studieren sollte, um seinem hohen Amt und Beruf allseitig gewachsen zu sein. Wir wünschen dem Blatt einen recht großen Leserkreis und Glück und Segen auf den Weg.

„Der Türmer“. Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber J. E. Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mk., einzelne Hefte 1 Mk. 50 Pfg. (Suttgart, Greiner & Pfeiffer.)

Aus dem Inhalt des Februar-Heftes: Die hauptsächlichsten Mißverständnisse über die Friedensbewegung. Von Alfred H. Fried. — Stephan Remarx. Von James Adderley (Fortsetzung). — Bekenntnisse eines Arztes. Von Dr. med. Georg Korn und Peter Rosegger. — Die Bohnenfenne. Eine friesische Novelle. Von Peter Cornelius. — Ottokar Lorenz contra Bismarck. Von Hans Prutz. — Aristokraten des Herzens. Von Fr. Lienhard. Marokko. Von Dr. G. Diercks. — Kirchfelders Epignon. Von Felix Poppenberg. — Was ist Elektrizität? — Die Zunahme der Erdbevölkerung. — Zu Klingers Beethoven. Von Dr. Johannes Moser. — Türmers Tagebuch: „Umsturz“! Die Kruppschen Wohlfahrtseinrichtungen. Verdirbt die Politik den Charakter? Sensationen. — Musikpflege und Musikindustrie, Konzertagentenwesen und Dezentralisation. Allerlei kritische Ein- und Ausblicke. Von Dr. K. Storck. — Künstlerischer Tanz. Von K. St. — Franz Liszts Briefe an Karl Gille. — Kunstbeilage: Nachklänge. Von Ernst Müller-Braunschweig. (Photogravüre.) — Notenbeilage: Aus den „Bildern des Orients“. Komponiert von Karl Loewe. Dichtungen von Heinrich Stieglitz.

Berichtigungen.

Im März-Heft des „Magazin“ sind folgende Berichtigung erforderlich. Es ist zu lesen: S. 112 Zeile 17 von oben statt: müssen — möchten; S. 112 Zeile 7 von unten statt: Arten — Akten; S. 113 Zeile 20 v. o. statt: Segnungen — Regungen, S. 113 Zeile 1 v. u. statt: Güter — Ziele; S. 115 Zeile 21 v. o. statt: Anfechtungen — Anfassungen; S. 120 Zeile 3 v. o. statt: Beweisung — Bereicherung; S. 121 Zeile 1 v. o. statt: leichten — seichten; S. 121 Zeile 5 v. u. statt: Kraft — Frucht. Ferner ist S. 116 Zeile 8 v. u. statt: seine zu lesen: seiner, und die folgenden Worte: des Gottesdienstes sind zu streichen. — S. 117 Zeile 10 v. u. ist nach dem Worte: Gewissenspflicht einzufügen: gegen uns selbst, sondern auch eine heilige Liebespflicht. — S. 123 Zeile 20 v. u. ist nach dem Worte: willen einzufügen: dahingegeben und um unserer Gerechtigkeit willen.

Bemerkung. Unsere geehrten Mitarbeiter und Einsender von Manuskripten sind gebeten, aus edler Menschenliebe sich einer großen und deutlichen Handschrift zu befleißigen. Der Drucker am Linotype bittet auch (wie der Redaktör): Führe uns nicht in Versuchung! Wenn man aber an einem Manuskript alle Augenblick still stehen und studieren muß: Was soll das heißen? und oft erst dann das Rätsel lösen kann, wenn man dem Sinne nach sich ein Wort zurecht konstruiert, so ist das für einen Mann am Tastenklavier des Linotype eine Versuchung „aus der Haut zu fahren“ über die oft so schön aussehenden und doch so schlecht lesbaren Handschriften.

❊ Magazin ❊

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 5. Band. St. Louis, Mo. Juli 1903.

Prinzipienerklärung.

Das Handbuch der Evangelischen Synode von Nord=Amerika, über welches wir an anderer Stelle in diesem Heft ausführlicher berichten, hat aus einem Protokoll der Generalkonferenz von 1870 eine Prinzipienerklärung hervorgeholt, die heute noch gilt und wohl wert ist, an dieser Stelle zu allgemeinerer Kenntnis gebracht zu werden. Der betreffende Abschnitt lautet im Synodal=Handbuch wie folgt:

Erklärung des Standpunktes der Deutschen Evang. Synode von N.=A.

Angesichts des herrschenden Zeitgeistes und seiner sich stets mehr entfaltenden Tendenz, erklärt die Evangelische Synode von Nord=Amerika:

a. Gegenüber der Anmaßung des Romanismus, die einzig wahre Kirche Christi zu sein, erklären wir mit dem siebenten Artikel der Augustana „die Versammlung aller Gläubigen als die heilige christliche Kirche, in welcher das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sakramente laut des Evangelii gereicht werden."

b. Gegenüber dem Protestantenverein und seinen Anhängern im alten und neuen Vaterlande erklären und bekennen wir, daß wir die ihn leitenden Grundsätze als durchaus seelenverderblich verwerfen und wir es nimmermehr mit ihm zu halten gedenken, da derselbe Wahrheit und Irrtum, Licht und Finsternis, Christus und Belial zu unieren versucht.

c. Gegenüber den exklusiv=konfessionellen Richtungen innerhalb des rechtgläubigen Protestantismus erklären und bekennen wir, daß unsere Evangelische Synode von Nord=Amerika auf dem unerschütterlichen Grunde des Wortes Gottes, wie er in dem Konsensus der evang. Bekenntnisschriften enthalten ist, auch ferner, wie bisher, stehen zu bleiben gedenkt, sich dabei in allen Differenzpunkten der Lehre an Gottes wahres Wort hält.

Siehe Protokoll der Generalkonferenz von 1870, Seite 10 und 11.

Der Kampf um die Schrift.

Von Herrn Georg Moser.

Unter diesem Titel hat Lic. P. Gennrich an der Berliner Universität eine Schrift erscheinen lassen, die wohl geeignet ist, einen wertvollen Beitrag zur Lösung einer der brennendsten theologischen und kirchlichen Fragen zu geben, nämlich der der Inspiration der Schrift. Daß diese Frage vor allen andern im Vordergrunde steht, geht schon daraus hervor, daß im Laufe des vergangenen Jahrhunderts über 270 größere und kleinere Schriften erschienen sind, welche sich mit dieser Frage befassen.

An der Hand der Gennrichschen Schrift wollen wir diesem „Kampf um die Schrift“ einige Aufmerksamkeit widmen.

Eine kurze Skizze der Stellung der Reformatoren zur Schrift, und zur Inspirationslehre der altprotestantischen Dogmatiker sei zunächst vorausgeschickt.

Schon vor der Reformation haben Männer wie Wiclif, Joh. Huß, Savonarola u. a. aufs nachdrücklichste das Ansehen der Schrift als obersten Grundsatz, ja als einzige Quelle und Norm christlichen Lebens und christlicher Lehre betont. Und doch kam es zu keiner wirklichen Reformation der Kirche. Denn die Frage: wie komme ich zu einem gnädigen Gott, wie werde ich meines Heils gewiß und froh? — die bewegte ihre Gemüter nicht. Erst als es unter bittern Kämpfen und schweren Gewissensnöten einem Luther klar wurde, daß davon Leben und Seligkeit abhänge, daß er auf diese Frage eine klare und unbezweifelbare Antwort erhalten müsse, erst da schlug die Geburtsstunde der Reformation. Damit aber war unmittelbar auch die Erkenntnis gegeben, daß auf diese Frage nirgends anders eine die Sehnsucht des Herzens stillende und die Zweifel der Seele lösende Antwort zu finden sei, als allein da, wo dieser Gott, dessen gnädiger und väterlicher Gesinnung das arme Menschenkind vergewissert sein muß, wenn es wahrhaft leben will, wirklich und wahrhaftig sich uns geoffenbart hat und persönlich zu uns spricht, in Christo und seinem Worte.

So liegt in dem sog. materialen Prinzip der Reformation, der Rechtfertigung allein aus dem Glauben, das formale Prinzip, die alleinige Autorität der Heiligen Schrift als Norm christlichen Glaubens und Lebens beschlossen. Es kann deshalb nicht oft genug wiederholt werden, daß diese Zweiteilung in ein formales und materiales Prinzip eine irreführende ist. Sie macht es unmöglich zu einer einheitlichen Anschauung von dem Wesen der Reformation zu kommen, wenn man beide Prinzipien als koordiniert neben einander stellt.

Wie bei Luther so verhält es sich ähnlich mit Zwingli, dem Begründer der Reformation auf schweizerischem Boden. Es trieb ihn zum unermüdlichen Kampf wider alle falschen und ungöttlichen Mächte, die ihr Unwesen in der damaligen Kirche trieben, und mit gewaltigem Ernst trat er dafür ein, daß die Autorität Gottes wieder an deren Stelle

trete. Wäre in ihm dies religiöse Moment, Gott die Herrschaft wieder zu verschaffen, die ihm gebührt, nicht mächtig gewesen, er wäre nie zum Reformator geworden. An der Schrift hat sich sein reformatorischer Standpunkt immer mehr gebildet. Mit fester Ueberzeugung stand er auf demselben Boden, auf dem Luther stand bezüglich der Schrift. Beiden war sie nicht als Buch und Buchstabe religiöse Autorität, sondern nur insofern als sie Christum uns nahebringt und die Wahrheit verkündigt. Hören wir nun einige Aussprüche Luthers über die Bücher der Heiligen Schrift: „Das ist der rechte Prüfstein alle Bücher zu tadeln, wenn man sieht, ob sie Christum treiben oder nicht; — was Christum nicht lehret, das ist nicht apostolisch, wenn's gleich St. Petrus oder Paulus lehrte, wiederum, was Christum predigt, das ist apostolisch, wenn's gleich Judas und Hannas täte." Es ist bekannt, wie freie Urteile Luther von diesem Standpunkte aus sich über einzelne Bücher und ihre Verfasser erlaubt hat. Es hieße Eulen nach Athen tragen, seine Aeußerungen namentlich über den Jakobusbrief und die Offenbarung Johannis zu wiederholen. Aber schon die Tatsache, daß er die Grundregel aufstellte, ob eine Schrift Christum treibe oder nicht, ist Beweis genug dafür, daß Luther von einer Inspiration in dem Sinne, wie sie die späteren Dogmatiker faßten, nichts wußte. Selbstverständlich nimmt Luther eine Inspiration der Heiligen Schrift an, obgleich er sich niemals ausführlich über Wesen und Form der Inspiration ausgesprochen hat. Aber so viel steht fest, daß er nie die heiligen Schriften aus einer göttlichen Eingebung in dem Sinne hergeleitet hat, daß dabei die menschliche Individualität und Geistestätigkeit der einzelnen Verfasser ausgeschlossen oder unterdrückt sein sollte. In den von ihm am höchsten gestellten Büchern führt Luther nicht gleichmäßig alles auf göttliche Offenbarung zurück. Bei den Propheten z. B. bezieht er die Tätigkeit des Heiligen Geistes zunächst ganz auf ihr *mündliches* Wort, von dem schriftlichen nimmt er an, daß es größtenteils von andern Personen zusammengestellt sei, bezüglich derer er von besonderer Geistesgabe nichts sagt. Ja, selbst von Mose meint er, daß er die zehn Gebote bereits von den Vätern, die judiziellen Ordnungen aus älteren Bräuchen, teilweise sogar aus Gewohnheiten benachbarter Völker entnommen habe. Und über die Propheten, die „zuweilen von den Königen und weltlichen Läuften etwas verkündigten, welche sie auch selbst übeten und oft auch fehleten," hat er noch im Jahre 1543, also drei Jahre vor seinem Tode, eine merkwürdige Aeußerung getan, die manchem Gläubigen unserer Tage zum Anstoß gereicht hat. Luther geht davon aus, daß man beim Lesen und Forschen in der Heiligen Schrift „mit der Feder da sein müsse und aufzeichnen, was ihm unter dem Lesen und Studieren sunderlich eingeben ist, daß er es merken und behalten könnte." Dann fährt er fort: „Und haben ohn Zweifel auf diese Weise die Propheten in Mose und die letzten Propheten in den ersten studiert und ihre guten Gedanken, vom Heiligen Geist eingegeben, in ein Buch aufgeschrieben. Denn es sind nit solche Leut gewesen, wie

die Geister und Rotten, die Mosen haben unter die Bank gesteckt und eigen Gesicht gedicht und Träume gepredigt, sunder sich in Mose täglich und fleißig geübt, wie er denn auch gar oft und hart befiehlt, sein Buch zu lesen. Ob aber denselben guten treuen Lehrern und Forschern der Schrift zuweilen auch mit unterfiel, Heu, Stroh, Holz, und nit eitel Silber, Gold und Edelgestein lauten, so bleibt doch der Grund da; das andere verzehrt das Feuer des Tages, wie St. Paul sagt (1. Kor. 12. 13)." (Walch, Erlang. Ausg., Bd. 63, S. 379.)

Nach alledem wird es uns nicht wundernehmen, daß für Luther trotz der Inspiration und Irrtumslosigkeit der Schrift im ganzen doch im einzelnen Irrtümer und Widersprüche nicht ausgeschlossen sind. Freilich keinesfalls finden sie sich in ihrem Zeugnis über die Heilswahrheiten, die der Gegenstand des christlichen Glaubens sind. Da sind Widersprüche unmöglich; wo sie scheinbar vorhanden sind, lösen sie sich und müssen sich lösen durch ihre Deutung nach dem Mittelpunkt und der Quelle aller Wahrheit, Christus.

So hat Luther, und gleich ihm Zwingli, den Grund gelegt, von dem wahrhaft evangelische Erkenntnis nicht weichen darf. Auch die Symbole der lutherischen und reformierten Kirche nehmen in der Hauptsache noch dieselbe Stellung zur Schrift ein, wie die Reformatoren. Selbstverständlich ist ihnen allen der göttliche Ursprung der Heiligen Schrift. Aber nirgends wird derselbe durch eine ausgeführte Inspirationslehre begründet. Ein Inspirationsdogma gibt es also nicht. Und diejenigen, welche behaupten, die Lehre von der wörtlichen Inspiration der Heiligen Schrift sei nicht Lehre der evangelischen Kirche, sofern diese allein aus den Symbolen zu erheben sei, haben recht.

Der Deutlichkeit halber wiederholen wir: Eine kirchliche Lehre darüber, wie die Schrift inspiriert sei, existiert nicht, kirchlich ist nur, daß sie inspiriert ist.

Wir gehen nun einen Schritt weiter und sehen zu, wie sich die Inspirationslehre in der alt-protestantischen Dogmatik ausgebildet hat. Veranlassung hierzu gaben die Ueberspanntheiten des schwärmerischen Subjektivismus der Wiedertäufer u. a., die das innere Licht zum Richter über die Offenbarung in der Schrift oder gar zur einzigen Quelle religiöser Erkenntnis machten. Man suchte nach einer Garantie dafür, daß die Lehren des Christentums, die doch aus keiner andern Quelle geschöpft werden dürfen, als aus der Heiligen Schrift, auf schlechthin zuverlässige und unfehlbare Weise uns in dieser dargeboten werden. Diese Garantie wird nach den Dogmatikern nur dadurch gegeben, daß die Heilige Schrift als solche mit Ausschluß selbständiger menschlicher Geistestätigkeit — denn dann hätten wir ja nicht mehr die Gewähr absoluter Irrtumslosigkeit — allein von Gott selbst verfaßt oder durch den Heiligen Geist den menschlichen Schreibern in die Feder diktiert ist. Gerhard war der erste der altprotestantischen Dogmatiker, der eine genauere und umständlichere Darstellung dieser Art der Inspirations-

lehre gibt. Unter der weiteren Arbeit der Dogmatiker des 17. Jahrhunderts gestaltete sich die Inspirationslehre zu folgender Darstellung: Gott ist der eigentliche Verfasser (auctor primarius) der Heiligen Schrift. Die heiligen Schriftsteller sind nur die auctores secundarii. Ja, der Name „Verfasser" kommt ihnen nur mißbräuchlich zu. In Wahrheit schreiben sie nur auf, was ihnen der Heilige Geist diktiert. Sie sind die Federn, mit denen er schreibt. Ob dem Schreiber das Diktierte bekannt oder unbekannt ist, ob er es selbst verstanden oder noch nicht begriffen hat, ist gleichgültig.

Damit ist die Spitze des Inspirationsdogmas erreicht. Die Bibel ist zu einer Inkarnation des Heiligen Geistes geworden, so daß sie, wie Hollaz sagt, eigentlich nur mißbräuchlich den Kreaturen zugerechnet wird.

Dieser Theorie von der Entstehung der biblischen Bücher entsprach nun auch die Ansicht der Dogmatiker über ihre Sammlung zu einem Kanon. Buxtorf formulierte sie bezüglich des Alten Testaments folgendermaßen: Gott selbst hat den Anfang gemacht mit der Schrift auf dem Sinai. Er erteilte Mose den Befehl, den Pentateuch zu verfassen. Mose übergab ihn den Leviten. Diese legten ihn neben der Bundeslade nieder. Jeder spätere Prophet, der vom Geiste gedrungen, ein Buch verfaßte, legte es in dem heiligen Archiv nieder, damit man im Zweifelsfall auf diese authentischen Exemplare zurückgehen könne. Von dieser heiligen Krypta blieben die Apokryphen ausgeschlossen, daher ihr Name. Nach Zerstörung des Tempels wurde Esra mit Serubabel nach Jerusalem geschickt, um die jüdische Kirche und ihren Gottesdienst wieder in stand zu setzen. Seine erste Sorge war, mit den Männern der großen Synagoge (Sacharja, Haggai, Maleachi, Nehemia) die biblischen Bücher zu sammeln, die falschen auszusondern, die rechten in ein Korpus zu ordnen und in einer wahrscheinlich neu angefertigten Lade im Allerheiligsten niederzulegen. Dort blieb sie — mit Ausschluß alles Fremden bis zu den Zeiten Christi.

Aber gerade hier war es, wo die Kritik einsetzte. Sie brach zuerst einer geschichtlicheren Vorstellung von der Entstehung des Kanons Bahn. Den Reigen eröffnete zuerst der Franzose Rich. Simon mit seinem epochemachenden Buch: Historie critique du vieux testament, Paris 1678, das bereits fast alle späteren Hypothesen über die Entstehung des Pentateuchs im Keime enthält. Auf die Dauer konnte natürlich die orthodoxe Inspirationslehre mit den Grundsätzen der historischen Kritik, wie sie Simon u. a. der Bibel gegenüber zur Anwendung brachten, unmöglich zusammen bestehen. Aber ein zweiter, weit gefährlicherer Gegner erwuchs ihr dadurch, daß Naturwissenschaft und Philophie sich gänzlich auf ihre eigenen Füße stellten und den Anspruch erhoben, daß alle Aussagen der Bibel, die in ihr Gebiet fielen, nach ihren feststehenden Ergebnissen zu prüfen seien. Ergab es sich, daß eine Unfehlbarkeit der Bibel auf naturwissenschaftlichem Gebiet in der bisherigen Weise sich nicht mehr halten ließ, so war die notwendige Folge, daß

die Inspirationstheorie so gestaltet werden mußte, daß sie die Fehlbarkeit der Bibel in diesen Dingen zuließ, ohne doch sonst ihrer religiösen Autorität irgend etwas zu vergeben. Und so kam es nach und nach dahin, daß die Inspirationstheorie der Dogmatiker immer mehr erweicht und schließlich bis auf den Namen ganz fallen gelassen wurde. Und das geschah unter dem Einfluß der philosophischen Zeitströmungen, die ihren Ausgangspunkt im Kartesianismus nahmen, des Deismus in England, des Materialismus in Frankreich, des Rationalismus der Wolffschen Schule in Deutschland.

Die Inspirationslehre im strengen Sinne der Dogmatik war tatsächlich in der evangelischen Theologie am Anfang des 19. Jahrhunderts aufgegeben. Ja, es schien, als ob die Schrift selbst „gebrochen" (Joh. 10, 35) würde, so daß Freund und Feind bekennen mußte, sie ist „gekreuzigt, gestorben und begraben," „die römische Obrigkeit hat ihre Wache aufgepflanzt und die absoluten Kritiker ihr Siegel aufgedrückt, es ist an kein Aufkommen mehr zu denken." (Culmann.) „Aber der im Himmel wohnet, lachet ihrer, und der Herr spottet ihrer." Bereits hatte sich der Herr die Männer ausgesucht, die er als Werkzeuge gebrauchen wollte zu einer lebendigeren und tieferen Erfassung der Heiligen Schrift.

Gegenüber dem seichten und verständnislosen Absprechen der Aufklärer über alles, was dem gewöhnlichen sogenannten gesunden Menschenverstande nicht sofort als zweckmäßig und nützlich im niedrigsten Sinne des Wortes einleuchtete — dem gegenüber erwachte das tiefe Gefühl für die Bedürfnisse der Menschenseele im einzelnen und im Volkstum. Dies Bestreben, die Dinge aus sich selbst und aus ihren geschichtlichen Verhältnissen heraus zu verstehen, das kam der Schätzung der Bibel zu gute auch da, wo sie zunächst nur als ein reines Litteraturprodukt vergangener Menschheitsepochen angesehen wurde. So war namentlich Herder vom humanistisch-ästhetischen Standpunkt aus zu einem begeisterten Apologeten der Bibel geworden in einer Zeit, in der es an Bibelverdrehern und leichtfertigen Bibelspöttern wahrlich nicht fehlte. Auch Goethe, in dessen Bildung die Bibel bekanntlich eine wichtige Rolle gespielt hat, zeigte tiefes Verständnis für das „Buch der Bücher", wie er es selbst genannt hat. Auch Hamann und Lavater haben namentlich der Anschauung kräftig vorgearbeitet, daß das Christentum nicht Lehre und Idee, sondern Leben und Kraft, daß es nicht ein Buch, sondern geschichtliche Tat, persönliches Erlebnis sei. Hamann sagte: „Wir haben diesen Schatz göttlicher Urkunden mit Paulus zu reden in irdenen Gefäßen, auf daß die überschwengliche Kraft sei Gottes und nicht uns." Und Lavater vollzog bereits klar den Unterschied zwischen Bibel und Offenbarung, und wußte der menschlichen Bedingtheit der Schrift gerecht zu werden, ohne ihrem göttlichen Charakter das geringste zu vergeben. Auch durch Bengel bahnte sich in der Theologie eine lebensvollere Auffassung der Heiligen Schrift an, die nicht ohne Rückwirkung auf die Inspirationslehre bleiben konnte,

wie wir sie im verflossenen Jahrhundert denn auch bei Männern wie Beck, v. Hofmann und Geß verfolgen können. Für Bengel kam die Heilige Schrift vor allem als ein Denkmal der Heilsgeschichte in Betracht, „als eine unvergleichliche Nachricht von der göttlichen Oekonomie bei dem menschlichen Geschlechte vom Anfang bis zum Ende aller Dinge, durch alle Weltzeiten hindurch, als ein schönes, herrliches, zusammenhängendes System." Er wollte die Bibel nicht als Spruch- und Exempelbuch angesehen wissen, in dem jede einzelne Stelle aus dem Zusammenhang gerissen von gleichem Wert ist zur Begründung christlicher Erkenntnis. Vielmehr mußte ihn jene Auffassung der Schrift von vorneherein dazu anleiten, in ihr einen stufenweisen Fortschritt in der Erkenntnis und Verkündigung des Heils zu suchen. Und so nannte er die Schrift am liebsten ein Korpus, einen lebendigen Organismus des Wortes Gottes, in welchem bis auf das Unbedeutendste alles im genauesten Zusammenhang steht, wie ja auch in den göttlichen Werken bis in das kleinste Gräschen die höchste Symmetrie herrscht. Der Inspirationsbegriff ist demnach nicht als Schrift- oder Wortinspiration zu fassen, sondern als Personalinspiration.

Die Grundgedanken der Schleiermacherschen Schriftlehre begannen sich in einem Teile der deutschen evangelischen Theologie immer mehr durchzusetzen. Schleiermachers unmittelbarer Nachfolger auf dem Berliner Lehrstuhl war Twesten. Er suchte freilich seines Vorgängers Lehre mit der orthodoxen Anschauung auszugleichen. Er will daran festhalten, daß auch die „Darstellung der Offenbarung in der Schrift" direkt auf göttliche Kausalität zu beziehen sei, nur daß die heiligen Schriftsteller nicht zu bloßen Federn des Heiligen Geistes herabgedrückt werden dürfen. „Sie schrieben nicht als bloße Menschen, sondern als Diener und Werkzeuge Gottes." Aber sofern ihre Selbsttätigkeit dabei nicht aufgehoben, ihre Individualität nicht unterdrückt ist, darf man die Inspiration nicht „gleichmäßig auf alles und jedes" ausdehnen, darf man nicht allem und jedem unbedingt Unfehlbarkeit beilegen. Es kommt darauf an, daß die Offenbarung, d. i. „die Aeußerung der göttlichen Gnade zum Heile des gefallenen Menschen" wirklich Offenbarung ist. Das würde sie nicht sein, wenn Gott nicht denen, die sie empfingen, die Fähigkeit mitgeteilt hätte, sie richtig aufzufassen. Darin besteht die Inspiration.

Die Schleiermachersche Schriftlehre fand jedoch keineswegs überall Anklang, wie wir schon oben andeuteten. Namentlich je mehr die konfessionellen Strömungen in der Kirche erstarkten, desto mehr machte sich das Bestreben, zur alten Lehre zurückzukehren, gerade in der Lehre von der Schrift bemerkbar. In der französisch-reformierten Kirche zeigten sich die ersten Vorkämpfer. Der edle Genfer Theologe L. Gaussen wendet sich ausdrücklich gegen die Hypothese einer Personalinspiration: „Nicht auf die Erleuchtung der biblischen Schriftsteller, die ja nur vergängliche Werkzeuge gewesen sind, hat es der Heilige Geist bei der Inspiration abgesehen, sondern lediglich auf ihre

Bücher. Darum muß es uns genügen, daß ein Kapitel oder Wort zur Bibel gehört, um es für göttlich gut zu halten. Denn Gott selbst hat darüber, wie über die Schöpfung sein: Ich sahe an alles, was ich gemacht habe, und siehe da, es war sehr gut — gesprochen."

In Deutschland aber sah es der streitbare Vorkämpfer des konfessionellen Luthertums Rudelbach als eine seiner Hauptpflichten an, für die alt-orthodoxe Inspirationslehre eine Lanze zu brechen.

Gaussens und Rudelbachs energisches Eintreten für die strengste Verbalinspiration veranlaßte nun Tholuck, der vorher einem Dr. Fr. Strauß gegenüber die Glaubwürdigkeit der evang. Geschichte verteidigt hatte, auch dem andern Extrem gegenüber das Recht und die Notwendigkeit einer freieren Auffassung der Inspiration zu erweisen. In einer noch heute besonders lesenswerten Abhandlung begründete Tholuck seine eigene Auffassung der Inspiration näher, indem er 1. aus der Beschaffenheit der Schrift selbst Beweise gegen eine schlechthinige Inspiration und Unfehlbarkeit entnahm und 2. zeigte, daß die aus der Schrift geführten Beweise für eine Inspiration der Schriftworte als solcher höchstens auf Eingebung der Prophetien, Inspiration der mündlichen Verkündigung führen. Das ist ein Punkt, der gewöhnlich — auch heute noch — außer acht gelassen wird, wenn man aus der Schrift selbst den Beweis für ihre Inspiration (insbesondere des Neuen Testamentes, denn 2. Tim. 3, 16 bezieht sich auf das Alte) zu führen unternimmt. Die strenge Inspirationstheorie der Dogmatiker aber werde schon durch die eine Tatsache, die auch deren Anhänger nicht leugnen könnten, vollständig über den Haufen geworfen, daß nämlich der Text der Bibel mit seinen ca. 50,000 Varianten nicht gesichert vorliege, so daß wenigstens unsere Bibel nicht als wörtlich inspiriert gelten könne. Uebrigens was hülfe uns auch ein unfehlbarer Text ohne unfehlbare Uebersetzung, was eine unfehlbare Uebersetzung ohne eine unfehlbare Auslegung? Der Christ also, welcher nur in einer von außen her gegebenen Beglaubigung Heil für seine Glaubensgewißheit finde, könne nicht eher zur Beruhigung kommen als bis er bei dem unfehlbaren römischen Kirchenfürsten angelangt sei.

Tholuck behauptet, daß auch nur von einer Treue und Irrtumslosigkeit der Berichte der Schrift über Worte und Tatsachen „im Wesentlichen" zu sprechen sei, und daß die Subjektivität der Verfasser bei Mitteilungen an sie durch den Geist Gottes keinen trübenden Einfluß ausgeübt habe. Auch Prof. Tob. Beck in Tübingen drückt sich ähnlich aus. Er sagt: „Die Inspiration erstreckt sich im strengsten Sinne nur auf die göttlichen Reichsgeheimnisse, die geistliche Wahrheit, auf das Aeußerliche und Menschliche nur so weit es mit ersterem in wesentlichem Zusammenhange steht; sie erhebt ihre Organe zu einer gegenüber aller Menschenweisheit überschwenglichen Erkenntnis, unterrichtet sie aber nicht in Dingen und bewahrt sie nicht vor Fehlgriffen, die zu der göttlichen Wahrheit sich völlig gleichgültig verhalten und dem

gemeinen Erkennen und Wissen anheimfallen, wie chronologische, topographische, rein weltlich-historische Gegenstände."

In der Tat herrscht in der wissenschaftlichen Theologie der heutigen Zeit über die beiden Punkte: Notwendigkeit der Scheidung von Offenbarung und Schrift und Erklärung der einzigartigen Bedeutung der Heiligen Schrift für den Christen aus dem geschichtlichen Zusammenhang mit der Offenbarung in Christo — fast vollkommenes Einverständnis. Der bedeutendste luth. Systematiker Frank von der Erlanger Universität, sagte kurz vor seinem Heimgange im Jahre 1894: „Die gläubige Gemeinde wird sich bezüglich der Bibelkritik daran gewöhnen müssen, nach dieser Seite mehr zu vertragen, als sie bisher gewohnt war. Ich möchte die Verantwortung nicht auf mich nehmen, einen Christen zu lehren, daß der Glaube an die Heilswahrheit den Glauben an die absolute Irrtumslosigkeit der Schrift involviere."

Aber nun kommt der bekannte Einwurf: Gebt ihr erst der Kritik den kleinen Finger, so nimmt sie die ganze Hand! Wenn ihr erst einmal irgend welche Irrungen in der heil. Geschichte zugesteht, wo ist dann ein Anhalten? Nun, das ist eben die brennende Frage, die besehen werden soll. „Wenn die gläubige Theologie ihr aus dem Wege geht, statt sie anzufassen und zu lösen, so wird sie dem Andrang der oberflächlichen, geschichtswidrigen Kritik zu widerstehen nicht vermögen," sagt derselbe Frank. Aber immer und immer wieder hat sich die Theologie gescheut, Hand an diese freilich nicht so leichte Aufgabe zu legen. Die Folge davon war, daß die Kluft zwischen Theologie und Gemeindeglauben immer größer wurde. — Wir stehen nun vor der zweiten Phase des Kampfes um die Schrift, die ungefähr mit dem Jahre 1890 beginnt und sich noch nicht ausgetobt hat, noch keineswegs abgeschlossen ist. Während die Verhandlungen über die Schriftfrage aus der ersten Phase des Kampfes sich nur auf den engeren Kreis der wissenschaftlichen Theologie beschränkte, spielt die zweite Phase desselben sich auch auf der weitern Arena der auch der Gemeinde zugänglichen kirchlichen Versammlungen und kirchlichen Blätter ab. Als Resultat einer objektiven Beobachtung dieses Kampfes darf jetzt schon konstatiert werden, daß sich gewisse Linien zeigen, die aus dem Wirrsal des Kampfes heraus — und auf einen gemeinsamen Boden der Verständigung hinzuführen versprechen. Nur in ganz kurzen Zügen wollen wir den Gang des Kampfes dem Beobachter vorführen und sodann zusehen, auf welche Weise eine ehrliche Verständigung angebahnt werden kann.

Auch bei dieser zweiten Phase sind die Sturmvögel — wenn man sich dieses Ausdrucks bedienen darf — wiederum auf lutherischem und reformiertem Boden außerhalb Deutschlands vorausgeflogen.

Zunächst war es Dr. Walther von der Missouri-Synode, der in das Wächterhorn stieß, indem er in seiner Schrift: „Was lehren die neueren orthodox sein wollenden Theologen von der Inspiration?" mit den hervorragendsten deutschen Theologen wie Thomasius, Delitzsch,

Kurtz, Luthardt streng ins Gericht ging. Sein Schlachtruf lautete: „Zurück zur Inspirationslehre der alten Dogmatiker!“ Später trat A. Kuyper von der reformierten Kirche Hollands auf und verteidigte in einer besondern Schrift folgenden Grundsatz: Kein Befund der Kritik werde den Glaubenssatz von dem inspirierten Buchstaben wankend machen; denn an ihm hänge das Seelenheil. Den menschlichen Geist der biblischen Schriftsteller vergleicht er mit einer Spindel, die der Heilige Geist in Bewegung setzt.

Gegen diese Uebertreibungen traten besonders die Professoren van Oosterzee in Utrecht und Volk in Dorpat auf und zwar in sehr maßvoller Weise, indem sie zu zeigen versuchten, wie die tatsächliche Beschaffenheit der Heiligen Schrift das Festhalten an der altdogmatischen Formulierung der Inspirationslehre unmöglich mache, wie aber keineswegs mit dem Aufgeben dieser Theorie und der Zulassung der Kritik Autorität und Würde der Bibel als göttlichen Wortes hinfalle. Aber die Stimmen Walthers und Kuypers mehrten sich, so daß ein Entrüstungssturm in der baltischen Kirche gegen obige Professoren insceniert wurde.

Th. Harnack nahm sich jedoch der Angegriffenen an, indem er und die ganze Fakultät Dorpat sich mit ihnen solidarisch erklärte. In kraftvollen Worten stellte er die Streitfrage richtig: „Wir glauben nicht an ein Buch, sondern an Jesum Christum, unsern Herrn und Heiland, der Bibel glaube ich auf Grund meines Glaubens an Christum. Die Frage nach der Schrift ist darum immer erst die zweite, die erste ist und bleibt Christus. Das gepredigte Wort ist das eigentliche Gnadenmittel, das geschriebene dient ihm nur zur Richtschnur und Norm. Es können ja auch die, welche des Lesens unkundig sind, selig werden.“

Dabei wollen Harnack, Volk u. a. keineswegs den christlichen Glauben an die Schrift von den Ergebnissen der wissenschaftlichen Untersuchung abhängig machen (?); denn „die Kirche Jesu Christi braucht nicht auf einen wissenschaftlichen Beweis zu warten, um ihres Glaubens an die Schrift gewiß und froh zu werden.“ Die gläubige Gemeinde muß zur Erkenntnis kommen, daß ihr Glaube auf einem festeren Grund ruht als auf dem der Kritik ausgesetzten Berichte vergangener Tatsachen, daß er sich vielmehr gründet auf Tatsachen, die ihm unmittelbar erreichbar und erfahrbar sind, und die als selbsterlebte, ihm niemand bezweifeln noch wegdisputieren kann. So sagte einst ein alter Pilger zu seinem hochgelehrten Sohne, einem Professor der Naturwissenschaften, „gehe mir hin mit allen deinen Beweisen gegen die Bibel; alle deine Gründe gelten mir keinen Kreuzer! Wenn ich diese Bibel nicht gehabt hätte, so wäre ich tausendmal in meinem Leben verzagt und an allem irre geworden; sie hat mich über Wasser gehalten. Sie hat immer wieder Licht und Freude in mein Herz gebracht. Jeden Tag empfing ich daraus Speise, Trost und Zucht. Das weiß ich und darum wirst du sie mir nicht verleiden können. Was

kümmert mich das, ob jede einzelne Notiz und jede Zahl darinnen richtig sind, ob die Bücher alle von den Männern verfaßt sind, deren Namen sie tragen, oder ob der eine der biblischen Schriftsteller vielleicht einen andern benutzt hat? Was kümmert mich das alles? Ich weiß, daß ich schon lange davon lebe und daß ich noch heute davon lebe und daß mich ihr Trost ins finstere Todestal begleiten wird, und damit Punktum!"

Was ist nun das Ergebnis der zweiten Phase des Kampfes um die Schrift? Zunächst die Einsicht, daß die alt-orthodoxe Inspirationslehre in jeder Beziehung unhaltbar ist. Daß die gesamte wissenschaftliche Theologie von dieser Einsicht beherrscht ist, braucht nicht besonders betont zu werden. Daß aber gerade die neuste Flutwelle der Reaktion, anstatt die alte Lehre wieder zu Ehren zu bringen, nur dazu beigetragen hat, diese Erkenntnis in immer weitere Kreise zu bringen, ist ebenfalls eine unbestreitbare Tatsache. Und es läßt sich hoffen, daß die Zeit nicht mehr ferne ist, wo diese altkirchliche Theorie der Dogmatiker in der evang. Kirche endgültig abgetan sein wird. Auch diese Erkenntnis beginnt immer allgemeiner durchzudringen, daß eine durchaus andere Begründung für das Ansehen der Heiligen Schrift gesucht werden muß, als sie mit der alten Inspirationstheorie geboten wurde, mit andern Worten, daß es ganz umsonst ist, diese Begründung immer wieder durch eine Lehre über die Entstehung der Heiligen Schrift liefern zu wollen, nur daß die Mängel der alten Inspirationslehre vermieden werden sollen. Die Entwickelung der Lehre von der Heiligen Schrift in der wissenschaftlichen Theologie des vergangenen Jahrhunderts zeigt es jedem, der sehen will, aufs allerdeutlichste, daß auf diesem Wege der beabsichtigte Zweck nicht erreicht werden kann.

Wie aber wird er nun erreicht?

Wenn die Bibel wirklich religiöse Autorität für mich sein soll, nicht bloß eine Urkunde vergangener göttlicher Offenbarung, die auch mich angeht, so muß sie selbst den Glauben in mir wirken, daß es der lebendige Gott ist, der sich auch mir kund geben, offenbaren will und zwar in der Person Jesu. So gründet sich die Autorität der Schrift als Heilswort für den einzelnen Christen ausschließlich auf seine Glaubenserfahrung, so daß sie fest steht, unabhängig von aller Arbeit der Theologie und ihren verwickelten litterarisch- und historisch-kritischen Forschungen, unabhängig auch davon, ob ich mich von der geschichtlichen Wahrheit der in der Bibel berichteten Tatsachen auch wissenschaftlich überzeugen kann.

Aehnlich steht es mit der Bedeutung der Schrift als Lehrnorm für die Gemeinde. Auch hier ist der Erfahrungsbeweis von derselben hohen Bedeutung wie beim einzelnen Christen. Die Heilige Schrift ist also darum Lehrnorm für die Gemeinde, weil diese Sammlung von Schriften sich immerdar als ausreichend erwiesen hat, alle Bedürfnisse zu befriedigen, die in der Gemeinde Christi entstanden sind. Diese soeben niedergelegten Grundsätze sind zuerst von Prof. Erich Haupt aufgestellt worden. Andere Theologen sprachen sich ähnlich aus. So sagt

Prof. v. Nathusius auf der Pastoralkonferenz in Posen: „Die Ueberzeugung, daß die Bibel Gottes Wort ist, ruht nicht auf wissenschaftlichen Untersuchungen, sondern auf Erfahrungen im Gewissen, die jeder einfältige Christ zu machen im stande ist.“ Prof. Schlatter bezeugt auf der Pastoralkonferenz in Berlin: „Wer in der Schrift seinen Gott sucht, Gott hört, Gottes Gnade an sich erfährt, der hat wirklich dem Schriftwort Glauben erzeigt. Der Glaube an die Bibel bejaht sie als Gottes gnädiges Wort an uns.“

„Es bleibt dabei, daß nur auf dem Wege innerer Erfahrung, unabhängig von allen Theorien und gelehrten Untersuchungen über die Entstehung der einzelnen Schriften, die Bibel für den Christen religiöse Autorität gewinnt und so auch nur behaupten kann.“ Es wird seine Richtigkeit haben, was jüngst ein hervorragender Theologe gesagt hat: „Der Glaube an die Bibel wird von Vertretern der Theologie aller Richtungen nicht mehr als Basis und Voraussetzung des Heilsglaubens angesehen.“ Das stimmt ganz mit dem überein, was am Anfang dieses Referats über das Verhältnis des formalen und materialen Prinzips der Reformation behauptet worden ist, daß nämlich in diesem, der Rechtfertigung aus dem Glauben, jenes, die alleinige Autorität der Schrift, mit eingeschlossen ist.

Wir schließen diese Ausführungen mit den Thesen, die Prof. Kirn auf der theol. Konferenz in Plochingen aufgestellt hat über das Thema: Die Autorität der Heiligen Schrift für das christliche Leben und Erkennen. In diesen Thesen ist der Standpunkt der Theologie über die behandelte Frage klar und treffend dargelegt.

„1. Die Autorität der Schrift ruht nicht auf einer bestimmten Theorie über ihre Entstehung, sondern auf ihrer dem Glauben jederzeit erfahrbaren Kraft.

2. Die Schriftautorität ist in letzter Instanz die Autorität Jesu Christi, von dem die Schrift zeugt, und sie eignet jedem Teil der Schrift in dem Maß, als er Jesum dem Glauben erkennbar macht.

3. Die Heilige Schrift wird zum Gnadenmittel, sofern Gottes Geist durch sie den Glauben weckt, und sie ist das Erkenntnisprinzip, aus welchem wir die wahre Gestalt der göttlichen Offenbarung und des christlichen Lebens erkennen. Das zweite kann sie nur demjenigen werden, dem sie zuvor das erste geworden ist.“

Das dritte Gebot.

Von P. Fritz Hahn.

Sabbat oder Sonntag? Eine Untersuchung.

Ueber das Verhältnis von Sabbat und Sonntag ist schon so viel gesagt, gestritten und geschrieben worden, daß man glauben sollte, die Christenheit müsse schon längst über diesen für unser kirchliches Leben und unser Heilsbewußtsein so wichtigen Punkt sich klar geworden sein. Leider aber scheint das Gegenteil stattzufinden.

Im allgemeinen kann man in Bezug auf die Behandlung der

Sonntagsfrage zwei Parteien unterscheiden. Die eine, welche gern eine strengere Sonntagsfeier einführen und natürlich dieses Bestreben aus dem Worte Gottes rechtfertigen möchte, behauptet: Sabbat und Sonntag haben wesentlich dieselbe heilsgeschichtliche Grundlage; der Sonntag sei an die Stelle des jüdischen Sabbats getreten und eigentlich nur im Gegensatz zu den Juden von der ersten Kirche als Ruhetag eingesetzt worden, wofür einen willkommenen Vorwand bot, daß gerade am Sonntag Christus von den Toten auferstanden und an diesem Tage der Heilige Geist ausgegossen sei, durch welche Tatsachen der Sonntag in besonderer Weise von Gott ausgezeichnet und als „Tag der Erlösung" gekennzeichnet worden sei. Der Tag der Erlösung müsse aber durch Ruhe von irdischer Arbeit gefeiert werden, weil uns durch die Erlösung ja die Ruhe Gottes erworben sei. Daher müsse man für den Sonntag dieselben gesetzlichen Bestimmungen in Anspruch nehmen, wie sie für den alttestamentlichen Sabbat gelten. Jede Arbeit an diesem Tage sei eine Sünde und aufs strengste verboten. Diese Ansicht wird außer von den Methodisten, Baptisten und den meisten reformierten Kirchen und Sekten in neuerer Zeit auch von einem großen Teil der Lutheraner vertreten, so daß man den Sonntag oft geradezu Sabbat nennen hört.

Diese judaisierende oder gesetzliche Richtung setzt sich damit in Widerspruch zu Kol. 2, 16, welche Stelle Luther, allerdings sehr frei, übersetzt: „So lasset nun niemand euch Gewissen machen über Speise oder Trank oder über bestimmte Feiertage oder Neumonde oder Sabbat," (wörtlich übersetzt heißt sie: „Niemand richte euch wegen Speise oder Trank oder wegen Teilnahme an der Feier des Neumondes oder des Sabbats). Besteht das göttliche Sabbatgebot noch, so ist das Halten des Sabbats zu unserer Seligkeit notwendig, so daß wir dem Apostel vorwerfen müssen, daß er höchst unüberlegt und leichtfertig an die Kolosser schrieb, sie sollten sich kein Gewissen über den Sabbat machen. Wir kommen aber auch in Widerspruch mit der Lehre von der Gerechtigkeit durch den Glauben, da dann außer dem Glauben an Christus auch noch das Halten des Sabbats zur Seligkeit notwendig wäre.

Anmerkung. Wir müssen nämlich bedenken, daß die Aufhebung des Gesetzes durch den Herrn nicht von der Auflösung, sondern von der Erfüllung desselben zu verstehen ist, so daß also die Forderung des Gesetzes in gewissem Sinne für alle Zeit stehen bleibt, aber seine Stellung durch den Neuen Bund wesentlich verändert ist. Das Gesetz des Alten Bundes steht den Menschen als objektive Norm gebietend gegenüber; im Neuen Bunde dagegen ist es in die Herzen geschrieben und wirkt als innerere Lebenstrieb; das Gesetz ist nunmehr der innerlich gewordene Gotteswille, die stetige Setzung des Heiligen Geistes in uns; ja man könnte den Heiligen Geist, sofern er richtet und straft, das innerliche, das persönliche Gesetz nennen. — Dieser Unterschied von objektiver Norm und subjektivem Lebenstriebe fällt zusammen mit dem Unterschiede von Buchstaben und Geist, ist also kein zufälliger, sondern

ein durchgreifender, charakteristischer Unterschied für die beiden Testamente.

Sollten wir nun den Fortbestand des Sabbatgebotes so verstehen, daß das innerlich gewordene Gottesgebot, oder, was dasselbe ist, der Heilige Geist in uns Fundament der Sabbatfeier ist, so wäre damit offenbar die Fundamentierung aus objektiver göttlicher Autorität verlassen. Denn daß die Kirche die Feier nicht wider den Heiligen Geist, sondern auf dessen Anregen eingesetzt hat, wenn sie es war, die sie einsetzte und nicht das göttliche Gebot, wird man zugeben müssen. Gerade das aber behauptet diese Richtung, daß die Feier nicht auf freier Entschließung der christlichen Kirche, sondern auf objektiver göttlicher Autorität, d. h. auf dem dritten (resp. vierten) Gebot beruhe.

Das Neue Testament sagt uns aber, daß von dem Zeugnis des Heiligen Geistes in uns die Seligkeit abhängig ist; so werden wir mit Notwendigkeit zu einem Dualismus der Heilsbedingungen und somit zu eienem Widerspruch mit der neutestamentlichen Heilsordnung getrieben, wenn die Meinung von der fortdauernden objektiv-göttlichen Autorität der Sabbatfeier richtig ist. So erhalten wir zwei Heilsfaktoren: Sabbat und Christus oder anders ausgedrückt: die Beobachtung des Sabbatgebotes und den Glauben an den Herrn. Das widerspricht aber der ganzen Lehre des Neuen Testamentes.

Bis jetzt hat sich auch noch nicht nachweisen lassen, wenigstens nicht in überzeugender Weise, wie es gekommen ist, daß der Sabbat eben nicht am Sabbat, sondern am Sonntag gefeiert wird, wie ferner die geschichtliche Grundlage der Sabbatfeier, obwohl sie eine ganz andere ist als die Grundlage der Sonntagsfeier — hier Gedächtnis der Erlösung durch Christi Auferstehung und der Ausgießung des Heiligen Geistes — dort Gedächtnistag der Weltschöpfung — doch dieselbe sein soll wie die Grundlage des Sonntags. Der Gedächtnistag der Weltschöpfung, der Sonnabend, bleibt also nicht Sonnabend, sondern wird Sonntag und bleibt auch nicht Gedächtnistag der Weltschöpfung, sondern wird Gedächtnistag der Welterlösung — und doch soll der Sonntag wesentlich dasselbe sein wie der Sonnabend! Das verstehe, wer es kann!

Diese Sabbatianer haben also zwei Sätze aufgestellt, um ihre Inkonsequenz zu verhüllen:

1. Es kommt gar nicht auf den Sonnabend oder den Sonntag an, sondern nur darauf, daß alle sieben Tage an einem Tage gefeiert wird.

2. Der Zweck dieses Ruhetages ist aber, den Leuten Zeit zu geben, sich mit geistlichen Dingen ausschließlich beschäftigen zu können, um so ihre Seligkeit zu schaffen.

Doch was hat Gott dann eigentlich befohlen? Eigentlich weiter nichts, als die periodische Wiederkehr geistlicher Ruhetage! Einen besonderen Inhalt hat dann der Sonntag nicht mehr, der uns zu Dank und Buße treiben könnte.

Wir kommen nun zu der *zweiten* Richtung, die behauptet, der

Sonntag sei nicht von Gott, sondern von der Kirche eingesetzt worden, damit nach Aufhebung des alttestamentlichen Sabbats die Christen doch wüßten, wann sie zusammenkommen sollten zu gemeinsamer Anbetung Gottes. Diese Richtung wird namentlich von den symbolischen Büchern der lutherischen und reformierten Kirche vertreten.

So schreibt die Konf. Aug., Art. 28: „Die es dafür achten, daß die Ordnung vom Sonntag für den Sabbat als nötig aufgerichtet sei, die irren sehr, denn die Heilige Schrift hat den Sabbat abgetan, und lehret, daß alle Zeremonien des alten Gesetzes nach Eröffnung des Evangeliums können nachgelassen werden; und dennoch, weil es von Nöten gewesen ist, einen gewissen Tag zu verordnen, auf daß das Volk wüßte, wann es zusammenkommen sollte, hat die christliche Kirche den Sonntag dazu verordnet, und zu dieser Veränderung desto mehr Gefallen gehabt, damit die Leute ein Exempel hätten der christlichen Freiheit, daß man wüßte, daß weder die Haltung des Sabbats, noch eines anderen Tages von Nöten sei."

Die Conf. Helvet. poster. c. 24 schreibt: „Obgleich die Religion an keine Zeit gebunden ist, so kann sie doch nicht ohne eine feste Unterscheidung und Anordnung der Zeit gepflegt und geübt werden. Es erwählt sich also jede Kirche eine gewisse Zeit zu öffentlichem Gebete und Verkündigung des Evangeliums, sowie zur Feier der Sakramente. Es steht aber nicht einem jeden frei, nach seiner Willkür diese Anordnung der Kirche umzustoßen. Und wenn nicht eine dienliche Muße der Ausübung der äußeren Religion zugestanden wird, so werden die Menschen sicher durch ihre Geschäfte davon abgezogen. Wir sehen daher, daß in der alten Kirche nicht nur gewisse Stunden in der Woche zu den Versammlungen festgesetzt waren, sondern daß auch der Sonntag selbst schon von den Zeiten der Apostel an diesen Versammlungen und heiliger Muße geweiht war: was auch jetzt noch wegen des Gottesdienstes und der Liebe mit Recht von unseren Kirchen beobachtet wird. Der jüdischen Haltung und dem Aberglauben räumen wir nichts hier ein. Denn wir glauben nicht, daß ein Tag heiliger sei, wie der andere; auch nicht, daß die Muße an und für sich Gott angenehm. Wir feiern den Sonntag, nicht den Sabbat durch freie Beobachtung."

Leider haben beide Bekenntnisschriften ihre übereinstimmende Ansicht über den Sonntag nicht näher ausgeführt und besonders vergessen, sie dogmatisch zu begründen, woraus sich allerlei Unzuträglichkeiten ergeben haben:

1. Ist das so, wie steht es denn mit dem dritten Gebot? Dieses, das die Haltung des Sabbats befiehlt, sei aufgehoben worden, denn Christus sei des Gesetzes Ende. Ja sagt denn nicht Christus: Ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen? Wie hat er denn das Sabbatgebot erfüllt? Es muß nachgewiesen werden können, inwiefern Christus den Sabbat erfüllt hat. Das ist aber nirgends in den dogmatischen Büchern und in den Dogmatiken nachgewiesen.

2. Warum hat man dem Sonntag dieselbe periodische

Wiederkehr gegeben, wie dem Sabbat? War das nur Nachahmung oder hatte es einen tieferen Grund? Hatte sie keinen tieferen Grund, so waren die Männer der französischen Revolution nicht zu tadeln, daß sie alle zehn Tage erst einen Ruhetag einsetzten. Liegt ihr aber eine tiefere Idee zu Grunde, so muß sie nachgewiesen werden, sonst scheint die achttägige periodische Wiederkehr des Sonntags eine zufällige zu sein. Und das führt zu Ungewißheit und Lauheit, weil da manche sagen möchten: Alle sieben Tage ist mir zu viel, ich will lieber nur alle zehn Tage feiern. Andere möchten umgekehrt sagen: Alle sieben Tage ist mir zu wenig, ich will alle fünf Tage Sonntag machen.

3. Warum hat man gerade den ersten Wochentag zum Feiertage gewählt? Die symbolischen Bücher sagen, die Kirche hätte ebensogut jeden anderen Tag wählen können. Also wieder ist man zufällig auf diesen Tag gekommen; höchstens sei die Auferstehung und die Geistesausgießung bestimmend für die Wahl dieses Tages gewesen. Und ich glaube, daß gerade diese Ungenauigkeit und Unsicherheit der Begründung Schuld daran war, daß eine ernste und strenge Sonntagsfeier gerade in der lutherischen Kirche so schwer Eingang findet und von jeher gefunden hat.

Was die richtige Beurteilung der Frage so schwierig macht, ist der Umstand, daß die Heilige Schrift über die Einsetzung des Sonntags schweigt, so daß nicht durch Auslegung einer Schriftstelle — denn eine solche ist nicht da — sondern nur durch richtige Erfassung und Entwicklung der Grundgedanken der Heilslehre, sich die Notwendigkeit des Sonntags, seine periodische Wiederkehr alle acht Tage immer am ersten Wochentage, sowie seine Stellung in der Heilsökonomie ergeben kann.

Ich will nun versuchen, in folgendem diese drei Punkte nachzuweisen und zuerst reden vom

Sabbat.

Was ist der Sabbat? Die einen sagen: „Der Gedächtnistag der vollendeten Weltschöpfung und Ruhetag der Geschöpfe, weil Gott an ihm geruht habe von seinen Werken.“ Doch wie jede Religion auf einem Verhältnis des Menschen zu Gott beruht, so muß auch jede religiöse Feier irgend ein Verhältnis des Menschen zu Gott zum Inhalt haben. Soll daher die Weltschöpfung Gegenstand einer religiösen Feier werden, so muß sich darin eine bestimmte Willensäußerung Gottes über den Menschen ausdrücken, die ihn zum Dank oder zur Buße antreibt. Man könnte daher sagen, „der Sabbat sei ein Dankfest für die Erschaffung der Welt.“ Doch die Schrift betont bei der Sabbatfeier nicht die schöpferische Tätigkeit Gottes, sondern vielmehr das Ausruhen Gottes von seiner schöpferischen Tätigkeit, so daß die Veranlassung zur Feier erst hinter der Weltschöpfung liegt. Die Rückkehr Gottes aber aus der Schöpfung in sein eigenstes Leben ist das Gegenteil von dem, weshalb man religiöse Feste feiert, da sie das Aufhören der unmittelbaren Einwirkung Gottes auf die Kreatur ist. Darum

wird auch gewöhnlich nicht die Ruhe Gottes als Gegenstand der Feier bezeichnet, sondern die vorbildliche Bedeutung der Gottesruhe, sofern der Mensch ausruhen soll in Gott, wie Gott in sich selber ausgeruht hat. Dabei läßt man aber wieder ganz die Beziehung außer acht, in der das Ausruhen Gottes zur Weltschöpfung steht.

Diese Erklärungen sind also alle ungenau und einseitig. Wir wollen uns daher die Stelle selbst betrachten:

1. Mos. 2, 2 u. 3 heißt es:

„Und es vollendete Gott am siebenten Tage seine Werke, die er machte; und ruhte am siebenten Tage von allen seinen Werken, die er machte; und segnete den siebenten Tag und heiligte ihn, denn Gott hat am siebenten Tage ausgeruht von allen seinen Werken, die Gott schuf und machte."

Es wird also zweierlei von Gott ausgesagt:

1. daß Gott am siebenten Tage alle seine Werke vollendete,
2. daß er am siebenten Tage ruhte von allen seinen Werken.

Diese beiden Aussagen scheinen einander zu widersprechen. Wie man versucht hat (Baumgarten: Theol. Kom. z. Pent. I, S. 28. 29; Delitzsch: Genesis, Johannes Richers), diesen Widerspruch zu beseitigen, will ich nicht erst anführen, es genügt, daß alle diese Erklärungen daraus hinauslaufen, daß man beide Aussagen so mit einander verbindet, daß man sagt: Nachdem Gott alle seine Werke vollendet hate, ruhte er am siebenten Tage. Doch es steht da, daß Gott am siebenten Tage alle seine Werke vollendete. Der Widerspruch kann nur in der Weise ausgeglichen werden, daß man die Vollendung nicht in der Schöpfung neuer Werke sucht, sondern als Vollendung der bereits fertigen Werke faßt.

Worin besteht aber die Vollendung der Kreatur? Darin daß sie aus der Hand des Schöpfers zu einem relativ selbständigen Dasein entlassen wurde. Nicht das machte die Welt vollendet, daß sie da war, sondern daß sie selbständig da war, wenigstens bis zu einem gewissen Grade selbständig. Eine Uhr würde nur dann vollendet sein, wenn sie des Aufziehens und der Regulierung durch Menschenhand nicht bedürfte. Die Welt ist vollendet, weil sie gemäß den in sie gelegten Gesetzen selbständig sich betätigt und erhält.

Da aber nichts auf der Welt um seiner selbst willen da ist, sondern alles der Gesamtheit dienen soll, so konnte die Vollendung, d. h. die Entlassung der Welt zu gewisser Selbständigkeit erst am siebenten Tage erfolgen, nachdem alle Teile des großen Kunstwerkes geschaffen waren, weil erst dann ein kreatürliches Gesamtleben möglich war.

Deswegen ist die Vollendung der Schöpfungswerke nichts anderes wie das Ausruhen Gottes. Eben dadurch, daß Gott die Welt zur Selbständigkeit entließ, also nicht mehr schöpferisch eingriff, ruhte er aus von allen seinen Werken.

Wenn es nun aber heißt: „und Gott segnete den siebenten Tag

und heiligte ihn", so wird damit ausgedrückt, daß Gott, trotzdem er die Welt einer gewissen Selbständigkeit überließ, sie doch nicht ohne Beziehung zu sich gelassen habe. Hätte er sie nämlich nicht gesegnet, so hätte sie als endliche Welt sich bald ausleben müssen. Sie konnte nicht bestehen ohne seinen Segen, d. h. die Zusicherung seiner erhaltenden Liebe. Die Welt mußte aber auch ein Ziel haben, das sie erreichen sollte. Die Schaffung einer Welt ohne einen sittlichen Endzweck, wäre Gottes unwürdig gewesen. Dieses Ziel aber ist Gott selber: „zu ihm sind alle Dinge." Diese Entwicklung zu Gott hin, seiner Gemeinschaft würdig zu werden, heißt Heiligung.

Diese beiden Akte konnten natürlich nicht eintreten, so lange Gott mit der Schöpfung beschäftigt war. Ihre Notwendigkeit und Wirklichkeit beruhte auf dem Ausruhen Gottes oder mit anderen Worten: so lange Gott in der Schöpfung unmittelbar tätig war, bestand ein unmittelbarer Verkehr Gottes mit ihr, und es tat nicht not, die unter seinen Händen befindliche Welt erst in Beziehung zu ihm zu setzen. Daher werden die beiden Akte motivirt durch das folgende: Denn Gott hat an dem siebenten Tage ausgeruht von allen seinen Werken. Luther übersetzt hier ungenau: „Darum daß er geruhet hatte."

Noch einmal das Gesagte zusammengefaßt: Der Weltvollendungs- oder Ruhetag Gottes ist die Zeit, da Gott die Schöpfung in seiner erhaltenden Liebe beruhen ließ (segnete) und ihr sich selbst als das Ziel ihrer sittlichen Entwicklung setzte (heiligte).

Schon hieraus wird ersichtlich werden, wie bestimmt der Schöpfungssabbat von dem nachmaligen gesetzlichen Sabbat zu unterscheiden ist und wie nicht zugegeben werden kann, daß in Gen. 2, 2. 3 wie von den meisten geschieht, die Stiftung oder Einsetzung des letzteren gefunden werde.

Anmerkung 1. Die Segnung und Heiligung beziehen sich keineswegs auf den Zeitabschnitt als solchen (in abstracto), sondern auf den siebenten Tag in concreto, d. h. auf die nunmehr fertige Schöpfung, wie sie am siebenten Tage sich darstellte. Wäre der siebente Tag damit gemeint als Zeitabschnitt, so läßt sich nicht einsehen, was dieser Tag als rein chronologischer Abschnitt mit dem Segen anfangen sollte, denn er wäre der siebente Tag geblieben und hätte 24 Stunden gedauert, ob er nun gesegnet oder ungesegnet war. Zahl, Zeit und Raum sind Abstrakta und als solche unempfänglich für Segen und Unsegen. Ebenso ist es unmöglich, den siebenten Tag in abstracto zu heiligen; wer in aller Welt könnte einen Tag aus der Reihe der Wochentage herausnehmen und sich desselben entäußern, daß er nur Gottes sei. Dem Zeitabschnitt als solchem läßt sich menschlicherseits gar nichts antun, weder in gutem noch in bösem Sinne. Es kann also die Heiligung sich nur auf den Tag in concreto beziehen, d. h. auf die wirklichen Dinge, Verhältnisse, Begebenheiten, die sich durch den genannten Zeitabschnitt hindurch bewegen. Das lehrt uns der Sprachgebrauch: Wenn ich sage, das war ein recht gesegneter Tag, so meine ich, daß ich an diesem Tage

reich gesegnet worden bin. „Das gnädige Jahr" meint, daß Gott in diesem Jahre den armen Sündern gnädig sei. Haben wir an einem Tage Glück, dann sagen wir, das ist ein Glückstag, haben wir Unglück, dann ist es ein Unglücks-, ein Trauertag. Setzen wir an einem Tage alle unsere Sachen in Beziehung zu Gott, so heiligen wir den Tag. Nötigen wir die Kreatur mit uns und für uns tätig zu sein, auf daß wir unser Leben fristen, dann haben wir einen Arbeitstag. Darum wird in der Heiligen Schrift die Heiligung des Sabbats erklärt mit den Worten: da sollst du kein Werk tun u. s. w. D. h. alles, was unser ist, soll an diesem Tage von der Erdenarbeit los sein um des Herrn willen oder noch allgemeiner: die Kreatur soll, wie sie mit uns teil hat an der Arbeit im Endlichen, so auch mit uns teil haben an der Ruhe im Herrn; wir sollen für diesen Tag verzichten auf unser Anrecht, das uns der Herr an die Kreatur gab, und den zeitlichen Gewinn, den wir von ihrer Mitarbeit haben, an diesem Tage um des Herrn willen, opfern oder, was dasselbe ist, ihm darbringen, in summa all unser Erdenwerk an diesem Tage ruhen lassen und uns samt den Unsrigen in Beziehung zu Gott setzen, d. h. den Tag heiligen.

Anmerkung 2. Der behauptete Unterschied zwischen dem Gottessabbat und zwischen dem gesetzlichen Sabbat wird vielleicht auf Widerspruch stoßen. Man sieht in Gen. 2 gewöhnlich die Stiftung des Sabbats. Gewiß besteht ein Zusammenhang zwischen Exod. 20 und Gen. 2. Dieser Zusammenhang wird gewöhnlich so formuliert: „Israel soll den Sabbat heiligen (Exod. 20), weil Gott den Sabbat geheiligt, d. h. zu einem Feiertage eingesetzt hat (Gen. 2). Danach wäre das 3. (4.) Gebot im Dekalog nur eine Wiederholung aus Gen. 2. Nun aber ist dem Dekalog wesentlich, Bestimmungen gegen die Sünde zu enthalten, während doch die Heiligung des siebenten Tages in Gen. 2 geschah, bevor die Sünde in die Welt gekommen war. Dieser Umstand hat denn auch einige Theologen veranlaßt, dem Sabbatgebot das charakteristische Merkmal aller übrigen Gebote abzusprechen, was doch sehr bedenklich ist. Daß ferner die Heiligung des siebenten Tages nicht von der Einsetzung des Sabbats verstanden werden kann, lehrt schon der Sprachgebrauch. Hieße nämlich „den siebenten Tag heiligen" soviel als den siebenten Tag zu einem Festtage einsetzen, so kann auch die Bestimmung in Exod. 20 nicht anders aufgefaßt werden; es muß also dem Volke Israel die Stiftung oder Einsetzung des Sabbats befohlen sein. Dies ist aber nicht der Fall, vielmehr wird ihnen befohlen, den von Gott eingesetzten Sabbat festlich zu begehen. Dieser Unterschied zwischen Anordnung eines Festes und zwischen Heiligung oder Feier desselben ist wohl zu merken. So kann denn auch in Gen. 2 nicht davon die Rede sein, wie Gott den Sabbat eingesetzt. Der Gottessabbat war vielmehr damit faktisch vorhanden, daß Gott ausruhte von seinen Werken und bedurfte keiner Einsetzung, vielmehr ist davon die Rede, was Gott diesem Tage antut, wie er diesen Tag festlich begeht, so nämlich, daß er ihn segnet und heiligt.

Der Zusammenhang zwischen Exod. 20 und Gen. 2 liegt nicht darin, daß Gott seinen Befehl, den Sabbat zu heiligen, auf die von ihm geschehene Einsetzung gründet, sondern darin, daß Israel heilig sein soll, weil sein Gott heilig ist, oder mit anderen Worten, daß Israel an dem seligen Gottesleben teilnehmen und um deswillen kein anderes Verhältnis zur Erdenarbeit haben soll, als es Gott selbst hat. Das Gottesvolk soll von der sechstägigen Erdenarbeit am siebenten Tage zur Ruhe in Gott einkehren, wie der Schöpfer nach sechstägigem Schaffen am siebenten Tage in sich ausgeruht hat und dies Ausruhen Israels soll ein nachbildliches Segnen und Heiligen all seines Erdenwerkes sein.

Das dritte Gebot richtet sich also gegen die Sünde, daß das Volk so sich in das Irdische versenkt hat, daß es nicht mehr teil haben will an dem Leben Gottes. Daher steht auf der Uebertretung dieses Gebotes der Tod, da sie die ganze Theokratie in Frage stellt. Der Sabbat ist das Zeichen des Bundes der Theokratie.

Anmerkung 3. Schließlich muß noch ein Mißverständnis abgewehrt werden. Es hat sich uns ergeben, daß Heiligung eines bestimmten Tages und Heiligung unseres Erdenwerkes samt allem, was an diesem Tage geschieht, Korrelatbegriffe sind. Korrelatbegriffe sind aber nicht gleichbedeutende Begriffe, so daß etwa für den zu heiligenden Tag das zu heiligende Erdenwerk gesetzt werden könnte. Der Unterschied wird sich aus folgender Betrachtung ergeben.

Wird ein konkreter Gegenstand in der Schrift als Objekt der Heiligung genannt, z. B. Haus, Acker, Erstgeburt u. dgl., so wird damit ausgesagt, daß diese Gegenstände für alle Zeit dem Dienste des Herrn übergeben werden, so daß eine Rückkehr dieser Dinge in das Endliche damit unmöglich wird. Hätte Gott der Herr so die Kreatur geheiligt, so wäre der in Gen. 2 gesetzte Anfang vielmehr das Ende der Wege Gottes; ein Mißbrauch der Kreatur im Dienste der Sünde wäre dann von dem Herrn unmöglich gemacht; die Gabe der menschlichen Freiheit wäre sofort am Anfange zurückgenommen worden. In diesem Falle aber müßte es heißen: Und Gott segnete und heiligte seine Werke am siebenten Tage. Es heißt aber: er heiligte den siebenten Tag.

Dadurch ist bestimmt angegeben, auf welche Zeit die Heiligung stattfinden soll. So ist durch das dritte Gebot bestimmt, daß Israel nicht schon für alle Zeit sein Erdenwerk in unmittelbare Beziehung zu Gott zu setzen habe, sondern nur für den Schlußtag der Woche. Ebenso bei den übrigen Festen, die Israel zu feiern hatte. Die Hingabe des Endlichen an den Herrn soll also nicht eine absolute, sondern eine temporäre sein. Erst am Ruhetag der Ewigkeit fällt beides zusammen. Am Schluß der Schöpfungswoche wird also die Beziehung alles endlichen Lebens zu Gott ausgedrückt als Finale. Die Geschichte des siebenten Tages ist also nicht eine sich periodisch erneuende, sondern eine für die Entwicklung bis zum Schluß der Weltgeschichte maßgebende Bestimmung, d. h. Finale.

Es ist also in Gen. 2 nicht die Stiftungsurkunde des Sabbats

enthalten, sondern ein absolutes Dekret über die Welt- und Heilsgeschichte. Aus dem Gesagten nämlich, wie aus der Tatsache, daß beim siebenten Schöpfungstage die Bestimmung fehlt: „da ward aus Abend und Morgen der siebente Tag“, kann man schließen, daß der siebente Schöpfungstag gleichbedeutend mit der Weltzeit ist.

Die dogmatische Bedeutung des Gottessabbats.

Das Ausruhen Gottes ist also das Aufhören seiner schöpferischen Tätigkeit und zeigt sich darin, daß er die Welt zu gewisser Selbständigkeit entläßt. Dieses Ausruhen Gottes ist für die Geschichte der Welt von großer Bedeutung, denn durch dasselbe ist ihr Freiheit gegeben, namentlich dem Menschen, durch dessen Geschichte hindurch sich die Weltentwicklung vollzieht ihrem Ziele zu.

Hieraus ergibt sich, wie falsch es ist, die Erhaltung der Welt als eine creatio continuata zu bezeichnen. Denn wäre dies der Fall, daß Gott für die Weltdauer seine Allmacht an die stetige Hervorbringung der Welt setzen müßte, so wäre eine freie Entwicklung nicht möglich, ein freies Tun undenkbar. Dann wäre ein Sündenfall nicht geschehen und eine Weltgeschichte nicht zustande gekommen. Darum liegt in dem einfachen Satze: „und Gott ruhte von allen seinen Werken“ die Grundbedingung der Geschichte des Reiches Gottes. Durch eine creatio continuata wäre aber auch das Fürsichsein Gottes unmöglich geworden, da er ja stetig seine Gotteskraft an die Hervorbringung endlicher Dinge setzen müßte.

Die Bedeutung des siebenten Tages.

Die Ausleger fehlen gewöhnlich darin, daß sie den siebenten Tag für sich allein, anstatt in seiner inneren Beziehung zu den sechs vorangegangenen betrachten. Der siebente Tag ist nämlich nicht etwa die Verneinung des Sechstagewerkes, so daß es als das Profane, eigentlich Gottes Unwerte hingestellt wird, sondern er ist die Segnung und Heiligung desselben.

Ferner muß man bedenken, daß Worte Gottes nicht bloß leerer Schall sind, sondern Geist und Leben. Wenn er daher den siebenten Tag, oder mit anderen Worten, die Welt, wie sie am siebenten Tage sich darstellte, gesegnet und geheiligt hat, so muß auch einmal in der Geschichte der Welt der Tag kommen, wo die Kreatur als die gesegnete und geheiligte sich erweisen muß. Durch die Freiheit des Menschen und die Sünde kann wohl die Verwirklichung des göttlichen Heilsratschlusses aufgehalten, aber niemals zur Unmöglichkeit werden. Der Lauf der Weltgeschichte ist demnach durch die Segnung und Heiligung genau bestimmt. Einmal muß und wird daher der Tag kommen, an welchem der Segen, den Gott über die Welt gesprochen und das Ziel, das Gott ihr in der Heiligung gegeben, auch als geschichtliche Wirklichkeit erscheinen wird. Und dieser Tag wird der Weltensabbat sein, der Sabbatismos, von dem der Hebräerbrief redet.

Hieraus ergibt sich die Bedeutung des siebenten Tages für die

Weltzeit. Sie kann nicht verstanden werden ohne eine entsprechende Bedeutung der sechs voraufgegangenen. Die Weltgeschichte vollzieht sich nämlich in einem periodischen Wechsel von Erdenarbeit und stufenweiser Annäherung an das durch die Heiligung gesteckte Ziel. So ist die Woche das Abbild der großen Weltwoche oder, was dasselbe ist, der Gesamtentwicklung der Welt. In periodischer Wiederkehr müssen die einzelnen Wochentage sich wiederholen, bis der letzte Wochentag, der jüngste Tag, der Vollendungstag für die Geschichte der Welt eintritt. Der siebente Tag ist also ein Vorbild, ein Typus, des Vollendungstages der Weltgeschichte.

Hieraus geht auch hervor, daß diese Idee, welche der Woche zu Grunde liegt, auch durch das Eintreten des N. T. nicht geändert werden konnte. Aus dieser Idee ergibt sich daher von selbst auch für den N. T. Feiertag die periodische Wiederkehr alle acht Tage.

Der gesetzliche Sabbat.

Bisher war nur vom Gottessabbat die Rede, nicht vom gesetzlichen Sabbat. Der siebente Tag, welchen Gott gesegnet und geheiligt hat, ist nicht eben dadurch und um deswillen der gesetzliche Sabbat, sondern dieser entsteht erst in Kraft des ausdrücklichen Gottesbefehls, den siebenten Wochentag zu heiligen, gleichwie Gott den siebenten Tag der Schöpfungswoche geheiligt hat und an demselben ausgeruht hat von seinen Werken. Dieser Befehl steht Exod. 20, 8—11: „Gedenke des Sabbattages, daß du ihn heiligest. Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Dinge beschicken; aber am siebenten Tage ist der Sabbat des Herrn, deines Gottes; da sollst du kein Werk tun, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Knecht, noch deine Magd, noch dein Vieh, noch dein Fremdling, der in deinen Toren ist. Denn in sechs Tagen hat der Herr Himmel und Erde gemacht, und das Meer und alles, was darinnen ist und ruhete am siebenten Tage. Darum segnete der Herr den Sabbat und heiligte ihn."

Zur Auslegung dieser Stelle ist folgendes zu merken: Wenn aus Exod. 16, 5. 23. 25. 26 geschlossen worden ist, daß das Sabbatgebot und damit die Sabbatfeier seit Gen. 2, 2. 3 bestanden habe, so fehlt dafür aller Schriftgrund. Die Stellen in Exod. 16 zeigen vielmehr, wie dieses Feiern am siebenten Tage dem Volke Israel etwas ganz Ungewohntes und Unbekanntes war, worin es sich lange Zeit gar nicht schicken konnte. Gott mußte das Volk erst an das Ruhen am siebenten Tage gewöhnen und dazu erziehen durch das Fehlen des Mannas am siebenten Tage, ehe er auf Sinai das dritte Gebot geben konnte. Bis zu dem Tage, von dem Exod. 16, 5 spricht, hatte Israel überhaupt noch nichts vom Sabbat gewußt. Nachdem also der Herr seinem Volk praktisch gezeigt hatte, daß er den siebenten Wochentag geheiligt wissen wollte und nachdem er durch den Mund seines Dieners Moses ihnen seinen Willen mit klaren Worten kund und zu wissen getan, wird dieser Gotteswille zum konstanten Gesetz des israelitischen Volkslebens in

Exod. 20, 8—11 erhoben. Darum: Gedenke des Sabbattages! Das memento geht auf Exod. 16 zurück, aber auch nicht weiter.

„Am siebenten Tage ist der Sabbat des Herrn, deines Gottes," soll nicht heißen: „am siebenten Tage feiert jedesmal Gott der Herr seinen Sabbat," denn sonst müßte man annehmen, daß Gott ebenso wie die Menschenkinder, die sechs ersten Wochentage arbeite, woher sonst der periodisch wiederkehrende Gottessabbat? — Auch heißen die Worte nicht: „am siebenten Tage ist der Gedächtnistag des Gottessabbats, der am Schlusse der Schöpfungswoche stattfand," denn dieser Gottessabbat dauerte ja noch fort damals, wo Gott das Gesetz gab. Vielmehr übersetzte die Septuaginta den Grundtext richtig: sabbata kyrio to theo sou, d. i. der siebente Tag ist ein Ruhetag, der dem Herrn, deinem Gotte gehört, nicht ein Tag für dich und deine Erdenarbeit.

Was die Begründung des Sabbatgebotes aus Gen. 2, 2. 3 betrifft, so haben wir darüber in der Anmerkung 2 ausführlich gehandelt. Der Zusammenhang ist folgender: Das Gottesvolk soll den Schlußtag der Arbeitswoche heiligen und ausruhen von seinem Erdenwerk in Gott, denn Gott, der das Volk berufen hat, an seinem seligen Leben teilzunehmen, hat den Schlußtag seiner Schöpfungswoche geheiligt, da er ausruhte von dem Erdenwerke in seinem eignen selgen Leben. Was nämlich Christus Joh. 5, 19 von sich sagt: „der Sohn kann nichts von ihm selber tun, denn was er siehet den Vater tun; denn, was derselbige tut, das tut gleich auch der Sohn!" Das gilt für alle, die zu Gotteskindern berufen sind.

So hat denn Gott in seiner Liebe zu den Menschen und insbesondere zu seinem Volk den Sabbat nicht für sich behalten, sondern er hat ihn in Gnaden seinem Volke Israel gegeben. Die finale Stellung Gottes zum Werke der Schöpfung wird nach des Herrn Wort zum Typus für die finale Stellung Israels zur Erdenarbeit. Die Heiligung und Segnung der Kreatur, wie sie uns Gen. 2 aus vorgeschichtlicher Zeit berichtet, wird jetzt geschichtlich; aber was davon in die Geschichte tritt, ist zunächst nur *ein Zeichen*:

Exod. 31, 13. 14: Sage den Kindern Israel und sprich: Haltet meinen Sabbat, denn derselbe ist ein Zeichen zwischen mir und euch, auf eure Nachkommen, daß ihr wisset, daß ich der Herr bin, der euch heiligt. Darum so haltet meinen Sabbat, denn er soll euch heilig sein."

Der Gesetzessabbat ist ein Zeichen, aber nicht das Wesen der Gottesruhe. Dieser Gedanke, diese Benachrichtigung, daß Gott sein Volk heiligen und aus der Unruhe des Erdenlebens zu seiner Ruhe einführen wolle, tritt auf in der *Form des Gebotes*. Warum? Gott hatte zwar nach Gen. 2, 2. 3 das Gesamtleben der Kreatur darin vollendet, daß er es in den Bereich seiner erhaltenden Liebe versetzt (gesegnet) und ihm die finale Beziehung auf sich selbst gegeben (geheiligt) hatte — damit hatte Gott den siebenten Tag geheiligt: das Leben der vollendeten Schöpfung war objektiv heilig, es hatte die Richtung auf Gott zu. — Nun aber kam die Sünde in die Welt und versuchte diese Gnadenabsicht

Gottes mit der Schöpfung zu verhindern, indem sie den Menschen, die Krone und den Herrn der Schöpfung, versuchte von dieser finalen Beziehung zu Gott loszureißen und ihn auf sich selbst zu stellen; ihn immer mehr in das Naturleben zu verstricken, um ihn zu verleiten, in rastloser Arbeit, im Gewinnen und Erraffen, den höchsten Zweck und in möglichst großem Besitz und Genuß das Endziel seines Lebens zu finden, wodurch er seinem wahren Endzweck, in die Ruhe Gottes einzugehen und an seinem Gottesleben teilzunehmen, immer mehr entfremdet wurde. Dadurch war der siebente Tag, d. h. die vollendete Schöpfung faktisch entheiligt worden. Die Natur wurde durch den Menschen zu seinen selbstsüchtigen Zwecken gemißbraucht anstatt in Gott eingeführt.

Der Fluch, welchen Gott auf die Kreatur infolge der Sünde legen mußte, war aber nicht eine Aufhebung seiner uranfänglichen Segnung, die erhaltende Liebe, sowie die finale Beziehung der Welt blieben bestehen. Aber die Stellung des Menschen zur Natur wurde durch den Fluch der Sünde verändert. Was der Mensch mit seiner Sünde gewollt hat, trat wirklich ein. Er wurde auf sich selbst gestellt. Aber er wurde unglücklich dadurch. Hätte er sich nicht von Gott losgerissen, so würde er ewig gelebt haben, denn durch die beständige Gemeinschaft mit Gott hätte sein von Natur endliches Wesen (als Geschöpf) immer neue Lebenskraft empfangen; da er sich aber von dem Quell des Lebens losriß, mußte sein eigentliches Wesen als Geschöpf, endlich zu sein, zur Erscheinung kommen, er mußte dem Tode verfallen. Er sollte das von Gott losgerissene Leben als den Tod empfinden, während er es doch zuvor hatte genießen wollen als das Gott gleiche Leben. — Die Endlichkeit trat aber weiter ins Bewußtsein als Gefühl der Bedürftigkeit. Während er vorher in Gott volles Genüge fand und in ihm und durch ihn alles hatte, was er brauchte, war der Mensch jetzt gezwungen, für sich selber zu sorgen, er war bedürftig geworden und dieser Bedürftigkeit mußte er abhelfen durch Arbeit im Schweiße seines Angesichtes, um der Natur das zu seinem Lebensunterhalt Notwendige abzuringen. Trotz aller Anstrengung aber, das zeitliche Leben zu fristen, zeigte sich schließlich die Endlichkeit ihre Macht über das irdische Leben, der Mensch kann doch den Tod nicht wenden.

Trotzdem so der Mensch seinem Ziele untreu geworden war, Gott blieb doch treu. Die finale Beziehung des kreatürlichen Gesamtlebens auf Gott, wie sie in der Heiligung des siebenten Tages ausgesprochen ist, blieb bestehen. Gott gab sein Ziel, die Kreatur sich zu heiligen, d. h. sie in seine Ruhe einzuführen, nicht auf, und zum Zeichen dessen setzte er den Sabbat ein, aber als Gebot, als Forderung.

In dieser Forderung liegt eine unaussprechliche Gnade. Gott bekundet damit aufs nachdrücklichste, daß er den Menschen trotz seiner Sünde nicht aufgegeben habe, vielmehr darauf aus sei, ihn seiner finalen Bestimmung doch noch entgegenzuführen. Jeder Sabbat soll den Menschen daran erinnern, daß er nicht dazu bestimmt ist, im Naturleben unterzugehen, daß seine Bestimmung nicht Erdenarbeit bis in

die Unendlichkeit ist, sondern daß er göttlichen Geschlechtes ist, daß er nicht seine Seele in der irdischen Arbeit verlieren, sondern das sich zur Aufgabe machen soll in seinem Erdenleben, frei zu werden von dem Naturleben, um so sich und mit sich die gesamte Kreatur, deren Spitze und Vollendung er ist, in die Ruhe, in das Leben mit Gott einzuführen.

Hieraus ergibt sich die Wichtigkeit des Sabbats für das Volksleben, besonders für die arbeitenden Klassen der Bevölkerung, die in Gefahr stehen, sich in der Unruhe der Welt, im Sechstagewerk zu verlieren und damit ihre Beziehung zu Gott, ja die Existenz eines Gottes zu vergessen.

Aus dieser Bedeutung des Sabbats könnte man schließen, daß der Sabbat auch im N. B. nicht hätte aufgegeben werden dürfen. Doch der Sabbat war nur ein Zeichen, ein Vorbild und Abbild, ein Typus des Zukünftigen, und der Schatten, nicht das Wesen der Gottesruhe. Sobald daher das Wesen selber kam, mußte der Schatten entschwinden: „Wenn aber das Vollkommene kommt, so muß das Stückwerk aufhören."

Der Sabbat war nämlich mit dem Mangel alles Gesetzlichen behaftet, der Mensch konnte das Gebot nicht halten. Er konnte das „Soll" nicht in die Wirklichkeit umsetzen. Nur die symbolische Darstellung dieses Eintritts kommt zum Vollzuge. Wenn auch Mensch und Vieh am siebenten Tage nicht arbeiteten, damit waren sie noch lange nicht in die Gottesruhe eingetreten; ihre Ruhe war nur äußerlich, in Wahrheit waren sie noch weit von der Gottesruhe entfernt, denn die Natur kann nicht aus eigner Vernunft und Kraft zu Gott kommen. Der Sabbat erinnert sie wohl daran, daß sie nur in Gott ihre Ruhe finden kann und einst auch finden soll, aber das Gesetz gibt nicht zugleich auch die Kraft, in die wahre Ruhe Gottes einzugehen. Das Gesetz kann nicht lebendig machen, das kann nur Gott allein. Von Gott aber gilt das Wort: „er ruht aus von seinen Werken, die er gemacht hat." So lange das Gesetz in Wirksamkeit ist, d. h. so lange der Mensch sich selber überlassen und auf seine eigene Kraft angewiesen ist, bei der Erreichung seines Zieles, in die Ruhe bei Gott einzugehen, ruhet Gott von seinen Werken und gießt nicht neues Leben in die Natur hinein.

Vielmehr herrscht in der Schöpfung der Tod, der jede Erfüllung des Gesetzes unmöglich macht, da er dem Menschen die Kraft raubt, es zu halten, dadurch daß er ihn von Gott, dem Born des Lebens trennt. Soll daher der Mensch in die Ruhe Gottes eingehen, so muß er den Tod überwinden und durch den Tod hindurch zu der Ruhe Gottes kommen. Das kann aber der sündige Mensch nicht. Darum mußte der Sabbat als Gesetz aufgehoben werden, nachdem er seinen erziehlichen Zweck erfüllt, das Volk Gottes auf die ewige Ruhe Gottes hinzuweisen und die Erkenntnis in ihm zu zeitigen, daß es aus eigner Kraft nimmermehr das Ziel erreichen könne, sondern eines Führers zur Seligkeit bedürfe.

Die Aufhebung des Sabbats.

Wir haben also gesehen, der Sabbat mußte aufgehoben werden als Gesetz, da er für den Menschen unvollziehbar ist. Wie kann das nun geschehen? Nur auf dem Wege der Erfüllung. Es mußte also unter allen Umständen die Menschheit durch die Erdenarbeit und den Tod hindurch in die Ruhe Gottes eingehen, oder mit anderen Worten, die vollständige Heiligung des Sabbats von seiten des Menschen muß vollzogen werden.

Wie diese Heiligung wirklich vollzogen wurde, sagt uns die Heilsgeschichte. Gott selbst wird Mensch, und zwar nicht ein beliebiger Mensch, sondern der neue Mensch, der zweite Adam, so daß in ihm die ganze Menschheit beschlossen ist. In seiner Person führt er die ganze Menschheit durch alle Not der Erdenarbeit und schließlich durch den Tod hindurch in die Gottesruhe ein. So ist in Christus das Sabbatgebot vollzogen. War die Grabesruhe der Menschen der Sündensabbat, so ist die Grabesruhe des Menschensohnes der wahre, der große Sabbat. Darum ist auch der große Sabbat, an dem Christus im Grabe lag, der letzte geschichtliche Sabbat. Von da an ist der Sabbat als Einrichtung, als Gesetz aufgehoben.

Es ergibt sich also aus dem Gesagten von selbst, wie grundfalsch es ist, die Sonntagsfeier aus einer Uebertragung des jüdischen Sabbatgebotes auf den ersten Wochentag erklären zu wollen. „Das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden."

Bevor ich aber auf die Sonntagsfeier eingehe, muß ich noch den Weg zeigen, der aus dem gesetzlichen Sabbat in das Licht des Sonntags führt. Der Sabbat hatte zu seiner historischen Voraussetzung die Tatsache: „daß Gott ruhete von allen seinen Werken." Sein Inhalt war einmal Gesetz: der Mensch *soll* ausruhen von aller Erdenarbeit in Gott, andererseits auch Verheißung: der Mensch *wird* einmal ausruhen. Dieser Sabbatinhalt ist prinzipiell durch Christus erfüllt worden.

Doch ich muß die Frage aufwerfen, ob Gott noch von seinen Werken ruht? Oder hat er sich etwa aufs neue schöpferisch betätigt?

Schon in der Wirksamkeit Christi kommen Gottestaten zur Erscheinung, die nicht bloß unter den Gesichtspunkt der erhaltenden, sondern ebenso der schöpferischen Gotteskraft fallen, sofern nämlich das faktisch erstorbene Leben erneuert wird. Es kann nicht mehr gesagt werden: Gott ruhte aus von seinem Schöpfungswerke, sondern Gott habe sich wiederum aufgemacht, um durch unmittelbares, schöpferisches Eingreifen in dieWelt die Kreatur ihrem in der Heiligung bestimmten Ziele entgegenzuführen. Dennoch ist in der Wirksamkeit des Herrn noch nicht entschieden hervorgetreten, ob diese schöpferischen Akte als außerordentliche Taten Gottes sollen angesehen werden, bei denen die Grundtatsache der Gottesruhe stehen bleibt, oder als der Anfang einer neuen göttlichen Aktivität, die sich nicht ausnahmsweise auf einzelne Menschen und Notstände, sondern auf das Menschengeschlecht als solches bezieht.

Denn das ist zuzugeben, daß der persönliche Gott, weil er nicht unter die Kategorie der Substanz fällt, in seinem Wirken nicht der Naturnotwendigkeit unterliegt, und darum ununterbrochen dasselbe sein muß. Vielmehr kann die geschichtliche Situation, die er sich erwählt hat, von seiner persönlichen Freiheit durchbrochen werden, ohne daß dadurch die Regel aufgehoben wird, daß er ausruhe von seinen Werken.

Ueberdies erscheint die göttliche Aktivität in Christo als eine vermittelte, so daß man sagen kann, Gott selbst habe dennoch geruht. Die Entscheidung mußte erfolgen, als die Aktivität des Menschensohnes in der Grabesruhe ihre Endschaft erreicht hatte. Trat an dem Gestorbenen und Begrabenen ein schöpferisches Tun ein, so folgte daraus ein Doppeltes:

1. Daß Gott selbst nicht länger ausruhte von seinen Werken.
2. Daß er seine erneute göttliche Aktivität nicht bloß an einem Menschen, sondern an dem Menschensohne und damit an der ganzen Menschheit wollte wirksam werden lassen. Wir hätten zwar nur e i n e Gottestat vor uns, aber eine p r i n z i p i e l l e, weil sie an dem Prinzip der erneuten Menschheit, an dem zweiten Adam ausgerichtet ward.

Diese prinzipielle Gottestat erfolgt nun wirklich am Ostermorgen. Gott weckt den Menschensohn von den Toten auf, mit ihm die Menschheit. Die nachfolgende Geschichte wird zur Ausführung dieser grundlegenden Tat. Gott ruht nicht mehr aus von seinen Werken, die er gemacht hat. Als Heiliger Geist tritt das göttliche Leben in die Schöpfung ein, um durch fortgesetzte, nie ruhende Tätigkeit zunächst den durch Christus vom Banne der Sünde und des Todes erlösten Menschen, dann aber durch Verklärung von Himmel und Erde die gesamte Natur aus dem Tode zum Leben hindurchzuführen, d. h. sie zu heiligen.

Wenn Gott also nicht mehr ruht, warum sollten denn die Menschen, die Kinder Gottes ruhen? Somit ist denn die historische Grundlage des Sabbats erloschen und darum hat er keine Berechtigung mehr.

D e r S o n n t a g.

Der Sabbat ist also prinzipiell erfüllt; die Kreatur ist im Menschensohne geheiligt, hat also ihren Eintritt in die Ruhe Gottes, das ewige Leben, prinzipiell vollzogen. Das „Soll", auf dem der Sabbat beruhte, ist abgetan, das Gebot ist in Christus erfüllt. Die neue Feier der erlösten Menschheit muß daher auf diesem „Ist" beruhen, d. h. auf der Tatsache der Erfüllung. Diese Tatsache ist aber nicht am siebenten, sondern am ersten Tage eingetreten, an welchem Gott aus seiner Ruhe heraustrat und wieder schöpferisch sich betätigte.

Der Sabbat hatte aber auch die Bedeutung, daß der Schluß der Erdenarbeit heilig sein sollte, so daß die ersten sechs Tage gewissermaßen profan waren und erst der siebente heilig. Seit Erfüllung des Sabbats ist aber nicht bloß der siebente Tag, sondern unsere ganze Zeit, die ganze Woche heilig, da durch das prinzipielle Eingehen der Natur in Gott die Zeit geheiligt ist durch die Ewigkeit. Unsere ganze Zeit soll

dazu verwendet werden, diesen neuen Anfang zu entfalten, diesen Keim der Ewigkeit, der in die Zeit versenkt wurde, zu entwickeln. In Wahrheit sollen wir also die ganze Woche, d. h. unser ganzes Leben heiligen.

Da aber die vollkommene Offenbarung der Herrlichkeit der Kinder Gottes noch aussteht, so hat auch die Kirche Christi noch eine Zukunft, und das Ende der Entwicklung ist vorläufig erst in der Form der Verheißung gegeben. Weil also noch nicht erschienen ist, was wir sein werden, so muß sich das auch in der Art unsrer gottesdienstlichen Feier ausdrücken, d. h. es kann auch jetzt noch nicht die ganze Woche gefeiert werden, wenn auch die ganze Woche geheiligt werden soll. sondern nur ein Tag, aber der Tag muß gefeiert werden, der der ganzen Woche das Gepräge gibt, und das ist der erste Tag. Die Woche ist nämlich nicht eine unzusammengehörige Folge einer Reihe einzelner Tage, sondern ein organisches Ganze, dessen Anfang das Ganze beherrscht und das Ende bestimmt. So sollte das Opfer der Erstlinge die ganze Ernte oder Herde heiligen, so sollte die Darbringung der Erstgeburt die ganze Familie zu Gottes Eigentum weihen. So sagt auch Paulus Röm. 11, 16: „Ist der Anbruch heilig, so ist auch der Teig heilig und ist die Wurzel heilig, so sind auch die Zweige heilig."

Darum darf die neutestamentliche Gemeinde nicht einen beliebigen Wochentag, sondern sie muß den Sonntag feiern, wenn dadurch die Heiligung der ganzen Woche zur symbolischen Darstellung kommen soll. Und zwar muß sich diese Feier periodisch wiederholen, immer am selben Tage, so lange die Zeit der Entwicklung andauert.

Zusammenfassung des Ergebnisses.

Die ganze alttestamentliche Zeit, d. h. der siebente Tag der Schöpfungswoche ruht auf dem Sabbat. Der Schluß aller Erdenarbeit soll die Ruhe in Gott sein. Diese Gottesbestimmung ist unter dem Gesetze seitens des sündigen Menschen unerfüllbar; er bringt es nur zur symbolischen Darstellung dieser Gottesruhe. Zugleich aber enthält diese Bestimmung eine Verheißung für die Ewigkeit. Beides, Gesetz und Verheißung kommen zur prinzipiellen Erfüllung am großen Sabbat in der Ruhe des Menschensohnes in Gott nach heißer Erdenarbeit und bittrem Tod, worin er der gesamten Menschheit Mühe und Arbeit getragen hat.

Aber die Erfüllung ist prinzipiell. Darum geht, nach Erfüllung der alten Woche (Gal. 4, 4) eine neue Zeit, eine neue Woche an, wo das Prinzipielle individuell werden soll. Und der Anfang der neuen Zeit ist die Gottestat an dem Menschensohne am ersten Tage der ersten neuen Woche, die zugleich grundlegende Tat ist für alle nachfolgenden Gottestaten, also für die fortgesetzte Aktivität Gottes an den Menschen.

So ruht denn die gesamte neutestamentliche Heilsentwicklung bis zu der vollkommenen Offenbarung unserer Herrlichkeit auf dem Sonntage, und der Schluß wird sein, daß Gott und mit ihm die gesamte verklärte Kreatur ausruhen wird von allen Werken an dem letzten siebenten Tage der Weltgeschichte, d. h. in der Ewigkeit — sabbatismos

(Hebr. 4, 9. 10), an welchem Ziele die Bestimmung der Segnung und Heiligung oder, was dasselbe ist, die Vollendung aller Werke, wie sie grundlegend am Schlußtage der Schöpfungswoche ausgesprochen ist, in ihre Verwirklichung, d. h. in die Ruhe Gottes eingeführt sein wird.

Worauf beruht also die Sonntagsfeier? auf göttlichem Gebot oder kirchlicher Setzung? Die Antwort ist: Gott hat den Sabbat gesetzt, die Kirche aber hat ihn eingesetzt.

Diese Weise ist überhaupt charakteristisch für das Neue Testament im Gegensatz zum Alten Testament. Im Alten Testament mußte alles rein göttliche Tat sein, da ja die Einigung zwischen Gott und Mensch noch nicht vollzogen war. Anders aber ist es im Neuen Testament. Da wirken Gott und Mensch zusammen. Gott setzt, und die Kirche setzt ein, was Gott gesetzt hat, in freier Aneignung des Gesetzten durch den Heiligen Geist.

Also: Gott tritt aus seiner Sabbatsruhe und versetzt die Menschheit aus dem Tode in sein Leben durch die Erweckung des Menschensohnes aus dem Tode. Die Kirche ergreift dies Faktum im Glauben und macht es zum Prinzip ihrer Tage, d. h. sie feiert den Sonntag.

Schluß. Wie soll also der Sonntag gefeiert werden?

Wie das alttestamentliche Bundesvolk nach dem Vorbild Gottes, der am siebenten Tage von allen seinen Werken ruhte, den Sabbat in der Weise feierte, daß es kein Werk tat an diesem Tage, so sollen auch wir bei unserer Sonntagsfeier uns nach dem Vorbilde richten, wie Gott den Sonntag gefeiert hat. Denn als Kinder Gottes müssen wir alles ebenso tun wie unser Vater im Himmel. Gott aber ruhte nicht am ersten Tage, sondern vielmehr er trat aus seiner Ruhe heraus und betätigte sich aufs neue schöpferisch in der Welt, aber er beschränkte seine Tätigkeit darauf, das Heil der Menschen zu beschaffen und ihnen anzueignen. Schöpferisch griff er also nur ein, um das beschlossene Heil der Menschen zu verwirklichen. Im übrigen aber erhielt er die geschaffene Welt wie früher am Sabbat, so auch jetzt am Sonntag.

Danach wird sich auch unsere Sonntagsfeier bemessen. Der Sonntag soll keineswegs ein Tag träger Ruhe sein, wo wir die Hände in den Schoß legen und uns einem dolce far niente überlassen, im Gegenteil, das hieße gerade den Sonntag entheiligen, denn Müssiggang ist auch am Sonntag aller Laster Anfang. Der Sonntag ist also nicht zum Ausschlafen und Verträumen da, wie viele meinen.

Vielmehr sollen wir am Sonntag in erhöhtem Maße tätig sein, doch in anderer Weise und auf einem anderen Gebiete, als in der übrigen Woche. Während wir in den sechs anderen Tagen unserem irdischen Beruf nachgehen sollen, sollen wir am ersten Tage unseren himmlischen Beruf erfüllen. Das Heil, das Gott uns am Sonntag durch die Auferweckung Jesu und die Ausgießung des Heiligen Geistes dargeboten, sollen wir uns nun an den einzelnen Sonntagen aneignen. Wie Gott

am Sonntag unsere Seligkeit geschaffen, so sollen wir die Sonntage dazu benutzen, unsere Seligkeit zu schaffen. Das können wir aber nur dadurch, daß wir an den Sonntagen uns den Einwirkungen des Heiligen Geistes gänzlich überlassen. Er wirkt aber auf uns ein durch Wort und Sakrament. Daher besteht unser himmlischer Beruf am Sonntag darin, uns im Gemeinde- und Hausgottesdienst das Wort Gottes nahe bringen und durch den Genuß des heil. Abendmahles uns die Kraft der Sündenvergebung und des Glaubens mitteilen zu lassen, und dann im stillen Gebet und Flehen das Gehörte und Empfangene zu überdenken und zu vertiefen.

Nur so gefeiert kann der Sonntag seinen Zweck an uns erfüllen, uns eine stete Erinnerung zu sein, daß wir nicht für die Erde, sondern für den Himmel bestimmt sind; und nicht bloß eine Erinnerung, sondern auch eine Quelle der Kraft, dem uns gesteckten himmlischen Ziele nachzustreben. Jeder recht gefeierte Sonntag bringt uns ein Stück näher dem großen Ziele, der ewigen Seligkeit, wo unser Leben ein einziger, seliger Sonntag sein wird.

Wie die Sehnsucht nach dem Himmel uns aber so erfüllt, daß wir keinen der Wochentage verstreichen lassen ohne Beschäftigung mit Gottes Wort und ohne ihn mit Andacht und Gebet zu beginnen und zu beschließen — so wird es auch für uns nicht möglich sein, die irdische Arbeit vom Sonntage gänzlich fern zu halten. Wie aber durch das Beten und Andachthalten der Charakter der Wochentage „Arbeitstage" zu sein, nicht aufgehoben werden darf, so soll auch durch unsere Arbeit am Sonntag den Charakter des Sonntags „Feiertag" zu sein, nicht zernichtet werden. Ebenso wenig wie das Beten an den Wochentagen sündig ist, so ist auch das Arbeiten am Sonntage nichts Sündiges. Denn das Arbeiten ist ein Segen und nichts Unrechtes. Wohl aber ist es Sünde, den Sonntag zum Arbeitstage zu machen, weil es ein Zeichen ist, daß wir unser himmlisches Ziel aus den Augen verloren haben und unsere Seligkeit gering achten. Ebenso aber wäre es eines Christen unwürdig, alle Tage zum Sonntage zu machen, wie es etliche der Thessalonicher machten (2. Theß. 3, 6—12), nichts zu arbeiten und nur in frommen Uebungen sich zu ergehen.

Wir müssen uns Gott in allem zum Vorbild nehmen. Wie er am Sonntag *seine* Welt erhält und regiert und alles, was da lebet, mit Wohlgefallen sättigt, so sollen und müssen auch wir am Sonntag *unsere* Welt erhalten und regieren, und Freude und Wohlgefallen allenthalben verbreiten. Wer Vieh hat, muß das Vieh auch am Sonntag besorgen, ja er sollte ihm noch etwas an seinem Futter dazu tun, um es an unserer Freude teilnehmen zu lassen. So muß auch das Haus am Sonntag in einem sauberen und geordneten Zustande sein, ja noch wohnlicher und netter wie gewöhnlich, mit Blumen geschmückt und geziert, ein Abbild unseres mit Freude erfüllten und mit Dank und Lob geschmückten Herzens. So soll der Sonntag in jeder Beziehung ein Festtag und nicht ein Fast- und Trauertag sein. Manche Hausfrau

kocht am Sonntag nicht, aus Angst, sie könnte damit eine Sünde tun. Nein, im Gegenteil, feierlicher und besser sollen die Mahlzeiten am Sonntag sein wie in der Woche, gewürzt durch heitere Geselligkeit und fröhliches Wesen. Und das mehr an Arbeit, das wir dadurch haben, soll uns nicht verdrießen, sondern um den Herrn zu ehren und seinen Tag sollen wir sie nicht als Last, sondern als Lust betrachten. Soll uns doch gerade am Sonntag der Segen unserer vollbrachten Wochenarbeit zu teil werden, soll doch gerade der Sonntag die kommende Arbeitswoche mit seinem Glanz verklären und erleuchten.

War infolge des Sündenfalles die Arbeit des Menschen mit dem Fluche belegt worden, so daß die Arbeit als etwas Profanes, die Ruhe nur als etwas Heiliges galt, so ist durch Christi Fluchtod am Kreuz auch dieser Fluch jetzt von unserer Arbeit genommen, wenn wir sie uns nicht selbst zum Fluche machen. Wir machen uns aber jede Arbeit zum Fluch, wenn wir sie nicht aus Gehorsam gegen Gottes Gebot, sondern in dem Gedanken treiben, daß wir ohne Arbeit nicht würden leben können. Alles Sorgen ist aber ein Zeichen des Kleinglaubens und des Unglaubens. Wenn nun Gott schon den Kindern des Alten Bundes gegenüber zu einer Zeit, wo die Arbeit noch mit dem Fluche belegt war, die Verpflichtung übernahm, für sie am siebenten Tage zu sorgen auch ohne Arbeit, wie viel mehr wird er das uns gegenüber tun, die wir in einem viel innigeren Verhältnis zu ihm stehen! Der seines eigenen Sohnes nicht hat verschonet und hat ihn für uns dahin gegeben, wie sollte er uns in ihm nicht alles schenken! Deshalb ist die Sonntagsarbeit, wenn sie, um zu verdienen geschieht, eine Tat des Unglaubens und ist darum Sünde. Wir zeigen damit an, daß wir mit dem Sonntag nichts anzufangen wissen, daß wir kein Bedürfnis nach Gottes Wort haben, daß uns unser himmlisches Ziel aus dem Auge gekommen ist, daß wir in Gefahr stehen, irdisch zu werden.

Wer dagegen am Sonntag nicht arbeitet, sondern ihn mit und in der Gemeinde festlich im Gotteshause begeht und dann vielleicht nach dem Gottesdienst ihn mit seiner Familie oder mit guten Freunden in harmloser, würdiger Weise feiert, der legt damit ein Bekenntnis seiner ewigen Hoffnung und seines lebendigen Glaubens ab. Er zeigt damit, daß er sein großes, ewiges Ziel unverbrüchlich verfolgt, sich und die Seinen und den ihm von Gott angewiesenen Wirkungskreis der ewigen Ruhe Gottes, der Verklärung ins göttliche Licht zuzuführen.

Da also unsere Arbeit an sich am Sonntage keine Sünde ist, wie uns ja auch das Wort Gottes nirgends verbietet, am Sonntag zu arbeiten, sondern unser irdischer Sinn und unser Unglaube, der sich darin ausspricht, so lassen sich keine Bestimmungen darüber treffen, was man am Sonntag tun darf oder nicht. Und jeder Versuch von seiten der Kirche, solche Bestimmungen aufzustellen, widersprechen Gottes Wort. Sie dienen nur dazu, heuchlerisches Wesen und selbstgefälliges Richten groß zu ziehen, die Gewissen zu verwirren, das Evangelium ins Gesetz zu verkehren und das Verdienst Jesu Christi herabzusetzen. Sol-

ches Treiben kann nicht scharf genug verurteilt werden. Das eigene Gewissen muß jedem sagen, was er tun darf, was nicht. Und je mehr er an Gottes Wort sein Gewissen schärft und erleuchtet, um so genauer und gewisser wird er unterscheiden lernen, was Recht ist und was Unrecht zu tun.

Wie aber kein christlicher Hausvater erlauben wird, daß in seinem Hause von seiner Familie oder von seinen Dienstleuten der Sonntag zum Arbeitstag gemacht wird, da er sonst aufhört, ein christlicher Hausvater zu sein, so ist es auch die Pflicht des christlichen Staates, am Sonntag alle Lohnarbeit und allen Lärm und alles wüste unordentliche Wesen zu verbieten, damit seine Untertanen Zeit und Freiheit haben, ihrem himmlischen Berufe nachzugehen, oder er ist eben nicht mehr ein christlicher Staat.

Pastoraler Takt.

Von Pastor R. Schimmelpfennig.—(Schluß.)

Wir fügen hier eine Bemerkung bei über die Frage: Was ist zu halten von der Benutzung fremder Predigt-Materialien?

Hierüber sind die Meinungen vieler Homiletiker geteilt, Vilmar behauptet, daß die erborgten Elemente die Lebendigkeit des Zeugnisses (was die Predigt doch sein soll) stören. Löhe will die Benutzung anderer Materien wenigstens teilweise zulassen, so weit die Predigt dadurch eine Bereicherung erfährt und unserer Begabung entspricht, sowie unserer Individualität. — So viel ist gewiß, wer Predigtbücher benutzt lediglich in der Absicht, seinen Pegasus zu schonen oder die Flügel hängen zu lassen — begeht eine große Torheit und zugleich Taktlosigkeit. Damit ist außerdem die Gefahr verbunden, daß Glieder allmählich dahinter kommen, daß ihr Pastor nicht treu ist — und verlieren die Achtung vor ihm.

So erzählte mir ein Gemeindeglied, daß er früher einmal einen miss. Pastor gehört habe, dessen Predigt wörtlich der betr. Evangelienpredigt des Prof. W. entlehnt war. Man hüte sich also eben so sehr vor falscher Originalität (wobei man das Studium der Homiletik und ihrer Erzeugnisse verschmäht) — wie vor sklavischem sich Anklammern an die Produkte anderer, woraus der Schaden erwachsen kann, daß einem die produzierende Kraft und Fähigkeit, wie sie namentlich bei Kasualreden zutage treten soll — verloren gehe. — Streifen wir noch in Kürze dieses Gebiet (nämlich der Kasualreden), so ist in ihnen die Anwendung von P. T. doppelt dringend geboten. Was zunächst den Gegenstand der Rede selbst betrifft, der das eigentlich Kasuelle ausmacht, müssen wir sagen: Jede derartige Rede hat ihren Zweck verfehlt, welche gar nicht oder vielleicht zu dürftig den Kasus, d. h. die Veranlassung berührt. Ich erinnere mich lebhaft einer Traurede meines verehrten miss. Amtsnachbars, worin alles andere nur nicht das Zugehörige, gesagt war und die Traurede so unfreiwillig zu einer Trauerrede gestempelt wurde.

Sodann ist aber auch Takt im gewöhnlichen Sinne des Wortes geboten bei besonders unerquicklichen Familienverhältnissen u. s. w. Schwieriger noch gestaltet sich die Behandlung und Ausführung der Leichenrede, der sog. crux pastorum. Mit Recht hebt Dr. Plitt in einem diesbezüglichen Artikel zwei Momente in der Leichenrede hervor: ein objektives, die Verkündigung der im Text ausgesprochenen objektiven Wahrheit und ein subjektives oder kasuelles, die Betrachtung des vorliegenden Falles. Beide Momente müssen zu ihrem Rechte kommen. Was das Subjektive betrifft, so ist das Hauptgesetz: der Prediger rede die Wahrheit, sonst wird die Leichenrede ein Panegyrikus. Was etwa lobend hervorzuheben ist, werde mit Mäßigung und Zurückhaltung ausgesprochen, mehr zur Ehre Gottes als des Verstorbenen. Bei Leichenbegängnissen Unbekannter hat man fast nur objektiv zu verfahren, sonst wird es peinlich, wenn man aus Unwissenheit (durch übertriebene Schilderung der Anverwandten) die Unwahrheit sagt. Auf der andern Seite kann man auch gegen die genannte Regel fehlen durch übertriebenen Tadel. Der Prediger hat weder Pflicht noch Recht, Fehler, deren sich der Verstorbene schuldig gemacht und die ihm, dem Seelsorger, allein bekannt waren, nach seinem Tode allgemein bekannt zu machen. Denn de mortuis nihil nisi bene! Was zu sagen ist, sage man mit dem ruhigsten Ernste, nicht als verdammender Richter, sondern im Sinne erbarmender Liebe. In dieser Weise kann man viele und sogar starke Dinge sagen ohne zu erbittern und sehr oft findet man, wenn eine Leichenrede Erbitterung erregt hat, so war nicht so viel das daran Schuld, w a s der Prediger sagte, sondern die Art, w i e er es sagte. Deshalb ferner die Regel: 1. Der Prediger sage die Wahrheit in angemessener Form. Diese letztere wird der leicht zu finden wissen, der wahrhaft gebildet ist. Wer das ist, was die Griechen einen „musischen Menschen“ nannten, der wird nicht leicht Taktlosigkeiten begehen. Darum ist für einen Prediger besonders die klassische Bildung unentbehrlich. Wer verstand es besser, die Wahrheit in der feinsten, angemessensten Weise zu sagen als Horaz? 2. Man nehme allezeit die Heilige Schrift als Vorlage und Muster, wer so redet, wie sie, ist vor Taktlosigkeit geschützt. Darum sollten wir uns völlig in die Heilige Schrift hineinleben. — Was nun endlich den V o r t r a g d e r P r e d i g t selbst betrifft, so verweisen wir im allgemeinen auf die ausgezeichnete Studie des Generalsuperintendenten Schuster „Der Vortrag der Predigt, eine Kunst und eine Tugend.“

Im besondern noch einige Bemerkungen: Man hüte sich vor allem Gemachten, sei vielmehr natürlich. Der Blick sei frei, nicht nach oben oder auf das Buch — sondern auf die Versammlung gerichtet. Je mehr man sich in wahrhaften, lebendigen Kontakt mit den Zuhörern setzt, desto mehr Eindruck. Damit weisen wir jedoch die Behauptung eines Zinzendorf zurück: „Ein Prediger, der nicht ordenlich in Schweiß und Ekstase während seiner Predigt gerät — der ist kein rechter Pre-

diger." Solche Art ist methodistisch — wenngleich wir auch für eine gewisse Wärme des Vortrags einstehen. Hiermit verwerfen wir zugleich den sogenannten Kanzelton, da die Stimme regelmäßig einmal hinaufsteigt und dann wieder herabfällt, dann wieder in die Höhe sich hebt und dann wieder in die Tiefe sinkt. Hinsichtlich der Stellung und Bewegungen hüte man sich vor Unschönheiten. Wie lächerlich sieht ein geistliche Redner aus, der bald die Schultern in die Höhe zieht und sich dann wieder klein macht. Ein anderer schwankt vielleicht wie ein umgekehrtes Perpendikel hin und her oder läßt die Arme am Leibe herab- oder von der Kanzelbrüstung herunterhängen. Ein dritter vagiert vielleicht, wenn er in Aufregung kommt, mit den Armen ganz fürchterlich in der Luft herum oder macht stechende Bewegungen oder reißt die Finger weit auseinander. Anstatt unschöne und unpassende gestus zu machen, unterlasse man sie lieber ganz, wie auch Schleiermacher tat, allerdings ein Gewaltiger unter den Predigern. Was noch endlich hinsichtlich der Länge der Predigt zu sagen ist, so genüge, daß man in keiner Weise die Aufmerksamkeit der Gemeinde überspannen darf. Im 16. und 17. Jahrhundert waren die Predigten viel zu lang, z. B. bei Spener. Man hielt die Leute für völlig unermüdlich und stand im Wahne, das Sprechen von Gott tue alles. Die Leute wurden und werden dadurch des Kirchengehens müde. Die Normaldauer für die Predigt ist 30 Minuten, so lange dauert erfahrungsmäßig die Aufmerksamkeit. Besonders bei Gelegenheit von Missionsfesten macht sich eine zu lange Rede peinlich bemerkbar, wenn noch andere Redner folgen sollen.

2. Der pastorale Takt in der Liturgie und Sakramentsverwaltung.

Wir kommen nun zu der zweiten Funktion des Pfarrers; zu der des Liturgen. In der Ausübung dieser Funktion sollte es viel leichter sein, Taktlosigkeiten zu meiden, wenn man sich den Grundsatz der Liturgik vergegenwärtigt: der Prediger ist an die seitens der kirchlichen oder synodalen Regierung festgesetzten Regeln des Kultus oder Kultusordnung gebunden, mit andern Worten, er hat sich an die Agende zu halten, die in seiner Gemeinde gebraucht wird. Alle Willkür in der Liturgie ist daher gänzlich auszuschließen. (Vilmar.) Es ist ein Unterschied zwischen Kanzel und Altar. Auf der Kanzel soll Gottes Wort frei verkündigt werden, am Altar soll von dem Pfarrer, als Diener der Kirche das ausgeführt werden, was ihm vorgeschrieben ist. Am Altar treten Pastor und Gemeinde gemeinsam vor Gott. Dies zeigt sich 1. im Gebet. Das Gebet wird nicht nur vom Pastor für die Gemeinde, sondern auch aus der Gemeinde gesprochen. Es ist der unmittelbarste Ausdruck des Kultus. Der Pastor zeige sich daher recht würdig in seinem Auftreten, spreche langsam und deutlich, sowie mit Ausdruck. Das Verlesen der Gebete sei nicht ermüdend, sondern anregend. Weitere Bestandteile des Gottesdienstes sind 2. das Sün-

denbekenntnis (in offener oder verschleierter Form). Darauf folgend die Absolution. Alsdann Lob und Dank für die Absolution — Schriftverlesung und Glaubensbekenntnis. Dann das allgemeine Kirchengebet nach der Predigt. Dies sind die unerläßlichen Elemente des Kultus. Wo irgend einer von den genannten Bestandteilen fehlt, kommt die Liturgie nicht zu ihrem Rechte und die Idee des Kultus ist verfehlt.

Anmerkung. Unter würdigem Auftreten verstehen wir in erster Linie das Gemessene und Ruhe in den Bewegungen. Der Pastor soll z. B. nicht eilenden Schrittes auf dem nächsten Wege nach dem Altar sich begeben, sondern mit erhabener Gelassenheit; unschön ist ferner das sich Anlehnen an den Altar und das nervöse Umherblättern in Agende oder Gesangbuch. Der aronitische Segen, Numeri 6, 23. 24, werde gesprochen ohne jeglichen Appendix vor allem auch richtig: Der Herr erhebe sein Angesicht auf dich und der Herr lasse sein Angesicht leuchten über dir.

Liturgisch unstatthaft ist es, wenn die Gemeinde nach Empfang des Segens diesen sich noch einmal anwünscht (?) (im Liede). Dagegen gehören Responsorien zur Verschönerung des Gottesdienstes. Das Kantilieren des Liturgen ist an und für sich statthaft, z. B. bei den Einsetzungsworten, dagegen taktlos der Prediger, welcher kantiliert ohne musikalisch-gesangliche Schulung oder Begabung. Da ist Gefahr vorhanden, daß er sich lächerlich mache. Das Knien und Kreuzschlagen sind media adiaphora. Der Pastor, welcher also gewöhnt ist an derartigen Usus, ereifre sich nicht, wenn er auf Widerstand stößt, diese auch in (andern) Gemeinden einzuführen, die daran nicht gewöhnt sind. Dergleiches Tun ist taktlos.

Unpassend ist es ferner, beim Beten der Gemeinde den Rücken und das Gesicht dem Altar zuzuwenden, während dagegen der Pastor beim Erteilen des Segens und Verlesen der Perikopen sich wieder zur Gemeinde kehrt. Dieses Tun stützt sich auf die Kliefothsche Anschauung des sakrifiziellen (gebenden, opfernden Verhaltens der Gemeinde beim Beten) und sakramentalen Kultuscharakters. Dieser Usus ist nicht lutherisch, wenngleich er noch in der Wittenberger Kirchenordnung als tolerierter Rest des Papsttums beibehalten wurde. Luther verlangt in seiner Vorrede zur Liturgie 1526, daß der Pastor sich zum Volke kehre.

2. Die Sakramentsverwaltung. a. Taufe. Wir Pastoren sollten, wo es angängig ist, darauf sehen, daß der Vater des Kindes persönlich die Geburtsanzeige mache und die Taufe für das Kind begehre, damit man sich vorerst mit ihm über die Wahl der Paten u. s. w. aussprechen kann. Denn es kann einem gewissenhaften Pfarrer nicht einerlei sein, wer als Taufpate auftritt, sondern er sollte immer zunächst die Ueberzeugung von der Würdigkeit der Taufpaten erlangt haben. Soll unser Amt nicht verlästert werden, so mache man im Falle der Unwürdigkeit einer der Paten, die betreffenden Eltern auf ihren Mißgriff in der Wahl aufmerksam mit sanftem, freundlichem aber

doch entschiedenem Tone; gehen die Eltern hierauf nicht ein, so weigere man sich den Akt der Taufe zu vollziehen. In diesem Falle hat man das Recht, von den Amtsbrüdern der Nachbarschaft brüderliche Uebereinstimmung zu verlangen. Wo nicht, wird das amtsbrüderliche Verhältnis gefährdet und das synodale Ansehen erleidet einen Stoß. Auch was die Namengebung betrifft, sei man recht vorsichtig und taktvoll. Weise mit Anstand alle absonderlichen unchristlichen oder nach politischem Geschmack gewählten Namen zurück (diese Unart der politischen Namen ist besonders in unserm gelobten Amerika in großer Blüte), und trete ein für sinnige Namen. Der Exorzismus ist Adiaphoron und wohl in den meisten Agenden abgeschafft. Sodann möchten wir noch eintreten für Taufen in der Kirche. Haustaufen sind ein Unding und nur durch besondere Umstände (Schwachheit, Kränklichkeit der Eltern oder des Täuflings) gerechtfertigt. Die Taufe bedeutet zugleich auch Aufnahme in die christliche Gemeinde und zwar zunächst Lokalgemeinde, darum hat sie vor der Gemeinde zu geschehen. Denn die Paten sind doch in erster Linie des Kindes Stellvertreter (vergl. hierzu Luthers Taufbüchlein, gegenüber der gegenteiligen Meinung der Reformierten). Es kommt natürlich viel darauf an, welcher Brauch hinsichtlich der häuslichen oder der Taufe in der Kirche in den Gemeinden statthat. Ist der Brauch der lutherischen Praxis entgegen, d. h. daß die Gemeinden an Haustaufen gewöhnt ist, so mache man hier und da die Glieder auf das Unstatthafte aufmerksam, vielleicht daß man so etwas erreichen möchte. Wo nicht gleich ein Erfolg eintritt, heißt es abwarten. Ist erst in mehreren Familien der Anfang gemacht, so finden sich bald noch mehrere Anhänger dazu.

b. Das heil. Abendmahl. Es bildet den Höhepunkt des Sakramentalen wie alles liturgischen Handelns überhaupt. In dieser Erwägung sollte jeder amtierende Geistliche sich heiligen, wie die Priester des Volkes Israel in des Wortes tiefster Bedeutung, nicht sowohl in dem Sinne, als hinge von unserer Intention die Wirkung des Sakramentlichen ab, sondern in der Erkenntnis der Heilsbedeutung der testamentlichen Stiftung unsers Herrn. Wir übergehen alle dogmatischen Fragen und streifen nur als praktisch für uns wichtig das folgende: Ist es recht, jedermann ohne Ausnahme zum heil. Abendmahle zuzulassen, oder gibt es Ausnahmefälle, wobei das Gegenteilige geradezu geboten wäre?

Abgesehen davon, daß Abendmahlsgemeinschaft auch Kirchengemeinschaft bedeutet und man also zum heil. Abendmahl außerdem nur Leute zulassen kann, die vielleicht ohne auf demselben Grunde des Bekenntnisses stehend, doch die Art und Weise der Sakramentsverwaltung anerkennen, kommt hierbei das in Betracht, ob Unwürdigkeit vom Genusse des heil. Abendmahls abhalten soll (wie z. B. die Missourier es tun). Wir sagen darauf folgendes: Nur die Personen sollen des Genusses des heil. Abendmahls nicht teilhaftig werden, welche unter kirchlicher Disziplin stehen, bis die Rekonziliation eintreten kann. Leute,

die in offenbaren, schweren Sünden leben, dürfen nicht eher zugelassen werden, als bis sie ihren Zustand bereuen und aufrichtiges Verlangen nach Gnade äußern.

In Gemeinden, welche notorisch wenige Abendmahlsgäste aufweisen, entgegen der Anzahl der Kommunionsberechtigten, weise man entschieden auf den Segen hin, welchen der würdige Genuß dieses Mahles mit sich bringt und mache vor allem auf den Befehl des Herrn aufmerksam: Tut dies zu meinem Gedächtnis.

Anmerkung. Woran liegt es, daß in vielen Gemeinden der Kirchenbesuch so gering ist? Und welche Abhilfe in liturgischer Beziehung wäre hier angebracht! Es läßt sich nicht leugnen, daß die Klagen über die Armut unserer Gottesdienste in liturgischer Beziehung eine Berechtigung haben — so gibt es auch A. Späth zu. Ein gewissenhafter Liturge wird bald herausmerken, auf welche Weise eine Hebung, d. h. größere Mannigfaltigkeit eintreten kann. Zunächst in gesanglicher Beziehung. Abgesehen von dem Quomodo und Quando handelt es sich hier um das Quantopere. Es ist geradezu gewissenlos, wenn Pastoren das Maß der Beteiligung am Gottesdienste seitens der Gemeindeglieder auf ein Minimum herabdrücken, z. B. die Gemeinde nur zwei bis drei Verse, dazu noch in galoppierendem Tempo, singen lassen. Man vergißt hierbei den Einfluß des Gesanges, insbesondere des Chorals, auf das Gemüt. Unter den Schwingen erhebender Gesänge wird auch unwillkürlich so manches Herz andachtsvoll gestimmt und dadurch für die Predigt empfänglicher gemacht. Wer es versteht, die Lieder recht passend zu arrangieren, übt damit zugleich ein Stück Seelsorge aus. Wir meinen damit nicht, dem alten Schlendrian, der in der deutschen Landeskirche vielfach vertreten ist, zu dienen, nämlich etwa ganze Lieder in schier nimmer enden wollender Verszahl singen zu lassen, was ermüdend wirkt, sondern wollen damit der Gemeindebeteiligung zu ihrem Rechte verhelfen.

Wo irgend möglich, übe man Liturgien ein mit stimmbegabten jüngeren Leuten, schalte Motetten u. s. w. ein — und man wird kaum fehl gehen in der Erreichung seines Zieles: eine mehr und mehr gefüllte Kirche vor sich zu sehen. Das geschieht natürlich nicht ohne Opfer an Zeit und Arbeit, aber wir sollen ja nicht uns selber leben zur eigenen Bequemlichkeit, sondern der Sache des Herrn, die ausgebreitet werden muß. Bengel: Das geistliche Amt gibt zu tun, es ist keine Ruhebank.

Ueberhaupt lasse man sich angelegen sein, den Sinn für kulturelle Schönheit zu pflegen. Sehe auch darauf, daß der Ort der Ehre Gottes ein würdiger sei, d. h. die Kirche dastehe nicht als Baracke oder Bude, sondern entsprechend den Verhältnissen eingerichtet sei oder eine Veränderung erfahre. Es ist kein gutes Zeichen für eine Gemeinde, welche selber es liebt, in prunkvollen, komfortablen Gebäuden zu wohnen, aber die Aufrechterhaltung, Ausschmückung und passendere Einrichtung der Kirche vernachlässigt. Dasselbe gilt von den Pfarrhäusern. Wir be-

rühren hiermit eine Seite des Gemeindelebens, welche auch wert wäre, in einem eigenen Vortrage beleuchtet zu werden. Wie nämlich der Pastor Takt schuldig ist der Gemeinde im diesbezüglichen Verhalten, so gilt dasselbe auch von der Gemeinde gegenüber dem Pastor, und von den Gemeindegliedern untereinander. Die Gemeinde könnte z. B. dem Pastor sein Amt sehr erleichtern, indem sie darauf sieht, daß vielfach vorkommende Ungehörigkeiten seitens der jungen Leute während des Gottesdienstes von ihr selber durch die Gemeindevertretung unterdrückt werden u. s. w.

3. Pastoraler Takt in der Seelsorge.

Die Seelsorge ist wohl die schwerste, weil verantwortlichste Seite unseres Berufs. Sie ist uns geboten mit den Worten des Herrn: „Weide meine Lämmer," Joh. 21, 16. Wehe dem Pfarrer, der kein Hirte oder Seelsorger seiner Gemeinde ist. Von ihm wird Gott dereinst Rechenschaft fordern, cfr. Hesek. 3, 17—21.

Menschlich geredet sind wir amerikanischen Pastoren in einer im Verhältnis zu unseren deutschländischen Amtsbrüdern keineswegs vorteilhaften Lage, was die Ausübung gerade dieser Seite unseres Berufes, die Seelsorge, betrifft. Das Gefühl der Abhängigkeit macht sich hier doppelt schwer kund und Menschenfurcht, sowie Kurzsichtigkeit tun das übrige, um die Pflege der Seelen vielfach außer Acht zu lassen. Das ist nicht recht. Ein jeder Seelsorger muß seiner Berufung zum Amte unumstößlich gewiß und darum fest entschlossen sein, für Gottes Reich die Seelen zu gewinnen. Dazu gehört Mut, nicht Hochmut des Richters, der bereit ist, sogleich zu verurteilen, sondern Demut im Auftrage eines Höheren, Sanftmut, als die wir auch noch im Leibe wallen; ja der Mut der Liebe, die da spricht: die Liebe Christi dringet uns also. Das Schwache zu stärken, das Verglimmende anzufeuern, das Verlorene aufzusuchen, die Gebrochenen aufzurichten, Trost zu spenden für die müden Seelen. Welches sind die Anlässe zur Ausübung der Seelsorge? Die Ereignisse des Familienlebens, wie Taufe, Trauung, Begräbnis, sowie Krankheiten. Hier ist spezielle Seelsorge geboten. Allgemeine Seelsorge wird ausgeübt werden können aus Anlaß der Besuche, die wir den einzelnen zu machen haben. In welcher Weise wird die Seelsorge nun ausgeführt werden können, und sich als zweckmäßig erweisen:

1. In den Grenzen der Predigt. Wir sehen die Predigt als verfehlt an, welche nicht Rücksicht nimmt auf die Zustände der Ortsgemeinde. Wo immer der Text, die Gelegenheit es mit sich bringt, hat man Rücksicht zu nehmen und Anwendung zu machen auf Personen, deren Leben mit dem Worte Gottes nicht in Uebereinstimmung zu finden ist. Ferner sollen Erweckte gefördert, das Gewonnene erhalten werden. Erleichtert wird diese Art und Weise des Predigens dadurch, daß man sich an die Perikopen hält.

2. Im pastoralen Gespräch. Hierbei werden wohl die

meisten Taktlosigkeiten begangen. Indem man auf der einen Seite als Extrem, ob zur Zeit oder zur Unzeit, der Sprache Kanaans sich bedient, mit geistlichen Phrasen nur so um sich wirft und den Leuten fast gänzlich die Gelegenheit nimmt, sich auszusprechen. Das ist unpassend und übertrieben, wenn auch noch so gut gemeint. Hierin irren vielfach gerade die treuesten geistlichen Hirten. Ein Fall sei erwähnt. Ein ehrwürdiger, im Dienst des Herrn ergrauter Pastor trifft auf der Landstraße einen jungen Mann, den er zum ersten Male vielleicht gesehen, er hält ihn an und fragt ihn wie es gehe und daneben sogleich: Sind Sie auch bekehrt? Der betr. Angeredete war dermaßen verblüfft, daß er spornstreichs davoneilte. Das war ein Fehler. Um Seelsorge mit Erfolg treiben zu können, muß man erst eine feste Basis haben. Bekanntschaft machen, vertraut werden und Zutrauen erwecken; ist dann Zeit und Gelegenheit da, so soll man selbige wahrnehmen und den guten Samen des göttlichen Wortes ausstreuen. Bengel: Buße ist nicht Menschenwerk, Gott muß es tun, das gibt Geduld. Es läßt sich nicht erzwingen.

Ein anderes Extrem ist, daß man vermeint, Seelsorge brauche außer mittelst der Predigt nur bei speziellen Anlässen getrieben werden, und ist man gern geneigt, mit dem Ablegen des Chorrocks auch den geistlichen Ton, die geistliche Würde auszuziehen und sich gänzlich als einen gemütlichen Gesellschafter zu repräsentieren. Das ist verkehrt: Stellet euch nicht dieser Welt gleich. Man läuft hierbei Gefahr, den ernstgesinnten Teil der Gemeinde gegen sich aufzubringen. Denn ein wahrhaftes Gotteskind weiß sehr wohl echte und falsche Geistlichkeit zu unterscheiden. Daher ist es wohl wahrhaft taktvoll in dieser Beziehung, eine gewisse Zurückhaltung bei aller freundlichen Zuvorkommenheit an den Tag zu legen und das Gespräch so zu beeinflussen, daß man den Eindruck hinterläßt, seinen Anstand, Würde und Aufgabe des Amts gewahrt und erfüllt zu haben. Dazu gehört viel Weisheit von oben her, eifriges Schriftstudium und Nachgehen in den Spuren des Herrn. Cfr. das Gespräch mit der Samariterin am Jakobsbrunnen, Joh. 4, 1—42.

Anmerkung: Nicht evangelisch ist es, wenn Pastoren (besonders englischer Denominationen), um den Leuten Gelegenheit zur Aussprache u.s.w. zu geben, gewisse Amtsstunden festsetzen (office-hours).*) Wir sind keine officers oder Geschäftsleute, sondern Diener am Worte, sollen daher zu irgend einer Zeit bereit sein, unsers Amtes zu walten und nicht nur uns suchen lassen, sondern auch bereit sein, andere zu suchen.

Ungeistlich ist es ferner, jede, selbst die geringste harmlose gesellige Freude oder Vergnügungen zu tadeln oder den jungen Leuten zu ver-

*) Diese haben bei Pastoren, die große Gemeinden zu bedienen, und viele Familien zu besuchen haben, doch wohl auch ihre Berechtigung, um die Leute wissen zu lassen, wann sie hoffen dürfen, den Pastor anzutreffen. D. R.

bieten. So sagt auch A. Bengel: „Manches wird auch für eine Sünde gehalten, was nichts als eine leere Zeremonie ist. Solche Sachen nimmt man freilich nicht mit in den Himmel, doch machen sie einem auch keine besonderen Schmerzen in der Buße, da der Mensch die Eitelkeit seines bisherigen Wandels erkennen lernt. Sie sind eben ein natürliches Ergebnis des unbekehrten Zustandes und fallen bei der Bekehrung von selbst weg. Man muß daher den Leuten nicht zuviel zumuten und ausgelassenes Tanzen nicht mit Bitterkeit und allzu großer Gesetzlichkeit zu hintertreiben suchen, überhaupt in dergleichen Dingen keine allgemeinen Regeln geben, sondern einen jeden auf sein Gewissen weisen und ihn warnen, ja nichts zu tun, wobei er eine innerliche Unruhe und Bestrafung hat. Gerade zu solchen Zeiten sollten wir fleißiger für unsere Gemeinde beten, das würde nicht ohne Nutzen sein. Gesetz dagegen richtet Zorn an. — Die Seelsorge wird schließlich nur da zu ihrem vollen Rechte kommen, wo der Pfarrer den Wert einer Menschenseele auf Grund des Wortes Gottes schätzen gelernt hat und sich selber von Jesu, dem treuen Erzhirten, herumgeholt weiß.

4. Fassen wir noch kurz ins Auge, wie ein Pastor Takt zu üben hat auch in seiner Eigenschaft als Lehrer und Organisator. — Lehrer sind wir, was hier einzig in Betracht zu ziehen ist, für die Jugend, sei es in Wochenschule oder im Konfirmandenunterricht. Wir lassen die prinzipiellen Fragen der Kürze wegen dahingestellt.

Taktlos ist es jedenfalls von einem Pastor, der die Verpflichtung, Schule zu halten bei seinem Amtsantritt übernommen, wenn er doch beständig der Gemeinde vorwirft, er sei kein Schulmeister. Es ist allerdings ein Uebelstand, neben allen sonstigen Arbeiten auch noch Lehrerdienste verrichten zu müssen in buchstäblicher Bedeutung des Wortes. Läßt man sich aber diese Mühe nicht verdrießen, sondern zeigt Lust und Liebe zu den Kindern, bemüht sich, selbige zu fördern, so wird solches sicherlich von der Gemeinde anerkannt werden und mit den Herzen der Kinder gewinnen wir auch die Erwachsenen, die Eltern, für unsere Sache, so daß unsere Stellung auch dadurch gesichert ist. Zudem hat man den Vorteil, die Kinder von Grund auf kennen zu lernen, sie kommen durch den Unterricht in beständigen Kontakt mit ihrem Pastor, und da ihre Herzen empfänglich sind, kann man sie leicht hinweisen auf den wahren Kinderfreund, Jesum Christum. Die Art und Weise des Unterrichts lassen wir dahingestellt sein, nur sei hervorgehoben, daß man die Kinder nicht durch Monotonie ermüde, der Unterricht sei anregend und biete hier und da Abwechslung.

Nicht recht ist es, die Kinder ohne triftigen Grund nach Hause zu schicken, um den Unterricht damit ausfallen zu lassen, das erregt den Kindern Mißmut und den Eltern Unzufriedenheit. Ein wahrhaft taktvoller Pastor wird auch in der Schule die Kinder gleichmäßig, d. h. gerecht behandeln, ohne für dies oder jenes Kind besondere Vorliebe zu zeigen. Sodann wird man Geduld während des Unterrichts besonders nötig haben. Es ist taktlos, ohne weiteres gleich aus der Haut zu fah-

ren und die Kinder zu züchtigen, wobei sie selber den Grund der Strafe nicht einsehen.

Wir kommen zu der letzten Funktion des Pastors als Organisator; es wird sich zeigen, wie sehr auch in der Ausübung dieser Funktion Takt nötig sei. Der äußere Bestand einer Gemeinde ist nämlich der einer organisierten Gesellschaft mit rechtlicher Fundierung. Eine jede Gemeinde hat eine Konstitution und ein jeder Pastor, als das Haupt der Gemeinde, hat zu der Konstitution Stellung zu nehmen, d. h. er hat sich nach derselben zu richten. Taktlos ist, wer sich über dieselbe hinwegsetzt. Etwaige Bedenken gegen die Gemeinde-Verfassung sind gleich beim Amtsantritt oder vor Annahme des Amtes zu äußern. Pflicht des Pastors ist es aber auch, strenge auf die Einhaltung der Gemeinde-Ordnung zu sehen und die Gemeinde an gute Ordnung zu gewöhnen. Ist der Pastor Vorsitzer einer Gemeinde-Versammlung, so sollte er sich möglichst jeder Meinungsäußerung enthalten, das erfordert zunächst die parlamentarische Regel, sodann wird dadurch die Meinungsäußerung der Glieder weniger beeinflußt. Hat ein Pastor Ansehen in seiner Gemeinde erlangt und vor allem Vertrauen, so wird die Gemeinde auch zu jeder Zeit, wo nötig, seinen Rat einholen. Am vorteilhaftesten für das Verhältnis zwischen Pastor und Gemeinde ist es, wenn ersterer sich nicht zu viel um die Gemeindeverwaltung, namentlich um die Geldaffären kümmern braucht. So mancher Kirchbau, sowie andere Unternehmungen der Gemeinde, sind für den Pastor verhängnisvoll geworden durch allzu große Einmischung in die innere Angelegenheit der Gemeinde. Zum Teil liegt die Schuld auch an den Gemeinden, die das Interesse des Pastors an ihrer Sache nicht recht zu würdigen verstehen. — Von der Besprechung der Kirchenzucht sehen wir ab, weil sie zu wenig oder gar nicht in Anwendung kommt. Weiter haben wir noch zu reden von der sozialen Existenz der Gemeinde und der Aufgabe sowie dem Takte des Pastors hierbei. Unsere Aufgabe ist es, das Gemeindebewußtsein, das Gefühl der Zusammengehörigkeit unter den Gliedern zu pflegen, durch allerlei Veranstaltungen und Vereine, d. h. wo es möglich ist. Taktvoll muß man hierbei sein insofern, daß die Bestrebungen nicht in Weltförmigkeit ausarten und eine jede soziale Kraft innerhalb der Gemeinde zur richtigen Geltung kommt.

Anhang.

Verkehr mit Amtsbrüdern innerhalb der selben Synode.

1. Es ist nicht taktvoll und anständig, wenn ein Bruder den andern, der vielleicht nicht den selben Bildungsgrad oder Höhe der Stellung erreicht wie er, geringschätzt und solches mehr oder minder offen kundgibt.

2. Es ist nicht taktvoll, wenn ein Bruder dem andern auf eine briefliche Anfrage die Antwort schuldig bleibt. Darunter leidet dann das Synodalbewußtsein.

Besonders rücksichtsvoll und taktvoll sei man gegen den Nachfolger im Amte. Dies könnte 1. dadurch geschehen, daß man allzu intimen Verkehr mit einzelnen Gliedern entweder abbricht, oder doch offenkundig fortsetzt, so daß auch in solchem brieflichen Verkehr auf den Pastor loci Bezug genommen wird. Es ist z. B. nicht fein, stoßweise Briefe und Aktenstücke oder Photographien auf seine ehemaligen Glieder loszulassen, und auf den gegenwärtigen Pastor noch spöttische, verächtliche Bemerkungen zu machen. Dadurch wird unser Stand entwürdigt. Schließlich merken auch die Glieder die Absicht des Schreibers und Senders und werden verstimmt. Unser Stand ist ein edler Stand und noblesse oblige.

Sodann hat man Rücksicht zu nehmen auch auf den Vorgänger im Amte. Indem man ihn den Leuten gegenüber in seiner Gemeinde in Schutz nimmt bei Aufzählung seiner Fehler.

Taktvoll sei man in einer Gemeinde im Gespräche, das auf die Eigenschaften des Amtsbruders führt. Es ist unser eigener Schade, wenn wir die Fehler und Schwächen eines jeden Amtsbruders der Gemeinde gewissenhaft kund tun. Was soll das? Gewinnt das synodale Ansehen damit?

Man verzeihe diese kleine Philippica, sie ist in wohlmeinender Absicht geschrieben.

Ich habe im vorliegenden Aufsatz versucht, einzelne Beiträge beizusteuern zur Darlegung und Klärung des Themas, das ebenso interessant wie wichtig ist, gemäß meiner schwachen und geringen Erfahrung. Erschöpfen läßt sich das Thema nicht ohne allzu kasuistisch zu werden. Hinsichtlich der Mangelhaftigkeit meiner Ausführung nehme ich für mich das alte Wort in Anspruch: In magnis voluisse satis est. Sodann: Praecepta vana, vita est optimus instructor.

Ueber Religionsprozesse und § 166.

(Aus: „Die Reformation.")

Ueber Religionsprozesse sollen diese Zeilen handeln und über Religionsvergehen nach § 166 des Reichsstrafgesetzbuchs. Wer hätte vor zwei, drei Menschenaltern gedacht, daß es am Anfang des 20. Jahrhunderts im Lande der Dichter und Denker Religionsprozesse geben würde! Und doch, es wird viel davon geredet. Hexenprozesse und Ketzerprozesse sind es gerade nicht, aber man wähne nicht, daß sie weitab davon sind, und ein Schriftsteller, der kürzlich ein Buch über Hexenprozesse schrieb (Längin), sagt am Schlusse: „In der Tat, wir stehen mitten im Hexenprozeß, der nur eine andere Form der Ketzer- und Religionsprozesse ist." Er weist dabei darauf hin, wie der Ultramontanismus den Protestantismus als Teufelswerk bezeichnet, und wie Leo XIII. und seine Dogmatiker den Satanskult gebilligt haben. Höchst auffallend ist hierbei, daß Religionsprozesse erst in den letzten Jahrzehnten wieder auftauchen und die Gemüter erregen, während in

der Mitte des letzten Jahrhunderts kaum davon die Rede war. Besonders seit den 80er Jahren wurden sie häufiger. Als ich im Jahre 1888 in den Rheinlanden reiste, war ich erstaunt, wie die Pastorenfrauen, wie fast jeder Bauer den Paragraphen 166 kannten, und damals ging eine mit über 30,000 Unterschriften bedeckte Petition um Aufhebung desselben an den Reichstag. Die „Köln. Ztg." schrieb dazu (Anfang August 1888): „Die in dem Aufruf geforderte Streichung erscheint so wünschenswert, daß man annehmen darf, daß sowohl der Reichstag, als der Bundesrat sich den schwerwiegenden Gründen, die für die Abänderung sprechen, nicht entziehen werden!" Das sind jetzt fünfzehn Jahre! Und es ist nichts geändert. Das war in dem unglücklichen Jahre 1888, in dem das Lutherfestspielverbot in Berlin stattfand und in dem der Bürgermeister von Solingen am 27. Juli das preußische Vereinsgesetz im Interesse der römisch-katholischen Geistlichkeit verletzte, eine Verletzung, die erst mit großer Mühe nach langwierigem Prozesse vom preußischen Oberverwaltungsgericht festgestellt wurde. (Entscheid. v. 16. Okt. 1889.) — Unwillkürlich muß man fragen: Was ist's mit diesem § 166 und wieso beseitigt man ihn nicht, wenn es doch so allgemein gewünscht wird? Die Antwort liegt in den allgemeinen politischen Verhältnissen. Dem Ultramontanismus wäre die Aufhebung nicht genehm. Das ist die Hauptsache. § 166 des Reichsstrafgesetzbuches*) besteht doch seit 1870 und man hat nicht darüber geklagt — und nun seit etwa 20 Jahren Prozesse auf Grund desselben, Broschüren darüber, Zeitungsartikel ohne Ende, wieso kommt das? Da muß doch einiges an der Rechtsprechung liegen. Und gewiß haben manche Gerichte Fehler gemacht. Das kommt doch aber überall vor und bewirkt nicht gleich solche Aufregung, wie sie z. B. anläßlich der Thümmelprozesse im Rheinlande sich geltend machte. Der Schaden muß also tiefer liegen und da darf man folgendes als feststehend annehmen. Es sind in der Tat Entscheidungen auf Grund dieses Paragraphen gefällt worden, die als ungerecht empfunden wurden, weil sie von römisch-katholischen Richtern herrührten. Man geht nicht zu weit, wenn man sagt, der römisch-katholische Richter, der wirklich römisch-katholisch ist, ist überhaupt unfähig diesen Paragraphen auszulegen; denn dieser Paragraph ist ein Erzeugnis moderner Kulturentwicklung, beeinflußt von unseren staatskirchenrechtlichen und Toleranzgedanken — und ist nun gar ein solcher Richter Mitglied des katholischen Juristenvereins, so ist er allerdings als „befangen" im Sinne der Strafprozeßordnung abzulehnen. Das hat man damals viel zu sehr verkannt. Das Vertrauen zu der unparteiischen Rechtspflege, wie man

*) Wer dadurch, daß er öffentlich in beschimpfenden Aeußerungen Gott lästert, ein Aergernis gibt, oder wer öffentlich eine der christlichen Kirchen oder eine andere mit Korporationsrechten innerhalb des Bundesgebietes bestehende Religionsgesellschaft oder ihre Einrichtungen oder Gebräuche beschimpft, ingleichen wer in einer Kirche oder in einem anderen zu religiösen Versammlungen bestimmten Orte beschimpfenden Unfug verübt, wird mit Gefängnis bis zu drei Jahren bestraft.

beim alten preußischen Kreisrichter gewohnt war, ist durch nichts mehr erschüttert worden, als durch diese unseligen konfessionellen Urteile, von denen das Volk annahm, sie seien „römischen Priestern" zuliebe gefällt. So wenig es einen wirklich streng katholischen Historiker geben kann, der „objektiv" vorurteilslos („voraussetzungslos") abwägt, so sehr „Wissenschaft" und „Katholizismus" Gegensätze sind, genau so ist es mit dem Urteil über diesen Paragraphen. Doch wir müssen nun einmal mit den Verhältnissen rechnen. Unser starkes protestantisches Staatswesen hat sich im „paritätischen" Sinne erweitert — römisch-katholische Richter gibt es jetzt überall, nicht nur im Rheinlande. Darin aber liegt eine große Gefahr, wenn bei Religionsprozessen irgend ein anderer Gedanke, als der der Gerechtigkeit, obwaltet und es mußte das Vertrauen weiter Kreise erschüttert werden, wenn man verglich, wie die Beschimpfungen unserer evangelischen Kirche seitens des Bischofs von Rom unverfolgt blieben, während man es wagte, einen bekannten Geistlichen wegen seiner treffenden Bemerkungen über die römische Kirche zwanzigmal vor Gericht zu zerren. Erfolgte auch vielfach Freisprechung, so mußte doch das Verhalten der Anklagebehörde jedem den Gedanken nahe legen: Fort mit einem Gesetz, das solche Handhaben bietet.

Inzwischen sind eine Reihe weiterer Prozesse geführt worden. Im Jahre 1891 wurde in Krefeld ein Redakteur mit zwei Monaten Gefängnis bestraft, weil er die Tätigkeit der Mönchsorden im Mittelalter etwas hell beleuchtete; die Ausstellung des Trierer Rockes zog eine ganze Reihe Verurteilungen nach sich. Vor einigen Jahren hielt es die Staatsanwaltschaft in Berlin für geeignet, eine Anklage betreffend den Jesuitenorden durch einen römisch-katholischen Staatsanwalt vertreten zu lassen. Und nun bringen mehrere neue Prozesse die Erörterung wieder in Fluß, der Prozeß Tolstoi und der Prozeß Schwarz. Außerdem ist mehrfach von Böthlingkprozessen gesprochen — doch ist gegen Prof. Böthlingk nicht Anklage erhoben, nur Anzeige erstattet worden. Ebenso ist in diesen Tagen in München gegen den Abg. Dr. Rüdt die Untersuchung eingeleitet wegen eines Vortrags über den „Teufelsglauben in der römischen Kirche", worin es hieß: „es müsse einem der Verstand stille stehen", wie sich der unfehlbare Papst in „Taxils blödsinnige und obszöne Schriften finden könnte". Sehen wir von diesen kleinen Fällen ab und fassen wir nur die drei: Tolstoi, Böthlingk, Schwarz ins Auge. Da bisher über den Fall Tolstoi nirgends Authentisches bekannt wurde, wird es unsere Leser interessieren, wenigstens kurz etwas davon zu erfahren. Wir sind in der Lage, folgendes zuverlässig nach den uns gütigst zur Verfügung gestellten Akten mitzuteilen:

Die Leipziger Staatsanwaltschaft erhob auf eine Denunziation des Justizrates Pelizaeus in Oberlahnstein am 31. Januar 1902 Anklage gegen den Verlagsbuchhändler Diederich als Herausgeber und gegen den Theaterdirektor Löwenfeld in Charlottenburg als Ueber-

setzer der Tolstoischen kleinen Schriften, die unter dem Titel „Der Sinn des Lebens“ im Verlage des Erstgenannten 1901 erschienen, und veranlaßte die Beschlagnahme, während in Rußland selbst die in Betracht kommende Schrift nicht verboten wurde!

Das Amtsgericht hatte zwar am 11. September 1901 die Beschlagnahme abgelehnt, das Landgericht sie aber auf Beschwerde des Staatsanwalts am 10. Oktober verfügt. Die 2. Strafkammer des Landgerichts Leipzig hat am 9. Juli 1902 die Beschlagnahme aufgehoben und die Angeklagten freigesprochen.

Die in Betracht kommende Schrift aus dem genannten Buche ist lediglich die Antwort an den heiligen Synod, die Tolstoi veröffentlichte, nachdem dieser ihn durch eine besondere Verordnung als „Irrlehrer“ bezeichnet, der gegen den „orthodoxen Glauben, worauf das Weltall gegründet“, „in der Verblendung seines hoffährtigen Geistes sich frech erhoben“ u. s. w. In dieser Antwort spricht Tolstoi allerdings sehr scharf und schonungslos, und die Anklage stützt sich auf eine Reihe besonders verletzender Aeußerungen, wie die, daß „die Geschichte von dem Gott, der von einer Jungfrau geboren und das Menschengeschlecht erlöst hat, einer Lästerung gleicht“, „wer Christus als Gott auffaßt und zu ihm betet, begeht nach meiner Meinung die größte Lästerung“, „ich halte alle Sakramente für niederträchtige, rohe Taschenspielerkünste“, „die Lehre Christi ist ganz umgewandelt in einen rohen Hokuspokus von Waschungen, Oelungen u. s. w.,“ „die Lehre Christi besteht nicht in diesen Taschenspielerkünsten — die Lehre der Kirche ist eine arglistige schändliche Lüge“. Die „Taschenspielerkünste“ u. s. w. kehren dann öfter wieder bei letzter Oelung, Heiligenverehrung u. s. w., das Abendmahl wird als eine „Vergötterung des Fleisches und Verdrehung der christlichen Lehre“ bezeichnet, die Beichte „als ein schändlicher Betrug, der nur die Unsittlichkeit fördert“. „Wenn der Tschuwasche seinen Götzen mit Rahm bestreicht oder ihn peitscht, so bin ich imstande, seine Glaubensanschauungen zu schonen, der tut dies im Namen eines mir fremden Aberglaubens und rührt nicht an etwas, was mir heilig ist. Wenn aber die Menschen mit ihrem barbarischen Aberglauben . . . im Namen des Gottes, durch den ich lebe, und der Lehre Christi, die mir das Leben gegeben hat und es allen Menschen geben kann, die roheste Taschenspielerkunst zeigen, so kann ich das nicht ruhig mit ansehen.“

Die Anklage verkennt nicht, daß sich alle Aeußerungen Tolstois zunächst gegen die griechische Kirche richten, die also nach unserm § 166 nicht geschützt ist, meint aber, die deutschen Leser müßten notwendig die Aeußerungen auf gleichartige Einrichtungen der in Deutschland anerkannten Kirchen beziehen, insofern diese Einrichtungen und Gebräuche mit denen der von dem Aufsatze beschimpften griechisch-katholischen Kirche übereinstimmen. Solche mittelbare Beschimpfungen werden in den oben angeführten Worten „Lästerung“, „Hokuspokus“ u. s. w.

erblickt, da diese zum Teil sich auf Christusverehrung, Gebet, Sakramente u. a. allen christlichen Konfessionen Gemeinsames beziehen.

Die Verteidigung bestritt dies und hob hervor: 1. aus Inhalt und Veranlassung der Schrift gehe hervor, daß sie sich nur gegen die russische Kirche richte. 2. Zwischen dieser und anderen christlichen Konfessionen bestehe keine derartige Uebereinstimmung, daß ein gegen jene gerichteter Angriff auf diese erstreckt werden könnte. 3. Der gegen die Verehrung Christi als Gott gerichtete Passus betreffe eine Lehre, keine „Einrichtung" und Angriffe auf Dogmen fallen nicht unter den § 166 und 4. sei die „Antwort an den Synod" überhaupt nicht „beschimpfend", einen solchen Charakter könne die Bekenntnisschrift eines solchen Mannes, wie Tolstoi, überhaupt nicht haben.

Das Gericht hat sich auf die ersten drei Einwendungen gar nicht eingelassen und hat in seinem freisprechenden Erkenntnis sich lediglich dem Einwande zu 4. angeschlossen und eine objektive „Beschimpfung" aus subjektiven Gründen verneint. Es erblickt in den Ausführungen Tolstois den glühenden Ausdruck verfolgter Bekennerschaft und hat sich von der Erwägung leiten lassen, daß die Frage, ob eine „Beschimpfung" vorliege, sowohl nach der Person des Urhebers, wie nach der Veranlassung und den Umständen des Einzelfalles zu entscheiden sei. Zu den Personen, die es ernst und heilig meinen, sind — so heißt es in dem Erkenntnis — „zweifellos alle diejenigen zu rechnen, die Andersgläubige angreifen, ja verletzen, wenn sie es aus unwiderstehlichem Drange, um ihre innersten, glühendsten Ueberzeugungen in religiösen Dingen rücksichtslos zum Ausdruck zu bringen, tun. Bei solchen Personen werden Worte, die bei gemeinen Naturen Ausdrücke verwerflichster Schmähsucht und lästerlicher Frivolität wären, zu Erkenntniszeichen heiligsten Ernstes." Es wird an die Beispiele der feurigen Bekenner aus der Kirchengeschichte, an Reformatoren und Konzilienbeschlüsse erinnert und Harnack „Wesen des Christentums", S. 148, zitiert. Und weil Tolstoi sittlich derart hoch steht, daß an ihn, wenn er im heißen Kampfe um seine ihm heilige und ernste religiöse Ueberzeugung zu scharfen und harten Worten greift, dieser Maßstab anzulegen, ist das Gericht zur Freisprechung gelangt.

Fügen wir gleich die Hauptfälle der letzten Monate hinzu — Böthlingk und Schwarz. Arthur Böthlingk, Professor der Geschichte an der Karlsruher Hochschule, hatte Mitte 1902 eine wirklich köstliche kleine Schrift „Auf der Fahrt nach Kanossa. Ein Gespräch in der Eisenbahn", veröffentlicht. Die kleine Schrift ist äußerst wirksam, da im leichten Unterhaltungstone die größten Probleme gestreift und geschichtlich behandelt werden. Dabei fallen, wie im Gespräche, Ausdrücke, die durchaus treffend sind, wenn auch nicht gerade auf die Goldwage gelegt. Es wird von Pfaffenbrut, der ewigen Lüge der Papstkirche, gesprochen, die Jesuiten werden mit Ungeziefer verglichen, Breviergebet und Faulenzerwirtschaft in katholischen Staaten werden gekennzeichnet — alles sachlich, geschichtlich, ohne auch nur entfernt

„Beschimpfung" zu sein. Trotzdem stellte Erzbischof Dr. Nörber bei der Staatsanwaltschaft den Antrag auf Einschreiten und zwar zunächst in Karlsruhe, obwohl hier formell nach Strafprozeßordnung § 7 die Zuständigkeit fehlte. Da die Juristen der Kurien meist gut Bescheid wissen, konnte in Bezug auf die zuständige Behörde unmöglich Unkenntnis obwalten und man kann diesen Versuch also lediglich in üblem Sinne deuten — er war offenbar nur gemacht, um öfter in der Presse die Sache benutzen zu können. Dann versuchte es der Erzbischof bei der preußischen Staatsanwaltschaft in Frankfurt. Aber auch hier war nichts zu machen. Das Verfahren wurde dort — nachdem Böthlingk in Karlsruhe durch einen ultramontanen Richter viele Stunden vernommen — am 28. November 1902 eingestellt.

(Schluß folgt.)

Homiletisches.

Wes Geistes Kind bist du?

Synodalpredigt über Lucä 9, 55 zur Eröffnung der Süd-Illinois Distrikts-Konferenz.
Von P. K. Wiegmann.

Geliebte Väter, Brüder und Freunde!

Wenn wir beim Anbeginn eines neuen Konferenzjahres oder bei der Eröffnung unserer Beratungen uns im Hause des Herrn, wo die Ehre des Höchsten wohnt, zum üblichen Gottesdienst versammeln, so kann es ja nicht anders sein, es müssen solche Gefühle zuvörderst in uns laut werden, wie sie schon vor alters bei den Kindern Gottes, den Knechten des Herrn, zum Ausdruck und Ausspruch gelangt sind: „Der Herr hat Großes an uns getan; deß sind wir fröhlich. Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes getan, Halleluja!" Das Halleluja muß zu allervörderst ertönen. Dazu mahnt auch schon der Name unserer Woche, die von dem jüngst vergangenen Sonntag ihren Namen Jubilatewoche empfangen, und Jubilate heißt: „Frohlockt!" Und dem Herrn zu frohlocken, dazu haben wir ja alle Ursache. War doch sein Segen, an dem alles gelegen, und sein Friede, die köstliche Errungenschaft seines Ostersieges, mit und bei uns in Amt und Haus, und seine Gnade waltete über uns in Freud und Leid, so daß wir im Hinblick auf seine Segnungen rühmen müssen: Tausend-, tausendmal sei dir, großer König, Dank dafür!

Allein haben wir seine freundliche Leitung, deren er uns gewürdigt, auch verdient? Haben wir ihm treu gedient, wie solches von seinen Haushaltern gefordert wird? Haben wir mit unsern Pfunden gewuchert oder dieselben brach liegen lassen oder gar dem trägen Knechte gleich vergraben? Haben wir uns von seinem Geiste allezeit leiten lassen zu allem Guten? Es wird wohl keiner unter uns sein, Diener am Wort oder Vertreter der Gemeinde, der mit dem verblendeten Jüngling sprechen möchte: „Was fehlt mir noch?" oder gar mit dem

selbstgerechten Pharisäer: „Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute." Nein, wir alle fühlen's, daß wir vor des Herrn Angesicht an die Brust schlagen und ausrufen müssen: „Wer kann merken, wie oft er fehle; verzeihe mir auch die verborgenen Fehler! Deine Gnad und Christi Blut mache allen Schaden gut!"

Und nun wollen wir über ein Kleines an unsere Beratungen gehen und aber über ein Kleines wieder an die Berufsarbeit. Da ist uns allen im Blick darauf gewiß aus Herz und Seele gesprochen, was der Sänger des schönen Berufsliedes gesungen und auch erfahren hat: „Das walte Gott, der helfen kann" u. s. w. Dazu wollen wir uns aber vorerst heiligen und rüsten, erforschen und prüfen, indem wir zu dem untrüglichen Gotteswort greifen, welches nütze ist zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit, auf daß wir als Gottesmenschen seien vollkommen, zu allem guten Werk geschickt.

Text St. Lucä 9, 55:

„Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid?"

So fragte der Heiland bekanntlich bei einer besonderen Gelegenheit die beiden Zebedäisöhne, und wir wollen uns diese Frage heute auch vorlegen, und zwar zur Prüfung im Blick auf unsere Amtsführung und Gemeindeverhältnisse.

1. „Wes Geistes Kind bist du?" — Es gibt allerlei Geister unter dem Himmel und schon der heilige Apostel Jesu mahnt uns: „Prüfet die Geister!" Vor etlichen Wochen begleiteten wir in der Betrachtung der Passionsgeschichte den Mann der Schmerzen auf seinem Leidensgang. Da sahen wir einen finstern Geist des Hasses und der Bosheit, der Lüge und Gotteslästerung, der Tücke und Mordgier sich regen und breit machen in der Priesterschaft Israels, in den Obersten des Volkes, das der Herr sich als Volk seiner Wahl erkoren, ja in dem irregeleiteten Volke selber, auf welches das so ernst strafende Wort seine vollste Geltung hatte: „Ihr seid von dem Vater, dem Teufel, und nach eures Vaters Lust wollt ihr tun." Und das waren Leute, die sich ihres Glaubens wohl noch rühmten und sprachen: „Wir haben Abraham zum Vater." Ja, selbst an die auserwählten Zwölfe trat er versuchend heran und wir sahen, wie Judas, das verlorene Kind, ihm zum Opfer fiel und in Nacht und Grauen endete. Immer wieder begegnen wir diesem bösen Geist in der Leidensgeschichte der Jünger, in den verschiedenen Christenverfolgungen, im Zeitalter der Reformation und, Gott sei's geklagt, er hat seine verderbliche und verruchte Tätigkeit noch nicht eingestellt. Ein frommer Sänger klagt: „Ach, es drang der Geist der Hölle furchtbar in die Welt hinein; selbst der Kirche heilge Schwelle suchte Satan zu entweihn." Es wäre töricht, liebe Brüder, wollten wir uns segnen und sagen: Wir sind gegen seine Anläufe voll großer Macht und vieler List gefeit, und vergäßen dabei die alte Mahnung: „Wachsam sei, o

Christ, vor allem! Wer auf eigne Kraft sich stützt, ach, der ist schon oft gefallen; Sicherheit hat nie geschützt." Der das erste Elternpaar zum Abfall von Gott verführte, der Saul, den Gesalbten des Herrn, zum Ungehorsam und Selbstmord trieb, der den Mann nach dem Herzen Gottes, David, zum Ehebruch und andern schweren Sünden verleitete, möchte auch heute noch die Auserwählten des Herrn verführen, uns Pastoren zu Fall zu bringen und in die Gemeinden eindringen, und es ist beklagenswert, daß ihm das durchaus nicht immer mißlingt. Das lehrt uns wohl auch die Vergangenheit. Und blieben wir nebst unsern Gemeinden wohl auch vor groben Sünden gnädiglich bewahrt durch die Hand des Herrn und unsern eigenen Widerstand, so wollen wir doch ja nicht unterlassen, auf uns acht zu haben, damit uns der böse Feind nicht zum Unglauben verführe, dadurch, daß wir die Frage der alten Schlange zu der unsern machen: „Ja, sollte Gott gesagt haben?" oder die Pilatusfrage: „Was ist Wahrheit?" in unserm Herzen aufsteigen lassen. Geben wir ihm nur im Geringsten nach, so wird er bald nicht bloß den kleinen Finger und die ganze Hand, sondern das Herz selbst haben. Was wir unsern Gemeinden wohl schon oft in der Epistel zugerufen haben, das wollen wir auch uns selbst zurufen: „Widerstehet dem Teufel, so fleucht er!" Es wird erzählt, daß einst ein Diener am Wort, der in einer bösen Stunde in Sünde und Schande fiel, gewaltig in seinem Innersten erschüttert und zu Tränen der Buße gebracht wurde, als er in einer aufgeschlagenen Bibel den Spruch las: „Aber zum Gottlosen spricht Gott: Was verkündigst du meine Rechte und nimmst meinen Bund in deinen Mund, so du doch Zucht hassest und wirfst meine Gebote hinter dich? Das tust du, und ich schweige; da meinst du, ich werde sein gleich wie du. Aber ich will dich strafen und will dir's unter Augen stellen." Sollte der Versucher auch uns dazu verlocken wollen, Zucht zu hassen und doch dabei den Bund des Herrn in den Mund zu nehmen, so laßt uns wie der, welcher versucht ward allenthalben gleichwie wir, doch ohne Sünde, ihm kurz und bündig zurufen: Apage, Satanas! Hebe dich weg von mir, Satan!

„Wes Geistes Kind bist du?" Wir haben diese Frage zuvörderst an uns gerichtet, indem wir hinwiesen auf den bösen Geist, desgleichen auf Erden nicht ist und der gern mit siebenfach verstärkter Macht in das Herz des Christen einziehen möchte. Des bösen Geistes? Auf diese Frage antworten wir einstimmig mit Vater Luther: Davor behüte uns, lieber himmlischer Vater!

> Wir bitten dich, Herr Jesu Christ,
> Behüt uns vor des Teufels List,
> Der stets nach unsern Seelen tracht't,
> Daß er an uns hab keine Macht!

2. Wes Geistes Kind bist du? So fragen wir abermals. — Ein anderer unheiliger Geist, der gern in die Pfarrhäuser und Gemeinden des Herrn eindringen und dort die Kontrolle führen

möchte, ist der **Weltgeist**. Was kann man von demselben Gutes erwarten, wenn St. Johannes von der Welt spricht: **Sie liegt im Argen?** Die Lockspeisen dieses Geistes sind Fleischeslust, Augenlust und hoffärtiges Leben, und wie manche lassen sich von ihm betören und berücken, ködern und fangen! Er ist nichts neues; man kennt ihn schon lange, wenn auch wohl unter andern Namen. Er verspricht eitel Freude und Wonne, Ehre und Ansehen u. s. w., allein er ist vom Vater der Lüge. Als Israel, das ein priesterliches Königreich und ein heiliges Volk Jehovas sein sollte, zum tiefsten Schmerze des frommen Sehers Samuel nach einem irdischen König verlangte, offenbarte sich bei ihm dieser Geist. Als David nach manchen Kriegen und Siegen, allen Warnungen zum Trotz, seinem Feldhauptmann Befehl gab, das Volk zu zählen, trieb ihn dieser Geist. Als die lieben Jünger des Heilands am Gründonnerstagabend sich zankten und stritten, wer unter ihnen für den Größesten sollte gehalten werden, waren das Eingebungen dieses Geistes. St. Paulus kannte ihn, wenn er klagend schreibt: „Demas hat die Welt lieb gewonnen." St. Johannes warnt vor demselben, wenn er mahnt: „Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist! So jemand die Welt lieb hat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters." Und wollen wir ein ganz besonders drastisches Bild sehen, so laßt uns auf die Kirche des Papstes schauen, wie sie Prunk und Pracht und Pomp entfaltet und mit allerlei sonstigen äußeren Gebärden auftritt, wie sie, ohne Sanftmut und Demut zu zeigen, und ohne das Kreuz tragen zu wollen, — in anderer Hinsicht trägt sie das Kreuz freilich stets zu Schau —, nur darauf aus ist, zu herrschen. „**Ihr aber nicht also!**" rief unser Meister den Jüngern zu und dies Wort wolle er durch seinen guten Geist auch uns ins Herz prägen, denn solche Mahnung tut auch uns not. Es wäre fürwahr töricht, wollten wir sagen: „Es ist Friede und keine Gefahr vorhanden!" Ja, wenn wir die apostolische Forderung: „Lasset uns in allen Dingen beweisen als Diener Christi!" stets vor Augen und im Herzen hätten! Allein wenn wir eitler Ehre geizig sind und nach hohen Dingen trachten, wenn wir mit unsern geistigen oder geistlichen Reichtümern und Vorzügen prahlen und prangen, — Gott bewahre uns davor! — zeigte sich da nicht solcher Geist? Oder wenn wir, statt treu und lauter von Sünde und Gnade, Buße und Glauben zu predigen als Botschafter an Christi Statt, unsern Gemeinden den schmalen Weg, der zum Leben führt, durch Lehre oder Exempel breiter zu machen suchen, — Gott behüte uns davor! — sähe man da nicht solchen Geist? Der Weltgeist ist ein leichtsinniger Geselle. Seine Lieder gehen gern nach lustigen Melodien, wie: Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht! Ernste Lieder, ernste Weisen kennt er nicht; vom Ernst des Lebens will er nichts wissen. Sein Spruchbuch ist lückenhaft, wie das des bösen Geistes, was dieser ja bei der Versuchung Jesu auf der Zinne des Tempels klar bewies. Heuchlerisch, trügerisch wie er ist, mag er wohl auch mahnen: „Tue recht und scheue niemand!" allein was vorangeht:

„Fürchte Gott!" läßt er weg, weil es ihm nicht in den Kram paßt. Er predigt gar häufig: „Freue dich, Jüngling, in deiner Jugend und laß dein Herz guter Dinge sein in deiner Jugend; tue, was dein Herz gelüstet und deinen Augen gefällt!" allein den wichtigen Nachsatz: „Aber wisse, daß dich Gott um das alles wird vor Gericht führen," hat er aus seiner Konkordanz gestrichen, da er denselben nicht gebrauchen kann. Wohl mahnt der Apostel des Herrn: „Stellet euch dieser Welt nicht gleich!" allein sehen wir nicht in so vielen christlichen Gemeinden die Signatur der Welt, wenn wir immer wieder hören oder lesen von den vielen, mehr und mehr um sich greifenden Volksfesten und Amüsements, Ausstellungen und Schaustellungen, ja selbst von Kirchenbällen, sogar am Tage des Herrn, und das alles zum Besten der Kirchenkasse? Wie vergißt doch die Kirche Christi so oft die Mahnung Christi: „Folget mir nach! Lernet von mir!" und das ernste Wort seines heiligen Apostels: „Die Welt vergeht mit ihrer Lust!" Ja, sie vergeht mit ihrer Lust und ihrem Malstrom, mit ihrem Geprange und Gepränge, und mit ihrem flatterhaften Geiste; wer aber den Willen Gottes tut, bleibet in Ewigkeit. Kommt der Geist der Welt auch an uns, liebe Brüder im Amt und aus der Gemeinde, schmeichelnd und lockend, so laßt uns ihm Tor und Tür verschließen: die Herzenstür, die Haustür und die Kirchentür, und ihm energisch zurufen: Fleuch!

„Wes Geistes Kind bist du? Des Geistes der Welt? Das sei ferne!

> Was hat die Welt? Was beut sie an?
> Nur Tand und eitle Dinge,
> Wer einen Himmel hoffen kann,
> Der schätzet sie geringe.

3. „Wes Geistes Kind bist du?" So fragen wir nun zum dritten Male. — Ein anderer verdächtiger Geselle ist der Zeitgeist. Derselbe hat viele Anhänger unter Hoch und Niedrig, Vornehm und Gering, Reich und Arm, Jung und Alt; sie alle sind ebenso unbeständig und wankelmütig wie er. Man weiß nie so recht, wie man mit ihm daran ist. Er ist heute so, morgen vielleicht wieder anders. Man kann ihn wohl mit einem Rohr vergleichen, das der Wind hin- und herweht. Bald ist er religiös angehaucht, bald kommt der Wind wieder aus der entgegengesetzten Richtung. Heute ruft er vielleicht: Hosianna! und über ein Kleines: Kreuzige! Bald ist der Mammon sein Gott, bald die sogenannte Bildung die große Diana, die unvergleichliche Göttin, der er Altäre errichtet, Weihrauch opfert oder Palmen streut. Bald ist er so tolerant, daß man schier staunen möchte, bald so unduldsam wie das sprichwörtlich gewordene Rom. Es ist durchaus kein Verlaß auf ihn. Was gerade Mode ist oder Mode wird, ist bei ihm entscheidend. Ein Zeitgeist verdrängt den andern, jeder aber hat die Losung seinen Kindern und Anhängern eingeprägt: Man darf nicht gegen den Strom schwimmen, man muß mit den Wölfen heulen. Und so schwimmt man mit und heult mit und

macht mit, wie es der Zeitgeist erheischt. Es hat schon allerlei Zeitgeister gegeben, rationalistische, sadducäische, pharisäische, epikuräische u. s. w., allein auf alle läßt sich das Wort anwenden, das der Herr Gott im 53. Psalm von den Kindern der Menschen gesprochen: „Da ist keiner, der Gutes tue, auch nicht einer.“ — In unsern Tagen kommt der Zeitgeist vielfach mit allerlei neuen Lehren und möchte aus der Theologie gern eine Neologie machen. Sein Bestreben ist, die Gemüter zu verwirren und in die Kirche und in die Religion überhaupt eine wahre Konfusion, ein wahres Babel zu bringen. Das sehen wir klar an der sogenannten Bibel-Babel-Angelegenheit, worüber man in den letzten Wochen in der Tagespresse so erstaunlich viel gelesen hat und noch immer lesen kann. Ich erinnere an den gegenwärtigen deutschen Kaiser, der sich so gern zum defensor fidei aufwerfen möchte, allein doch den Boden der norma fidei, welche ist das feste prophetische Wort in seiner Ganzheit, verlassen hat und dem nicht bloß verdächtigen, sondern verderblichen Grundsatz huldigt: Das eine soll man glauben, das andere nicht; mit andern Worten: das eine ist Wahrheit, das andere Dichtung. Und viele jauchzen ihm zu als einem Geisteshelden, und doch ist's nur ein Held des Zeitgeistes, der wohl vergängliche Kronen austeilen kann, allein keinen ewigen Kranz. Doch was kann man von der Zeit und ihrem Geiste erwarten, wenn der Apostel des Herrn das richtige Urteil fällt: „Es ist böse Zeit!“ Seien wir vor ihm auf unserer Hut! Gedenken wir des Heilandswortes: „Sehet euch vor vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen, aber inwendig sind sie reißende Wölfe,“ so wollen und dürfen wir nicht vergessen, daß der Zeitgeist auch auf der schwarzen Liste steht; und will er versuchen, auch bei uns sich einzudrängen und ein neues Babel zu türmen, so schwebe uns die Mahnung an die Tochter Zion vor, welche auch auf ihn Bezug hat: „Tue nicht, was er dich heißt, laß nur deinen Stern dich leiten!“ Und alle Strahlen, die von diesem göttlichen Leit- und Leuchtstern ausgehen, sind und bleiben trotz aller Neologie und trotz aller babylonischen Verwirrung und trotz des Zeitgeistes Licht und Recht.

Wes Geistes Kind bist du? So fragen wir zum dritten Male. Des Geistes der Zeit? Nein und abermal nein! Vom trügerischen Geiste der Zeit blicken wir auf zu dem unerschütterlichen Felsen der Ewigkeit und sprechen:

> Dein Wort ist unsers Herzens Trutz
> Und deiner Kirche wahrer Schutz;
> Dabei erhalt uns, lieber Herr,
> Daß wir nichts andres suchen mehr!

4. „Wes Geistes Kind bist du?“ So fragen wir nun zum vierten und letzten Male. Wir gehen dem lieben Pfingstfest entgegen und Pfingsten ist das Fest des Geistes, des Geistes, von welchem der Heiland in seinen letzten Reden den Jüngern die Verheißung gab: „Ich will den Vater bitten und er soll euch einen an-

dern Tröster geben, daß er bei euch bleibe ewiglich, den Geist der Wahrheit, welchen die Welt nicht kann empfangen." Die Erfüllung dieser Verheißung führt uns ja die heilige Pfingstzeit vor. Da betet die Gemeinde des Herrn: „Geist vom Vater und vom Sohn, weihe dir mein Herz zum Thron!" während die Welt, die vom Geist Gottes nichts vernimmt, nur an Pfingstausflüge und Pfingstbelustigungen denkt und für Andersdenkende nur ein Kopfschütteln, Nasenrümpfen, Achselzucken oder ein mitleidiges Lächeln oder eine spöttische Bemerkung übrig hat. Möchten ihr doch auch selige Pfingsten beschieden werden! Herr, das mache gnädig wahr; es tut ihr not, daß sie vom Dienste der Eitelkeit zur wahren Freiheit gelange, denn nur da, wo der Geist des Herrn ist, ist Freiheit. Und daß wir, geliebte synodale Brüder, auch dieses Geistes Kinder und Jünger immer besser werden und seien, tut es nicht auch uns not und soll das nicht auch unsere Bitte sein nun, da wir uns allhier beisammen finden? Wir haben uns hier in diesem schönen Gotteshause als Süd-Illinois-Distrikt eingefunden, um unsere Beratungen im Namen des Dreieinigen Gottes zu eröffnen. Wie könnten unsere Beratungen und Beschlüsse gesegnet sein, wenn der Geist des Rats und der Erkenntnis uns nicht in alle Wahrheit leitete; müßten wir nicht befürchten, daß es sonst hieße: Beschließet einen Rat und es werde nichts daraus!? Wie könnten wir im rechten Frieden und als eine Brüderschar hier sein und lieblich beieinander wohnen, wenn der Geist der Liebe, Kraft und Zucht nicht unsere Herzen und Sinne regierte; würde es ohne ihn wohl heißen können, wenn wir wieder von hinnen gezogen sind: Die Menge aber der Gläubigen — Pastoren und Delegaten — war ein Herz und eine Seele? Und wenn nach den Tagen brüderlichen Beisammenseins, worauf wir uns ja schon lange gefreut, über ein Kleines wiederum die Scheidestunde schlägt: wie könnten wir mit Freuden unsere Straße ziehen, wenn der freudige Geist uns nicht enthielte und uns sprechen lehrte, wie wir im apostolischen Symbolum noch soeben bekannt haben: Ich glaube eine Gemeinschaft der Heiligen!? Und diesen freudigen Geist, der uns die Gewißheit gibt, daß von Gottes Liebe in Christo Jesu, unserm Herrn, uns nichts scheiden soll und kann, wie brauchen wir ihn doch so sehr in unserm Amt und Beruf, an dessen Arbeit wir ja nun über ein Kleines wieder neugestärkt und neubelebt schreiten werden! Es gibt ja im Pastorenleben nicht eitel ungetrübte Freude, wie manche wähnen — das weiß niemand besser als wir selbst —, sondern auch gar manches Leid, manchen Verdruß, manche Entbehrung und Verkennung, manche Schmach; man pflegt das alles wohl das Pastorenkreuz zu nennen, das ja St. Paulus schon kannte, wenn er vom Pfahl im Fleisch redete, derselbe Paulus, welcher sprach: „Wer wird geärgert und ich brenne nicht?" — wie könnten wir das tragen ohne den Geist der Freudigkeit, welcher spricht unserem Geiste manch süßes Trostwort zu, wie Gott dem Hilfe leiste, der bei ihm suchet Ruh, und welcher das Hei-

landswort: „Laß dir an meiner Gnade genügen" u. s. w. immer wieder in unserm Herzen beleben muß? Wie könnten wir ferner unsern Gemeinden wahre Vorbilder in Wort und Werk sein, wenn der Geist der Heiligung, der Träger aller Himmelsfrucht, uns nicht zu allem Guten triebe und das Wort des himmlischen Weinstocks an seine Reben: „Ohne mich könnt ihr nichts tun," uns nicht zum Segen und gesegneten Sporn ins Herz schriebe! Wie könnten wir als Ehrenholde des Herrn das Wort vom Kreuz, die Botschaft des Heils, die Gnade und Wahrheit im eingeborenen Sohn vom Vater uns und andern zu bleibendem Segen mit lebendiger Ueberzeugung verkündigen, wenn der Geist der Andacht uns nicht Salbung, Inbrunst und Feuer auf und unter der Kanzel verliehe? Und wenn einst eine andere Scheidestunde schlägt, die Stunde, von der Vater Luther im Katechismus sagt: „Wenn unser Stündlein kommt, da wir von allem Uebel Leibes und der Seele, Gutem und Ehre erlöset werden," wie könnten wir im Frieden von hinnen fahren, wenn der Geist der Kindschaft uns nicht gläubig sprechen ließe: Abba, lieber Vater, in deinem Vaterhause sind viele Wohnungen, da ist auch für mich armen Sünder ein Plätzlein; wie könnten wir selig sterben, wenn wir nicht als Kinder Gottes von eben diesem Geiste mit der Summa des dritten Artikels uns zu ewigem, seligen Troste in Wahrheit glauben und bekennen könnten: „Welcher mir samt allen Gläubigen täglich alle Sünden reichlich vergibt und am jüngsten Tage mich und alle Toten auferwecken und mir samt allen Gläubigen in Christo Jesu ein ewiges Leben geben wird. Das ist gewißlich wahr!"

Wes Geistes Kind bist du?" So haben wir uns viermal gefragt. Des bösen Geistes? Davor behüte uns, lieber himmlischer Vater! Des Weltgeistes? Das sei ferne! Des Zeitgeistes? Nein, und abermal nein! Des Heiligen Geistes? Ja, tausendmal ja! Das walte Gott! Das hilf uns, lieber Vater im Himmel! O, Heilger Geist, kehr bei uns ein! Amen.

Predigtentwürfe.

Von P. W. Baur.

Matth. 6, 19–21.

Geliebte in Christo!

In einer dürftigen Hütte wohnt ein Greis im Silberhaar. Sieh hinein — was tut er? Er kniet! Betet er? Nein, er liegt vor einer alten Truhe auf den Knien und wühlt mit seinen Händen in deren Inhalt, den blinkenden Goldstücken! Das Geld, das Geld ist sein Schatz, sein Halt, sein Trost, sein Gott. Und somit betet er doch; er betet seinen Gott an! Unsinnig ist diese grenzenlose Verehrung des Geldes; aber die Schätze des Diesseits üben doch eine besondere Macht aus über das sündige Menschenherz.

Wir sind uns selbst nicht genug, denn wir sind Geschöpfe; aber

wir suchen unsere Ergänzung, unser Glück, unsere Befriedigung in den Dingen und Gütern des irdischen Lebens und vergessen, daß die ganze Welt an demselben Uebel leidet, wie wir, an der Sünde und ihrem Fluch.

Edler als Edelsteine sind wohlgezogene Kinder; edler als Gold und Silber sind die Schätze der Wissenschaft oder ein guter Name und Ansehen im Rate des Volkes — aber so schätzenswert alles dieses auch sein mag, es kann sich nicht messen mit den himmlischen Schätzen, von denen der Herr im Texte zu uns redet. Laßt uns darum heute andächtig betrachten:

Das Wort des Herrn vom Schätzesammeln.

1. Welche Schätze meint der Herr?
2. Worin besteht ihr Wert?

1. Welche Schätze meint der Herr?

a. Sammelt euch Schätze, sagt Christus, und kommt damit einem Bedürfnis unseres Herzens entgegen. Denn etwas besitzen, etwas sein eigen nennen will jeder. Aber da die Sünde uns über den Wert der Dinge täuscht und da die irdischen Schätze um der Sünde willen vergänglich, ja unter Umständen gefährlich sind, so sagt unser treuer Freund und Berater: sammelt euch nicht Schätze auf Erden! Das Evangelium gibt uns keine Anleitung zum reich werden in dieser Welt. Die Gottseligkeit ist freilich zu allen Dingen nützlich und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens. Aber Reichtum an Gütern dieser Welt verheißt uns dieser Spruch nicht. — Das Wort der Wahrheit warnt uns vielmehr vor dem Sammeln von irdischen Schätzen. Was immer unser eigenes Herz uns vorreden mag, was immer die Welt uns einflüstern mag, unser Herr sagt ganz deutlich und unmißverständlich: Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden! Was immer auch der Wert des Geldes sein mag, welche Annehmlichkeiten auch der Besitz irdischer Güter mit sich bringt: wir würden uns wundern, wenn Christus etwa das Gegenteil sagen und uns zum Sammeln irdischer Schätze aufmuntern würde.

Denn des Trachtens nach Geld und Gut ist genug und übergenug vorhanden. Daß wir der irdischen Schätze nicht ganz und gar entbehren können, braucht die himmlische Weisheit uns nicht zu sagen. Wohl aber ist ein Wort der Warnung nötig, ein Wort des ernsten Hinweises auf den trügerischen Wert der irdischen Schätze und auf die unvergängliche Bedeutung der himmlischen Schätze. Ein Mann, wie Jesus, der vermöge seiner Stellung zu Gott und der Welt sowohl das Irdische wie das Himmlische genau kannte und der in Natur und Menschenherz, wie im Herzen des Vaters zu lesen verstand wie in einem aufgeschlagenen Buche — ein solcher Mann wußte, was uns gut war und nötig und was uns irre führt und elend macht.

Das Menschenherz ist heute kein anderes, als damals, da Christus unter den Menschen sich bewegte, und sein Wort vom Schätzesammeln

ist heute noch gerade so zu verstehen, wie einst. Du sollst nicht nach Schätzen und Reichtum dieser Welt trachten, dies Wort ist zu nehmen und stehen zu lassen, wie es lautet. Ich, der Herr, will für dein täglich Brot einstehen, du aber laß dein Streben, dein Drängen nach dem Golde, dein Hängen am Golde! Es ist genug und übergenug, daß tausend andere Tag für Tag über dem Reichwerdenwollen ihren Frieden, ihre Einfalt, ihr Leben, ihre Seele verlieren; du aber sollst dein Herz an etwas besseres hängen, dir soll dein Sinn nach etwas besserem stehen.

b. Denn Christus sagt: „Sammelt euch aber Schätze im Himmel."

So spricht einer, der vom Himmel etwas weiß, wenngleich er auch vor unseren Augen verborgen ist; so spricht einer, der von dem Vater weiß, der im Verborgenen und ins Verborgene sieht. So spricht einer, der aus eigener Anschauung und Erfahrung von Schätzen weiß, die der Welt ein Geheimnis sind und bleiben. So spricht einer, der allen aufregenden Erzählungen von verborgenen Schätzen zum Trotz die rechte Geschichte eines verborgenen Schatzes schreiben konnte und sie mit seinem Herzblut wirklich auch geschrieben hat.

Er selbst ist der rechte himmlische Schatz und in ihm und der Gemeinschaft mit ihm tut der Himmel alle seine Schätze auf. Das Gold des Glaubens und der Treue und des Gehorsams bis zum Tode: er trägt's in seinem Herzen, es ist die Krone auf seinem Haupte. Der unvergängliche Diamant der reinen Liebe, ohne Sünde und Flecken, er strahlt an seiner Hand, an seiner durchbohrten Segenshand! Bei ihm findest du den Smaragd der Hoffnung, und die Perlen der echten Buße verleiht er dir, denn dieser Schmuck ist der einzige, den er entbehren kann, ja muß. Bei ihm findest du den Frieden, den dir die Welt nicht geben und nicht nehmen kann, bei ihm das Leben und volles Genüge. Dies sind die Schätze, von denen Christus spricht, wenn er mahnt: Sammelt euch aber Schätze im Himmel! Nicht mehr schwer soll es uns werden, nun auch zu erwägen

2. worin besteht dieser Schätze Wert?

a. Richten wir zunächst unsere Blicke in Kürze wieder auf die irdischen Schätze; fragen wir: worin besteht ihr Wert? Gold und Silber und edle Steine sind wertvoll, weil sie unseren Sinn fürs Schöne anregen und befriedigen. Das geprägte Metall ist wertvoll, weil es als Geld ein bequemes Tauschmittel geworden ist, als Gradmesser der zum Leben dienenden Erzeugnisse zu dienen und ihren Austausch und Umsatz zu vereinfachen. Eisen und Kupfer sind wertvoll, weil sie, wie andere Metalle nötig sind zur Industrie, ebenso der schwarze Diamant, die Kohle. Von ungeheurem Werte sind die Erzeugnisse des Bodens, denn ohne sie müßten wir bald verhungern. Aber ohne Arbeit erlangen wir diese Schätze nicht: Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen — und diese Arbeit erhöht zugleich den Wert der irdischen Schätze. Sie veranlassen uns tätig zu sein, Leibes- und Geisteskräfte zu üben und als arbeitsame und fleißige

Bürger ein Segen der Gesellschaft zu sein. Kunst und Wissenschaft erblühen und bringen zu den materiellen Gütern die Güter des Geistes und des Gemütes.

Aber unter all der Mühe und Arbeit zerrinnt uns Leben und Kraft und wir müssen schließlich einsehen, daß wir uns um Nichtiges gemüht haben. Im besten Falle ist dies das Resultat unseres menschlichen Lebens. Wie beschämend! Aber dazu kommt, daß im Trachten nach den vergänglichen Werten der Erde auch andere Seiten unseres Wesens sich geltend machen und nach der Herrschaft streben: die böse Lust und der Neid und der Geiz! Wo ist der Taler, an dem nicht Sünde klebt? Darum redet der Herr vom Mammon der Ungerechtigkeit! Darum sagt er im Text: Sammelt euch nicht Schätze auf Erden, da sie die Motten und der Rost fressen und da die Diebe nachgraben und stehlen! Mit kurzen Worten hat da der Herr beides gekennzeichnet: den vergänglichen und den verführerischen Wert der irdischen Schätze!

b. Nun aber treten die himmlischen in ihrem ganzen Glanze, in ihrer lichten Klarheit, in ihrem ewigen Werte vor das entzückte Auge!

Sie sind als himmlische Schätze der Erde und ihrem Fluche entrückt! Sie tragen in sich nicht den Todeskeim! Sie werden Himmel und Erde, die ganze irdische Sichtbarkeit überdauern! Denn sie sind die Ausstrahlungen des göttlichen, himmlischen Lebens. Der Geiz, die böse Begierde, die Lust, von der Hölle entzündet, wagen sich nicht an sie heran, strecken ihre Arme nicht nach ihnen aus; denn sie sind ihnen Gift und Galle!

Der Glaube, den Gott in deinem Herzen wirkt, die Liebe, die durch den Heiligen Geist in dich ausgeschüttet ist, die Hoffnung, die dein Heiland fest im Himmel verankert hat, die Geduld, die an Christi Leiden sich entzündet, die Reinheit, die du als reife Frucht vom Baume des Kreuzes gepflückt hast, das neue himmlische Leben, das Gottes Gnade dir ins arme Herz gepflanzt hat — das alles sind Schätze, die dem Fluche der Vergänglichkeit entgegenwirken, geschweige von ihm verdorben werden.

Und dies ist weiter ihr hoher Wert: indem wir nach diesen himmlischen Schätzen streben, wird unser Sinn für den Himmel angeregt und entwickelt. Wir verlernen die Liebe zur Welt und ihren Gütern und lernen uns sehnen nach dem, was droben ist. Wir werden selbst im Herzen gefestigt gegen die vergängliche Lust dieser Welt und wir verlangen nach der Heimat droben im Licht. Denn dort ist unser Schatz. Dort ist der Schwerpunkt unseres Daseins. Wir gravitieren nach oben!

Lieber Zuhörer! Wohin zieht es dich? — Nach oben oder nach unten? Vielleicht findest du noch beides in dir: noch zieht dich die Welt an, aber schon hast du den Zug nach oben verspürt. Was ist da zu tun? O eile, daß du deine Seele errettest! Schaue dich nicht um nach dem, was hinter dir liegt! Vor dir, über dir liegt dein Glück,

hinter dir Tod und Verderben. Einmal mußt du dich entscheiden. Ach, entscheide dich heute und — Gott gebe es — entscheide dich recht! Amen.

Phil. 3, 12–14.

In Christo Geliebte!

Spurgeon, der berühmte englische Prediger, sagt in einer Predigt über unseren Text, das Motto des Christen müsse sein: „Vorwärts und aufwärts!" Beinahe alle die Namen, welche die Schrift den Christen beilege, wiesen darauf hin. So wenn sie Pflanzen Gottes genannt würden; Kinder Gottes; Pilgrime und Bürger Gottes; Krieger; Ringer; Wettläufer.

Dieser Gedanke findet auch in dem Gleichnisse vom Senfkorn seinen Ausdruck. Das Christentum ist eben nicht eine Summe von Lehren und Vorschriften, Zeremonien und Gebräuchen, sondern eine lebendige Kraft; das Evangelium, welches das eigentliche Treibende am Christentum ist und ohne das es kein wahres Christentum gibt, ist eine Gotteskraft, selig zu machen alle, die daran glauben. Eine Kraft aber muß wirken, muß sich betätigen; eine Lebenskraft muß wachsen, sich entfalten und vorwärts treiben, sonst verfällt sie dem Tode. „Rast ich, so rost ich." Vorwärts muß daher unser Motto sein. Vorwärts muß es gehen in unserem inneren Leben, so daß, wenn gleich unser äußerlicher Mensch verweset, doch der innerliche von Tag zu Tage erneuert wird. Wir wissen es, daß wir täglich dem Grabe näher rücken: heute rot, morgen tot! Da heißt es, dem Himmel entgegenwachsen, der Heimat näher kommen, dem ewigen Leben entgegenreifen, daß wir einst als reife, volle Aehren in die himmlischen Scheunen gesammelt werden.

Leider fehlt es aber vielen Christen an diesem Fortschritt, es geht in ihrem inneren Leben nicht voran — warum? Weil der Fortschritt zwei große Feinde hat, die beständig überwunden werden müssen. Diese beiden Feinde heißen:

1. „Ich brauche nicht."
2. „Ich kann nicht."

1. „Ich brauche nicht."

a. Das Christentum ist freilich kein Geschäft, und doch kann ein Christ an tüchtigen Geschäftsleuten lernen, was er zum Fortschritt im Christentum nicht entbehren kann. Der Geschäftsmann, welcher der irrigen Meinung ist, er brauche nicht vorwärts zu schreiten, vorwärts mit der Zeit und ihrer Entwicklung, ihren Neuerungen und Verbesserungen, kommt vielleicht langsam, aber sicher zurück und wird von den Vorwärtsstrebenden überholt und geschlagen.

Ein Künstler, und wäre er von Natur noch so reich begabt, er muß schließlich seine Kraft und Begabung verlieren, wenn er in den Dünkel verfällt: ich brauche nicht vorwärts zu streben.

Und wie würde doch ein Paulus an der vorliegenden Stelle so ganz anders reden, wenn er glauben würde: ich brauche nicht vorwärts zu kommen. Er würde sich einreden und seinen Lesern vorreden: Schon habe ich es ergriffen, schon bin ich vollkommen; nicht habe ich es nötig, ihm nachzujagen. Aber solche Torheit liegt ihm ferne. Er weiß, daß die überschwengliche Erkenntnis Christi Jesu, von der er im zehnten und elften Verse unseres Kapitels redet und an die er auch im Texte denkt, eben etwas überschwengliches ist, und daß wir sie im Laufe eines kurzen Erdenlebens nicht völlig uns aneignen können. Er weiß zudem, daß die Erkenntnis Christi nicht nur eine Sache des Verstandes ist, die man etwa bloß aus Büchern zu lernen hätte, sondern daß sie eine Sache des Lebens ist und daß wir bis zum Grabe genug zu tun haben, um Christo ähnlicher zu werden.

b. O, wie gefährlich für allen Fortschritt im Christentum, im Leben mit Gott durch Christum ist doch dieser Feind: „Ich brauche nicht.“ Wo solche Selbstzufriedenheit Platz greift, da erstickt sie die lebenskräftige und gesunde Entwicklung des christlichen Lebens. Rede sich doch keiner ein, er sei ja getauft, er sei ja konfirmiert, er gehe ja zum heiligen Mahle des Herrn und er besuche die Gottesdienste — das sei ja genug, mehr zu tun sei nicht nötig, er brauche nicht vorwärts zu schreiten. Die Feinde des Christentums erweisen uns einen großen Dienst, indem sie fort und fort darauf hinweisen, das einfache Mitmachen und Mitlaufen diene nicht zur Besserung der Menschen, habe keinen sittlichen Wert, ja es sei dies sogar gemeine Heuchelei. Wir müssen bekennen, daß die Feinde des Evangeliums damit den wunden Punkt unseres Christentums treffen; ein bloßes Kirchentum ist vom Christentum so verschieden, wie ein Leichnam von einer lebensvollen Persönlichkeit; dem Scheine nach in vielen Stücken ähnlich, tatsächlich aber in der Hauptsache verschieden. Ein solches Kirchentum hat an Paulus keinen Vorkämpfer, der im Texte spricht: Nicht daß ich es schon ergriffen hätte u. s. w. Und unsere Taufe? Verpflichtet sie uns nicht zu täglichem Absterben der Sünde, zu täglichem Auferstehen in Kraft des Lebens, der Auferstehung Christi? Und die Konfirmation? Was ist sie anders als eine, nämlich meine und deine Bestätigung dessen, was die Taufe von uns fordert. „Herr Jesu, dir leb ich, dir sterb ich, dein bin ich tot und lebendig“ — diese Worte, sie werden einst Bleigewichte an unsern Füßen sein, die uns ins ewige Verderben ziehen, wenn sie uns nicht zum täglichen Zunehmen in der Gnade und Erkenntnis des Herrn anspornen! Und das Abendmahl und die Gemeinschaft der christlichen Gemeinde — haben sie nicht gänzlich ihren Zweck verfehlt, wenn sie nicht Hilfsmittel sind zum Wachstum in der Heiligung, zum Vorwärtsschreiten auf der Himmelsbahn?

Oder vielleicht können wir nicht vorwärts schreiten; vielleicht erkennen wir die Notwendigkeit des Fortschrittes, glauben aber in Wahrheit behaupten zu können: es geht nicht, es ist zu schwer! Und doch ist dies nur ein weiterer Feind des Fortschrittes; er heißt:

2. „Ich kann nicht.“

a. Während der Leichtsinn und die Selbstzufriedenheit spricht: Ich brauche nicht, so redet die Verzagtheit und die Trägheit: Ich kann nicht. Solche verzagten und trägen Christen müssen sich die Worte Pauli etwa so umformen: Ach, immer noch habe ich es nicht ergriffen; immer noch bin ich so unvollkommen; es wird auch nicht besser werden; was hat es für einen Wert, daß ich ihm nachjage?

Wenn es wirklich die Verzagtheit ist, die so spricht und nicht die Trägheit, so können wir ihr nicht ganz Unrecht geben. Bedenken wir, um was es sich dem Apostel hier handelt; es handelt sich ihm um die überschwengliche Erkenntnis Christi; es handelt sich ihm darum, um Christi willen allem abzusagen, was ihm bisher wertvoll und bedeutend, ja zur Seligkeit nötig schien; es handelt sich ihm um das Höchste und Wesentlichste am Christentum: um die Gewinnung Christi. Ihn zu erkennen, die Kraft seiner Auferstehung und die Gemeinschaft seiner Leiden zu verstehen und mit ihm abzusterben dem ganzen natürlichen Sündenverderben: das ist das gewaltige Ziel, das er sich gesetzt hat. Und dies ist nur die eine Seite der Sache, um die es sich hier handelt. Es gilt auch mit Christo auferstehen und im neuen Leben des Geistes wandeln, nicht fleischlich gesinnt sein, sondern geistlich, nicht sich selber leben, sondern Gott durch Jesum Christum: das ist etwas ganz außerordentliches und menschenunmögliches.

b. Sollte dies der Apostel nicht gewußt haben? Ohne Zweifel; darum setzt er mit gutem Bedacht die Worte hinzu: „Nachdem ich von Christo Jesu ergriffen bin.“ Dieser Tatsache gegenüber darf es kein „ich kann nicht“ geben.

Freilich, könnte man einwenden, wer das von sich sagen kann, der mag dem Apostel die Worte vom Vorwärtsdringen nachsprechen. Aber bin ich denn von Christo ergriffen? Wie weiß ich denn dies? Allerdings ist zuzugeben, daß nicht jeder wie Paulus in solch machtvoller Weise von dem Herrn ergriffen wird (man denke an Pauli Bekehrung). Aber irgendwie wird jeder, der von Christus hört und mit ihm bekannt wird, von ihm ergriffen. Seine Lebensgeschichte, sein Auftreten, sein Leiden und Sterben, sein Auferstehen, seine Worte und Werke reden eine deutliche Sprache und ergreifen unsere Herzen, unsere Gewissen, unseren inneren Menschen. Gehen wir doch diesem Eindruck nach, geben wir uns doch diesem Einflusse hin: so entsteht auch heute noch und immer der Zusammenschluß der eigenen Person mit der wunderbaren Persönlichkeit Christi, des Gottmenschen. Und jede Berührung mit ihm verpflichtet uns im Gewissen zu weiterem Zusammenschluß mit ihm und zu der Vorwärtsbewegung, von der der Text redet. Von einem Nichtkönnen ist hier schlechterdings nicht die Rede, sondern jedenfalls von einem Nichtwollen. Die Ansprüche, die der Herr an viele von Anfang an macht, sind so gering, daß wir sagen müssen, die Meinung, nicht zu können, wenn Jesus am Herzen zieht, ist irrig und das

„ich kann nicht“, ein gefährlicher Feind des Fortschritts in der Erkenntnis des Herrn.

c. Dies wird noch deutlicher, wenn wir erwägen, daß zugleich mit Christus und der Predigt von ihm das Kleinod unserer himmlischen Berufung in unsern Gesichtskreis tritt. Keiner will grundsätzlich verloren gehen und sein Glück verscherzen. Der Ruf Gottes ans Menschenherz ist der Ruf des Vaters, der den verlorenen Sohn ins Vaterhaus ruft: welch ein Ansporn, dem Rufe zu folgen. Hier wird es uns ganz klar, daß dem „ich kann nicht“ ein „ich will nicht“ zu Grunde liegt.

Anfechtungen und Versuchungen zur Verzagtheit sind freilich nicht ausgeschlossen. Die alten Sünden plagen uns wieder und wieder; Gebete bleiben anscheinend unerhört; der Mut will uns im Unglück verlassen; die Furcht, das Ziel nicht zu erreichen, treibt uns in die Enge — aber um so heller strahlt das Kleinod, um so wichtiger und kräftiger werden die Gottesverheißungen und die Treue wird belohnt.

Denn Gott ist treu; er wird's tun, das ist dem Glauben gewiß. Darum sei und bleibe unser Motto: Voran, voran mit Jesu! Wollen wir ermatten, so blicken wir auf das Ziel und getrösten uns seiner Nähe und Erreichbarkeit und wollen wir träge und sicher werden, so schrecke uns die furchtbare Möglichkeit, noch nah dem Hafen Schiffbruch zu leiden. Gott behüte uns davor! Amen.

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Die Bischöfl. Methodisten-Kirche dieses Landes hat im Mai d. J. zwei Bischöfe durch den Tod verloren. Am 2. Mai starb Bischof Randolph S. Foster, der bereits im 84. Lebensjahr stand. Nur 36 Stunden später, am 4. Mai, starb Bischof John F. Hurst im 69. Lebensjahre. Diese beiden Bischöfe waren, wie der „Chr. Apol.“ schreibt, mehr schriftstellerisch tätig als alle anderen Bischöfe. Bischof Hurst bewegte sich vornehmlich auf dem Gebiet der Kirchengeschichte und der allgemeinen Litteratur. Bischof Foster befaßte sich mehr mit der Theologie und den höheren Fragen des christlichen Glaubens und der Vernunft. Er hat eine stattliche Reihe von gelehrten theologischen Werken hinterlassen, darunter folgende zwei von Bedeutung genannt zu werden verdienen: "Christian Purity, or the Heritage of Faith" (erschienen 1869 und 1889 revidiert), und "Beyond the Grave," ein Buch, in welchem er scharf unterscheidet zwischen den Grenzen des Glaubens und des Wissens. Der Tod der beiden Bischöfe fiel zeitlich zusammen mit der Frühjahrsversammlung des „Boards“ der Bischöfe der Methodisten-Kirche. Dieselben versammelten sich in Meadville, Pa., am 29. April (Donnerstag). In der Samstagssitzung liefen gleichzeitig zwei Telegramme ein, das eine meldete den Tod von Bischof Foster, das andere meldete das nahe Ende von Bischof Hurst. In der Sitzung am Montagmorgen traf dann die Meldung von Bischof Hursts Tode ein, die natürlich eine tiefe Bewegung der Gemüter erzeugte. Dienstagmorgens wurde dann unter Vorsitz von Bischof Andrews eine eindrucksvolle Gedächtnisfeier ge-

halten, an welcher außer den Bischöfen auch die Professoren und Studenten, sowie zahlreiche Prediger und Gemeindeglieder sich beteiligten. Die Bischöfe Merrill und Mallalieu hielten die Gedächtnisreden über Bischof Foster, und die Bischöfe Foß und Fowler sprachen über Bischof Hurst. Die Reden machten auf die große Versammlung einen unverwischlichen Eindruck. — Das Gedächtnis der Gerechten bleibt im Segen und der Tod seiner Heiligen ist wert geachtet vor dem Herrn!

Generalkonferenz der Bischöflichen Methodisten-Kirche. Es ist in der M. E. K. in die Hände des sog. Buchkomitees gelegt, über den Ort der Generalkonferenz zu entscheiden. Die nächste Generalkonferenz wird erst nächstes Jahr gehalten; aber trotzdem war doch schon im Februar d. Jahres bei einer Sitzung des Buchkomitees in New York die Ortfrage für die nächste Generalkonferenz der Bischöfl. Methodisten-Kirche Gegenstand ernster Debatte und Beratung. Nachdem schon am 13. Februar der ganze Tag in der Beratung dieser Frage zugebracht war, kam erst am 16. abends nach dem 32. Ballot die Entscheidung, daß Los Angeles, Cal., als Ort der nächsten Generalkonferenz ausgewählt wurde. Wie es kam, daß diese Stadt den Sieg davon trug, erklärt sich sehr einfach. Die Stadt Los Angeles und der Staat California bemühten sich, die Generalkonferenz nach Los Angeles zu bekommen. Als Dr. Bovart, Vorst. Aeltester des Los Angeles-Distrikts und Glied des Buchkomitees zur Sitzung nach New York reiste, nahm er die Einladung nicht nur der Südl. California-Konferenz, der Stadt Los Angeles, des Mayors der Stadt und der Handelskammer mit sich, sondern auch die Einladung des ganzen Staates, welche ihm direkt von der Legislatur mit der Indossierung des Gouverneurs gegeben wurde. Und mit den Einladungen nahm er das Versprechen von $25,000, sowie der freien Verfügung aller nötigen Hallen und Lokale mit. Nimmt man dazu noch das herrliche Klima von Süd-California, so darf es uns nicht wundern, daß die schweren Bedenken gegen die große Entfernung durch das Gewicht solcher Argumente zum Schweigen kamen und Los Angeles den Sieg davon trug.

Das große Interesse, welches die Geschäftsleute der Stadt am Kommen der Generalkonferenz nehmen, zeigte sich auch darin, daß die Handelskammer sofort ein Komitee ernannte, um Schritte zu tun für den Bau einer großen, allen Zwecken entsprechenden Konventionshalle.

Durch ein ebenso promptes Handeln gelang es auch, die Generalversammlung der Presbyterianer-Kirche für Los Angeles für Mai 1903 zu sichern.

Eine solche Einladung mit solchen Argumenten dürfte unsere Generalkonferenz für 1905 wohl auch nicht verächtlich finden.

Die eben erwähnte General-Versammlung der Presbyterianer-Kirche in Los Angeles, Cal., hat den letzten Schritt getan in der Agitation für Revision des presbyterianischen Glaubensbekenntnisses. Von der großen Mehrheit der Presbyterien waren die Zusätze zum Westminsterbekenntnis angenommen; nur einige wenige haben dieselben teilweise, zwei sie in toto verworfen. Das war ein großer Sieg für die Revisoren und eine schmerzliche Niederlage für den "Presbyterian", der die Vorlagen eifrig und beharrlich bekämpft hat als "unwise, defective

and misleading." Er setzte noch immer seine Hoffnung auf die General-Versammlung in Los Angeles, die vielleicht die Vorlagen verwerfen würde. Allein auch in dieser Hoffnung hat er sich getäuscht. Durch ein einmütiges Votum wurde die Revision am 28. Mai in der General-Versammlung angenommen. Nur eine negative Stimme wurde bei den Absätzen 5—7 gehört. Der wichtigste Punkt, der in Frage stand, war die Frage, ob Kinder, die frühe (ungetauft) sterben, verloren sind. Der bezüglich der Erwählung angenommene Absatz lautet:

Bezüglich derer, die in Christo erlöst sind, wird die Lehre von Gottes ewigem Ratschluß in Harmonie erachtet mit der Lehre von seiner Liebe zu dem ganzen Menschengeschlecht, mit seiner Gabe des Sohnes zur Versöhnung für die Sünden der ganzen Welt, und seiner Bereitwilligkeit, die erlösende Gnade allen, die sie suchen, widerfahren zu lassen. Bezüglich derer, die verloren gehen, wird die Lehre von Gottes ewigem Ratschluß in Harmonie erachtet mit der Lehre, daß Gott nicht will den Tod irgend eines Sünders, sondern in Christo eine Erlösung bereit hat, genügend für alle, passend für alle, im Evangelium allen frei angeboten. Die Menschen tragen die volle Verantwortung für ihr Verhalten zu Gottes gnädiger Anerbietung; sein Ratschluß hindert niemand, diese Anerbietung anzunehmen; niemand wird verdammt, außer auf Grund seiner Sünde. Auch soll es nicht als Kirchenlehre erachtet werden, daß irgend welche, die in der Kindheit sterben, verloren sind. Wir glauben, daß alle, die in der Kindheit sterben, eingeschlossen sind in die Gnadenwahl, und wiedergeboren und errettet werden in Christo durch den Heiligen Geist, welcher wirkt wo und wie er will.

Ferner wurde folgender Satz angenommen: Der Herr Jesus Christus ist das einzige Haupt der Kirche und der Anspruch irgend eines Menschen, der Stellvertreter Christi und das Haupt der Kirche zu sein, ist unbiblisch, ohne tatsächlichen Grund und eine Anmaßung, die unsern Herrn Jesus Christus entehrt.

Am Schluß wurde noch die Bemerkung beigefügt für die Brüder und die Oeffentlichkeit, „daß diese Revision nicht die Bedeutung habe, daß die presbyterianische Kirche ihren Glaubensgrund auch nur einen Zoll breit verändert habe, sondern es bedeutet, daß sie ihre Fundamente breiter und stärker gemacht habe. Ihre Lehre von der göttlichen Souveränität soll niemals so gedeutet werden als bedeute sie Fatalismus.

Bezüglich der Ehescheidungsgesetze wurde folgender Beschluß gefaßt, welcher von allen Kirchen des Landes indossiert werden sollte:

Die Generalversammlung begünstigt jedes gesetzliche Bestreben, das beabsichtigt, die Uebel zu beseitigen, die von laxer Gesetzgebung bezüglich der Ehescheidung und Wiederverehelichung kommen, und für solche Gleichmäßigkeit der Gesetzgebung zu wirken, die am besten dienlich ist, die Reinheit der Gesellschaft zu befördern. Die Generalversammlung ersucht alle unter ihrer Fürsorge stehenden Geistlichen, die Trauung zu verweigern in Fällen geschiedener Personen, ausgenommen die Betreffenden seien geschieden auf Grund solcher Ursachen, welche die presbyterianische Kirche in den Ver. Staaten von Amerika als schriftgemäß anerkennt.

Schließlich sei noch bemerkt, daß das Beispiel der M. E. K. die Presbyterianer anspornte, auch einen 20. Jahrhundertfonds zu sammeln, der bereits auf über $12,000,000 gestiegen ist.

Die Sklaven Roms rütteln an ihren Ketten. Eine bemerkenswerte Sezession hat in der römisch-katholischen Kirche unseres Landes sich vollzogen. Eine unabhängige polnisch-katholische Kirche ist im Entstehen begriffen mit Chicago als Zentrum. Eine polnische Nationalkirche mit Anthon Kozlowsky als Bischof wurde daselbst organisiert. Derselbe war vor einigen Jahren Hilfspastor an einer römisch-katholischen Kirche. Sie trennten sich vom römischen Stuhle weil, wie sie angeben, ihnen nicht die rechtmäßige Mitwirkung bei ihrem Kircheneigentum zugestanden wurde. Die neue Kirche beansprucht eine Mitgliederzahl von 80,000; ferner werden gezählt 24 Priester, 23 Gemeinden, 26 Kirchen und Kapellen, mit 13,000 Schulkindern, 26 Sonntagschulen. In Verbindung mit der Kirche stehen sieben Schwestern, ein Asylum (Irren- oder Waisenanstalt?) und ein großes Hospital. Der Bischof hat sonderbarerweise bei der protestantisch-bischöflichen Kirche um Anerkennung nachgesucht.

Eine andere Sezession, die vielleicht unter Gottes Leitung noch viel weiter tragende Folgen für die Papstkirche haben mag, ist die unabhängige katholische Bewegung auf den Philippinen, unter der Führerschaft des Erzbischofs Aglipay. Ein römisch-katholischer Kaplan der Ver. Staaten-Armee, A. Wattmann, der die sogenannte Aglipay-Bewegung nach Bedeutung und Umfang eingehend studiert hat, wurde nach Washington, D. C., berufen, — wo kürzlich sämtliche Erzbischöfe der katholischen Kirche versammelt waren, — um diesen Würdenträgern Bericht zu erstatten über genannte Bewegung. Seine Darstellung der Sachlage hat die Prälaten so erschreckt, daß sie ihn sofort nach Rom sandten, um die Angelegenheit im Namen der Katholiken Amerikas der Propaganda zu unterbreiten.

Aglipay ist ein besonnener und gemäßigter Mann; er hat völlig mit Rom gebrochen, hat eine unabhängige katholische Kirche gegründet und seinen Anhängern das fleißige Forschen in der Heiligen Schrift dringend empfohlen. Auch ermahnt er, die von den Amerikanern eingeführte öffentliche Schule zu unterstützen und der gegenwärtigen Regierung vollkommenen Gehorsam zu leisten. Sein Ziel ist der Ausbau einer nationalen Filipino-Kirche unabhängig von Rom, ähnlich den Kirchen, welche in der Vergangenheit organisiert wurden und heute von den größten und zivilisierten Nationen der Erde — Deutschland, England, den Ver. Staaten u. s. w. — anerkannt werden. Kaplan Vattmann sagt, daß die „Aglipay-Bewegung“ riesige Dimensionen angenommen habe und täglich an Bedeutung und Umfang zunehme. Der Einfluß sei stark genug, der römisch-katholischen Kirche in den Philippinen den Garaus zu machen, falls nicht baldige und energische Schritte getan würden. Er empfiehlt die sofortige Sendung von amerikanischen Bischöfen und Priestern in großer Anzahl nach den Philippinen, um die katholischen Interessen zu wahren und die neue Bewegung mit allen erlaubten Mitteln zu bekämpfen. — So viel ist sicher, daß diese Bewegung den Boden für den Protestantismus aufbricht und ihn für die Saat des Evangeliums vorbereitet. Tausende werden dadurch veranlaßt werden, das römische Joch abzuschütteln und selbständig zu denken und zu entscheiden. Der Protestantismus wird von dieser Bewegung, die täglich größere Dimensionen annimmt, reichen Gewinn haben.

Auch die Mönchsfrage macht der römischen Klerisei viele Schmerzen. Die 650 Priester der katholischen Kirche auf den Philippinen sind nicht ein-

mal im stande, ihre 967 Kirchen und Missionen zu versorgen, geschweige denn die Arbeit zu tun, welche die Mönche bisher verrichtet haben. (Das Hauptgeschäft war ja wohl die Schafschur, die sie zu besorgen hatten!) Der apostolische Delegat fürchtet die kirchliche Verwahrlosung von sechs Millionen der Eingeborenen, wenn die Mönche auf einmal vertrieben würden, ehe Ersatz für sie gefunden ist.

Eben dieser Umstand sollte um so mehr für die protestantischen Kirchen ein Sporn sein, die unerwünschten spanischen Mönche zu ersetzen durch treue Boten des Evangeliums.

Und da wir daran sind, von bedrohlichen Sezessionen der katholischen Kirche zu berichten, so wollen wir an dieser Stelle noch anfügen, was geographisch anderswo einzuordnen wäre. Die „Wartburg" berichtet (nach einem im "Cretien Français" erschienenen Referat), daß auch im Libanon in Palästina sich unter den katholischen Einwohnern ein bedeutender Umschwung der Gesinnung vollzieht. Die dortigen Katholiken, die zwar in leidlichem Frieden mit ihren Feinden, den Drusen und Metthalis zusammen lebten, haßten die Ketzer. Dieselben konnten dort keine Herberge finden, geschweige unter ihnen sich ansiedeln.

Heute ist das anders geworden: Protestanten und russische Schismatiker (Griechisch-Katholische) können sich ohne alle Gefahr in jene Ortschaften begeben, eine lebhafte Propaganda unter den römischen Katholiken betreiben und werden mit Ehren aufgenommen.

Ob die aus Amerika zurückgekehrten Syrier, die hier durch ihren Hausierhandel sich nicht nur Geld erworben, sondern auch weitere, freiere Anschauungen gewonnen haben, die sie hoch empor heben über den eng begrenzten Horizont ihrer armen und unwissenden Landsleute — ob sie vielleicht auch einen derartigen Einfluß auf das Volk auszuüben vermögen, daß es sich von der Knechtschaft Roms los zu sagen trachtet, das wird im Bericht nicht gesagt, läßt sich aber vermuten aus einigen absprechenden Bemerkungen, die über jene Syrier gemacht werden.

Die Sklaven Roms rütteln allenthalben an ihren Ketten und wollen sie abwerfen. Das verblendete Protestantenvolk aber, besonders ihre Regenten, liebäugeln mit der großen Hure, machen Bücklinge und Komplimente vor dem lästerlichen Papstkönig, der die Protestanten verlästert; bevorzugen die römischen Prälaten bei Staatsaktionen, paktieren mit dem Erbfeind unserer Kirche und scheinen keine Ahnung zu haben von der furchtbaren Gefahr, die unserem Lande und Deutschland droht von dem alten, bösen Feind!

„Steure des Papsts und der Türken Mord," das zu beten ist heute noch gerade so nötig als zu Luthers Zeiten.

Es ist wirklich schmerzlich und beschämend für deutsche Protestanten zu lesen, daß der deutsche Kaiser Wilhelm II., der "summus episcopus" der preußischen evangelischen Kirche, zu den deutschen Bischöfen im Vatikan gesagt haben soll: „Ich kann nur zu Gott beten, daß er Seine Heiligkeit noch recht lange erhalten möge zum Heile der ganzen Welt." Und dabei hat man s. Z. das hohenzollernsche Kaiserhaus als den Hort des Protestantismus gepriesen! Wahrlich, solche Beschützer und Schirmherren sehen zum mindesten sehr verdächtig aus, „Gott behüte mich vor meinen Freunden!" u. s. w. . . .

Ausland.

Babel und Bibel. „Viel Büchermachens ist kein Ende," das läßt sich auch auf die Babel-Bibelfrage anwenden. Von allen Seiten treten die Kämpen auf den Plan für und wider, so daß die „Chr. W." schon eine stehende Rubrik hat einrichten müssen zur Besprechung aller hierher gehörenden Litteratur. Unsere Rundschau kann unmöglich die Debatte bis in die Details verfolgen. So seien hier nur einige Urteile summarisch angegeben. Prof. J. Oppert in Paris, der Nestor der Assyriologen, schreibt in der Wiener „Zeit": Ganz absonderlich muß es jedem vorkommen, daß Delitzsch aus Yauva-El, das vieleicht gar nicht so gelesen wird, auf Jehova und dessen babylonischen Ursprung schließen will. Es mag ja einen elamitischen Gott Yauva gegeben haben, aber dieser Name ist wie Bel-El, Marduk-El einer der vielen Namen, die wir in den babylonischen Eigennamen finden, und die „Bel oder Merodach oder Yau ist Gott" zu übersetzen sind. Der schöne Name El-ittya, „Gott mit uns", findet sich vielfach auch in der polytheistischen Zeit; er beweist so wenig für den Monotheismus der Chaldäer wie die Namen Thukydides, Timotheus für den Monotheismus der Griechen ....

Schließlich kommt der ganze Nachweis von dem sogenannten babylonischen Ursprung der jüdischen Kultur auf folgendes hinaus: wir können beweisen, daß die Chaldäer die Nase mitten im Gesicht hatten, die Juden auch; also stammen die Nasen der Juden aus Babylon.

Was aber den himmelweiten Abstand der babylonischen und jüdischen Kultur kennzeichnet, ist die Kluft, die sich in den Werken der Zivilisation beider Gesittungen kundgibt. Mit Recht bemerkt ein protestantischer Schüler des Herrn Delitzsch, es genügen, um diesen Abstand zu kennzeichnen, einige in der lutherischen Bibel fettgedruckte Stellen des Alten Testaments ...

Das aber, was im Pentateuch entlehnt und wirklich und allein babylonisch ist, hat Herr Delitzsch nicht berührt. Es ist die sogenannte gemachte Chronologie der Genesis, und dieses chaldäische Geschenk vom Alter der Welt, das die Juden auf sechstausend Jahre reduzierten, ist die schlimmste Gabe, die Chaldäa unserer Zeit geben konnte.

Von der Bibel-Babel oder Babel-Bibel bleibt also sehr wenig übrig. Kürzlich hat sich nun auch Prof. Dr. Barth, ein direkter Kollege Delitzschs an der Universität Berlin, in einer Schrift „Babel und israelitisches Religionswesen" gegen ihn ausgesprochen. Er sagt darin, bei aller Anerkennung der großen Errungenschaft der Assyriologie müsse man doch zugestehen, daß nicht selten die Begeisterung für das Neuentdeckte ihre Vertreter zu einseitiger Ueberschätzung und zu ungenügender Würdigung anderer wichtiger Instanzen verleite; eine Reihe von Vorträgen und Schriften der letzten Jahre hätten das gemeinsam, daß sie in biblischen Berichten oder Einrichtungen Wirkungen des babylonisch-assyrischen Einflusses sehen wollen, wo andere Forscher ohne die gefärbte Brille der Assyriologie sie nicht hätten wahrnehmen können, und zwar Forscher der verschiedensten Standpunkte. Dann schreibt er wörtlich: „Es wurde von Assyriologen wiederholt Gleichheit religiöser Einrichtungen bei Babyloniern und Israeliten behauptet, die bei sorgfältiger Nachprüfung nicht vorhanden ist, und es wurde wiederholt bei parallel vorliegenden Erzählungen von Dingen der semitischen Urzeit die Annahme einer Entlehnung aus dem Babylonischen aufgestellt, als ob die Babylonier die einzigen überlebenden Zeugen jener ursemitischen Kultur

wären." Nachdem er an einzelnen Beispielen die Annahme seines Kollegen Delitzsch als „undenkbar", die von demselben behaupteten Tatsachen als „äußerst unwahrscheinlich" oder selbst, wenn sie wahr wären, als „recht wenig bedeutungsvoll" hingestellt, sagt er zum Schluß geradezu: „Damit fallen jegliche Hypothesen, die man auf vieldeutiger, durchaus unsicherer Keilschriftenlesung aufbaut... Sicherlich haben die kulturellen Leistungen Babylons auf vielen Gebieten, so in der Kunde der Astronomie, in der Baukunst, in Rechts- und Verkehrs-, im Münz- und Maßwesen u. s. w. großen Einfluß auf ganz Vorderasien gehabt... Zwischen den Lehren des reinen, ethischen Monotheismus und der grobsinnlichen Vielgötterei der Babylonier aber gähnte für das israelitische Religionsbewußtsein notwendig eine abgrundtiefe Kluft, über die kein Steg hinüberführen konnte."

Auch Prof. Dr. Kittel aus Leipzig hat zum zweitenmal das Wort ergriffen in einer Broschüre: „Der Babel-Bibel-Streit und die Offenbarungsfrage. Ein Verzicht auf Verständigung." Solange also das alte Wort: „Darüber sind sich die Gelehrten noch nicht einig," auch auf den Babelstreit anwenden läßt — und daß dem so ist, beweist ja der Verzicht auf Verständigung — wollen wir die Akten darüber schließen und uns nur darauf verlassen, was wir wissen, nämlich dß die Bibel wirklich das Wort Gottes ist. Jedenfalls müssen wir es als groben Unfug bezeichnen, daß, wenn es wahr ist, wie die „Chr. W." erwähnt, die Einführung neuer Lehrbücher für den Religionsunterricht in den Schullehrerseminarien vorbereitet wird, in denen auf die sicheren Ergebnisse der assyriologischen Forschung mehr als bisher Rücksicht genommen wird.

Der Bonner Privatdozent Lic. Weinel hat in einer Broschüre: „Die Nichtkirchlichen und die freie Theologie" ein kirchliches Reformprogramm vorgelegt. Was die „Innere Mission" und die „methodistische Bekehrungsbewegung" für die untersten Volksschichten leisten, das habe die „freie Theologie" zu leisten für die dem Christentum entfremdeten gebildeten Kreise. Die richtige Methode hierbei sei die, daß man vor allen Dingen die Gebildeten darüber verständige, daß man ihre Zweifel an Christi Gottessohnschaft Wundern, Auferstehung u. s. w. teile, und ihnen zeige, daß man dabei doch ein guter Christ sein könne. Erst wenn akademische Dozenten als Sendboten bezw. Evangelisten dem modernen Christentum durch persönliche Agitation Bahn gebrochen hätten, könne hernach das Werk einem frei denkenden Pfarrer übertragen werden. Der dürfe dann aber nicht in den Fehler verfallen, sich als Pfarrer der ganzen Gemeinde ansehen zu wollen. Auch dürfe er kein Hehl daraus machen, daß er durchaus auf modern-christlichem Boden stehe. Jede der beiden Gemeindegruppen müsse „ihren" Pfarrer bekommen. — Sein Programm geht demnach auf eine offizielle Zerteilung der christlichen Gemeinde aus. Es ist nur fraglich, ob die um ihn sich scharenden Christen diesen Namen noch verdienen.

Das Genfer Konsistorium hat nach langer Debatte mit 13 Stimmen gegen 3 an den Staatsrat ein Votum abgehen lassen, laut welchem den Frauen das Stimmrecht in kirchlichen Angelegenheiten zugesprochen werden soll. Ebenso hat an den evangelischen Oberkirchenrat der Deutsche Verein für Frauenstimmrecht die Bitte gerichtet, dahin wirken zu wollen, daß die Frauen unter den gleichen Bedingungen wie die Männer zu den Wahlen,

welche kirchliche Angelegenheiten betreffen, berechtigt sind. In der Begründung wird darauf hingewiesen, daß hauptsächlich Frauen an allen kirchlichen Veranstaltungen teilnehmen, überhaupt besonders religiös beanlagt sind. Es erscheine daher nur als ein Akt der Gerechtigkeit, den Frauen auch das Bestimmungsrecht bei Anstellung von Geistlichen und den übrigen Angelegenheiten der kirchlichen Selbstverwaltung mit zuzugestehen.

Am 16. und 17. Februar hielt die Chemnitzer Konferenz ihre erste diesjährige Tagung ab. Nachdem am Nachmittag eine Sitzung des Vorstandes der Konferenz stattgefunden htte, eröffnete der Vorsitzende der Konferenz, Supt. Kaiser aus Radeberg, ½8 Uhr die erste öffentliche Versammlung mit Schriftwort und Gebet und begrüßte die bereits am Abend erschienenen Mitglieder der Konferenz, etwa vierzig an der Zahl, wie die Gäste herzlich, um sodann Pastor Lehmann aus Callenberg das Wort zu seinem Vortrage „Sind wir konfessionalistisch? Ein Wort der Abwehr, der Selbstprüfung und der Mahnung" zu erteilen. Der Vortrag, in seinem polemischen Teile bei allem Ernste von wohltuender Milde gegenüber den Gegnern getragen, in seinem mahnenden Teile ein aus der Tiefe der Schrift und der Bekenntnisse geschöpftes herzandringendes, die Gewissen schärfendes Zeugnis, begegnete allseitiger Zustimmung und gipfelte in folgenden Schlußsätzen, die einstimmige Annahme fanden:

1. Gegenüber der beliebten Bezeichnung bekenntnistreuer Lutheraner als Konfessionalisten erklären wir, daß wir lutherisch konfessionell im Sinne einer organischen Entwicklung lutherischer Lehre auf dem unter göttlicher Leitung entstandenen Grunde der Bekenntnisse sind und mit Gottes Hilfe bleiben wollen, und bitten unsere Gegner, unsere Bekenntnisstellung als eine von unserem Gewissen uns gebotene würdigen zu wollen.

2. Wir halten es für unsere heilige Pflicht, das Erbe unserer Väter, wie es in den Bekenntnissen unserer evangelisch-lutherischen Kirche niedergelegt und in der Erweckungszeit unserer sächsischen Landeskirche erneuert worden ist, unserem sächsischen evangelisch-lutherischen Volke nicht nur ungeschmälert bewahren zu helfen, sondern auch zu verwerten und fruchtbringend auszugestalten, da wir erkannt haben, daß es die am meisten schriftgemäße und dem innersten Bedürfnisse der Menschenseele entsprechende Klarlegung des Heilsweges darstellt.

3. In einer Zeit, wo die Wahrheit von den verschiedensten Seiten arg bedrängt wird und die kirchliche, religiöse und sittliche Verwirrung einen immer bedenklicheren Grad und Umfang annimmt, bitten wir die Glieder unserer Landeskirche, welche dieselbe Erkenntnis haben wie wir, sich mit uns auf dem Grunde des Wortes Gottes und der Bekenntnisse zusammenzuschließen zu gemeinsamem Kampfe und ernster Mitarbeit für unsere Kirche.

Eine liturgische Abendandacht bildete den Schluß der ersten Versammlung.

Die zweite öffentliche Versammlung begann in Anwesenheit von etwa 100 Mitgliedern am Dienstag vormittags 9 Uhr mit einer liturgischen Morgenandacht. Dann begrüßte der Vorsitzende die Erschienenen, übermittelte den Gruß des Evangelisch-lutherischen Landeskonsistoriums, ferner Grüße der Altenburger, Braunschweiger und Klosterlaußnitzer Konferenz, gedachte wie der heimgegangenen Konferenz-Glieder und anderer treuer

Freunde der Konferenz, so vor allem unseres hochseligen Königs, dessen treue Fürsorge für die Landeskirche allezeit unvergessen bleiben werde, mahnte zu treuer Fürbitte für den König und das ganze königliche Haus und brachte schließlich Herrn Dr. Graf Vitzthum die Segenswünsche der Konferenz zu der von der Universität Rostock ihm verliehenen Würde eines Dr. theol. dar. Nunmehr ergriff Prof. der Theologie Dr. Kunze aus Leipzig das Wort zu seinem Vortrage über die ewige Gottheit Jesu Christi. Das herrliche Zeugnis des Vortragenden über die ewige Gottheit Jesu Christi ließ die Hörer eine seltene Weihestunde durchleben und ergriff aller Anwesenden Herzen tief. In der Aussprache über den Vortrag kamen denn auch lediglich diese Empfindungen zum Ausdruck. Besonderen Eindruck machten da die Worte des indischen Missionars Zehme, der bezeugte, daß nach dem Urteil hochgebildeter Indier ein der ewigen Gottheit Christi entleertes Christentum sich im Grunde nicht unterscheide von einem gereinigten Islam, Brahmadienst und Buddhismus. So fanden denn auch die Schlußsätze Dr. Kunzes einstimmige Annahme:

1. Wird die ewige Gottheit Christi nicht anerkannt, so wird auch durch eine irgendwie geartete Anerkennung der Wunder, die an Jesu und durch ihn geschehen sind, nicht die rechte und volle religiöse Schätzung Christi erreicht.

2. In Wirklichkeit verlieren dann jene Wunder (auch Auferstehung und wunderbare Geburt) ihren tragenden Grund und ist das notwendige Endergebnis: ein menschlicher Christus ohne Wunder.

3. Daher ist die Frage nach Christi Gottheit von allen christologischen Fragen die entscheidende.

4. Wir verstehen Christi Gottheit als ewige persönliche Gottheit, durch die er zu allem Geschaffenen im Gegensatz und im Schöpferverhältnis zu ihm steht.

5. Solche Gottheit ist ihm nicht erst nachträglich von den Aposteln (Paulus) und im Gegensatz zu seinem Selbstzeugnis zugeschrieben worden.

6. Jesus Christus nimmt (sowohl nach den Synoptikern als nach dem vierten Evangelium) Gottheit für sich in Anspruch einmal durch seine Selbstbezeugung als des Sohnes Gottes, sodann dadurch, daß er von den Menschen fordert, ihn über alle Dinge zu fürchten, zu lieben und zu vertrauen.

7. Christus hat nicht als Menschgewordener seine wesentliche Gottheit abgelegt; sie tritt auch nicht bloß bruchstückweise in seinen Wundertaten hervor, sondern er bekundet und bestätigt sie erst recht durch seine im Leiden und Sterben gipfelnde Liebe, die zugleich weltregierende Macht ist.

8. Die ewige Gottheit Christi hebt seine wahre Menschheit nicht auf, macht ihn aber zu dem einen und einzigen Menschen, der sich als Mensch in seinem ewigen persönlichen Verhältnis zu Gott vorfindet.

9. Erst um seiner Gottmenschheit und absoluten Einzigkeit willen sind die Wunder seines Lebensein- und -ausganges unlösbar mit dem Glauben an seine Person verbunden und sie stehen für uns nicht im Widerspruch mit der auch von uns anerkannten natürlichen Weltordnung Gottes.

10. Die Anerkennung der Absolutheit des Christentums hängt von der Anerkennung der ewigen wesentlichen Gottheit Jesu Christi ab, steht und fällt mit dieser.

Im Anschluß an den Vortrag vereinigten sich sämtliche Anwesende in der Resolution:

Unter Zustimmung zu dem Inhalte des Vortrags

protestieren wir gegen alle offene oder verhüllte Leugnung der ewigen Gottheit Christi.

Wir bekennen uns in Gemeinschaft mit der gläubigen Christenheit aller Zeiten voll und freudig zum zweiten Artikel unseres christlichen Glaubens, insonderheit zur heiligen Menschwerdung, zur Sühnekraft des Todes, zur leiblichen Auferstehung und herrlichen Wiederkunft des ewigen Gottessohnes

und fordern, daß alle Predigt und christliche Unterweisung wie in der Kirche, so in den hohen und niederen Schulen solchen Glauben deutlich und lebensvoll zum Heil der Seelen bezeuge.

Rußland.

Es ist nicht alles Gold, was glänzt. Wenigstens findet das Toleranzedikt des Zaren bei den russischen Protestanten keine so freudige Aufnahme, wie man erwarten müßte, wenn wirklich absolute Glaubensfreiheit zugesagt wäre. So schreibt die „Allg. Ev. L. K. Z." folgendes auf Grund von Korrespondenzen, die ihr aus Rußland zugegangen sind:

„Wir wollen die Republik mit dem verstorbenen Großherzog an der Spitze." Dieses Programm der hessischen Revolutionäre von 1848 deckt sich im Grunde mit der friedlichen Kundgebung des „St. Petersburger Regierungsboten", in welchem der Zar erklärt, daß er fortan „liberal" regieren wolle, ohne sich von den bisherigen maßgebenden „reaktionären" Anschauungen loszusagen. Jeder Vordersatz ist von einem Nach- oder Zwischensatz begleitet, der alles zurücknimmt oder bis zur völligen Bedeutungslosigkeit einschränkt. Besonders gilt das von der Zusage, daß von nun an religiöse Duldsamkeit herrschen soll, aber unter Aufrechterhaltung aller Rechte der herrschenden griechisch-orthodoxen Staatskirche. Was soll man sich dabei denken? Im besten Falle eine größere Nachsicht bei Verfolgung der „Ketzer"; denn mit keinem Worte wird angedeutet, daß die harten Gesetze, die die Angehörigen der Staatskirche an diese fesseln, aufgehoben oder auch nur gemildert werden sollen. Der wohlmeinende, aber willensschwache Zar wird von widerstrebenden Elementen hin- und hergerissen, denen er es unmöglich allen recht machen kann.

Wenn auch nichtrussische Zeitungen sich ganz begeistert über dasselbe äußern oder auch nur eine neue Entwicklungsperiode Rußlands gekommen wähnen, so ist das mehr als überraschend; dazu gehört jedenfalls viel Optimismus. Zwischen dem Wort des Zaren und der Erfüllung desselben seitens der Behörden liegt noch ein weiter Raum, und ganz abgesehen davon — auch die Worte des Manifestes selbst lassen das zum mindesten klar erkennen, daß man an die Wurzeln der im weiten russischen Reiche herrschenden Uebelstände nicht rühren will. Einerlei welche Mißstände erwähnt werden, die Ankündigung der gegen dieselben zu ergreifenden Maßnahmen ist immer so formuliert, daß sie verschieden gedeutet werden kann. — Die Greuel von Kischenew haben in diesen Tagen den Kommentar geliefert, wie die russische Regierung des Kaisers Ukas auffaßt und ausführt.

Römisches.

Ein weißer Rabe. Erzbischof Dr. Fischer von Köln hat seinen ersten Hirtenbrief erlassen. Der Erzbischof sagt darin der „Kölnischen Volkszeitung" zufolge zunächst, als Erzbischof von Köln, der altehrwürdigen deutschen Stadt am Ufer des Rheins, sei und bleibe er deutscher Bischof, der mit der Liebe zu Christo, dem Herrn seiner heiligen Kirche, die Liebe zu seinem Volke und zu seinem Vaterlande zu verbinden wissen werde. „Wir deutschen Katholiken," heißt es weiter, „lieben Rom und lieben den Papst; aber wir lieben auch unser Vaterland und unser Volk und protestieren laut dagegen, wenn hier und da Unverstand und Leidenschaft es versucht, zwischen Katholizismus und deutschem Volkstum einen Grenzwall aufzurichten." Der Erzbischof betont dann, daß er stets in unentwegter Treue zu dem erhabenen Herrscher stehen werde, der von Gottes Gnaden die Geschicke des neuen Deutschen Reiches zu lenken berufen sei, und daß er immerdar das Wort predigen werde: „Fürchtet Gott, ehret den König." Der Erzbischof ermahnt seine Erzdiözesanen dann, die andersgläubigen Mitbürger nicht nur zu dulden, sondern sie zu lieben und für sie zu beten. Es wäre geradezu ein am deutschen Volke begangenes Verbrechen, wenn man durch gewissenlose Aufreizungen den konfessionellen Haß schüren, einen Volksteil wider den anderen verbittern und verhetzen und dadurch den einmal bestehenden Zwiespalt noch vergrößern und verschärfen würde. Der Brief schließt mit der nochmaligen Aufforderung an die Erzdiözesanen, bei aller unentwegten katholischen Glaubenstreue stets liebevoll und verträglich gegen die andersgläubigen Mitbürger zu bleiben.

Das Jesuiten-Gesetz. Nach einer Erklärung des Reichskanzlers im Reichstage am 3. Februar wird der Bundesrat der vom Reichstage beschlossenen Aufhebung des § 2 des sog. Jesuitengesetzes zustimmen, da die preußische Regierung ihre Stimmen in diesem Sinne beauftragt hat. Der § 2 lautet: „Die Angehörigen des Ordens der Gesellschaft Jesu oder der ihm verwandten Orden oder ordensähnlichen Kongregationen können, wenn sie Ausländer sind, aus dem Bundesgebiet ausgewiesen werden; wenn sie Inländer sind, kann ihnen der Aufenthalt an bestimmten Bezirken oder Orten versagt oder angewiesen werden." Dagegen erließ der Zentralvorstand des Evang. Bundes (Graf Winzingerode und Prof. Dr. Witte) folgende Erklärung: Die Erregung, welche nach der Erklärung des Reichskanzlers betreffs Wiederzulassung der Jesuiten das ganze deutsche Volk durchzittert, veranlaßt uns, zu der Frage noch einmal öffentlich das Wort zu nehmen. Wir haben auf den Generalversammlungen zu Stuttgart, Bochum und Darmstadt, 1890, 1894 und 1896, Resolutionen über die erneut drohende Jesuitengefahr gefaßt. Wir haben 1890, 1893 und 1897 darauf bezügliche Eingaben an den Bundesrat, 1891 eine solche an den Reichskanzler gemacht. Wir haben 1894 und 1902 ausführliche öffentliche Erklärungen an die evangelischen Volksgenossen erlassen. Wir haben 1897 sämtlichen Reichstagsabgeordneten, Bundesratsmitgliedern und preußischen Staatsministern eine eingehende Denkschrift über die Jesuitenfrage überreicht. Alle diese Vorstellungen, Erklärungen, Warnungen, Bitten sind erfolglos geblieben. Nach der Kundgebung des Reichskanzlers vom 3. Februar d. J. sollen nunmehr die entscheidenden Schritte getan werden, um § 2 des Jesuitengesetzes vom 4. Juli 1872 aufzuheben. In diesem Ausblicke erneuern

wir vor dem deutschen Volke laut und deutlich unsere Erklärung, daß wir in der geplanten Maßregel eine schwere Gefahr für unser deutsches Volk, für seinen inneren Frieden, für die Wahrung seines geistigen und religiösen Besitzes sehen müssen. Die Geschichte des Ordens innerhalb und außerhalb Deutschlands bis auf den heutigen Tag ist eine erschütternde Warnung. Hat man den dreißigjährigen Krieg vergessen? Nicht für unsere evangelische Kirche fürchten wir; sie ruht auf ewigem Grunde und kann im Kampfe mit dem offenen Feinde nur erstarken. Aber dem Vaterlande gilt unsere Sorge, der Ruhe in den Familien und Gemeinden, der gesunden Weiterentwickelung des staatlichen Lebens, ja im letzten Grunde der Einheit und Macht des Deutschen Reiches. Mögen die Männer, bei denen die Entscheidung steht, bedenken, welche Verantwortung sie vor Gott und der Geschichte zu tragen haben! Es ist ein verhängnisvoller Schritt, der getan werden soll; Gott schütze uns vor seinen letzten Folgen!

Litteratur.

A. Diomedes Kyriakos, Geschichte der Orientalischen Kirchen von 1453—1898, übersetzt von Lic. Dr. Erwin Rausch. Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung (Georg Böhme), 1902. Groß-Oktav, 280 Seiten.

Dieses Buch eignet sich ausgezeichnet dazu, jemandem, der wenig oder nichts von der orientalischen Kirche weiß, einen Ueberblick über ihre neuere Geschichte zu verschaffen. Es ist sehr übersichtlich geschrieben; man meint oft einen Leitfaden für Gymnasiasten oder Proseminaristen in der Hand zu haben. Selbstverständlich werden die kirchen-politischen Verhältnisse des 19. Jahrhunderts am ausführlichsten behandelt. Viele Paragraphen sind aber derartig eingerichtet, daß der Verfasser uns auf wenigen Seiten kursorisch durch einige Jahrhunderte hindurchführt. So z. B. werden die konstantinopolitanischen kirchlichen Schriftsteller des 15. und 16. Jahrhunderts auf 2½ Seiten abgehandelt, die des 17. Jahrhunderts auf 4, die des 18. Jahrhunderts auf 6½ und die des 19. auf 5 Seiten. Ebenso kursorisch behandelt der Verfasser die russischen kirchlichen Schriftsteller, etwas ausführlicher die griechischen.

Diese knappe Behandlung ist indessen kein Zeichen von oberflächlicher Arbeit von seiten des Verfassers. Vielmehr ist sie das Resultat gründlichen Quellenstudiums und bietet eine Illustration zum bekannten Sprichwort: „In der Beschränkung zeigt sich der Meister.“ Wir können es uns nicht versagen, eine Probe des hie und da schulbuchartigen Stiles anzuführen. Auf Seite 167 lautet Anmerkung 1: „Es gibt vier Formen, nach denen die Beziehungen zwischen Staat und Kirche in Einklang gebracht werden können: 1. Die Form der Unterordnung der Kirche unter den Staat (dies Verhältnis der Religionen zum Staat finden wir im Altertum und in der byzantinischen Epoche). 2. Die Form der Unterordnung des Staates unter die Kirche (im Abendland zur Zeit des Mittelalters). 3. Die Form des staatlichen Schutzes gegenüber einer sonst freien Kirche (dies System herrscht in den meisten Staaten Europas und bei uns). 4. Die Form vollständiger Trennung beider (Amerika). Von diesen vier Formen ist die dritte die richtigste (?). Der Staat darf sich gegen die religiöse und sittliche Ausbildung seiner Bürger nicht gleichgültig verhalten, aber andererseits darf er keine Glaubenssätze

aufstellen und damit die Gewissen seiner Bürger knechten. Er hat nur die Pflicht, die Religion oder die Religionen seiner Untertanen zu schützen. Ebenso unrecht ist es, wenn sich die Kirche mit politischen Dingen, die ihr doch fremd sind, befassen will, und dem Staat ihren Willen aufzwingt. Da besteht ein rechtes Verhältnis, wo es eine freie Kirche in einem freien Staate gibt. Die Kirche darf nicht ein Staat im Staate sein, sondern eine Körperschaft im Staate. Deshalb ist es auch recht und billig, daß der Staat sie beaufsichtigt." (?)

Der Verfasser ist, wie nicht anders zu erwarten, ein überzeugter Anhänger der orthodoxen Kirche. Er weist das Papsttum, wie auch den Protestantismus entschieden zurück, enthält sich aber jeder heftigen Polemik. Am Schluß des vierten Kapitels, welches von den päpstlichen Bemühungen im Orient handelt, heißt es (S. 138): „Die orientalische Kirche weist heute und in alle Zukunft die Pläne des Papismus zurück und wird der Väter Erbe sich nicht entreißen lassen. Sie ist gewiß, daß sie das wahre Christentum der ersten Jahrhunderte, von denen die römische Kirche abgewichen ist, repräsentiert. Sie hält an ihrer Unabhängigkeit fest, die sie schon in den ältesten Zeiten besaß, und die sie niemals preisgeben wird."

Die Tätigkeit der protestantischen Missionen im Orient, soweit sie sich auf Bibelverbreitung erstreckt, erkennt Kyriakos warm an. Aber protestantische Gemeindegründungen verurteilt er scharf als „Proselytenmacherei". Auf Seite 190 heißt es: „Die Katholiken sind in Tyrannei, äußerliche, mechanische Frömmigkeit und einen toten, prahlerischen Gottesdienst geraten, während man bei den Protestanten totale Zügellosigkeit rücksichtlich der christlichen Verfassung, ein Verkennen des Wertes der guten Werke und einen nackten Gottesdienst findet. Deshalb haben wir keine große Furcht vor ihnen. . . . Was der orientalischen Kirche not tut, ist eine Restauration auf der gegebenen Grundlage, und nicht eine Reformation in katholischer oder in evangelischer Weise. Aber diese Erneuerung unserer Kirche wird nur mitten aus unserer Kirche heraus durch eigene Arbeit an uns selbst, nie aber durch äußere Einwirkung fremder Kirchen zu erreichen sein."

Kyriakos ist durchaus nicht blind gegen die tiefen Schäden der eigenen Kirche, wenn er auch nicht sehr viele Worte darüber macht. Auf Seite 233 z. B. schließt er das Kapitel über den „Klerus und die Mönche in Rußland" mit der kurzen, aber vielsagenden Bemerkung: „Die Sitten des russischen Volkes sind nicht streng; es herrscht eine mehr formelle Förmlichkeit." Als das beste und wirksamste Mittel zur Besserung seiner Kirche empfiehlt er mit Recht die intellektuelle und moralische Hebung des Klerus.

Alles in allem genommen ist das Buch allen denen sehr zu empfehlen, welche sich einen Ueberblick übre die neuere Geschichte der griechischen Kirche verschaffen wollen. G. H. S.

Im Verlag des „Eden Publ. House" ist kürzlich erschienen und zum Preise von 40 Cents zu haben:

Handbuch der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika, enthaltend Statuten, Nebengesetze, Beschlüsse der Synode, nebst einem Anhang von Formularen und Parlamentarischen Regeln. 195 Seiten, geb. in grauem Leinwandband. Von Seite 1—52 stehen die Statuten und Nebengesetze, wie dieselben in den letzten Jahren revidiert und von der Generalsynode am 24. Sept. 1901 endgültig angenommen wurden. Es folgen dann Beschlüsse und Instruktionen der verschiedenen Generalsynoden,

die noch heute in Geltung und von Wichtigkeit sind. Darunter sind die Beschlüsse bezüglich der Finanzbehörde, der Kirchbaufondskasse (nebst Instruktionen über Verwaltung und Verwendung der Fonds), Instruktionen für verschiedene Angestellte der Synode; das theologische Examen; Verlag; Missionswerk (Innere, Emigranten-, Heidenmission, Statuten für die letztere); Schulsache; Unterstützungskassen; Formulare (für Aufnahme in die Synode, für Berufungsschreiben, Beglaubigungsschreiben, Ueberweisungsschreiben, Vermächtnisse), parlamentarische Regeln. Zuletzt folgt ein alphabetisch geordnetes Sachregister für das ganze Buch.

Diese Inhaltsangabe wird unsere Leser überzeugen, wie nützlich und nötig dieses Handbuch für alle Synodalglieder ist; auch ist dasselbe ein treffliches Handbuch für uns ferner Stehende, welche unsere Synode nach ihrer gesetzlichen Grundlage und Einrichtung kennen lernen wollen.

"Faithful unto Death", ist ein anderes kleines Buch von unserem Verlag herausgegeben in englischer Sprache; Verfasser Pastor J. H. Horstmann. 112 Seiten, hübsch gebunden 20 Cents.

Das Buch ist für Konfirmanden und überhaupt für die Jugend unserer Kirche bestimmt. Es enthält zuerst eine Erzählung, welche die Verkündigung des Evangeliums in Antiochien durch den Apostel Paulus veranschaulicht. Dann folgen kürzere Abschnitte verschiedenen Inhalts, teils Prosa, teils Poesie, darunter besonders solche Stücke, welche die Gefahren der Verführung zu schlechten Gewohnheiten, Lustbarkeiten, Sünden, Schande und Laster vorführen; zuletzt das Konfirmationsgelübde, Beichtgebet und verschiedene andere Gebete. Wir können dieses Buch allen Seelsorgern, Eltern und Vormündern bestens empfehlen.

Folgende kleinere Schriftchen kamen von A. C. Gäbelein, New York, uns zu: „Kommt der Herr, wenn wir sterben?“ Traktat, 16 Seiten, 5 Cts. — „Der Unterschied zwischen der Ankunft Christi zur Aufnahme seiner Heiligen und seiner Erscheinung mit ihnen in Herrlichkeit.“ Traktat in größ. Format, 25 Seiten, 10 Cts. — „Joseph und seine Brüder“, 46 Seiten, Preis unbekannt. — „Aus seiner Fülle“, Band I., No. 4, Bd. III., No. 1.

Die letzteren zwei sind kleine traktatförmige Schriftchen von je 32 Seiten. Hier bietet der Verfasser Bibelauslegungen in kurzen Stücken, Fortsetzungen, dar, die man nur im Zusammenhang würdigen kann. Die Schriften scheinen dem Hauptzweck, der Mission unter Israel, hauptsächlich dienen zu sollen. Und für diesen Zweck mögen sie auch wohl zu brauchen sein; besonders die allegorisch-typische Deutung der Geschichte Josephs. Mit der von dem Verfasser beliebten Ausdeutung der Bibelstellen und ganzer Kapitel (z. B. Joh. 1 und 2) und seiner Eschatologie dürfte er wenig Zustimmung finden. — Dem Verfasser scheint das Englische geläufiger als das Deutsche zu sein, daher sich viele grammatische Fehler in den Schriften finden. Es ist aber ein tiefer Ernst und ein fester Glaube, ein freudig-hoffnungsvoller Ausblick auf die Zukunft des Herrn, der sich durch alle diese Schriften zieht. — Leider ist der Verfasser nicht im stande, in Bezug auf das heilige Abendmahl sich auch nur auf den höheren Standpunkt der reformierten Kirche zu erheben, die doch den sakramentalen Genuß anerkennt. Er bleibt auf dem tiefsten Standpunkt des bloßen Gedächtnismahles. Bei deutschen Theologen wird er damit sich keine Freunde machen, als höchstens bei den Rationalisten.

Aus dem Verlag von Friedrich Jansa, Leipzig, kam uns zu:

„Israel und die Welt“ in Jesaja 40—55. Ein Beitrag zur Ebed-Jahve-Frage, von Henri Roy (Prof. am theol. Seminar der Brüdergemeinde in Gnadenfeld). Die betreff. Abhandlung ist bezeichnet als: Beigabe zum Bericht des theol. Seminariums der Brüdergemeinde in Gnadenfeld, erstattet Ostern 1903 von Dr. P. Kölbing, Dir. Der Bericht selbst ist kurz (fünf Seiten). Die Abhandlung umfaßt 69 Seiten. Preis: 2 Mark.

Der Verfasser steht mit seiner Abhandlung auf der Höhe der wissenschaftlichen Forschung in den Büchern des Alten Testaments. Sein Standpunkt ist kurz der: Deuterojesaja ist ein Prophet der exilischen Zeit. In die Schrift dieses Propheten sind aber andere Stücke eines anderen, noch späteren Propheten eingefügt, die vom leidenden Knecht des Herrn handeln. Es sind die Stücke 51, 1—8; 50, 4—9; 52, 13—53. 12; 42, 1—7; 49, 1—13. Diese Stücke werden von dem Verfasser zuerst behandelt, und das Verhältnis Israels zur Welt darin dargetan; dann folgt Israel und die Welt im übrigen Buch Jes. 40—55; in einem dritten Abschnitt wird „Grundschrift und Ergänzung“ behandelt. Ein Anhang bringt eine Auseinandersetzung mit Giesebrechts Buch „Der Knecht Jahwes des Deuterojesaja.“

Verfasser sieht die spätere gläubige (bekehrte) israelitische Volksgemeinde in dem leidenden Knecht Jahwes, und deutet demgemäß die betreffenden Abschnitte. Er sucht sich zu dem Verständnis aufzuschwingen, wie ein Prophet zu solchen Aussprüchen kommen konnte, wie sie Jes. 53 enthalten. Eine entsprechende sittliche Höhe muß ja freilich von dem Verfasser von Jes. 53 vorausgesetzt werden. Ob aber diese Bemühungen der Forscher um das richtige Verständnis die göttliche Erleuchtung der Verfasser nicht gar zu sehr aus ihrem wissenschaftlichen Kalkül ausscheiden, ist eine Frage, die doch zu bedenken wäre.

Wer an gelehrten, wissenschaftlichen Studien zum Propheten Jesaja seine Freude hat, dem kann die genannte Schrift bestens empfohlen werden. Für die praktische Auslegung für die Christengemeinde ziehen wir Stiers Arbeit über Jesaja 40—66 vor.

Aus dem Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh, kam uns zu:

Möller, Wilh., Diakonus, „Die Entwicklung der alttestamentlichen Gottesidee in vorexilischer Zeit.“ Historisch-kritische Bedenken gegen moderne Auffassungen. 2,80 M. (Beiträge zur Förderung christlicher Theologie. VII., 3.) Inhalt: Einleitung. A. Polydämonismus. a. Heilige Steine. b. Heilige Quellen. c. Heilige Bäume. d. Heilige Tiere. e. Heilige Ahnen. — B. Lokalisation Jahwes auf dem Sinai und im heiligen Land. a. Lokalisation Jahwes auf dem Sinai. b. Lokalisation Jahwes im heiligen Land. — C. Henotheismus und Monotheismus. — D. Ethischer Monotheismus.

Hashagen, Prof. Dr. Fr., „Kirche — Kultur — Staat.“ Beiträge zur Würdigung der Notlage der evangelisch-lutherischen Kirche im modernen deutschen Geben. 2,40 M., geb. 3 M. — Inhalt: Einleitung. — Kirche und Staat. — Der geplante „Evangelische Kirchenbund“ und die zukünftige protestantische deutsche Staatskirche. — Der geplante „Lutherische Kirchenbund“ und die vom Staate getrennte Lutherische Kirche in Deutschland. — Zum Schluß folgt ein Abschnitt: Ergebnisse.

Bornhäuser, Prof. Lic. K., „Wollte Jesus die Heidenmission?“ Eine moderne theologische Frage für die Missionsgemeinde beantwortet. 80 Pf. — In den Missionskreisen wird diese klare und besonnene Schrift gern ge-

lesen werden. Möchte sie auch solchen zur Klarheit verhelfen, welche durch die betreffende Bemerkung im neusten Werke von Prof. Harnack beunruhigt worden sind.

Rabaud, Past. Eduard, „Der heidnische Ursprung des katholischen Kultus.“ Deutsch von G. Lüttgert. 80 Pf. — Zur Orientierung über vieles, was uns am römisch-katholischen Kultus mehr oder weniger fremd ist, vortrefflich geeignet.

Wir müssen wegen Raummangel uns leider versagen, dieses Mal eine genauere Besprechung der genannten Schriften beizufügen, hoffen es aber bald nachholen zu können.

Ferner kam von C. Bertelsmanns Verlag:

„Die Einheit der Genesis.“ Von † W. H. Green, Prof. am theol. Seminar in Princeton, N. J. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. phil. Otto Becher, Pastor in Buffalo, N. Y. Vom Verfasser autorisierte Uebersetzung. Seiten XXXII und 765. Preis: $4.00.

Das Buch enthält zunächst ein Vorwort des Verfassers, in welchem er von vornherein seinen Standpunkt in Bezug auf den sogenannten Pentateuch genau präzisiert. Er hält fest an der mosaischen Autorschaft des Pentateuch. Die Hypothesen der Kritik des Pentateuch hat er in einem anderen Buche „Die höhere Kritik des Pentateuchs“ besprochen, das von demselben Uebersetzer, Dr. Becher (Synodalpastor und bis vor kurzem Präses des New York-Distrikts), übersetzt wurde und schon 1897 bei Bertelsmann in Gütersloh erschienen ist. „In jenem Buch ist nachgewiesen, wie trügerisch und sophistisch das Räsonnement der Kritiker ist und wie falsch und ohne Beweiskraft ihre daraus gezogenen Schlüsse sind.“ Freilich die hochmütige Wissenschaft hat, wie der geehrte Uebersetzer in einem Vorwort des jetzt vorliegenden Buches schreibt, meist nur mit Hohn und Spott oder vornehmer Verachtung geantwortet auf jenes Zeugnis Greens wider die Kritiker. Das hat aber weder den Verfasser noch den Uebersetzer abgeschreckt, dieses Buch, „Die Einheit der Genesis,“ herauszugeben und in die deutsche Sprache zu übersetzen. Der Verfasser gibt sich hier die Mühe, die Urkundenhypothese im Buch der Genesis Schritt für Schritt zu verfolgen und nachzuweisen, auf welche mutwillige Verdrehung oder sonstige Mißhandlung des Textes die meisten von den Kritikern erdachten Schwierigkeiten zurückzuführen sind. Der Leser findet hier „eine kritische Untersuchung der Genesis; von Anfang bis zu Ende ist Kapitel für Kapitel und Abschnitt für Abschnitt einer sorgfältigen Prüfung unterzogen. Dabei ist der Verfasser bemüht, den Leser mit den verschiedenen herrschenden kritischen Ansichten bekannt zu machen.“ „Ohne irgend welche Mühe zu scheuen, haben wir genau neben einander gehalten und frei und offen konstatiert, was zur Verteidigung der Hypothese von ihren tüchtigsten und hervorragendsten Verfechtern bei jedem Abschnitt geltend gemacht worden ist.“ „Indem der Verfasser bestrebt war, mit unbestechlicher Redlichkeit und Wahrhaftigkeit auch dem Gegner gegenüber, die beiderseitigen Erwägungen und Gründe darzulegen, hat er doch aus seiner eigenen felsenfesten Ueberzeugung kein Hehl gemacht, wo es gilt, zwischen dem durch Schrift und Tradition verbürgten alten Glauben und der Teilungshypothese der modernen Kritiker zu wählen.“

Wir glauben, der Verfasser hat der großen Zahl von Bibelgläubigen, Pastoren und Laien, welche durch die Hypothesensucht der hochmütig absprechenden Kritik in ihrem Urteil verwirrt und unsicher gemacht worden

sind, einen sehr dankenswerten Dienst geleistet. Die Kritik hat auf ihrem Terrain leider ein leichtes Spiel. Es erfordert ein Lebensstudium, um in den Originalschriften und den Schriften der Kritiker sich so einzuleben, daß man im stande ist, sich ein selbständiges Urteil zu bilden. Dazu sind aber wohl 90% aller Theologie Studierenden weder im stande, noch geneigt, sich darauf einzulassen. Sie also müssen sich auf das Urteil der Sachverständigen verlassen. Wenn nun die negativen Kritiker in bekannter Bescheidenheit sich als die alleinigen Sachverständigen gebärden und als die alleinigen Vertreter der Wissenschaft jeden niederschmettern, der es wagt, ihrer Hypothesensucht auch nur den leisesten Zweifel gegenüber zu stellen, so muß es in der Tat dankbar anerkannt werden, wenn ein Mann wie Dr. Green den Ueberzeugungsmut hat, einer hochmütigen Zunft gegenüber zu treten und ihr seine Gegengründe in einem so gründlichen Werke wie das vorliegende Schritt für Schritt entgegen zu halten. Hier wird der Leser nicht mit der Keule der „Wissenschaft" niedergeschmettert, sondern er wird in den Stand gesetzt, selbst zu sehen, welche Art von Wissenschaft in der höheren Kritik ihr Wesen — besser Unwesen — treibt und in frivolem Leichtsinn den Glauben der Bibelgläubigen untergräbt und erschüttert, und die Urkunden zersetzt und auseinanderreißt, so daß bald kein Vers mehr bleibt, wo nicht die Spürnasen der Kritiker die Kompilation aus zwei oder drei verschiedenen Quellen wittern.

Die Uebersetzung ins Deutsche ist wohl gelungen und trägt nicht wie so oft die Spuren englischer Urschrift an sich. Wir wünschen dem Buch eine reiche Verbreitung im Kreis unserer Synode.

Vom Verlag von C. H. Beck, München, kam uns zu:

Baum, Fr. und Geyer, Chr. Dr.: „Kirchengeschichte für das evangelische Haus." 3. Aufl. Mit 600 Textabbildungen und zahlreichen Beilagen. München 1902, erschienen in fünf Lieferungen @ 2.20 M.

Nicht um es uns leicht zu machen, sondern um dem Leser ein wirklich sachverständiges Urteil von kompetenter Seite zu bieten, wollen wir hier mitteilen, was Pastor Jordan-Warendorf (im Theol. Lit. Ber., Beweis des Gl.) über das vorliegende Buch schreibt.

Wir haben hier wirklich eine Kirchengeschichte für das deutsche evangelische Haus, ein treffliches Lesebuch für Theologen und Nichttheologen, für junge und alte in unsern gebildeten Christenhäusern. Den Ergebnissen der *wissenschaftlichen* Forschung ist sorgfältig Rechnung getragen. Der evangelische Standpunkt tritt kräftig hervor. Aber auch dem Gegner widerfährt die ihm gebührende Gerechtigkeit. Das *theologische* Urteil zeigt bei aller positiven Gesamthaltung eine sehr erfreuliche Weitherzigkeit. Keine Parteischablone trübt den Blick. Licht und Schatten werden gleichmäßig verteilt. Vgl. z. B. die Beurteilung der Orthodoxie des 17. Jahrhunderts oder der Hengstenberg-Stahlschen Periode im 19. Jahrh. Auch in der Beurteilung der außerkirchlichen und außerlandeskirchlichen Geistesbewegungen verrät sich ein freier Geist. Nur Rom und dem Ultramontanismus gegenüber führt der Verfasser eine scharfe Klinge. Dabei ist die Klippe, die gerade in unserer schulmeisterlichen Zeit drohte, die Kirchengeschichte in einzelne Lebensbilder aufzulösen, glücklich vermieden: nicht nur die großen Persönlichkeiten, nein, auch die geschichtlichen Tatsachen und Entwicklungen in der ganzen Wucht ihrer Erscheinung werden gewürdigt. Kult,

Lehre, christliches Leben, kirchliche Kunst erhalten ihre eingehende Darstellung. Von großem Werte sind die zahlreichen wörtlichen Zitierungen aus den Quellen, die auf diese Weise auch für den Nichttheologen nicht mehr bloße tote Namen bleiben, sondern Fleisch und Blut gewinnen. Die Darstellung selbst ist flott und liest sich gut, in abgerundeten Lebensbildern, mit Zurücktreten des lediglich Lehrhaften. Der künstlerische Schmuck wie die bildliche Ausstattung überhaupt ist reich, überreich, aber — und das ist sehr anerkennenswert — sorgfältigst und feinsinnig ausgewählt, so eine vortreffliche Begleitgabe des Textes, gleich instruktiv wie erfreuend. Gerade sie fordert einen besonders herzlichen Dank des Lesers gegenüber der rührigen Verlagsbuchhandlung.

Wir können dieses prächtige Buch unseren Pastoren, Lehrern und Studenten in unseren Lehranstalten und den gebildeten Familien in unseren Gemeinden aufs beste empfehlen. Brüder, die sich durch Bücherverkaufen in den Vakanzen eine Einnahme sichern wollen, dürften besonders in gebildeten und christlich gesinnten Kreisen mit diesem Buch viel Segen stiften.

Unsere Wechselblätter.

Aus Deutschland bekommen wir eine Anzahl Wechselblätter, auf welche hinzuweisen wir nicht versäumen wollen.

Die „Neue kirchliche Zeitschrift“, herausgegeben von Prof. W. Engelhardt, erscheint monatlich, je fünf Bogen stark, zum Preis von 2.50 M. vierteljährl. Sie hat fortgesetzt gediegene Artikel, die tief eingreifen ins theologische Wissen. Zur Frage nach dem Glauben; Beiträge zur Entstehungsgeschichte des Pentateuchs; Sola fide, nunquam sola. Die christliche Willensfreiheit. Altchristliche Sagen über das Leben der Apostel. Beachtenswerte Predigten eines Benediktiners. — Das sind die Artikel im April- und Maiheft d. J.

Die „Katechetische Zeitschrift“ von Pastor Aug. Spanuth, erscheint im 6. Jahrgang und bringt anregende Artikel über Fragen, die dem Jugendunterricht und Katechese betreffen.

Von demselben Verlag kommt auch die stets tüchtig redigierte Zeitschrift: „Der Türmer“, aus dessen Inhalt wir nachfolgend einiges beifügen:

„Der Türmer“. Monatschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber J. E. Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mk., einzelne Hefte 1 Mk. 50 Pfg. (Stuttgart, Greiner und Pfeiffer.)

Aus dem Inhalt des April-Heftes: Kaiser und Bekenner. Von E. J. Frhrn. von Grotthuß. — Golgatha. Gedicht von Erwin Schmidhuber. — Son Altesse. Novelle von Herman Bang. — Der Runenberg. Von Ludwig Tieck. — Eine neue Geschichte Friedrichs des Großen. Von H. D. — Was uns not tut. (Evangelische Kirche.) Von Chr. Rogge. — Die Religion der alten Babylonier. Von Dr. Berkenbusch. — Impressionisten und Neo-Impressionisten. Von Eberhard Kraus. — Dramatische Profile. Von Felix Poppenberg. — Aus trüben Tagen. — Ein Mittel zur Erkennung des Scheintodes. — Zur Friedensbewegung. Von Gersch und von B. — Türmers Tagebuch: Des Kaisers Kritiker. Nebel. „Deutsche Hunde.“ Ein Dichterwort. — Hugo Wolf. Von Dr. Karl Storck. — Kunstbeilage: Die Apostel Petrus und Johannes zum Grabe des Herrn eilend. Von Eugène Burnand. (Photogravüre.) — Notenbeilage: Alles endet, was entstehet.

Komponiert von Hugo Wolf. Dichtung von Michelangelo. Wer weiß wo. Komponiert von G. Vollerthun. Dichtung von D. v. Liliencron.

Aus dem Inhalt des April-Heftes: Kaiser und Bekenner. Von C. J. Dr. Georg Sydow. — Son Altesse. Novelle von Herman Bang. (Fortsetzung.) — Bayreuth und sein Parsifal. Betrachtungen zu Richard Wagners 90. Geburtstage (22. Mai 1903). Von Hans von Wolzogen. — Christuslieder. Gedichte von Lorenz Krapp-Bamberg. — Ludwig Tieck. Zum Gedächtnis seines fünfzigjährigen Todestages (28. April). Von Max Koch. — Größe. Von Ralph Waldo Emerson. — Mit dem Tornister. Feldzugserinnerungen eines Infanteristen aus dem Jahre 1870 von L. Rückert. Von O. Umfrid. — Wohin führt uns Emerson? Von Fritz Lienhard. — Wilbrandts „Timandra". Von Felix Poppenberg. — Sonntagskinder. — Magazinitis. Von St. — Zur Friedensbewegung. Von Alfred H. Fried. — Eine Nahrungspflanze des Wassers. Von Aug. Reinhardt. — Türmers Tagebuch: Krieg im Frieden. — Bohème oder Volkskunst. Von K. St. — Kunstbeilagen: Iphigenie. Von Franz Staffen. (Photogravüre.) Zwei Bilder aus Franz Staffen: 15 Bilder zu Richard Wagners „Parsifal". — Notenbeilage: Ungarische Phantasie. Komp. von Gaal Ferencz.

Eine wertvolle Bereicherung unserer Wechselblätter ist die Hinzufügung der nachstehend genannten:

Die Studierstube von Dr. Jul. Böhmer (auch aus dem Verlag von Greiner & Pfeiffer). Wir haben schon in letzter Nummer, S. 239, darauf hingewiesen, und müssen heute uns wieder auf das dort Gesagte beziehen, um uns kurz zu fassen.

Glauben und Wissen von Dr. phil. E. Dennert, Verlag von Max Kielmann. Stuttgart. Diese seit Januar d. J. erscheinende neue Monatsschrift (zwei Bogen stark) kostet per Jahr 5 Mark. Das Blatt kündigt sich als „volkstümliche Blätter zur Verteidigung und Vertiefung des christlichen Weltbildes." Das Blatt soll die christliche Weltanschauung verteidigen gegen alle Angriffe im Kampf um den Glauben, und zeigen, daß sie das moderne Wissen nicht zu scheuen hat. Eine stattliche Anzahl gut bekannter Autoren haben dem Blatte ihre Mitwirkung zugesagt. Der Prospekt kündigte an:

Heft 1 enthält: Wissensmacht — Glaubensmacht (Dennert). — Was heißt modernes Geistesleben? (Pfennigsdorff). — Heidnische Weissagungen auf den Messias (Hommel.) — Altchristliche Kunst und alt-christlicher Glaube (Kurth). — Sind wir für den Himmel geboren, so sind wir für die Erde verloren (Steude). — Die Duchoborzen (Grützmacher). — Freunde, im Raum wohnt das Erhabene nicht (Ratzel). — Zeugen Gottes in Wissenschaft und Kunst. — Umschau in Zeit und Welt (Dennert). — Antworten auf Zweifelsfragen. — Apologetische Rundschau: 1. Zeitschriften, 2. Bücher. — Bibliothek. — Anzeigen.

Die nächsten Hefte werden u. a. voraussichtlich folgende Artikel bringen: Die Berechtigung der Entwicklungslehre (Dennert). — Der Bienenstaat (Gerstung). — Die Bibel und die babylonische Litteratur (König). — Der berechtigte Kern des Spiritismus (Franke). — Die Ueberwindung des Pessimismus durch die Liebe (Froehlich). — Wissen und Glauben (Goebel). — Der sittliche Einfluß des Handels auf die Völker (Hassert). — Zuchtwahl und Humanität (Hennig). — Plato, ein Zeuge Gottes (Holtey-Weber). —

Die neueren Anschauungen über den Stoff. — Kraft, Energie, Arbeit (Orschiedt). — Monismus und Dualismus (Portig). — Der Lauf der Weltgeschichte und die Vorsehung. — Die Entwicklung nach dem Tode (Riemann). — Ueber Euckens Fundamentierung der Religion. — Naturwissenschaft und Weltanschauung (Siebert). — Die Persönlichkeit Gottes. — Gibt es eine Offenbarung? (Steinmann.) — Die in der Völkerentwicklung wirksamen Kräfte. — Die Religion der großen Geschichtschreiber des 19. Jahrhunderts (Stenger). — Das Christentum auf der Anklagebank. — Kleine Skizzen (Steude). — Musik und Weltanschauung (Wellmer). — Warum die höchsten Fragen vom Glauben entschieden werden? (Werner). — Die Herrschaft des Pantheismus (Wohlhaupt). — Das Wider und Für der Gottesbeweise (Schwarzkopff).

Diese hochinteressante Zeitschrift geht, wie schon der Prospekt andeutet und die seitdem erschienen Nummern des Blattes zeigen, hauptsächlich auf naturwissenschaftliche Fragen und Fragen der Geschichtsforschung ein und sucht die Unhaltbarkeit der gegen das Christentum aufgestellten Lehren und Hypothesen nachzuweisen.

Sie ist namentlich solchen zu empfehlen, die mit gebildeten Zweiflern und Kritikern viel zu tun haben, oder selbst angefochten sind in ihrem Glaubensleben durch den heutigen Stand der Natur- und Geschichtsforschung.

„Die Wartburg" erscheint in J. F. Lehmanns (München) Verlag als eine Wochenschrift, zum Preis von ca. 5 Mark. Das Blatt erscheint jetzt im 2. Jahrgang und ist das „Organ der Los von Rom-Bewegung". Die „Studierstube" urteilt über das Blatt wie folgt:

Die Wartburg (München, Lehmann), das Organ der Los von Rom-Bewegung, beginnt soeben ihren zweiten Jahrgang. „Das Blatt hat tatsächlich einem dringenden Bedürfnis entsprochen, stellte es sich doch die schöne Aufgabe, das deutsche Volk und die Regierungen in einer Zeit, wo es als höchste Weisheit gilt, in Ehrfurcht vor einem Römer den Rücken zu beugen, auf die furchtbare Gefahr aufmerksam zu machen, die uns durch den immer kühner und rücksichtsloser nach politischer Macht strebenden Ultramontanismus erwächst. Daß die Wartburg nicht verhetzend, sondern in ihrer schlichten Sachlichkeit versöhnend, die Herzen gewinnend wirkt, geht daraus hervor, daß sie nicht nur von Protestanten, sondern auch von vielen Katholiken gerne gelesen wird, wie ja auch zahlreiche Katholiken ständige Mitarbeiter sind. Hier kann man sich über das Fortschreiten der evangelischen Bewegung auf der ganzen Welt unterrichten, die Triebkräfte des Ultramontanismus und die wahren Absichten des politischen Katholizismus kennen lernen, die geschichtliche Entwicklung der Reformbewegung und die Heilswahrheiten des evangelischen Glaubens in ihrer ganzen Reinheit und Tiefe erfassen kann." Der Preis beträgt vierteljährlich 1 Mark. — In der Januar-Nummer des zweiten Jahrgangs schreibt der Herausgeber, Superintendent Dr. Meyer in Zwickau: „Das innerliche Recht zu dem Kampf, der gegen den Papismus im Interesse unseres Volkes und im Namen der christlichen Religion zu führen ist, wird durch das Wort des großen Theologen Schleiermacher bezeichnet: „Die evangelische Kirche kann mit gutem Gewissen dahin streben, die Reformation über alle germanischen Völker als die ihnen eigentlich angemessene Form des Christentums zu verbreiten."

Wir wünschen dem Blatt viele Leser in unserem Synodalkreis.

Magazin

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 5. Band. St. Louis, Mo. September 1903.

Ist der „Presbyter" Johannes eine Erfindung des Euseb?

Von P. G. Brändli.

Erwin Preuschen urteilt über den Charakter der Schriften und der Persönlichkeit des Eusebius von Cäsarea in der neuesten Auflage der Prot. Real-Enzyklopädie[1]): „Ueber die Glaubwürdigkeit der Kirchengeschichte ist heute kaum noch ein Streit. Jeder neue Fund, der auf diesem Gebiete gemacht worden ist, hat aufs neue bestätigt, *wie gewissenhaft, umsichtig und verständnisvoll Eusebius die Schätze der Bibliotheken von Cäsarea und Jerusalem*[2]) *für seine Zwecke ausgebeutet hatte.* — — Und wo wir die Möglichkeit noch besitzen, Eusebius bei seiner Arbeit zu belauschen, da ergibt sich, daß er sorgfältig verfuhr. Bei seinen historischen Exzerpten aus unhistorischen Werken, wie den Büchern des Irenäus, hat er nichts von Belang übersehen. Ein solcher Mann wiegt etwas in einer Zeit, da die Barbarei in breiten Strömen in die Kirche einzudringen begann. — — *Er ist nicht, wie man annahm, zum Fälscher geworden*, und auch die pia fraus war ihm fremd. — — Dem ganzen orbis christianus hat er allein die Kunde von der Jugendzeit der christlichen Kirche erhalten. Heilig gesprochen wurde er nicht. — — Ein Heiliger ist er nicht gewesen, *wohl aber ein treuer Mensch, der sein Pfund nicht vergrub.*" — In ähnlich günstiger Weise urteilten schon Kurz[3]) und Hase[4]) über Person und Werk dieses ersten Kirchenhistorikers.

Nach einigen Aeußerungen in unserem Theologischen Magazin[5]) hätte freilich Eusebius dieses ihm gespendete Lob nicht verdient. Er wäre zum mindesten ein sehr zweifelhafter Charakter, und mit der Zu-

---

1) Vgl. a. a. O. 5, S. 614, 617 f.
2) h. e. VI, 20, 1.
3) Vgl. Kurz, Handbuch der allg. K. G. 2, I, 1, § 125, 10; 1858.
4) Hase, K. G., 11. Aufl. 1886. S. 15.
5) Magazin, Januar und März, 1903, S. 12 f.; 86.

verlässigkeit seiner Schriften könnte es auch nicht weit her sein. Denn er hat „zwei verschiedene Johannes konstruiert“, obschon er wissen mußte, daß es nur einen Mann dieses Namens in Asien gegeben hatte, und zwar den Apostel! „Damit ist der gute Eusebius einfach unter die Fälscher gegangen.“ — Bei dieser Betrachtungsweise bleibt aber völlig dunkel, was denn den guten Eusebius sollte bewogen haben, zwei Johannes zu konstruieren, obschon „die alte Tradition nur von einem Johannes bei Papias“ wußte. Um einen Mann schlechtweg als „Fälscher“ zu brandmarken, besonders wenn er nicht in der Lage ist, sich selber zu rechtfertigen, dazu sollte man triftige Gründe anführen. Eusebius muß sich aber dieses Kompliment gefallen lassen, nur auf den einen Grund hin: „An der einen Stelle setzt er Apostel für Jünger, an der anderen aber nicht.“

Hören wir, was Eusebius selber zunächst gegen diese Verdächtigung vorzubringen hat.

1. Seine Auslegung des Papiaszitates.

Irenäus nennt einmal in seinem großen Werk wider die Häresien den Papias “Joannis auditor”.[6] Eusebius hat in seiner Kirchengeschichte[7] jene Stelle aus Irenäus wörtlich zitiert, und fügt dann diesem Zitat folgende Bemerkung bei: „so zwar Irenäus, Papias selbst läßt aber doch in der Einleitung zu seinen Schriften durchblicken, daß er selber keineswegs Augen- oder Ohrenzeuge der heiligen Apostel gewesen sei, sondern lehrt, daß er das Glaubensgut von deren Schülern überkommen habe.“ Unmittelbar hieran schließt er des Papias eigene Worte, die das beweisen sollen, was er eben gegen Irenäus geltend machte.[8] Dieses vielumstrittene Papiasfragment lautet, in möglichst engem Anschluß an den griechischen Wortlaut: „Ich will nicht zögern für dich, sowohl was ich einst den Presbytern richtig erfahren, als auch richtig im Gedächtnis bewahrt habe, den Erklärungen beizufügen, um deren Richtigkeit zu bekräftigen . . . .[9]) Wenn aber gerade einmal auch irgend ein Anhänger der Presbyter kam, so forschte ich mit Fleiß nach den Mitteilungen der Presbyter; was Andreas oder was Petrus sagte, oder was Philippus, oder was Thomas oder Jakobus, oder was Johannes oder Matthäus oder irgend ein anderer Jünger des Herrn —

6) Iren. V, 33, 4.

7) h. e. III, 39, 1 ff.

8) Vgl. Magazin, l. c. S. 12, wo der griech. Text (nach Zahn) nur sehr lückenhaft gegeben ist. In unserer Uebersetzung der betreffenden Stelle, die wir wiedergeben, so weit sie für unsere Frage in Betracht kommt, folgen wir Dindorfs Rezension, die von Zahns Text nur in unwesentlichen Punkten abweicht.

9) Das ist offenbar der Sinn von *διαβεβαιούμενος ὑπὲρ αὐτῶν ἀλήθειαν*. Denn *ὑπὲρ αὐτῶν* kann nur auf das vorangehende *ἑρμηνείας* bezogen werden. Für seine Erklärungen der Herrenworte dienen dem Papias die beigefügten Zeugnisse der Presbyter als Bestätigung.

ebendasselbe,[10]) was auch Aristion und der Presbyter Johannes, die Jünger des Herrn, mitteilen. Denn nicht war ich der Meinung, daß das aus Büchern geschöpfte mir so viel nütze, wie das durch persönlichen und dauernden Verkehr Empfangene.[11])

Papias, der die mündliche Ueberlieferung dem geschriebenen Wort bei weitem vorzieht, will eben aus dieser mündlichen Tradition absolute Zuverlässigkeit nachweisen für seine Erklärungen der Herrnworte. Aus diesem Grunde fügt er seinen eigenen Ausführungen auch das bei, was er einstmals selber von den Presbytern, d. h. den alten Apostelschülern, erfahren hat. Doch, etwa als Zeugnis zweiten Ranges,[12]) teilt er auch noch das mit, was er gelegentlich von Anhängern der Presbyter, vermittelst eifriger Nachfrage, an Mitteilungen derselben in Erfahrung bringen konnte. Dieses gründliche Forschen hatte aber ein ganz bestimmtes Ziel im Auge. Nicht, was die Presbyter im allgemeinen mitteilten, hatte für Papias Interesse, weder als er selber sie hörte, noch als er andere ausfragte, was sie von ihnen gehört haben. Sondern, als Apostelschüler waren diese Presbyter imstande, Worte der Apostel mitzuteilen, und darauf hatte es Papias abgesehen, sowohl, als er selber noch mit den Presbytern verkehrte, wie wenn er gelegentlich deren Anhänger darüber ausfragte, was ein Andreas oder ein Petrus u. s. w. gesagt haben. Das, was Papias wissen wollte, konnten diese ja nur von jenen Presbytern erfahren haben, welche die Apostel selber gehört hatten. Durch diesen persönlichen und andauernden Verkehr mit Apostelschülern und deren Anhängern hatte sich Papias allmählich einen Schatz von Apostelworten erworben, von dem er endlich in seinem Werk den bereits erwähnten Gebrauch machte. Mit Aristion und dem Presbyter Johannes muß Papias zur Zeit der Abfassung seiner Bücher noch in Verkehr gestanden haben, denn er erwähnt ihrer in ganz anderer Weise als jener Presbyter, von denen er redet wie einer, der in vergangene Zeiten zurückschaut (*ὅσα ποτὲ...ἔμαθον*). Auch seine Nachforschungen bei deren Anhängern gehören der Vergangenheit an (*ἀνέκρινον*). Ob diese Männer noch leben oder bereits gestorben sind, das sagt Papias nicht ausdrücklich. Doch geht aus seinen Worten so viel deutlich hervor, daß der persönliche Verkehr zwischen ihm und ihnen damals,

---

[10]) *ἅ τε—λέγουσιν* ist hier aufgefaßt als das, was es nach den Regeln der Grammatik einzig sein kann, nämlich als Relativsatz. So ist die Konstruktion zwar sehr schwerfällig, aber der Sinn ist trotzdem durchaus nicht zweifelhaft, für den papianischen Stil sind wir eben nicht verantwortlich.

[11]) *παρὰ ζωσης φωνῆς καὶ μενούσης*, wörtlich: „Durch lebendige Stimme und dazu andauernde!" Die menschliche Stimme, das Wort, ist das Mittel zum persönlichen Verkehr. Der Grieche liebt die konkrete Ausdrucksweise, wo wir oft ein Abstraktum vorziehen.

[12]) Vgl. *εἰδέ που καὶ*—dieses *καὶ* beweist unwiderleglich, daß hier eine neue, von den eben genannten Presbytern deutlich unterschiedene Kategorie von Gewährsmännern des Papias aufgeführt wird. Seine Ueberlieferung hat er also teilweise erst aus dritter Hand.

als er schrieb, aufgehört hatte. Anders verhält es sich mit Aristion und dem Presbyter Johannes, welche Papias zuletzt nennt; denn sie reden noch; mit ihnen steht er noch in persönlichem Verkehr (λέγουσιν). Mit dem Relativsatz, (ἅ τε—λέγουσιν), den er zuletzt noch dem indirekten Fragesatz anreiht, kommt er also von den Zeugen der Vergangenheit auf die Zeugen der Gegenwart zu sprechen, und zwar so, daß er noch konstatiert, das Zeugnis dieser stimme mit dem Zeugnis jener überein. Was er früher von den Presbytern selber erfahren, und gelegentlich auch von den Anhängern erforscht hat, d. h. von diesen ihm überlieferte Aussprüche der Apostel, — es ist „das nämliche, was auch Aristion und der Presbyter Johannes, die Jünger des Herrn, mitteilen." Mit anderen Worten: Das Zeugnis der Gegenwart stimmt überein mit dem der Vergangenheit.[13])

Was will nun Eusebius mit dem Zitat dieser Papiasworte, deren Sinn wir zunächst einfach aus dem Wortlaut, den Eusebius uns überliefert hat, festzustellen suchten? Zunächst ist es seine deutlich ausgesprochene Absicht, eine nach seiner Meinung unbegründete Anschauung des Irenäus richtig zu stellen, der den Papias einen „Hörer des Johannes" nannte. Die bescheidene und vorsichtig prüfende Art, wie er das tut, läßt den gediegenen Historiker erkennen, der für jedes behauptete Faktum Belege verlangt, und wo diese sich nicht finden, die Behauptung als fraglich zurückweist, selbst wenn sie von einem Irenäus herkommt.

Nachher stellt er aber auch noch anderweitige Betrachtungen an über die zitierten Worte des Papias. Und auch dabei geht er ganz systematisch zu Werke. Zunächst konstatiert er, daß der Name Johannes zweimal vorkomme, was niemand leugnen kann. Es fällt ihm auf, daß dieser Name das erste Mal unter lauter Namen von Aposteln steht, und er zieht daraus den Schluß, daß hier damit nur der Evangelist gleichen Namens gemeint sein könne. Ebenso fällt ihm auf, daß das zweite Mal der Name Johannes nicht unter Apostelnamen eingereiht ist, daß ihm ferner Aristion vorangeht, und überdies, als unterscheidendes Merkmal, der Beiname Presbyter hinzugefügt ist. Dieser Tatbestand, den noch niemand in Abrede gestellt hat, ist dem Eusebius sehr wichtig. Denn nachdem er denselben ganz einfach konstatiert hat, fährt er fort: „So wird hiemit auch

---

13) Daß eine Beziehung besteht zwischen dem ἅ τε—λέγουσιν und dem vorhergehenden ὅσα ποτὲ — — ἔμαθον ist unverkennbar. Beide Relativ-Pronomina bezeichnen das nämliche Objekt, dessen genauere Bestimmung erst aus dem Zusammenhang klar wird: verba ipsissima der Apostel. — Daß ἅ τε—λέγουσιν nicht Fragesatz sein kann, sondern als Relativsatz aufgefaßt werden muß, läßt sich erweisen aus jedem guten griechischen Wörterbuch; vgl. z. B. Passow s. v. ὅς A 7, wo bestritten wird, daß dieses Relativum je die Bedeutung von τίς oder τί hat; oder jeder maßgebenden Grammatik; vgl. Koch, Griech. Gram. § 110, 2, Anm. 2, wo für unsern Fall die Möglichkeit eines Fragesatzes völlig ausgeschlossen ist.

die Erzählung derjenigen als wahr erwiesen, die gesagt haben, daß zwei in Asien den gleichen Namen hatten, daß auch in Ephesus zwei Grabmäler seien, und beide noch jetzt nach einem Johannes genannt werden." — An diesen Befund schließt er noch die Bemerkung, daß nun die Apokalypse von denen, welche sie dem Apostel absprechen, schlechterdings nur noch diesem anderen zugesprochen werden könne, da sie unter dem Namen eines Johannes überliefert sei.[14])

Eusebius kennt also eine Erzählung von zwei Männern, die in Asien gelebt und beide Johannes geheißen haben; ferner von zwei Grabmälern in Ephesus, deren jedes dem Andenken eines Johannes galt. Nun sieht er in der papianischen Unterscheidung des Apostels und Presbyters Johannes einen Beleg für die Wahrheit dieser Erzählung. — Und daß er nicht einfach aus dieser einen zitierten Papiasstelle zwei verschiedene Johannes herauskonstruiert hat, das beweisen ferner seine Worte da, wo er sagt, Papias selber bekenne, die Worte der Apostel von den Nachfolgern empfangen zu haben, aber behaupte, des Aristion und des Presbyters Johannes Ohrenzeuge gewesen zu sein.[15]) Seine eigenen Worte lauten: „Mit häufiger, namentlicher Anführung derselben (d. h. des Aristion und des Presbyters Johannes) bringt er in seinen Schriften Ueberlieferungen[16]) von ihnen." Und etwas später sagt er noch genauer: „Er überliefert aber auch in seiner Schrift andere Diegesen der Herrnworte von dem vorher erwähnten Aristion, sowie Ueberlieferungen vom Presbyter Johannes.[17]) Aus alledem sehen wir, daß Eusebius mit allem Bewußtsein, und gestützt auf gute Gründe, unterscheidet zwischen dem Apostel und dem Presbyter Johannes. Er geht nicht die verschlungenen Pfade des Fälschers, sondern den offenen und ehrlichen Weg des ernsten Forschers. Aus seinem Zeugnis geht deutlich hervor, daß der Presbyter Johannes bei ihm nicht das Produkt mehr oder weniger geistreicher Kombination ist, sondern eine durch historische Zeugnisse wohl beglaubigte Tatsache; nicht aus den Worten des Papias künstlich abgeleitet, sondern durch dieselben nur bestätigt.

[14]) Obiges ist eine gedrängte Reproduktion von h. e. III, 39, 5. 6.

[15]) Euseb markiert hier den Gegensatz, daß Papias nach seinem eigenen Zeugnis zwar die Apostel nicht selber gehört hat, denn ihre Aussprüche sind ihm von anderen überliefert worden, wohl aber mit Aristion und dem Presbyter Johannes verkehrt hat, was Papias wirklich behauptet, wie wir bereits aus der richtigen Auffassung seiner Worte erkannt haben.

[16]) παραδόσεις kann an sich sowohl schriftliche Aufzeichnungen, wie auch mündliche Mitteilungen bezeichnen. In diesem Zusammenhang kann aber nur das letztere damit gemeint sein. Denn Papias hat in seinen Schriften auch die mündlichen Mitteilungen von Apostelschülern aufgezeichnet, vgl. h. e. 39, 2. 4. 7. 8, und ganz besonders 11; wo ausdrücklich bemerkt wird, daß Papias ἐκ παραδόσεως ἀγραφου geschöpft habe, was eben mündliche Mitteilung ist. Und darin liegt die Beweiskraft der Ausführungen Eusebs. — Mündliche Mitteilung empfing Papias nach seinen eigenen Worten nicht von den Aposteln, wohl aber von deren Schülern, die er Presbyter nennt, und gelegentlich auch noch von den Anhängern dieser letzteren.

[17]) h. e. III, 39, 7. 14.

Wohl nennt Irenäus den Papias einen Hörer des Johannes. Und daß er damit den Apostel meint, ist kaum zweifelhaft. Aber, woher weiß er das? Offenbar meint er, aus den Schriften des Papias, die er namhaft macht, das heraus gelesen zu haben. Aber es ist doch sehr leicht möglich, daß Irenäus, der die Schriften des Papias, nicht mit dem kritischen Auge des Historikers durchforschte, sondern daran lediglich sein dogmatisches Interesse befriedigte, irrtümlicherweise den papianischen Presbyter Johannes mit dem Apostel gleichen Namens identifizierte. Papias war nach seinem eigenen Zeugnis ein Hörer des Presbyters Johannes! Diesen verwechselt Irenäus, dem es in seinem dogmatischen Werk bei jener hingeworfenen Notiz nicht auf historische Genauigkeit ankommen konnte, mit dem Apostel Johannes. Natürlich ist das nicht absichtliche Fälschung, sondern einfach ein Versehen.

Eusebius, der erste gründliche Forscher der christlichen Aera, der seine Quellen ernst nahm als Historiker, und dem unter seinen Nachfolgern lange Zeit keiner an Gründlichkeit und Treue in der Benutzung der Quellen auch nur annähernd gleich kam, — dieser Eusebius empfängt dafür, daß er das Versehen des Irenäus richtig stellt, und triftige Gründe für seine andere Auffassung anführt, statt des wohlverdienten Dankes den Titel „Fälscher".[18])

[18]) Es ist ganz unglaublich, in welch gehässiger Weise Zahn, der Gewährsmann für jene Aeußerungen in unserem „Magazin", den Euseb zu einem ganz gemeinen Fälscher zu stempeln sucht, während er dem Rufin, der in seiner latein. Uebersetzung der Kirchengeschichte des Euseb sich offenkundige Fälschungen hat zu Schulden kommen lassen, ein Kränzchen windet. Ob Rufin mit Absicht oder aus Unverstand die Kirchengeschichte Eusebs solcherweise „bearbeitet" (Zahn) hat, sei dahingestellt.

Wir begnügen uns mit einer kleinen Blumenlese aus Zahns Artikel: Johannes der Apostel, in P R E 3, 9, S. 272 fff. um die Art seiner Polemik gegen Euseb zu beleuchten. Er gibt sich viel Mühe, das ruhige und sachliche Urteil Eusebs aufzubauschen zu einem „kühnen Widerspruch gegen das von ihm verschwiegene Zeugnis des Irenäus." — Völlig sinnlos ist seine Behauptung: „Er erkannte an, daß die Lehre des Papias, welche dieser in wenigen Zeilen dreimal οἱ πρεσβύτεροι und niemals Apostel nennt, gleichwohl Apostel seien," um so sinnloser, als einige Zeilen weiter der Nachweis folgt, daß die Fehler der eusebianischen Exegese des Fragmentes damit beginnen, daß Eusebius in Abrede stelle, daß Papias mit den Aposteln verkehrt habe. Um den Papias sagen zu lassen, was er eben nicht sagen will, bedient sich Zahn der Gleichung: „Presbyter=Jünger Jesu oder Apostel"; und behauptet darauf hin, Euseb stehe mit seiner Anschauung „im offenen Widerspruch gegen die eigenen Worte des Papias." Man weiß wirklich nicht, worüber man sich mehr wundern soll, über die Naivetät, mit welcher ein Gelehrter, wie Zahn, einem die Gleichung zumutet: Presbyter=Jünger Jesu oder Apostel (ein Naturforscher könnte mit eben so viel Witz wie Recht sagen: Mensch=Säugetier oder Buschneger) oder darüber, daß er auf Grund dieser ganz willkürlichen Gleichung den Euseb, der da nicht mitmacht, zum Fälscher stempelt. Das Papiasfragment, wie Euseb es uns überliefert hat, spricht entschieden gegen eine solche Gleichung. Erst Rufin, der den Text des Papius gefälscht hat, setzt da, wo Papias sagt: παρηκολουθηκίας τις τοῖς πρεσβυτέροις, **aliquis ex his, qui secuti sunt apostolos**, und wo Papias einfach sagt: Ἀριστίων καὶ ὁ πρεσβύτερος Ἰωάννης οἱ τõν κυρίου μαθηταὶ, da setzt er flugs: **Aristion vel Joannes Presbyter caeterique discipuli domini.** — In diesen willkürlichen Aenderungen Rufins, die er am

Es fehlt uns aber auch nicht an sonstigen deutlichen Spuren, die darauf hinweisen, daß Eusebius die Geschichte von den beiden Johannes nicht einfach erfunden hat. In seiner Kirchengeschichte zitiert er nämlich viel später ein Werk des Dionysius von Alexandrien,[19] der ein Zeitgenosse des Origenes und seit 247—8 Bischof von Alexandrien war.[20] Er führt daselbst die eigenen Worte des Dionysius an, der von der Apokalypse behauptet, es finde sich darin kein einziges von den charakteristischen Selbstzeugnissen des Evangeliums und der Briefe des Johannes; ihr Verfasser nenne sich einfach: „unsern Bruder und Mitgenossen und Zeugen Jesu." Johannes, der Apostel, möge manchen Namensvetter gehabt haben, wie z. B. jenen Johannes mit dem Zunamen Markus, der aber kaum als Verfasser der Apokalypse in Betracht kommen könne, da er nicht nach Asien gekommen sei. „Einen anderen hingegen mein ich von solchen, die in Asien waren, da ja auch, wie es heißt, zwei Grabmäler in Ephesus sind, und beide nach einem Johannes genannt werden." Dieser andere Johannes gilt dem Dionysius aller Wahrscheinlichkeit nach als der Verfasser der Apokalypse.[21]

Also schon Dionysius, der bereits 50 Jahre tot war, als Eusebius Bischof von Cäsarea wurde, hat die Kunde von einem anderen asiatischen Johannes, dessen Grabmal in Ephesus ist, und dem er mit guten Gründen, wie er meint, die Apokalypse zuweist, die er dem Apostel Johannes abspricht.

Und endlich, wie verhält es sich mit Hieronymus, der nach Zahn ebenfalls wider Eusebius zeugen soll? Hieronymus war ohne Zweifel der gelehrteste und belesenste Mann seiner Zeit. Leider aber finden wir bei ihm auch nicht die mindeste Spur von der besonnenen Kritik des Eusebius. Fleißig sammelt er ein reiches Material in seinen Schriften, wie und wo er es findet, und überläßt die Arbeit des Sichtens, des Ausscheidens des Wertlosen vom Wertvollen denen, die dazu besser befähigt sind als er. So finden wir in seinen Stoffansammlungen eine

---

Texte des Papias, wie Euseb ihn überliefert hat, vornimmt, ist allerdings der Gedanke enthalten, den nun Zahn als die einzig richtige Deutung der Papiasworte vorführt. — Aber erstens ist eine Text f ä l s c h u n g nicht eine Deutung desselben, und zweitens schließt der u n g e f ä l s c h t e Papiastext diese Deutung aus. Die Gleichung: P r e s b y t e r = A p o s t e l findet sich v o r dem Falschmünzer Rufin bei keinem kirchlichen Schriftsteller.

Euseb hat nach Zahn ferner „richtig erkannt", daß Papias persönliche Jünger Jesu dreimal „Presbyter" genannt habe. Die Quelle dieser Erfindung hat Zahn uns leider nicht entdeckt. Nach allem Gesagten wissen wir auch, was wir von der weiteren Behauptung Zahns zu halten haben, der Glaube an die Existenz eines vom Apostel unterschiedenen Presbyters Johannes beruhe „l e d i g l i c h a u f e i n e r i m 4. J a h r h u n d e r t v e r s u c h t e n A u s l e g u n g e i n e r e i n z i g e n i m A n f a n g d e s 2. J a h r h u n d e r t s g e s c h r i e b e n e n Z e i l e."

Mit solchen Machtsprüchen ist der Wissenschaft wenig geholfen, es bleibt ihr eben nichts anderes übrig, als über solche Ausbrüche von wissenschaftlichem Größenwahn einfach zur Tagesordnung weiterzugehen.

19) Es ist das zweite Buch des Dionysius *περὶ ἐπαγγελιῶν*; h. e. VII, 25.

20) Vgl. Harnack in P R E 3, 4, 686.

21) Obige Darstellung gründet sich auf Euseb, h. e. VII, 25, 13—17.

bunte Mischung von Wahrheit und Dichtung. Dieser Hieronymus nun sagt in seinen Lebensbeschreibungen berühmter Männer, daß die beiden kleinen Johannesbriefe dem „Presbyter Johannes" zugeschrieben werden, „dessen anderes Grabmal noch heute gezeigt wird." — Später nennt er Papias "Joannis auditor"; und es ist ohne weiteres klar, daß er das einfach dem Irenäus nachspricht. Im gleichen Zusammenhang bringt er denn auch den Namenkatalog des Papiasfragmentes, und hier zeigt sich, wie genau er mit seiner Auffassung desselben mit Eusebius übereinstimmt. Denn unmittelbar darauf folgen die Worte: „Und hieraus erhellt, nämlich eben aus dem Namenkatalog, daß es ein anderer Johannes ist, der unter den Aposteln aufgeführt wird, als der Presbyter Johannes, den er nach Aristion aufzählt." Dann erwähnt er noch einmal die Meinung, welche von sehr vielen geteilt wird, daß die zwei letzteren Briefe des Johannes nicht vom Apostel, sondern vom Presbyter gleichen Namens stammen.[22]) Und Hieronymus bezeugt es ausdrücklich, daß er hier nicht einfach seine Privatmeinung zum besten gibt, sondern daß seine Aussagen sich auf eine gut beglaubigte Tradition gründen (opinionem, quam a plerisque retulimus traditam).

Der Presbyter Johannes spielt also tatsächlich in der altkirchlichen Tradition, von Papias an bis hinunter ins fünfte Jahrhundert eine nicht unbedeutende Rolle. Nur kritische Gewalttat ist imstande, ihn als ein Phantom zu erklären, das sein Dasein lediglich einer Geschichtsfälschung des Eusebius verdanke. Zahn hat in seinem kritischen Feldzug gegen den Presbyter Johannes es nicht an glänzendem Scharfsinn fehlen lassen. Aber selbst die scharfsinnigsten Konbinationen können historische Tatsachen nicht aus der Welt schaffen. Wenn ein Forscher wie Zahn nun gegen Harnack die Authentie des Johannesevangelium zu behaupten, Eusebius zum Fälscher stempeln will, so ist das eine ebenso bedauernswerte Verirrung, wie wenn Harnack, trotz aller Wucht der äußeren Bezeugung, die er gut genug kennt, dieses Evangelium dem Presbyter Johannes zuschreibt.

2. Das Presbyteramt in der alten Kirche.

Es erübrigt nun noch den Nachweis zu erbringen,[23]) daß die Bezeichnung „Presbyter" schon zur Zeit des Papias (der etwa 162 gestorben ist) als Amtstitel gebräuchlich war.

Wir beginnen diese an sich schon interessante Untersuchung mit der Erwähnung einer allgemein zugestandenen Tatsache. Die ersten Christengemeinden, insbesondere die judenchristlichen, verblieben zuerst noch im Verband der jüdischen Synagoge.[24]) In der jüdischen Synagoge spielen aber die Aeltesten (= Presbyter) eine hervorragende

[22]) Vgl. zu diesen Ausführungen Hieron. de vir. ill. capp. 9. 18.

[23]) Dieser Nachweis wird gefordert „Magazin" a. a. O., S. 13.

[24]) Den unwiderleglichen Beweis hierfür bilden Stellen wie Act. 9, 2; 22, 19; 26, 11 und dazu die crux interpretum Jak. 2, 2.

Rolle. Die hierarchische Oberhoheit über Israel hatte in der nachexilischen Zeit das Synedrium in Jerusalem immer fester in seine Hand genommen. Zur Zeit Jesu bildete es die höchste richterliche Instanz, und in Glaubenssachen ging seine Machtbefugnis weit über die Grenzen Palästinas hinaus. Dieses Synedrium setzt sich zusammen aus den Priestern, Schriftgelehrten und Aeltesten;[25]) sein Vorsitzender ist jeweilen der fungierende Hohepriester. Von den Aeltesten, die als Glieder des Synedriums ihren Sitz in Jerusalem hatten, sind zu unterscheiden die Aeltesten von Ortsgemeinden,[26]) die zusammen mit den Synagogenvorstehern[27]) ein Kollegium bildeten, das über Ordnung und Zucht in den Synagogen wachte. Also überall, wo die Juden ihre Synagogen hatten, finden wir auch ihre Aeltesten. Und für die ersten Christengemeinden, die zuerst im engsten Anschluß an die jüdische Synagoge, wenigstens der äußeren Form nach, ihr neues Glaubensleben betätigten, war es nur natürlich, , daß, als sie infolge der Unduldsamkeit der Juden[28]) sich von der Synagoge trennen mußten, sie die Formen für ihre Gemeindeverfassung aus dem Judentum mit herübernahmen. So finden wir auch bei den Christen, gleichzeitig mit dem selbständigen Bestand ihrer Gemeinden, die Aeltesten (= Presbyter) als Gemeindebeamten; zuerst in Jerusalem[29]) und dann auch in heidenchristlichen Gemeinden.[30]) Das Presbyteramt in der christlichen Kirche ist also ebenso alt, wie diese Kirche selbst.

Der Amtscharakter der Presbyter, schon im apostolischen Zeitalter, wird so deutlich, als es in Gelegenheitsschreiben möglich ist, betont, z. B. 1 .Tim. 5, 17. 19; Tit. 1, 5, vgl. mit V. 7; 1. Petr. 5, 1 ff.; Jak. 5, 14.[31])

25) Diese Zusammensetzung des Synedriums ergibt sich aus dem Vergleich folgender Stellen: Mt. 26, 59 vgl. V. 3. 57; und dazu die Parallele Mk. 14, 55, vgl. V. 53. 43. — Danach sind auch zu beurteilen Stellen wie: Mt. 16, 21; 21, 23; 28, 11. 12; Luk. 20, 1; 22, 52; Act. 4, 5 f. 8; 6, 12; 24, 1.

26) Im Neuen Testament begegnen wir diesen nur einmal ganz zufällig Luk. 7, 3. 5. — Daß dieses Institut von Stadtältesten aber schon bald nach dem Exil eingerichtet wurde, beweist Esra 10, 14; und für eine spätere Zeit: Judith 6, 16. 21; 7, 23; 8, 10; 10, 6; 13, 12.

27) Luk. 8, 41. 49; 13, 14; Act. 14, 5.

28) Daß die Initiative zur Trennung nicht von den Christen ausging, beweist auch der Umstand, daß Paulus mit seiner Missionstätigkeit stets in den jüdischen Synagogen den Anfang machte; und daß immer der Haß der Juden gegen die Christen zum Bruch führte, vgl. Act. 24, 12 und dazu 9, 20 Damaskus; 13, 5. 14. 43 Salamis und Antiochia; 14, 1 Ikonium; 18, 4 Korinth; 18, 19. 26 Ephesus, auch 19, 8. 9.

29) Act. 11, 30; 15, 2 ff.; 16, 6; 21, 18.

30) Act. 14, 23; 20, 17; Tit. 1, 5.

31) Wir finden schon im N. T. auch den Namen ἐπίσκοπος ganz parallel mit πρεσβύτερος. Aber es ist wohl nur der letztere Name als eigentlicher Amtsname zu fassen, während ἐπίσκοπος das dem Presbyter übertragene Amt nur näher charakterisiert: sie sind die Aufseher, die zu wachen haben über christliche Zucht und Ordnung in den Gemeinden. Vgl. Act. 20, 17 mit V. 28; Tit. 1, 5 mit V. 7; 1. Tim. 3, 2 mit 5, 17 und Phil. 1, 1.

Nach dem bisherigen Ergebnis unserer Untersuchung wäre es höchst befremdlich, wenn sich in der Litteratur der nachapostolischen Zeit bis zum Anfang des dritten Jahrhunderts der Presbytername als Amtstitel nicht nachweisen ließe. Das älteste Schriftstück dieses für uns in Betracht kommenden Zeitraums ist der Brief des Clemens von Rom, der Ausgangs des ersten Jahrhunderts geschrieben ist, (nicht später als 93—97). Da, wo er auf die christliche Gemeindeordnung zu reden kommt, führt er dieselbe zurück auf die Apostel Jesu Christi, von denen er sagt: „Durch Länder und Städte predigend setzten sie ihre Erstlinge ein.... zu Bischöfen und Diakonen.“ Daß diese Ausdrücke lediglich gewählt sind im Anschluß an Jes. 60, 17, zeigt die Art, wie diese Stelle unmittelbar darauf zitiert wird. Etwas später fährt Klemens fort: „Unsere Apostel erkannten.... daß Streit entstehen möchte wegen der Würde des Bischofsamtes,[32]) darum setzten sie die Vorhergenannten ein, und erließen später eine Verordnung, daß nach ihrem Hinscheiden andere bewährte Männer deren Dienste (*λειτουργίαν*) empfingen. Die nun von jenen (d. h. den Aposteln) oder später von anderen namhaften Männern mit Zustimmung der gesamten Gemeinde Eingesetzten..... diese aus dem Dienst zu stoßen halten wir für Unrecht!“ — Klemens rühmt von ihnen, daß sie fleckenlos und fromm die ihnen übertragenen Ehren des Bischofsamtes[33]) gewahrt haben.

Welchen Amtsnamen gibt aber nun Klemens diesen so schnöde Behandelten? Er nennt sie Presbyter![34]) Im Blick auf die eingerissene Unordnung, daß treue, im Dienst erprobte Männer aus Amt und Würden gestoßen wurden, ruft er aus: „Glückselig die Presbyter, die bereits ihren Lauf vollendet haben,.... denn sie müssen nicht fürchten, daß man sie aus dem ihnen zubereiteten Ort verstoße. Wir sehen nämlich, daß ihr etwelche, die gut wandelten, aus dem ihnen anvertrauten Dienst gestoßen habt“ (44, 5. 6). Klemens findet kaum den rechten Ausdruck, die Schändlichkeit zu brandmarken, die darin liegt, „sich zu empören wider die Presbyter“ (46, 6); und er fordert die Urheber dieser Unordnung auf, freiwillig zurückzutreten, „nur damit die Herde Christi Frieden habe, samt den eingesetzten Presbytern[35]) (54, 2). Und endlich verlangt er einfach von den Aufrührern: „unterwerfet euch

---

[32]) *ἐπὶ τοῦ ὀνόματος τῆς ἐπίσκοπῆς.*

[33]) *τὰ δῶρα τῆς ἐπισκοπῆς.*

[34]) Vgl. überhaupt: I Clem. ad Cor. 42, 4 mit 44, 1 ff.; ferner 1, 3; 3, 3; 21, 6; 47, 6; 54, 2; 57, 1. Bischof ist bei Klemens nicht der Amtsname. Diesen Ausdruck braucht er nur einmal, im engen Anschluß an Jes. 60, 7; sonst findet sich bei ihm dieser Titel nur noch 59, 3 von Gott. Zweimal redet er von der *ἐπισκοπή* 44, 1—4; er meint damit das Wächter- oder Aufseheramt, dessen Träger er stets *πρεσβύτεροι* nennt.

[35]) *μετὰ τῶν καθεσταμένων πρεσβυτέρων.*

den Presbytern" (57, 1), indem er darauf hinweist, daß es ihnen besser sei, in der Herde Christi, ihrem wahren Wesen entsprechend, klein erfunden zu werden, als infolge von Selbstüberschätzung von der Christenhoffnung ausgeschlossen zu werden.

Von hier aus werden dann auch die mehr vorbereitenden Mahnungen des Klemens verstanden werden müssen. Er fordert z. B. einmal: „wandelt nach den Gesetzen Gottes, indem ihr euch euren Vorgesetzten unterstellt und den Presbytern in eurer Mitte die schuldige Ehre erweist!" (1, 3). Ein andermal ruft er in heiligem Zorn aus: „Also haben sich erhoben die Ehrlosen wider die Ehrwürdigen, die Ruhmlosen wider die Angesehenen, die Unverständigen wider die Verständigen, die jungen Leute wider die Presbyter"[36]) (3, 3). Klemens tadelt dies als ein Abweichen von den Gerechtsamen der Befehle Gottes. Dem entgegen mahnt er sehr nachdrücklich: „Unsere Vorgesetzten sollen wir achten, die Presbyter ehren! (21, 6).

Als Ergebnis fassen wir zusammen: Klemens redet von Presbytern, die teils noch von den Aposteln, teils von anderen namhaften Männern, mit Zustimmung der gesamten Gemeinde, in ihr Amt eingesetzt worden waren. Bereits verstorbene Presbyter preist er selig, im Gegensatz zu den noch lebenden, die aus dem ihnen rechtmäßig anvertrauten Amt gestoßen wurden, obgleich sie die Ehre desselben rein und fromm wahrten. Das Amt nennt Klemens ἐπισκοπή, den Träger dieses Amtes πρεσβύτερος.

Nicht ganz zwanzig Jahre später hat Ignatius, der um 115 den Märtyrertod starb, seine acht Hirtenbriefe geschrieben,[37]) und zwar auf seiner Reise nach Rom, wo er auf Trajans Befehl den wilden Tieren vorgeworfen werden sollte.

Bei ihm finden wir schon eine deutlich ausgeprägte, nach bestimmten Rangstufen gegliederte Hierarchie. Die höchste Stelle nimmt der Bischof ein; er ist die leitende Persönlichkeit in der Gemeinde, angetan mit der höchsten Autorität. Zwar tritt mit ganz ähnlicher Würde das um ihn gescharte Presbyterkollegium auf, und als dritte Kategorie in der hierarchischen Stufenleiter folgen die Diakonen.

Nichts, was das christliche Leben angeht, darf unternommen werden ohne die Genehmigung des Bischofs und der Presbyter, doch wird dem Bischof der höhere Rang zuerkannt vor den Presbytern, denn sie haben seiner Meinung zuzustimmen, auch werden sie ermahnt, ihn zu ehren; während die Gemeindeglieder hinwiederum nicht nur dem Bischof untertan sein sollen, sondern ebensowohl den Presbytern und Diakonen. Diese drei bilden eine unzertrennliche Einheit. Wie nämlich

---

36) Aus dieser Stelle ist zu ersehen, daß das Presbyteramt ausschließlich den bejahrten Männern in den Gemeinden anvertraut war, woher es auch seinen Namen hatte.

37) Es sind die Briefe an die Epheser, Magnesier, Trallianer, Römer, Philadelphier, Smyrnäer, an Polykarp und die Philipper.

in der Kirche nur ein Altar ist, so auch nur ein Bischof, samt seinem Presbyterkollegium und den Diakonen. Ohne den Bischof und sein Presbyterkollegium verdient eine Kirche den Namen nicht! Ohne den Bischof, das Presbyterkollegium und die Diakonen kann man nichts mit reinem Gewissen tun![38])

Man kann fragen, wie es kam, daß in der kurzen Zeit zwischen Klemens und Ignatius der Episkopat sich zu der Autorität entwickeln konnte, wie er hier als bestehend vorausgesetzt wird. Offenbar lag das im Bedürfnis der Gemeinden begründet. Die Apostel, die ersten natürlichen Leiter der Gemeinden, waren allmählich weggestorben. Und an ihre Stelle traten nun die Bischöfe, wohl aus dem Kreis der Presbyter erwählt, während das Presbyterkollegium den engsten Kreis der vertrauten Berater des Bischofs bildete, dem sich noch die Diakonen zugesellten, die in Kirche und Gemeinde mehr untergeordnete Dienstleistungen verrichteten. Daß der Bischof gewöhnlich aus dem Kollegium der Presbyter gewählt wurde, scheint sich aus einer Stelle zu ergeben ad Magn. III, 1), wo als Ausnahmefall erwähnt wird, daß einer trotz seiner Jugend, um seiner besonderen Begabung willen, als Bischof ordiniert worden sei, und daß die Presbyter eben wegen seiner Vorzüge ihm willig den hohen Platz eingeräumt haben. — Für unsere Frage aber wichtig und entscheidend ist die Beobachtung, daß trotz dem sehr bald ausgeprägten und dominierenden Episkopat das Presbyteramt nicht in Wegfall kam, sondern als eine besondere Stufe der Hierarchie neben dem Bischofsamt seinen Platz behauptete.[39])

Der Hirte des Hermas, der jedenfalls nicht nach 150 geschrieben ist, bietet verhältnismäßig wenige Anhaltspunkte. Doch ist soviel klar, daß bei ihm Bischofsamt und Presbyteramt identisch sind.[40]) Er wäre also ein Zeuge dafür, daß, als er schrieb, die bestimmte hierarchische Ordnung, wie wir sie bei Ignatius kennen lernten, insbesondere das starke Hervortreten des Episkopates über das Presbyterium, noch nicht überall in der Kirche sich durchgesetzt hatte. Ihm gelten noch die Presbyter als die Vorgesetzten, die den ersten Platz in der Gemeinde einnehmen. Wo er einmal von Bischöfen redet, weist er ihnen ganz die nämliche Stellung und Aufgabe zu wie denen, die er sonst Presbyter nennt. Der Name Bischof charakterisiert diese Männer eben mehr nach der Seite des ihnen anvertrauten Dienstes: sie haben das Aufseheramt in den Gemeinden, sie wachen über christliche Zucht und Ordnung. „Die Apostel, Bischöfe, Lehrer und Diakone," von denen die ersteren bereits entschlafen sind,

[38]) Magn. 3, 1; Philad. provem; Polyc. 6, 1; Eph. 2, 2; 4, 1; 20, 2; Trall 2, 1 f.; 3, 1; 7, 2.

[39]) Vgl. zu den bereits angeführten Stellen bei Ignatius noch folgende: Trall 2, 2. 3; 13, 2; Magn. 13, 1; Philad. 4; 7, 1; 10, 2; Smyrn. 8, 1; 12, 2.

[40]) Stellen, die hier in Betracht kommen, sind vis. 2, 2, 3 mit 3, 9, 7 f.; ferner 3, 1, 8; 2, 4, 2. 3. — Hiermit ist zu vergleichen: vis. 3, 5, 1. In Sim. 9, 27, 2 ist ἐπίσκοποι adjektivisch zu οἱ πιστεύοντες zu ziehen, kommt also für unsere Frage nicht in Betracht.

während die übrigen noch leben — „sie üben die Aufsicht, lehren und dienen," und sie tun das „rein und fromm an den Heiligen Gottes." Die Presbyter nennt er „die, welche der Kirche vorstehen;" ein andermal sagt er: „Zu euch rede ich, den Leitern der Kirche, die ihr die ersten Plätze inne habt;" von der den Presbytern zuerkannten Würde zeugt auch das Wort: „Laßt die Presbyter zuerst Platz nehmen!" — Also auch hier bezeichnet Presbyter einen Mann, der ein kirchliches Amt hat.

Etwa ins letzte Drittel des zweiten Jahrhunderts fällt das Irenäus-Schriftwerk wider die Häresieen. Auch bei ihm finden wir bestätigt, was der bisherige Gang unserer Untersuchung dargetan, daß die Bezeichnung Presbyter Amtstitel ist. Der Presbytername findet sich bei ihm häufig.[41] Auch wo sein lateinischer Uebersetzer vielleicht aus Liebhaberei "seniores" dafür sagt, stand im griechischen Original πρεσβύτεροι.[42] Zwar finden wir bei ihm auch den Namen Bischof, und zwar ganz im Sinn des Ignatius als Ausdruck der höchsten hierarchischen Gewalt.[43] Doch finden sich bei ebenso häufig andere Stellen, wo die Linie zwischen Bischof und Presbyter eine ziemlich fließende zu sein scheint,[44] ja er setzt Presbyter manchmal einfach für Bischof.[45] Wir können demnach schon hier konstatieren, daß für Irenäus der Name Presbyter ein ebenso volltönender Amtstitel ist, wie die Bezeichnung Bischof. Weitere Zeugnisse werden uns das noch bestätigen. Denn da, wo er redet von sämtlichen Presbytern in Asien, welche mit Johannes, dem Jünger des Herrn und teils

41) Auffallend ist, daß in unserem „Magazin" a. a. O., S. 13, Anm. 16, nur eine Stelle aus Irenäus als Beleg für dessen Sprachgebrauch herausgegriffen wird, und zwar gerade eine solche, aus der wir für den Sprachgebrauch in diesem Stück nichts lernen können. Denn „dicunt presbyteri apostolorum disciputi" sagt nur, daß es damals unter den Presbytern noch Apostelschüler gab. Ueber ihre Stellung in der Kirche ist damit nichts ausgesagt, und darauf kommt es doch gerade an!

42) Vgl. z. B. 2, 22, 5 lat.: seniores; griech. πρεσβύτεροι nach Eusëb, h. e. III, 23, 3.

43) Vgl. III, 3, 1: qui ab apostolis instituti sunt episcopi in ecclesiis . . . et successores eorum usque ad nos. — III, 3, 2 rühmt er von der römischen Kirche: habet ab apostolis traditionem . . . per successiones episcoporum pervenientem usque ad nos etc. III, 3, 4 nennt er den Polykarp Smyrnis episcopus. V, 20, 1 erwähnt er episcopi, quibus apostoli tradiderunt ecclesias.

44) Vgl. IV, 26, 2: presbyteris obaudire oportet, his qui successionem habent ab apostolis; IV, 26, 5: tales presbyteros . . . apud quos est ea quae est ab apostolis ecclesiae successio.

45) Den Polykarp, welchen er III, 3, 4 episcopus nennt, bezeichnet er im Brief an Florin, Eus. h. e. V, 20, 7: ἐκεῖνος ὁ μακάριος καὶ ἀποστολικὸς πρεσβύτερος. — Ferner vgl. V, 20, 1 mit 2, wo die gleichen Männer, die zuerst episcopi genannt werden, nachher ohne weiteren Kommentar als presbyteri eingeführt werden.

noch mit anderen Aposteln[46]) verkehrt haben, kann Presbyter nur *unterscheidender Amtstitel* sein. Er nennt diese Presbyter Schüler der Apostel,[47]) und denkt sie offenbar, wie er das von Polykarp ausdrücklich bezeugt, als *von den Aposteln selber in ihr Amt eingesetzt*.[48]) Da dem Irenäus überaus daran gelegen ist, nachzuweisen, daß nicht auf Seiten der Häretiker, sondern *in der Kirche, der er angehörte*, die reine apostolische Tradition bewahrt worden sei, so versteht sich schon hieraus, daß er dem Zeugnis solcher Männer besonders Gewicht beilegt, die entweder selber noch mit den Aposteln verkehrt hatten (wie Polykarp) oder doch Zeitgenossen derer waren, die Apostelschüler gewesen sind (wie z. B. Irenäus selber). Aber was gab dem Zeugnis dieser Männer seine besondere Kraft? Eben ihre angesehene Stellung, die sie in der Kirche einnahmen. Es hat manche gegeben, die mit dem Herrn und seinen Aposteln, oder später mit Apostelschülern verkehrt haben, aber die Zeugen, die Irenäus aufführt, standen *in Amt und Ansehen in der Kirche*. Ihr Zeugnis ist von vornherein über allen Zweifel erhaben. Von den Aposteln ist ihnen, wenigstens teilweise, der Dienst an den Gemeinden übertragen. *Der amtliche Charakter, den sie an sich tragen*, das macht die häufige Berufung auf solche Männer, die noch mit den Aposteln selbst, oder doch mit deren Schülern Umgang hatten, erst verständlich nach ihrer tiefgreifenden und umfassenden Bedeutung.

Was Irenäus sonst gelegentlich über diese Presbyter sagt, bestätigt diese Annahme vollkommen, denn er fordert *unbedingten Gehorsam* gegenüber den Presbytern in der Kirche. Denn sie sind die *Amtsnachfolger der Apostel* (successionem habent ab apostolis). Mit dieser Nachfolge im Hirtenamt sei ihnen auch die Gnadengabe der Wahrheit anvertraut, nach dem Wohlgefallen des Vaters. — Zwar kennt er auch Presbyter, die ihren eigenen Lüsten fröhnen, und darum das nicht sind, wofür sie gehalten werden. — Den wahren Presbytern aber, welche die Lehre der Apostel hüten, und mit dem *Presbyter-Rang* (presbyterii ordine, wörtlich: Orden des Presbyterkollegiums) eine gesunde Predigt und makellosen Wandel verbinden, denen muß man anhangen. *Solche Presbyter hegt und pflegt die Kirche; bei ihnen ist die von den Aposteln überkommene Amtsnachfolge; sie wa-*

---

[46]) II, 22, 5: *πάντες οἱ πρεσβύτεποι...οἱ κατὰ τὴν 'Ασιάν 'Ιωάννῃ τῷ τοῦ κυρίου μαθητῇ συμβεβληκότες....*quidam autem eorum non solum Joannem, sed et alios apostolos viderunt; oder V, 33, 3 presbyteri . . . qui Joannem discipulum domini viderunt.

[47]) V, 5, 1 *οἱ πρεσβύτεροι τῶν ἀποστόλων μαθηταί.* V, 36, 1 f. presbyteri apostolorum discipuli; III, 3, 4 apostoli et horum discipuli, vgl. außerdem IV, 27, 1; IV, 32, 1.

[48]) III, 3, 4 und dazu Act. 14, 23; 20, 17. 28; Tit. 1, 5.

chen über unseren Glauben, sie legen uns die Schriften richtig aus![49])

Kann der Amtscharakter der Presbyter deutlicher und unmißverständlicher hervorgehoben werden als es hier geschieht? Und dieses Resultat wird nur bestätigt, wenn wir in etlichen Zitaten des Irenäus bei Eusebius sehen, wie derselbe den Polykarp, und dann auch die römischen Bischöfe einfach Presbyter heißt.[50]) Wenn er die römischen Bischöfe vor Viktor aufzählt und zwar mit Namen, und sie nennt „die Presbyter, welche vor dir der Kirche vorstanden, die du nun leitest“ — so kann kaum ein Zweifel aufkommen, über die amtliche Bedeutung, die dem Presbyternamen auch hier zukommt.

Ueberall also, wo wir nachprüfen können bei Irenäus, der in gewissem Sinn noch als Zeitgenosse des Papias gelten kann, sehen wir, daß „die Presbyter“ nicht einfach die ältere Generation, etwa noch die apostolische, im Gegensatz zur nachapostolischen, sind, sondern Männer, die in der Kirche mit den höchsten Aemtern und Ehren betraut waren.[51])

Wir haben also von der apostolischen Zeit bis auf Irenäus eine fast ununterbrochene Reihe von Zeugen dafür, daß die Bezeichnung Presbyter als Amtstitel in Gebrauch war. Mag das Amt, das durch diesen Namen bezeichnet war, im Lauf der Zeiten verschiedene Modifikationen erlitten haben, mag dieser Name auch nicht immer nur ausschließlich ein bestimmtes Amt umschlossen haben, ein Presbyter-Amt gab es eben immer in der Kirche während der für uns in Frage kommenden Periode. In der apostolischen und unmittelbar nachapostolischen Zeit wurde das Presbyteramt allerdings vorwiegend den bejahrten Männern in den Gemeinden vertraut. Als sich dann verhältnismäßig früh der Primat des Bischofs herauszubilden begann, blieb neben dem Bischof das Presbyterkollegium bestehen, dem Bischof fast gleich an Ehren geachtet. Und da die überwiegende Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß in der Regel der Bischof aus dem Presbyterkollegium hervorging, so erklärt sich hieraus ganz natürlich, wie für ihn auch schlechtweg die Bezeichnung „Presbyter“ konnte in Anwendung kommen. — In allen den genannten Fällen aber, und das ist, worauf es hier ankommt, ist Presbyter nicht ein persönlicher, sondern ein Amtstitel.

Somit wäre also auch nach dieser Seite hin Eusebius gerechtfertigt, indem die Möglichkeit eine Presbyters Johannes zur Zeit

---

49) Iren. IV, 26, 2—5.

50) Vgl. Irenäus im Brief an Florin h. e. V, 20, 4: *οἱ πρὸ ἡμῶν πρεσβύτεροι*, was er § 5, 6 sogleich auch auf Polykarp von Smyrna bezieht. Ferner im Brief an Viktor in Rom, h. e. V, 24, 14, 15: *οἱ πρὸ Σωτῆρος πρεσβύτεροι, οἱ προστάντες τῆς ἐκκλησίας ἧς σὺ νῦν ἀφηγῇ....οἱ πρὸ σοῦ πρεσβύτεροι.*

51) Vgl. Irenäus über den Presbyter Polykarp: *λαμπρῶς πράσσοντα ἐν τῇ βασιλικῇ αὐλῇ.*

des Papias erwiesen ist. Wir gehen aber noch einen Schritt weiter und fordern von denen, die den Eusebius wegen seiner Auslegung jener Papiasstelle zum Fälscher stempeln wollen, auch nur eine einzige klare Belegstelle aus der Litteratur der zwei ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung beizubringen, welche den Nachweis erbringt, daß jemals ein Apostel namentlich angeführt, und mit dem Zunamen Presbyter, sei es in Anbetracht des grauen Altertums, dem er angehört, oder des Amtes, das er verwaltet hat, bezeichnet wurde.[52]) Ehe das geschieht, haben wir, neben einigen direkt historischen Zeugnissen für das Vorhandensein eines Presbyters in Asien mit Namen Johannes, von dem wir allerdings sonst nicht viel wissen, auch noch das indirekte Zeugnis, welches zu Gunsten des Eusebius spricht, daß in der alten Kirche ein Apostel nie Presbyter genannt wurde, sondern daß zwischen beiden eine scharfe Grenzlinie gezogen ist, die nie überschritten worden ist.[53])

Eusebius ist nicht unter die Fälscher gegangen, sondern als vorurteilsfreier Geschichtsforscher konnte er die Worte des Papias, die er anführt, nicht anders verstehen, als er sie in jenen Auseinandersetzungen, die wir besprochen haben, erklärte. Alle Achtung vor Zahns Gelehrsamkeit und Scharfsinn. Aber mit seiner Gleichsetzung von Apostel und Presbyter Johannes hat er eben, was man auch sonst hie und da bei ihm beobachtet, weit neben das Ziel geschossen.

Die Schlußgebote.

Von P. Fritz Hahn.

Bei der Untersuchung, ob das 9. und 10. Gebot lutherischer Zählung wirklich zwei oder ob sie bloß ein Gebot sind, wird es zunächst darauf ankommen, den Begriff des Begehrens festzustellen und erst dann die Objekte des Begehrens daraufhin zu betrachten, ob sie derartig verschieden sind, daß sie eine Trennung und Verteilung auf zwei selbständige Gebote rechtfertigen, oder ob sie ihrer Natur nach eine Zusammenfassung in ein Gebot mit Notwendigkeit fordern.

---

52) Stellen wie Irenäus II, 22, 5; IV, 26, 2 ff.; V, 5, 1. 33, 3; 36, 2 (*οἱ πρεσβύτεροι*—quidam, autem eorum non solum Joannem, sed et alios apostolos viderunt. — presbyteros — apud quos . . . est ab apostolis ecclesiae successio — *οἱ πρεσβύτεροι τῶν ἀποστόλων μαθηταί.*— presbyteri . . . qui Joannem discipulum domini viderunt. — presbyteri apostolorum discipuli —) beweisen, wie genau zwischen Presbyter und Apostel unterschieden wurde. Zu vergleichen ist hierzu Iren. bei Euseb h. e. V, 24, 13. 15, wo auch die Bischöfe der röm. Kirche Presbyter genannt werden, oder V, 20, 4, wo Zeitgenossen der Apostel diesen Namen haben. Nie wird ein Apostel zugleich Presbyter genannt.

53) Außer in ganz vereinzelten Fällen von Aposteln selber; daß es andere getan haben, müßte eben trotzdem erst bewiesen werden. (Vgl. 2. 3. Joh.; und 1. Pet. 5, 1.)

A. Begriff des Begehrens.

1. Meinungen früherer Theologen.

Luther spricht sich in den Predigten über die zehn Gebote vom Jahre 1519 folgendermaßen über die Schlußgebote aus: „Wie mich dünket, wird in diesen zweien Geboten verboten selbst der Zunder und die unüberwindliche Begierlichkeit, die in unserer Natur steckt, ja selbst die Wurzel der bösen Gedanken; daß also im 6. und 7. Gebote des Herzens Verwilligung, Zeichen der Glieder, Worte des Mundes und Werke des bösen Leibes verboten wird, hier aber auch selbst die ersten Regungen, zugleich neben dem Zunder und Wurzel als deren Ursprung. Denn wir müssen also rein werden, ehe wir in das Himmelreich kommen, daß auch keine böse Regung, noch die Wurzel, die zum Bösen neiget, mehr in uns sei, sondern eine vollkommene Gesundheit des Leibes und der Seelen, daß wir von allen Lüsten rein seien; daß doch nicht geschiehet in diesem und stehet auch nicht in unserer Gewalt. Denn wer mag sich rühmen, daß er ein rein Herz habe? Wer mag auslöschen das grimmige Feuer der bösen Lust, das also tief in unseren Gliedern stecket, daß auch der heil. Paulus, Röm. 7, 23. 24 klaget wider dieses Gesetz der Glieder und Gesetz der Sünden. Wir zähmen unsere Ohren, Augen und alle Sinne von außen, daß die Sünde nicht in uns herrsche: aber die böse Lust mag niemand dämpfen."

Luther bezieht hiernach die Schlußgebote auf die concupiscentia originalis und die sogenannten primi motus, wogegen ihm im 6. und 7. Gebot die concupiscentia actualis verboten erscheint.

In seinem großen Katechismus (1529) sagt er dagegen, des Nächsten Gut begehren heißt: „Danach stehen und es ihm abwendig machen ohne seinen Willen, und ihm nicht wollen gönnen, das ihm Gott bescheret hat. — Also lassen wir diese Gebote bleiben in dem gemeinen Verstand, daß erstlich geboten sei, daß man des Nächsten Schaden nicht begehre, auch nicht dazu helfe noch Ursach gebe, sondern ihm gönne und lasse, was er hat, dazu fördern und erhalte, was ihm zu Nutz und Dienst geschehen mag, wie wir wollen uns getan haben, also daß er sonderlich wider die Abgunst und den leidigen Geiz gestellet sei, auf daß Gott die Ursach und Wurzel aus dem Wege räume, daher alles entspringet, dadurch man dem Nächsten Schaden tut, darum er's auch deutlich mit den Worten sagt: Du sollst nicht begehren u. s. w. Denn er will fürnehmlich das Herz rein haben, wie wohl wir's, so lange wir hier leben, nicht dahin bringen können, also daß dies wohl ein Gebot bleibet, wie die anderen alle, das uns ohne Unterlaß beschuldigt und anzeigt, wie fromm wir für Gott sind."

Wir ersehen also, Luther hat in der Zwischenzeit sich gründlich geändert. Jetzt faßt er das Begehren nicht mehr als die Ursache und Wurzel aller Sünden, d. h. als concupiscentia originalis, sondern als die Ursach und Wurzel aller Sünden, dadurch man

dem Nächsten Schaden tut; er versteht also darunter Wollust, Gier nach des Nächsten Gut, Abgunst und Geiz. Davon wollen die Schlußgebote das Herz reinigen.

Melanchthon bezieht die Schlußgebote sowohl auf die c. orig. wie act.; doch sagt er nicht, ob beide Gebote beides verbieten oder ob das eine die c. orig., das andere die conc. act. verbiete, d. h. die c. cum consensu. Er sagt nämlich in seinen locis: Das 9. und 10. Gebot ist aber hinzugefügt, damit wir wissen, daß uns durch das Gesetz Gottes nicht nur Vorschriften gegeben werden in Betreff äußerer Werke, sondern auch die Sünde, die unserer verderbten menschlichen Natur anhängt, dadurch verklagt und verurteilt werde, nämlich die sogenannte Lust. Denn es verurteilt nicht weniger die sündlichen Leidenschaften, zu denen unser Wille seine Zustimmung gibt, als die verkehrte Richtung, die gewissermaßen eine beständige Abneigung gegen Gott und eine gegen das göttliche Gesetz streitende Bosheit ist und eine unermeßliche Zerrüttung der Begierden erzeugt, auch wenn nicht immer die Zustimmung des Willens dazu kommt.

Diese unbestimmte Ansicht Melanchthons bildet den Ausgangspunkt für eine doppelte Auffassung der Dogmatiker.

Martin Chemnitz sagt nämlich in seinen l. theologicis: „In den beiden letzten Geboten bezeichnet Begierde nicht, inwieweit etwas mit Ueberlegung bedacht und geplant wird. Das wird nämlich in den vorhergehenden Geboten untersagt. Vielmehr muß in den letzten Geboten die Erbsünde darunter verstanden werden, oder die sündhafte Richtung, welche eine unendliche Zerrüttung der Begierden erzeugt, auch wenn nicht immer die Zustimmung des Willens hinzukommt.“ Dann entwickelt er, warum Gott die Begierde in zwei Geboten untersagt habe, nämlich darum weil: „Die Vernunft nicht erkennt, daß diese Begierde an und für sich Sünde sei und unter dem göttlichen Zorne stehe: ja die Scholastiker erörtern sogar ganz ruhig, daß die primi motus nicht sündhaft seien. Gott aber wiederholt gerade aus diesem Grunde zweimal: Du sollst nicht begehren! und verurteilt nicht in einem, sondern in zwei Geboten diese Begierde.“

Gerhard dagegen in seinen locis meint: eine doppelte Art der Begierde werde im 9. und 10. Gebot untersagt, die c. originalis und die c. actualis, eine Unterscheidung, die sich nicht so sehr auf die Verschiedenheit der Objekte, als auf die Art und Weise ihrer Wirksamkeit gründet. Die c. act. ist jene offenkundige Art der concupiscentia, wo zur entstandenen Regung die Freude und überlegte Stimmung des Willens kommt, die c. orig. ist jene verborgene Art der concup., wozu die Natur selbst den Anstoß gibt, treibt, oder auch der leidende Teil ist, so daß das Herz Neigungen und der Verstand Gedanken aufnimmt, die bisher fern von dem Wunsche gefaßt zu werden sich befanden. Die Grundlage seiner Anschauung findet Gerhard in Deut. 5, 18, wo im Urtext zwei verschiedene Wörter für „begehren“ gebraucht werden; auch

in Jakob. 1, 14. 15 werde von diesem Unterschiede zwischen dem 9. und 10. Gebot gehandelt.

Quenstedt (systema) sagt: Die Gebote 9. und 10. haben einen verschiedenen Sinn gemäß dem aus den Quellen geschöpften Wortsinn, denn das eine verdammt das, was begehren macht, das andere alle wirklichen Begierden, die daraus hervorgehen. Das eine untersagt das Empfangen der Begierde, das andere das Gebären der Begierde.

Dav. Hollaz (examen) schließt die ältere luth. Dogmatik und auch die altlutherische Erklärung der in Frage stehenden Gebote ab und sagt: „Im 9. Gebote wird die c. act., im 10. die c. orig. untersagt. Das geht hervor 1. aus der doppelten Anführung des Begehrens, Exod. 20, 17, wodurch zwei Regungen gemeint sind, 2. aus der folgenden Auslegung des Wortes „begehren" in Deut. 5, 18, wo das Verbum im Hithpael steht und „begehren machen" bedeutet, was also die primi motus untersagt; 3. aus der Angabe der verschiedenen Objekte, so daß durch das 9. Gebot die c. actualis verboten wird, sofern sie auf ein begehrenswertes Objekt im besonderen, durch das 10. Gebot aber die c. originalis, so fern sie auf ein begehrenswertes Objekt im allgemeinen bezogen wird.

Wenn Palmer daher in seiner ev. Katechetik (1844) sagt: „Von Spener rührt die ziemlich oft wiederholte Behauptung her, im 9. Gebot sei die wirkliche böse Lust verboten, da der Mensch an seinen aufsteigenden Begierden Belieben trägt und denselben nachhängt, im 10. aber die erbliche Lust, welche an sich schon Sünde sei," so erhellt aus obigem, daß Palmer sich gründlich geirrt hat. Spener ist nur der hergebrachten lutherischen Dogmatik gefolgt.

Die neueren Dogmatiker haben diese Unterscheidung meist aufgegeben und sehen wie Melanchthon in den Schlußgeboten ein Verbot aller sündlichen Lust, sowohl der Erblust wie der wirklichen Lust.

Der Catechismus Romanus stimmt mit Luthers Erklärungen in den Katechismen überein: Wer nicht begehrt, ist mit dem Seinen zufrieden, strebt nicht nach Fremdem, und freut sich des Glücks seines Nächsten. Denn die Wurzel und Same alles Uebels ist die verkehrte Begierde, durch welche die, welche von ihr entzündet sind, kopfüber in jede Art von Laster und Schändlichkeit geführt werden. In diesen Geboten wird das klar und ausführlich verboten, was im sechsten und siebenten nicht so ausführlich verboten wurde, z. B. verbietet das 7. Gebot, in ungerechter Weise nach des Nächsten Eigentum zu begehren und zu versuchen, es an sich zu reißen; das 9. und 10. dagegen verbietet, überhaupt danach zu streben, auch wenn man es auf rechte und gesetzliche Weise erlangen kann.

Wir haben hier den eigentümlichen Fall vor uns, daß Luther mit der römisch-katholischen Kirche gegen seine eigenen Epigonen zusammensteht, zum Zeugnis, wie wenig es dem Gottesmanne darum zu tun war, eben nur zu protestieren, sondern wie er die erkannte Wahrheit

des Schriftwortes festhielt und behauptete, unbekümmert, ob seine Gegner und Freunde dafür oder dagegen waren.

Calvin folgt ganz der Melanchthon-Chemnitzschen Richtung nach; er sagt in seiner institutio relig. christ, um das 9. und 10. Gebot, das er ja als eins faßt, von dem 6. und 7. zu unterscheiden: „Eine Unterscheidung zwischen consilium und concupiscentia ist nicht nötig. Denn wie wir bei der Erklärung der vorigen Gebote gesagt haben, consilium ist die überlegte Zustimmung des Willens, wo die Begierde die Seele schon unterjocht hat. Die Cupiditas aber geht nicht über eine solche Ueberlegung und Sehnsucht hinaus, da der Geist durch diese Verkehrtheit nur angestachelt und gekitzelt wird." Er versteht also die cupiditas von den primi motus concupiscentiae originalis. Ihm folgt die ganze reformierte Kirche.

2. Entwicklung des bibl. Begriffs „begehren".

Wie ist man denn darauf gekommen, daß das "non concupisces" der Schlußgebote sich gegen die Erblust oder gar gegen die Erbsünde richte? Der Grund kann nur der sein, daß die lutherischen und reformierten Dogmatiker, namentlich Chemnitz und Calvin, die Ansicht der Juden zu der Ihrigen machten, daß das Gesetz die vollkommene und absolute Offenbarung des göttlichen Willens darstelle, und daß es darum als vollendetes und abgeschlossenes Zeugnis gegen alles ungöttliche Wesen auch ein ausdrückliches Verbot der Erbsünde enthalten müsse und ihrer Erscheinungsform der Erblust.

Dabei aber lassen sie sich durch ihre vorgefaßte Meinung verleiten, einen groben Denkfehler zu begehen. Wie kann nämlich der Dekalog oder eins seiner Gebote die conc. orig. oder gar das peccatum originale verbieten? Es liegt ja gänzlich außerhalb des menschlichen Willens, das p. orig. oder die c. orig. zu vermeiden oder abzulegen, da die Erbsünde und demgemäß auch ihre ständige Erscheinungsform, die Erblust, ein fait accompli ist, gegen das der Mensch gar nichts tun, sondern das er nur erleiden kann. Wie kann ihm im Gesetz befohlen werden, er solle das, was schon geschehen ist, nicht geschehen lassen, oder er solle nicht tun, was er ja nicht tut, sondern ohne sein Dazutun, völlig unabhängig von ihm mit Naturnotwendigkeit sich vollzieht?!

Die Sache liegt vielmehr anders. Die Menschheit steht seit Adams Sündenfall unter der Herrschaft der Sünde, deren konstante Erscheinungsform oder, wie man sagen könnte, ihre Tochter, die Lust ist. Sünde und Lust vererben sich seitdem von Geschlecht zu Geschlecht und haben den Menschen ganz und gar gefangen genommen und verderbt. Die Sünde hat seinen Willen, ja sein ganzes Wesen so geknechtet, daß er ihr willenloser Sklave wurde, so willenlos, daß er nicht einmal den leisesten Versuch machte, gegen die Sünde anzukämpfen und aus ihrer Macht sich zu befreien. Je mehr er sündigte, um so tiefer geriet er unter die Knechtschaft der Sünde, und je fester die Bande der Sünde wurden, desto mehr sündigte er. Und zuletzt meinte er, es müsse so sein,

er verlor das Bewußtsein davon, daß er unter der Herrschaft einer ihm von Natur fremden Macht stehe, er fühlte sich wohl in seiner Sünde, sein Wille wurde eins mit dem Willen der Sünde.

Weil aber die Sünde etwas der eigentlichen Natur des Menschen Fremdes war, weil die Sünde nicht aus seinem eigenen Wesen entstanden, sondern von außen in ihn hineingetragen war, fühlte sich der Mensch in seinem Zustande doch nicht glücklich, und zuweilen empfand er ihn als Sündenelend und sehnte sich, wenn auch völlig unbewußt, nach Erlösung.

Daher beschloß Gott, den Menschen aus der Knechtschaft der Sünde zu erlösen. Doch sollte der Mensch das Heil annehmen, mußte er erst seine Ketten fühlen und das Entwürdigende seiner Lage kennen lernen. Er mußte die Sünde als Sünde erfahren, er mußte zum Kampf gegen die Aeußerungen und mannigfachen Erscheinungsformen der Sünde, nämlich die Begierden, die Lust, veranlaßt werden, um durch den erfolglosen Kampf gegen dieselben zur Erkenntnis zu kommen, daß diese Lust nur die Erscheinungsform einer Macht sei, die zu treffen oder gar zu vernichten ganz außerhalb seiner Möglichkeit liege, so daß, wenn er nicht ewig in seinem Sündenelend bleiben solle, Gott selbst den Kampf gegen die Sünde aufnehmen und ihn erlösen müsse.

Diese Arbeit nun sollte das Gesetz vollbringen. Es sollte Erkenntnis der Sünde und ihrer Tochter, der Lust, bewirken. Darum mußte es die einzelnen Aeußerungen der Sünde verbieten, jede Uebertretung mit Strafe ahnden, jede Befolgung mit Segen belohnen, als höchste Belohnung aber dem Menschen das ewige Leben vor Augen stellen. Denn das war es ja, was der durch die Sünde dem Tode verfallene Mensch am meisten brauchte, das ewige Leben. Danach sollte er streben, damit seine Sehnsucht danach, die verkümmert und unbewußt in ihm schlummerte, in ihm erwache und durch das Ringen danach in ihr erstarke, bis sie so mächtig in ihm würde, daß er meine, es unbedingt haben zu müssen, und weil er es durch eigenes Ringen nicht erlangen konnte, den verheißenen Messias, den Bringer des ewigen Lebens, ja das ewige Leben selber, erhoffe und ihn bei seinem Kommen mit Freuden aufnehme.

Das ist der erziehliche Zweck des Gesetzes. Wie ein Zuchtmeister steht es vor dem Menschen, drohend, strafend, ermahnend, lobend, um ihn seinem großen Ziele entgegenzuführen, durch Erkenntnis der Erbsünde und Erblust ihn bereit zu machen, den Heiland der Menschen im Glauben zu ergreifen.

Wie können da die Schlußgebote, oder wie andere wollen, nur das 10. Gebot sich gegen die Erbsünde oder vielmehr gegen deren Lebensbetätigung, die Erblust, richten? Es würde ja dann dem Menschen etwas verboten werden, wovon er nichts weiß, was ihm unbekannt ist, was er ja durch das Verbot erst kennen lernen soll. Wir kämen also auf etwas, was dem gesunden Denken widerspricht, nämlich, daß der

Mensch durch das Verbot der ihm unbekannten Erblust die ihm unbekannte Erblust kennen lernen sollte!

Was vor uns getan ist und als Erbe, als Zustand sich in unserer Natur vorfindet, kann uns weder geboten noch verboten werden. Nein, das Gesetz verbietet, was geschehen *soll*, damit erkannt werde, was bereits geschehen *ist*. Es verbietet die c. actualis, d. h. die in den Willen des Menschen übergegangene Lust, damit nach vergeblichem Kampfe die Erblust erkannt werde, die jedoch nur die Erscheinungsform oder die Lebensbetätigung der Erbsünde ist, d. h. jener geheimnisvollen, widergöttlichen Macht, die nicht durch den Menschen, sondern nur durch Gott aufgehoben und vernichtet werden kann.

Durch diesen durch das Gesetz angeregten Kampf wird nun ein Gegensatz zwischen dem Menschen und der Sünde geschaffen. Paulus unterscheidet sehr bestimmt zwischen der „Sünde" und dem „Ich". Das ganze 7. Kapitel des Römerbriefes handelt von diesem Unterschiede. Am schärfsten wird er im 17. Verse klargestellt: „So tue nun ich dasselbige nicht, sondern die Sünde, die in mir wohnt." Dieses „Ich" nennt er auch den „inwendigen Menschen" oder den "nous", „das Gemüt". Er findet ein anderes Gesetz in seinen Gliedern und ein anderes in seinem Gemüt; beide sind wider einander.

Es handelt sich gar nicht in diesem Kapitel, wie man oft angenommen hat, um die Kämpfe des Wiedergeborenen, sondern um die Kämpfe des durch das Gesetz zur Erkenntnis der Erbsünde gekommenen natürlichen Menschen. Denn der "nous" des Menschen ist nicht, wie Flacius lehrte, durch die Sünde ganz und gar vernichtet, oder wie er es ausdrückt, die Sünde in ihm ist nicht Substanz geworden, sondern er ist nur gründlich verderbt und darum, wenn durch das Gesetz dazu erregt, imstande, gegen die Sünde zu kämpfen, wenn auch nur erfolglos. Die Sünde ist also in ihm, wie die Concordienformel lehrt, nur ein Accidenz. — Oder anders ausgedrückt: nous, oder Geist (Gemüt) ist doch seinem eigentlichen Wesen nach Kraft oder Macht. Das gründliche Verderben, das über den Menschen durch die Sünde gekommen ist, hat aber diese Kraft in Schwäche, diese Macht in Ohnmacht verkehrt, so daß sich der Mensch der Sünde durchaus nicht erwehren kann. Wäre durch die Sünde nicht bloß die "sarx", sondern auch der "nous" gänzlich vernichtet worden, so wäre eine Erlösung unmöglich gewesen. Gewissensregungen würden unter dieser Voraussetzung bei Heiden unmöglich sein, denn wo der nous durch die Sünde ganz und gar vernichtet ist, wo der Wille des Menschen selbst Sünde ist und stetig der Sünde untertan, da gibt es auch kein Gewissen und keinen Kampf mehr.

Flacius hat daher gemeint, durch einen Akt der gratia praeveniens würde der nous, d. h. die Kraft des Menschen, soweit wiederhergestellt, daß der Mensch sich für die Annahme des Heils entscheiden könne. Doch wie ist das möglich? Die gratia praeveniens wirkt doch nicht irresistibilis, absolut, wie Augustin lehrte, dann müßte es ja möglich sein, daß

Gott einen Menschen wider seinen eigenen Willen selig machte. Das widerspricht aber dem ganzen Neuen Testament.

Soll Gott den Menschen retten, so muß er noch einen Anknüpfungspunkt im Menschen vorfinden, d. h. eine Zustimmung des „Ich“ muß möglich sein. Ist aber der nous durch die Sünde vollständig vernichtet, so kann eine solche Zustimmung des nous auch nicht erfolgen.

Ein Minimum von Freiheit muß der nous noch haben und dieses Minimum ist „das Lusthaben zum Gesetz des Herrn,“ von dem Paulus redet, wenn auch als ein völlig ohnmächtiges. Und deswegen wird das „Ich“ stets, d. h. in jedem einzelnen Falle von dem Gesetz in den Gliedern zum Gehorsam gezwungen. Der innere Mensch hat also noch ein „wollen“, d. h. ein Vermögen der Selbstbestimmung, aber er vermag nicht, seinen Willen durchzusetzen. „Denn ich tue nicht, das ich will, sondern das ich hasse, das tue ich.“ „Wollen habe ich wohl, aber vollbringen das Gute finde ich nicht.“

Der durch das Gesetz im Menschen erregte Kampf zwischen dem „Ich“ und der „Lust“ verläuft also immer folgendermaßen: „Das Fleisch gelüstet wider den Geist,“ und daraufhin „gelüste ich wider das Fleisch.“ Beide greifen sich gegeneinander an und kämpfen miteinander. So lange der Kampf währt, kann von dem „Ich“ nicht gesagt werden, daß es „begehre“; im Gegenteil, es kämpft ja gegen die andrängende Begierde. Doch der Kampf verläuft unglücklich für das „Ich“. Es wird von der „Lust“ überwältigt und gefangen genommen. Und verzweifelnd ruft der Apostel aus: „Ich elender Mensch! wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?“ Denn die Gefangenschaft hat eine böse Folge, dadurch nämlich, daß das „Ich“ gefangen ist, wird es gezwungen, nun der „Lust“ zu gehorchen und selber zu begehren, d. h. die c. originalis wird zur actualis.

Dieser eben beschriebene Kampf wird nun erregt durch das Gebot: „Du sollst nicht begehren“; es befiehlt also, die conc. orig. nicht zur act. werden zu lassen.

Schon im Alten Testament, bevor das Gesetz gegeben war, hat Gott diesen Kampf dem „Ich“ verordnet. Gen. 4, 7 heißt es: „Die Sünde (pec. orig.) ruhet vor der Tür, nach dir (d. i. das „Ich“) steht ihre Gier (conc. orig.), aber du („Ich“) sollst herrschen über sie, d. h. sie nicht zu actualis werden lassen.

Auch im Galaterbrief 5, 16 wird nicht „die Lust des Fleisches“, die conc. orig., verboten, sondern das „vollbringen“ derselben, also daß sie zur actualis werde.

Die Vernichtung der Erbsünde und der Erblust steht gänzlich außer der Macht des Menschen. Das muß Gott tun und seinerzeit wird er es auch tun, nämlich dann, wenn er unser Fleisch aus dem Grabe auferwecken und unsern Leib verklären wird. Bis dahin aber sind wir zu einem beständigen Kampf gegen Fleisch und Blut verpflichtet. Für den Christen ist aber der Kampf kein erfolgloser mehr. Durch die Taufe nämlich ist der Sünde die Macht genommen und der Geist

durch den Heiligen Geist verneuert worden, so daß er jetzt nicht mehr ohnmächtig ist, sondern vielmehr alles vermag durch Christum Jesum.

Nachdem ich so dargetan, daß in den Schlußgeboten die conc. act. und nicht die orig. verboten wird, muß ich mich gegen einen zweiten Irrtum wenden in der Auffassung des Begriffs „begehren". Man faßt gewöhnlich das Begehren als innerliche Uebertretung des Gesetzes im Gegensatz zum sündigen Werk oder hat in dem Begehren die Quelle der sündigen Tat gesehen, z. B. Kurtz (Religionslehre).

Doch liegt auch hier die Sache anders. Der Herr selbst lehrt uns nämlich die richtige Auffassung des „Begehrens". Wie der Herr nämlich Matth. 5 bei der Auslegung des 5. und 6. Gebotes die innerliche Uebertretung der Gebote von der äußeren nicht trennt, sondern lehrt, daß das Gesetz die Begierde nicht minder verbiete als das sündige Werk, so macht er es auch bei den Schlußgeboten, nur umgekehrt. Mark. 10, 19 sagt nämlich der Herr: „Die Gebote weißt du: Du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht töten, du sollst nicht stehlen, du sollst nicht falsch Zeugnis reden, me apostereses, Ehre deinen Vater und deine Mutter." Mit dem me apostereses kann nur das 9. oder 10. Gebot oder beide zusammen gemeint sein. Luther übersetzt es mit: „Du sollst niemand täuschen." Aposterein heißt aber nicht täuschen, sondern berauben, jemand um etwas bringen, betrügen. Nun aber heißen die beiden hebräischen Worte, die in Exod. und Deut. stehen, nicht so viel wie aposterein, sondern beide heißen „begehren". Wir haben hier also eine vom Herrn gegebene Auslegung des Begehrens vor uns, damit wir nicht den Begriff zu eng fassen. Der Herr will uns damit sagen, daß in dem Begehren ein entsprechendes äußerliches Tun in Worten und Werken mitgemeint sei. Und so hat es auch Luther in seiner Erklärung verstanden, indem er dort die Worte: „abspannen, abdringen und abwendig machen", anwendet und ebenso im 9. Gebot das „an sich bringen". Er will damit denselben Gedanken zum Ausdruck bringen wie der Herr. Ist nicht das „an sich bringen" eine in Taten umgesetzte Begierde? Ist nicht das „abdringen" ein durch Worte sich kundgebendes Begehren?

Daß das „Begehren" diejenigen Handlungen mit einschließt, durch die der Mensch zur Erfüllung seines Herzenswunsches kommt, läßt sich auch aus anderen Stellen der Heiligen Schrift erweisen. So heißt es z. B. Sprüche 1, 32: „Das die Unverständigen gelüstet, tötet sie." Das bloße Gelüsten tötet noch niemand, wohl aber kommt er um, wenn er seinen törichten Wunsch *zu erreichen sucht*. Exod. 34, 24 heißt es: „Wenn ich die Heiden von dir ausstoßen und deine Grenzen erweitern werde, soll niemand deines Landes begehren, dieweil du hinaufgehest dreimal im Jahr, zu erscheinen vor dem Herrn, deinem Gott." Das heißt: während deiner Reise zum Feste nach Jerusalem wird kein Heide dein Land *angreifen*. Lust mochten die Heiden wohl haben, anzugreifen, aber sie werden es sich nicht unterstehen, denn sie sind zu weit hinausgestoßen, um in dieser Zeit an das eigentliche heil. Land

heranzukommen. Prov. 23, 3: „Wünsche dir nicht seiner (des Königs) Speise, denn es ist falsches Brot." Der bloße Wunsch gefährdet den Wünschenden nicht; erst wenn er ein Freund und Tischgenosse des Herrschers wird, merkt er, daß er das Brot der Falschheit ißt: er meint also: „mühe dich nicht, an der Tafel des Herrschers zu sitzen." 1. Makk. 4, 17 soll offenbar heißen: Laßt nicht eurer Beutesucht die Zügel schießen, geht nicht aus Reih und Glied zu plündern.

Anm. 1. M. Chemnitz folgert aus Röm. 7, 7, der Apostel habe als den eigentlichen Kern der Schlußgebote das Verbot des Begehrens angesehen, die Objekte aber dadurch, daß er sie weggelassen, als unwesentlich bezeichnet. Doch das ist schwerlich richtig. Wie Paulus in der Sünde und der daraus entspringenden Lust die Wurzel alles ungöttlichen Wesens erkannte, so erscheint ihm auch das ganze Gesetz gegen die Lust gerichtet. Darum ist ihm das: „Du sollst nicht begehren," nicht ein vereinzeltes Wort, sondern die durch das ganze Gesetz hindurchklingende Gottesstimme. Paulus sagt daher nicht: „Ein Gebot sagt: Du sollst nicht begehren," sondern: „Das Gesetz sagt: Du sollst nicht begehren."

Anm. 2. Wenn andere aus dem: „Du sollst nicht begehren," in Röm. 7 und aus dem: „Du sollst nicht berauben," in Mark. 10 gefolgert haben, daß Christus und die Apostel selbst die Schlußgebote zu einem Gebot zusammengefaßt haben, so könnte man mit noch größerem Rechte aus Matth. 22 und Röm. 13, 9 folgern, Christus und die Apostel hätten nur zwei Gebote und nicht zehn statuiert. Doch auf den ersten Blick kann man erkennen, daß weder der Herr noch Paulus bei der Aufzählung der Gebote Vollständigkeit und buchstäbliche Genauigkeit beabsichtigt, sondern summarisch verfährt, wobei dann die Zusammenfassung zweier Gebote mittelst Angabe ihres gemeinschaftlichen Bestandteils nichts Auffallendes hat.

Anm. 3. Schon von Augustin ist bemerkt worden, daß zwischen dem sechsten, siebenten und den Schlußgeboten eine große Verwandtschaft stattfindet. Er denkt sich den Unterschied aber so, daß im 6. und 7. Gebot die Tat, im 9. und 10. aber die innere Begierde verboten wird, die manchmal aus Furcht vor Strafe nicht zum Ausbruch kommt, dagegen spricht aber die Auslegung des 6. Gebotes in Matth. 5. Es scheint nun allerdings, als sei das epithymein gunaikos im 6. Gebot (Matth. 5) mit dem epithymein gynaikos im 10. Gebot völlig identisch; und ebenso das im 7. Gebot mit enthaltene Verbot der Begierde nach fremdem Eigentum mit dem im 9. und 10. ausdrücklich gesetzten Verbot. Der Schein löst sich alsobald auf, wenn wir den Unterschied nicht nach den Worten, sondern nach der Stellung der Gebote im Dekalog beurteilen. Das Weib kann in verschiedenem Betracht Gegenstand der Versündigung werden: als integrierender Faktor des ehelichen Zusammenlebens (6. Gebot) und als membrum praecipuum der dem Manne untertänigen Personen und Dinge. Ob man durch sündliche Begierde die Grundform des sozialen Lebens, die Ehe, zerstört, oder ob

man das Weib dem Manne entfremdet und seiner Disposition entzieht, was auch ohne Unzucht (z. B. durch die Schwiegermutter) geschehen kann, macht einen bedeutenden Unterschied. — Das 7. Gebot verpflichtet uns, den Nächsten nicht derjenigen Dinge zu berauben, w o v o n er zu leben hat, das 10. Gebot verbietet, ihm diejenigen Personen und Dinge zu entfremden oder zu entziehen, w o f ü r er zu leben hat. Im ersten Falle werden die M i t t e l seines Lebensunterhaltes, im zweiten wird der Z w e c k seines Lebens ihm verkümmert.

A n m. 4. Obgleich unzweifelhaft in den Schlußgeboten die Werke nicht ausgeschlossen sind, so muß doch ein besonderer Grund vorgelegen haben, die innerliche Uebertretung hervorzuheben, während in den anderen Geboten die äußere Uebertretung verboten wird. Der Grund kann nur der sein, daß ein Verbum der äußeren Tat die mannigfaltigen Versündigungen, denen die Schlußgebote wehren wollen, nicht erschöpft hätte. Das aphairethenai, welches der Herr braucht, drückt die praktischen Folgen aus, die durch die conc. actualis gegen Haus, Weib u. s. w. gewirkt werden. Das aphairein ist aber erst das Ende, ihm geht voran ein stetiges, successives aphairein. Sollen daher die Gebote vollständig ausgedrückt werden, so reicht das aphairein nicht aus. Es mußte epithymein gesetzt werden, da dieses sich gegen die Rechte und Lebensstellungen des Nächsten richtet, welche durch das aphairein der konkreten Dinge, welche das Substrat der natürlichen und rechtlichen Stellung des Nächsten bilden, wohl verkümmert, aber niemals vernichtet werden können, weil sie von Gott verliehen, also, um mit Luther zu reden, „an einen Ort gestellt sind", wohin die äußere Gewalt nicht dringt, denn Recht muß doch Recht bleiben. Darum ist die T e n d e n z gesetzt, deren successive Verwirklichung das aphairein ausdrückt, deren völlige Erreichung aber außerhalb des sündlichen Vermögens des Menschen liegt, denn Gott allein bleibt es vorbehalten, in gerechtem Gericht den Namen des Nächsten aus der Geschichte, sowie seinen Anteil an der Weltherrschaft auszulöschen.

B. Objekte des Begehrens.

1. A n s i c h t e n f r ü h e r e r T h e o l o g e n.

Diejenigen, welche das 9. und 10. Gebot zusammenfaßten, konnten die Objekte natürlich nur als eine Beispielsammlung ansehen und einen Unterschied innerhalb derselben nicht zugeben.

Die anderen, welche die Schlußgebote trennten, haben folgendes darüber gesagt:

A u g u s t i n u s, der bekanntlich das 9. Gebot: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib," hat, sagt: „Die Begierde nach des Nächsten Weib und die Begierde nach des Nächsten Haus unterscheiden sich nur in der Art der Sünde."

T h o m a s führt dies in seinen quaestiones näher aus: Die Begierde nach des Nächsten Weib behufs Beischlaf ist Fleischeslust; die Begierde nach anderen Dingen ist Augenlust; daher zwei Gebote gegen das Begehren.

Nic. de Lyra, dessen Auffassung der Catech. Romanus folgt, sagt: „Der Grund, warum zwei Gebote zur Unterdrückung der Begierde gegeben sind, ist der, daß das Gut zerfällt in Nützliches und Ergötzliches, denn anders ist die Ursache des Nützlichen und anders die des Ergötzlichen, so daß mancher Besitz hat in einer Hinsicht und keinen Besitz in der andern, demgemäß mancher nach des Nächsten Weib begehrt, ohne daß er nach seinen anderen Sachen begehrt, deshalb mußte gerade zur Unterdrückung dieser doppelten Begier ein doppeltes Gebot aufgezeichnet werden.

Luther hat die Objekte des 9. und 10. Gebotes als verschiedene angesehen, aber das „warum?" nicht begründet. Eigentlich war es wohl weniger seine Einsicht in den Plan des Dekalogs, die ihn zu dieser Zweiteilung bestimmte, sondern das Festhalten an der Tradition und der Gegensatz gegen das zweite Gebot der Reformierten. Wenigstens faßt er in seinem großen Katechismus die beiden Gebote in der Erklärung wieder zusammen.

Melanchthon hält den Unterschied der Objekte für völlig unerheblich.

Calvin will weder in den Verben noch in den Objekten einen Unterschied begründet finden, so daß er nur ein Gebot, das das Begehren verbietet, anerkennt.

M. Chemnitz lehnt jede Beschränkung der Objekte auf die in den Geboten angeführten ab, diese seien nur beispielsweise genannt.

Gerhard bestimmt das Verhältnis der Objekte so, daß im 9. das Ganze (Haus), im 10. die Teile des Ganzen genannt seien.

Später hat man den Unterschied der Objekte darin gesucht, daß im 9. die Immobilien, im 10. die Mobilien, oder im 9. das tote, im 10. das lebendige Eigentum des Nächsten geschützt werden sollte.

In neuester Zeit hat Kurtz die Trennung der Schlußgebote nach den Objekten für platterdings unmöglich, A. Köhler in seiner Gesch. des Alten Bundes sie für unnatürlich erklärt.

Es bleibt mir daher nur übrig, meine eigene Ansicht darzulegen und zu begründen.

2. Vom Hause.

In dreifacher Bedeutung kommt das Wort „Haus" in der Heiligen Schrift vor:

1. Als Wohnhaus, z. B. 1. Mos. 19, 2.
2. Als Summe der Bewohner eines Hauses, also Familie und Gesinde, z. B. 1. Mos. 17, 23; 46, 31.
3. Als Geschlecht oder Nachkommenschaft des Hausvaters; in diesem Sinne ist es so viel wie Same, Weib und Kinder, oder Kinder allein.

Zunächst muß ich nun nachweisen, daß das Wort „Haus" in dieser letzten und engsten Bedeutung wirklich vorkommt.

1. Mos. 7, 1 wird dem Noah befohlen: „Gehe in den Kasten, du

und dein ganzes Haus." Wer unter dem Hause zu verstehen ist, wird uns V. 7 gesagt: „Und er ging in den Kasten mit seinen Söhnen, seinem Weibe und seiner Söhne Weiber," mit anderen Worten also, sein ganzes Geschlecht.

1. Mos. 12, 1 wird dem Abraham befohlen: „Gehe aus deines Vaters Hause"; das kann kaum heißen: „Verlasse das Wohnhaus deines Vaters," denn er wird wohl sicherlich nicht mit seinem Vater in einem Hause gewohnt haben, sondern es heißt: „Trenne dich von deinem Vater und seinem Geschlecht, denn du sollst jetzt das Haupt eines eigenen Hauses werden."

1. Mos. 18, 19 spricht der Herr von Abraham: „Er wird befehlen seinem Hause nach ihm." Mit diesem Worte sind gemeint seine Kinder und Kindeskinder, also sein ganzes Geschlecht, dessen Stammvater er werden soll. Wenn Abraham 1. Mos. 24, 38 dem Elieser sagt: „Ziehe hin zu meines Vaters Hause und zu meinem Geschlecht; daselbst nimm meinem Sohne ein Weib," cf. V. 40, so soll er nur von seinen Blutsverwandten, nicht etwa aus dem Hausgesinde Tharahs dem Isaak ein Weib nehmen.

Wenn Jakob Gen. 30, 30, zu Laban spricht: „Wann soll ich auch mein Haus versorgen?" so meint er unter Haus doch seine Frauen und Kinder, denn zu der Zeit hatte er ja noch nichts und gehörte selbst zu dem Hausgesinde Labans.

Von Num. 1, 2 an kommt das Wort auch in den genealogischen Registern vor, wo doch überall nur von Blutsverwandten die Rede ist, ja selbst die Frauen weggelassen werden, außer da, wo sie erst in ein Geschlecht aufgenommen werden müssen, wie bei Thamar, Rahab, Ruth, da sie kein eigenes Geschlecht in Israel hatten, in dem ihr Name als Tochter verzeichnet stand. Das Haupt eines solchen Hauses hieß Fürst, da er in seinem Geschlecht eine souveräne Stellung einnahm; so Num. 7, 2: „Fürsten Israels, die Häupter waren in ihrer Väter Häuser." Ja das Haus wird nach dem Stammvater direkt benannt, Ruth 4, 12: „Haus Perez"; „Haus Davids", „Haus Sauls", Haus Jerobeams", „Haus Jakob", „Haus Israel".

Manchmal wird das Hausgesinde neben dem Hause genannt, Gen. 35, 2: „Da sprach Jakob zu seinem Hause und zu allen, die mit ihm waren: Tut von euch die fremden Götter."

Hiernach muß auch im 9. Gebot unter dem Hause des Nächsten, nicht sein Wohnhaus, denn das hat keinen Sinn, sondern das Geschlecht, die Familie des Nächsten und zwar mit Ausschluß des Hausgesindes verstanden werden. Denn das wird ja dann im 10. Gebot besonders genannt, da es samt der Habe in einem ganz anderen Verhältnis zum Hausvater steht, als die Kinder. All das ist erst erworben, ist ihm zugefallen, während seine Familie, Söhne und Töchter, ein Geschenk, eine Gabe Gottes sind. Daher wird auch das Weib in das 10. Gebot versetzt, da sie ja zum Hausvater auch nicht in Verhältnis der Blutverwandtschaft steht, sondern mehr eine Gehilfin des Mannes ist, ebenso

wie das Gesinde und das Vieh dem Hausvater helfen sollen beim Aufbau seines Hauses. Das Haus ist gottgeordnet, Blutsverwandtschaft ist unauflöslich, die Ehe ist zwar auch gottgewollt, aber erfolgt nach freier Uebereinkunft, aus freier Wahl; darum liegt auch die Möglichkeit der Auflösung der Ehe vor, so z. B. durch den Tod. Das Geschlecht dagegen verliert selbst in der Ewigkeit nicht seine Bedeutung, auch nach dem Tode setzt sich die Blutsverwandtschaft noch fort, daher der Ausdruck „zu seinen Vätern versammelt werden." Stirbt dagegen einer der Ehegatten, so ist dem überlebenden Teil gestattet, wieder zu heiraten. Haus ist also die Genossenschaft des eigenen Bluts. — Wäre unter „Haus" das „Wohnhaus" und unter den im 10. Gebot genannten Personen und Dingen „der Hausstand" zu verstehen, dann wäre im 10. Gebot ungefähr alles was dazu gehört genannt, nur nicht das Wichtigste, die Kinder, die man sich doch nicht mit in die Formel eingeschlossen denken kann: „Und alles, was dein Nächster hat." Daraus geht eben hervor, daß die Kinder schon vorher genannt sein müssen und das ist in dem Worte „Haus" geschehen.

Die Schwierigkeit, die ich zu überwinden habe, ist aber erstens die, die Bedeutung des Hauses so nachzuweisen, daß sie groß genug ist, um aus ihr ein eigenes Gebot zu rechtfertigen; zweitens, wie es in der angegebenen Bedeutung Gegenstand des Begehrens sein kann und schließlich wie das Gebot auch für unsere heutigen Verhältnisse seine Bedeutung bewahrt hat.

Die Schwierigkeit wird noch erhöht dadurch, daß wir in dem Bewußtsein und in den sozialen Verhältnissen unserer Zeit kaum eine Hilfe und einen Anhalt haben, um die eigentümliche Bedeutung, welche die Heilige Schrift dem Hause beilegt, in ihr volles Licht zu setzen. Wir haben vielmehr mit einer feindseligen Strömung zu kämpfen, die Wesen und Begriff des Hauses verneint, um an die Stelle organischer Vereinigungen ihre sozialen Atome zu setzen. Diese Zeitströmung flutet oben und unten gleich stark. Ja die Politik begünstigt diese Zersplitterung, da es ihr leichter dünkt, mit einzelnen fertig zu werden, als mit fest zusammengefügten Familienverbänden. Unsere Staatskünstler wissen mit dem Begriff des Hauses, als eines von Gott gegründeten und erhaltenen Lebenskreises, in welchem heilige Rechte und Pflichten die Glieder verbinden, nichts anzufangen; ihnen sind nicht Häuser, sondern Individuen die Elemente, aus deren Zusammenordnug der Staat sich erbaut. Ihr höchstes Ziel ist nicht durch Rettung des Hauses die Glieder desselben als wirksame, lebendige Staatsglieder, die durch Bande des Blutes und göttliche Pietät miteinander fest verbunden sind, sich zu erhalten, sondern mit vornehmer Uebergehung des natürlichen Verbandes mittelst der künstlichen Schnur verfassungsmäßiger Rechte die Individuen mit der abstrakten Staatsidee in Zusammenhang zu setzen. Und wie der Staat, so wissen auch die einzelnen Menschen mit dem Hause nichts mehr anzufangen. Alles ruft nach Freiheit und Selbständigkeit, jeder für sich, Gott für uns alle, so lautet heute die Losung; und so

löst man die natürlichen Bande, will von Auktorität und Erstgeburts-rechten nichts mehr wissen, und darum so viel Elend und Verarmung, daher der Untergang so vieler Familien. Man fühlt sich nicht mehr als Ast eines vielhundertjährigen Baumes, sondern der Zweig will selber Baum sein, da er aber nicht Wurzel hat, so muß er verdorren. — Solchen Richtungen widerstrebt es, das Haus als eine Gottesordnung zu erkennen. — Dazu kommt die rationalistische Auffassung, welche, wie sie durch Leugnung der Erbsünde den Zusammenhang der Geschlechter zerriß, so auch die tief ethische Bedeutsamkeit des Hauses in der geschichtlichen Entfaltung seiner Glieder und die Auswirkung der dem Hause anvertrauten Mission nicht zu erfassen vermochte! (Schluß folgt.)

Von der Sünde wider den Heiligen Geist.

Immer wieder kommt dem Seelsorger im praktischen Amtsleben der Fall vor, daß erweckte aber ungereifte Gemüter von dem Gedanken beunruhigt werden, daß sie die unvergebbare Sünde wider den Heiligen Geist begangen haben, und darum all ihr Hoffen und Streben vergeblich sei. Freilich ist es nicht gerade die Signatur unserer Zeit und gerade unseres Volkslebens, daß man den Abstand zwischen dem Sollen und dem Sein so tief empfände und in der Selbstverurteilung wegen seiner Sünde so zur Unerbittlichkeit geneigt wäre, und auch bei den religiös Erweckten ist Sicherheit und Selbstgerechtigkeit die häufigere Erscheinung. Aber jene Anfechtungen geistlicher Verzagtheit und düsterer Selbstverurteilung sind doch auch häufig genug, und der Seelsorger soll ihnen zu begegnen gewappnet sein, und darum ist eine immer erneute Betrachtung der Schriftstellen, welche der Versucher zu Waffen der Anfechtung zu machen pflegt, nie unzeitgemäß. Keineswegs ist ja allerdings zu erwarten, daß jene geistlichen Anfechtungen allein durch theologische Beweisführung, auch nicht durch die solideste, aus dem Felde geschlagen werden könnten; selten sind sie nur intellektuellen Ursprungs, nur aus spitzfindiger Grübelei oder ganz unbeabsichtigtem Mißverstehen von Schriftstellen entstanden, sondern meist gehen sie aus seelischen, ja auch körperlichen Verstimmungen hervor und zu ihrer Ueberwindung ist eine den ganzen Menschen ins Auge fassende Pflege erforderlich; aber die Belehrung durchs Wort der Schrift bleibt doch immer die wesentlichste Waffe zur Bekämpfung der Anfechtung und wird auch als solche anerkannt und gesucht; darum ist die Sicherheit in der Behandlung der Schriftstellen für den Seelsorger unerläßlich, und immer erneute Betrachtung derselben in ihrem Zusammenhange, wenn auch nichts Neues mehr über sie gesagt werden kann, nicht ungerechtfertigt.

Es wird seelsorgerischer Weisheit von seiten des Geistlichen bedürfen, um zu entscheiden, wie weit er in die Verborgenheiten der Vergangenheit oder des inneren Seelenlebens der in solcher Weise Angefochtenen eindringen darf, ohne sich zum Inquisitor oder zum Horcher herabzuwürdigen. Oefters wird er den Eindruck empfangen, daß er's

gar nicht mit wirklicher Angefochtenheit, sondern nur mit einer geistlichen Koquetterie zu tun hat; wie's im Leiblichen Menschen gibt, denen eigentlich gar nichts fehlt und die nur aus lieber Langeweile Krankheit affektieren, um sich interessant zu machen, so gibt's auch auf geistlichem Gebiete solche sonderbare Heilige, die sich vorreden, angefochten zu sein, nur damit man sich mit ihnen beschäftige. Der Geistliche muß sich ferner bewußt sein, daß er nicht dazu da ist, den Menschen das Bewußtsein ihrer Verschuldung auszureden. Die Selbstanklage: „meine Sünde ist größer, denn daß sie mir vergeben werde," ist oft nur ein bemäntelter Ausdruck des Wunsches, verteidigt und gelobt zu werden. Wir werden es niemandem ausreden dürfen, wenn er ernsthaft das Bewußtsein hat, daß alle seine bisherige Unsträflichkeit durch eine begangene Sünde zunichte gemacht, alles Licht finster geworden, daß er der schlechteste Mensch geworden sei, den er kenne. Solchem Geständnisse gegenüber wird sich der Geistliche vielleicht im Stillen sagen: ich kenne einen, der noch schlechter ist, aber er wird das für sich behalten und sagen: Das ist ganz recht; wir können unsere Sünde nicht schwarz genug malen, und es gilt nur, daß wir auch hier in der Einfalt bleiben und nicht in Grübelei oder in Affektiertheit geraten; wir sind nicht besser als andere Leute, aber ob wir unter den Sündern der vornehmste oder der zweit- oder drittvornehmste seien, das dürfen wir auch dahingestellt sein lassen, genug, wir mangeln des Ruhmes, den wir vor Gott haben sollen. Es würde daher gefährlich und unweise sein, wenn wir einem wegen einer Sünde angefochtenen Menschen sagen wollten: „Sie müssen das nicht so zu Herzen nehmen." Wir meinen vielleicht das Richtige damit, daß er ob der Grübelei wegen seiner Sünde nicht verzweifeln und nicht seine ihm obliegenden Pflichten verabsäumen solle, aber daß jemand sich seine Sünde zu Herzen nehme und an der einzelnen Sünde den Gesamtzustand seines inneren Lebens erkennen lerne, das sollen wir gewiß nur möglichst befördern.

Ein anderes ist's, wenn ein Mensch in erwachtem Schuldgefühl in seiner Strenge gegen sich selbst so weit vorgeht, daß er dem göttlichen Gerichte vorgreifen und über sich selber das Urteil der ewigen Verwerfung aussprechen will. Da werden wir vor der Sünde des Unglaubens, vor dem Beispiele Kains, zu warnen und auf den Wunderrat Gottes zur Seligkeit des Sünders hinzuweisen haben. Daß ein Mensch sich der ewigen Verdammnis w e r t halte, das ist in der Ordnung, aber daß er sie sich selber zuspreche, das ist, wie Luther in der Erklärung zur sechsten Bitte sagt, große Schande und Laster. Somit wird man dem Menschen, der sich mit der unvergebbaren Sünde herumplagt, zunächst zu sagen haben: Du bist noch ein viel größerer Sünder als du selber einsiehst, denn eben, daß du dir herausnimmst, über dich selber zu richten, das ist ein Eingriff in Gottes Recht. Wohl sollen wir uns selber richten, auf daß wir nicht mit der Welt verdammt werden, aber dies Selbstgericht darf nie weiter führen, als daß wir die Notwendigkeit der Sinnesänderung für uns erkennen, nicht aber steht es geschrieben, daß

wir uns selber verdammen sollen. Und dann dürfen wir dem Sünder sagen: Freue dich, und schwimme in der unendlichen Tiefe der Gnade Gottes, der dir alle deine Sünde, auch diese deines Unglaubens, vergibt, und der dir sagen läßt, was er will und was er nicht will: Er will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe.

Nun ist es aber von je die Art des Versuchers gewesen, daß er seine Gedanken gerne plausibel macht durch das: „Es stehet geschrieben," und so gibt es denn auch eine ganze Reihe von Schriftstellen, mit denen er dem Menschen den Weg zur Gnade und zum Leben zu verlegen sucht, dem einen so, dem andern anders. Davon seien hier nur einige in Betracht gezogen, welche, wie es 2. Petr. 3, 16 heißt, „von den Ungelehrten und Unbefestigten verwirrt werden." Dabei möge eine allgemeine Vorbemerkung, was man nennt, cum grano salis verstanden und aufgenommen werden; es hat ja jede Sache zwei Seiten, und jeder Behauptung läßt sich ein Aber entgegen stellen. Durch unsere ganze kirchliche Stellung zur Heiligen Schrift als dem Worte Gottes wird mancher dazu verleitet, einzelne Sprüche der Heiligen Schrift, aus ihrem Zusammenhange gelöst, an sich als heilige Machtsprüche anzusehen, durch welche über Geheimnisse des inneren Lebens unverbrüchliche Gesetze aufgestellt werden sollen. Im wohlmeinenden Interesse, den Grundsatz festzuhalten, daß „die Schrift nicht kann gebrochen werden," scheut man sich, die Schriften der Apostel und die Reden des Herrn zugleich von ihrer echt menschlichen Seite anzusehen und anzuerkennen, daß sie aus besonderen Stimmungen heraus und mit Rücksicht auf besondere Situationen entstanden sind, also daß, um den Sinn eines Wortes zu würdigen, wir nicht bloß zu berücksichtigen haben, was geredet ist, sondern zugleich warum es so geredet ist. Kann uns doch z. B. auf diese Notwendigkeit der eklatanteste Widerspruch in den beiden Worten des Herrn hinweisen, wenn er auf der einen Seite sagt: „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich," und auf der anderen: „Wer nicht wider uns ist, der ist für uns;" zur Ausgleichung dieses Widerspruchs ist ja wenig damit geholfen, daß man auf den Unterschied der Pronomina hinweist, daß es das eine Mal heißt: „wider mich" und das andere Mal „wider uns", denn die Pronomina könnten wohl in beiden Fällen ohne wesentliche Aenderung des Sinnes vertauscht werden; sondern die Harmonie zwischen den beiden Aussprüchen, von denen der eine Entschiedenheit und der andere Weitherzigkeit fordert, ist nur durch Berücksichtigung der verschiedenen Situationen, aus denen sie stammen, zu erkennen.

Eine Schriftstelle, die erfahrungsmäßig schon Menschen zur Anfechtung gereicht und an der Möglichkeit ihrer Rettung hat zweifeln lassen, obwohl sie offenbar ganz und gar nicht in der Absicht, einzuschüchtern, geschrieben ist, ist 1. Joh. 5, 16: „Es gibt eine Sünde zum Tode; dafür sage ich nicht, daß jemand bitte." Ja, wer dürfte das furchtbar warnende Gewicht des Wortes: „Es gibt eine Sünde zum Tode" abschwächen wollen! Und daß „zum Tode" hier nichts anderes

heißen kann als „die ewige Verdammnis nach sich ziehend“ ist selbstverständlich. Es ist auch in gewissem Grade in unserer Stelle vorausgesagt, daß die Gläubigen zwischen den Sünden ihrer Mitchristen unterscheiden können zwischen solchen, die zum Tode sind und nicht zum Tode; aber diese Unterscheidung kann doch nur eine vermutende sein, sonst würde die Fürbitte für solche Todsünde als der Ausdruck eines dem heiligen Willen Gottes absichtlich widerstrebenden Wunsches ausdrücklich verboten sein; es heißt aber nicht: „dafür sage ich, daß man nicht bitten solle,“ sondern: „dafür sage ich nicht, daß man bitten solle.“ Der Apostel betrachtet's als eins der schönsten Vorrechte des mit Gott versöhnten Sünders, daß er nicht nur für sich selbst bitten sondern auch für andere fürbitten darf, und diese Fürbitte ermuntert er und verspricht ihr Erfolg ganz im Einklange mit Jakobus (5, 15). Die Zumutung der Fürbitte aber hat ihr gewisses Maß; der Apostel getraut sich nicht, das Gebot der Fürbitte für a l l e Sünden aller Mitchristen als unbedingte Forderung aufzustellen; die Fürbitte muß ja wie alles Gebet vor allem wahrhaftig sein, und der Eindruck einer mit angeschauten sündigen Tat kann zunächst so Abscheu erregend sein, daß eine freudige, zuversichtliche Fürbitte dem Miterlebenden subjektiv unmöglich sein muß. Das muß ja insonderheit der Fall sein, wo der Sündigende ohne Reue in Auflehnung gegen Gottes Willen verharrt. Es ist also die Sünde der Unbußfertigkeit und Verhärtung, welche der Apostel bei dem Ausdrucke „Sünde zum Tode“ im Auge hat. Wenn wir nun fragen wollen: welches Gebot ist hinter dem Nichtgebote zu ergänzen? „Dafür sage ich nicht, daß man bitten solle,“ sondern ...? Welch anderes Gebot könnten wir von dem Apostel erwarten, als daß man in solchem Falle, wo die freudige Fürbitte uns nicht möglich ist, wir den Sünder mit seiner Sünde der Hand Gottes anbefehlen sollen, der seinen Sohn gegeben hat zur Versöhnung unserer Sünde, nicht allein aber für die unsere, sondern auch für die der ganzen Welt! Ganz ferne also unserer Stelle die Absicht, einem bedrückten Gemüte Angst zu machen, daß es die Sünde zum Tode begangen haben könne, und ihm das Vertrauen zur vergebenden Gnade Gottes zu erschweren, und wenn wir jemandem begegnen, der den Trost des Wortes Gottes abweist, weil er sagt: das ist nicht für mich, ich habe die Sünde zum Tode begangen, für die man nicht bitten soll, so mögen wir ihn nur warnen: begehe sie nicht, indem du die Gnade von dir weist, sondern nimm sie an, und mißbrauche die Schrift nicht.

Die Hauptstelle, aus welcher der Begriff der Sünde wider den Heiligen Geist entnommen ist und welche dem Mißbrauche ausgesetzt oftmals dazu dient, den Menschen vom Kampfe des Glaubens zurückzuschrecken, ist bekanntlich Matth. 12, 31 mit ihren Parallelen Mark. 3, 28 und Lukas 12, 10. Der Wortlaut in den drei Stellen ist ja nicht ganz übereinstimmend, doch nicht so, daß durch die Verschiedenheit des Ausdrucks auch eine Modifikation des Gedankens gegeben wäre, der

Gedanke ist überall derselbe, und der Ausspruch: Wer den Heiligen Geist lästert, hat keine Vergebung in Ewigkeit," ist ein unwiderstreitbar bezeugtes Herrnwort, das ist sicher. Lukas gibt das Wort am wenigsten in seinem pragmentischen Zusammenhange, er scheint eine Reihe ihm bekannt gewordener Aussprüche Jesu zum Zusammenhange einer Rede verbunden zu haben, Matthäus und Markus überliefern die Veranlassung, aus welcher das Wort geredet ist.

„Ich habe die Sünde wider den Heiligen Geist begangen, und die kann nicht vergeben werden," so mag wohl manchem Seelsorger schon geklagt worden sein. Gewiß, wird er antworten müssen, hast du eine Sünde wider den Heiligen Geist begangen, denn jede Sünde, namentlich des Christen, ist ein Betrüben des Heiligen Geistes, Eph. 4, 30; aber ob du deswegen sagen darfst: „meine Sünde ist größer, denn daß sie mir vergeben werden könnte," ist eine andere Frage. Man könnte wohl in manchem Falle ein argumentum ad hominem gebrauchen und darauf Gewicht legen, daß es nicht heißt: „wer wider den Heiligen Geist s ü n d i g t , dem wird's nicht vergeben," sondern: „wer l ä s t e r t" oder „etwas redet" wider den Heiligen Geist" u. s. w. und es dürfte sich dann öfters herausstellen, daß der Angefochtene sich nicht gerade eines ausgesprochenen Lästerwortes wider den Heiligen Geist bewußt ist. Aber es dürfte doch wohl dies Betonen des Wortlautes mehr ein argumentum ad hominem sein, d. h. eine Beweisführung, die eben für einen besonderen Fall, einem besonderen Menschen gegenüber genügt, ohne der Sache, dem eigentlich beabsichtigten Sinne des Ausspruches zu entsprechen. Sollten wir wirklich annehmen, daß dasjenige, was die betreffende Sünde zur ungeheuerlichen, vor allen anderen Sünden ausgezeichneten und einzig unvergebbaren macht, die Form sei, daß sie in einem W o r t e sich kundgibt, Gedankensünden und Tatsünden, seien sie welcher Art sie wollen, wären unter jener Drohung nicht mit befaßt, und nur eine Wortsünde könnte jene furchtbare Folge nach sich ziehen? Der Grund, weswegen der Herr als die unvergebbare Sünde gerade das lästernde Wort bezeichnet, ist jedenfalls ein anderer und aus dem Zusammenhange der Stellen zu entnehmen; sonst gilt es auch hier: Taten sind auch Reden, und der verschlossene Gedanke, die im Geheimen gehegte Gesinnung, ist vor dem Allwissenden dem ausgesprochenen Worte gleich; die unvergebbare, Vergebung unmöglich machende Sünde kann jedenfalls auch die Gestalt zeugender Tat und verborgener Gesinnung an sich tragen.

Jesus redet in unserer Schriftstelle zu den Pharisäern, und das „διὰ τοῦτο," „darum" des Matthäus weist auf den Zusammenhang mit dem vorigen hin und sagt uns, w a r u m Jesus also geredet, ja, Markus gibt den Grund ausdrücklich an: „Weil sie sagten, er hat einen unreinen Geist." Jesus hat den Besessenen geheilt, der blind und stumm war, und die Wundertat hat einen heilsamen erweckenden Einfluß auf die Umgebung ausgeübt; da kommen die Schriftgelehrten aus Jerusalem herzu und suchen den heilsamen Eindruck des Wunders, das

sie nicht leugnen können, geflissentlich zu zerstören und in sein Gegenteil zu verkehren, indem sie mit Einsetzung ihrer ganzen Autorität die Lüge zu verbreiten suchen: Dieser Jesus, weit davon entfernt, der Gottgesandte zu sein, für den er sich ausgibt, steht vielmehr mit dem Teufel im Bunde. Jesus bemüht sich, ihr Gerede durch Gründe zu widerlegen, sie selbst von ihrer Widersinnigkeit zu überzeugen, augenscheinlich vergeblich; und so steigert sich seine Rede im Affekt zum Ausdrucke heftiger Indignation. Daß sie außerstande sind, ihre Vorurteile gegen seine Person selbst, gegen den Handwerker aus Nazareth, sofort dahinten zu lassen, das ist verzeihlich, aber daß sie wider besseres Wissen und Gewissen den Beweis seiner göttlichen Sendung in sein Gegenteil zu verkehren suchen, daß sie aus Weiß Schwarz, aus Heilig Unheilig machen wollen, das ist unverzeihlich. Jesus gibt in seinem Worte in echt menschlicher Weise seiner Empörung einen emphatischen Ausdruck, er will seinen Gegnern die ganze Schwere und Unverantwortlichkeit ihrer Verschuldung zu Gemüte führen. Man wird allerdings auf der einen Seite die Emphase des Ausdrucks abschwächen, wenn man die Worte bloß als eine drohende Warnung ansieht: „Hütet euch, daß ihr nicht eine Lästerung gegen den Heiligen Geist aussprecht, denn die ist unvergebbar," als ob sie nach der Meinung Jesu solche Lästerung bis jetzt noch nicht ausgesprochen hätten, sondern nur auf dem Wege dazu wären. Dem steht der Ausdruck bei Markus deutlich gegenüber; was sie gesagt haben, das ist schon eine solche Lästerung, Jesus sagt ihnen auf den Kopf zu: ihr begeht damit, daß ihr solche Lüge ausstreut, eine, oder wenn man will, die unvergebbare Sünde. Und ist denn das etwa nicht wahr, nicht deutlich und selbstverständlich? Was heißt denn Vergebung empfangen anders, als dem göttlichen Urteile stille halten, die göttliche Wahrheit in Demut anerkennen? und wie kann der, welcher einer sich der Vernunft und dem Gewissen aufdrängenden Wahrheit widerstreben will, Vergebung empfangen? Die Sünde hat keine Vergebung, weil sie Vergebung innerlich unmöglich macht.

Dabei ist aber auf der anderen Seite selbstverständlich, daß nach dem Sinne Jesu diese Unvergebbarkeit auch aufhört, sobald die Sünde, oder die Stellung des Menschen zur Sünde, anders wird, das heißt, daß das Wort der Lästerung wider den Heiligen Geist so gut wie jede andere Sünde zwar nicht ungeschehen gemacht aber zurückgenommen, bereut, abgebeten und durch Gottes Gnade begraben werden kann. Wenn das nicht der Sinn Jesu gewesen wäre, warum hätte er sich dann bemüht, seine Gegner zurechtzuweisen, zu erleuchten, zu gewinnen?

Es erledigt sich nach unserer Auffassung die Frage, die an unsere Stelle geknüpft worden ist: wer denn diese unvergebbare Sünde begehen könne, ob nur der Wiedergeborene oder auch der Nichtwiedergeborene. Es setzt die Begehung dieser Sünde allerdings ein gewisses Maß von Erkenntnis der göttlichen Wahrheit, von sittlich religiöser Entwicklung voraus, und die Möglichkeit, in dieselbe zu geraten, steigert sich mit dem Grade der Verantwortlichkeit und ist daher bei dem Wiedergeborenen,

der durch die erfahrene Geistesmitteilung geschützt sein sollte, am größten, aber eine bestimmte Grenze läßt sich nicht ziehen, und unsere Stelle zeigt, daß auch der Unwiedergeborene sie begehen kann. Die Lästerung wider den Heiligen Geist oder, wie wir allerdings mit allgemeinerem Ausdrucke sagen können, die unvergebbare Sünde wider den Heiligen Geist, (denn daß sie gerade als Wortsünde bezeichnet ist, ist unwesentlich und hat nur darin seinen Grund, daß der Herr es hier dem Zusammenhange nach mit einer Wortsünde seiner Gegner zu tun hat,) ist die böswillige Selbstverhärtung gegen die Bezeugung Gottes, die Stimme der Wahrheit im eigenen Innern; sie ist unvergebbar, weil sie, so lange sie eben dauert, eine Versöhnung mit Gott unmöglich macht. Die Menschen, auch seine Feinde, von dieser die Vergebung hindernden Sünde zu befreien, hat Jesus nie aufgehört, unablässig bemüht, durch das Zeugnis der Wahrheit die Widerstrebenden zur Umkehr zu gewinnen, und für eben diese seine Feinde, denen er hier die Gefahr, die sie über sich heraufbeschwören, erschütternd vorhält, hat er über seinen Tod hinaus gehofft und Fürbitte geübt, daß Gott sie aus diesem Zustande herausretten möge: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun."

Gewiß gibt's im Gebiete des Seelenlebens ebenso unverbrüchliche Gesetze wie im Naturleben, der Menschengeist ist eben auch ein Naturprodukt eigener Art, und so mag es im sittlich religiösen Leben ein Stadium der verkehrten Entwicklung geben, wo dem Menschen eine Umkehr von der Lüge zur Wahrheit innerlich unmöglich geworden ist, wo er weiß, daß er *sollte*, wo alle Motive vorhanden sind, daß er *könnte*, und wo er selbst *möchte* der Wahrheit in seinem Denken und Fühlen Raum geben, und wo er doch erfahren muß: ich kann nicht; und vor dieser Gefahr enthält das Wort Jesu eine erschütternde Warnung. Aber nie hat ein Mensch das Recht, über einen anderen oder sich selber das Urteil zu sprechen: „hier ist die unvergebbare Sünde begangen," sondern: „Wo die Sünde mächtig geworden ist ,da ist doch die Gnade viel mächtiger geworden," und: „bei den Menschen ist es unmöglich, bei Gott sind aber alle Dinge möglich."

Es mögen noch die Stellen des Hebräerbriefes in Betracht gezogen werden, die zu dem hier behandelten Lehrpunkte in Beziehung stehen. Am meisten verdient die Bezeichnung eines „harten Knotens", wie sich Luther ausdrückt, die Stelle 6, 4 ff. Hier ist also, wenn man die Stelle an und für sich aus ihrem Zusammenhang herausgehoben, betrachtet, ohne zugleich die Absicht zu berücksichtigen, in der sie geschrieben ist, mit dürren Worten gesagt: Wer einmal gläubig gewesen ist und wieder abgefallen ist, der kann nicht wieder erneuert werden. Es ist unwesentlich, daß auf der einen Seite der herrliche Stand der Gläubigen mit hohen Worten beschrieben wird, daß sie erleuchtet gewesen sind und geschmeckt haben die himmlische Gabe u. s. w.; denn es ist daraus nicht zu folgern, daß nur auf besonders hoher Stufe des Glaubens Stehende von der drohenden Gefahr betroffen werden, sondern jeder, der im christlichen

Glauben unterwiesen war und die Unterweisung ohne Widerstreben angenommen hatte, wird schließlich diese Beschreibung auf sich anwenden und sagen können: das habe ich einmal gehabt. Ebenso ist es unwesentlich, daß auf der anderen Seite die Sünde des Gläubigen mit Worten der Entrüstung in ihrer ganzen Schwere gezeichnet wird; denn es ist nicht daraus zu folgern, daß nur ein besonders schwerer Grad der Verschuldung die Gefahr nach sich ziehe, sondern schließlich wird jeder, der sich einer wider sein Gewissen begangenen Verfehlung bewußt ist, sich den Vorwurf machen können und müssen: ich bin damit von Christo abgefallen, denn ich bin von seinen Wegen gewichen, ja er wird, wenn seine Entrüstung über sich selbst eine echte, energische ist, sich vorwerfen müssen: ich habe damit meinem Heilande dasselbe angetan wie die, welche das Kreuzige über ihn geschrien, und habe seinen Namen zum Spott gemacht. Kurz, der Inhalt der Stelle für sich genommen ist: der Christ, der eine seinen Christenstand entwürdigende Handlung begangen, hat seine Seligkeit verwirkt; diese Konsequenz läßt sich in die Schriftstelle hineintragen. Sollte das die Meinung des Verfassers und sollte das Wahrheit sein? Dann wäre das ganze Evangelium illusorisch. Es wird dem gewöhnlichen Bibelleser gegenüber nicht damit geholfen sein, wenn man, wie Jul. Müller in seiner Lehre von der Sünde tut, sich darauf berufen wollte, daß dem Hebräerbriefe nur ein deuterokanonisches Ansehen beigemessen werden könne; das würde, wie die Sachen stehen, dem Laien gegenüber nur entweder seinen Glauben an die Schriftautorität überhaupt erschüttern, oder uns bei ihm in den Verdacht bringen, daß wir als Jünger der „modernen Wissenschaft" mit der Schrift nach Belieben umspringen. Es ist aber eben nicht nötig, nach diesem Auskunftsmittel zu greifen, wenn wir nur nach dem Zusammenhange berücksichtigen, was der Verfasser hat sagen *wollen*. Der Verfasser sieht seine Leser, seine Volksgenossen, in der Gefahr, aus ihrem Christenstande wieder ins Judentum zurückzufallen; sie von diesem Rückfalle abzuhalten, ist der Zweck seines Briefs; zu diesem Zwecke will er nicht die ursprüngliche einfache Missionspredigt, die einst zu ihrer Bekehrung geführt hat, nun aber ihre Wirkung zu verlieren droht, noch einmal wiederholen, sondern „zur Vollkommenheit fahren," d. h. größere Anforderungen an ihr Verständnis und Nachdenken stellend nachweisen, daß das Alte Testament seinem wahren Sinne nach auf das Neue hinweise. „Und zwar," sagt er, „wollen wir dies tun, so anders es der Herr zuläßt," und fährt dann fort: „*denn* es ist unmöglich" u. s. w. Da ist notwendigerweise ein Zwischengedanke zu ergänzen, der sehr selbstverständlich ist: „*Gott aber läßt es zu*;" denn, fährt er fort, wenn es nicht so wäre, so würde allerdings mein ganzes Schreiben vergeblich sein, denn wenn ihr wirklich in eurem Abfalle verharren *wolltet*, so würde meine Hoffnung, euch zur Sinnesänderung zu stimmen, wider Gottes Willen und vergeblich sein; „wir versehen uns aber, ihr Liebsten, besseres zu euch, ob wir wohl also reden." Der Verfasser will also hier nichts anderes sagen, als was

Matth. 12 gesagt ist, daß böswillige Selbstverhärtung, so lange sie andauert, Sinnesänderung und damit Vergebung und Seligkeit, innerlich unmöglich macht.

Die andere Stelle ist Kap. 10, 26: „Denn so wir mutwillig sündigen" u. s. w. Dieselbe wird von den „Ungelehrten und Unbefestigten" oft dahin mißdeutet, daß sie sagen: Ich hatte die Erkenntnis der Wahrheit empfangen und habe doch wieder mutwillig gesündigt, darum ist die Erlösung durch Christum für mich nicht mehr vorhanden, sondern mein wartet nur schreckliches Gericht. Man braucht doch aber nur die Stelle anzusehen, wie sie ist; wo steht in ihr etwas davon, daß die Erlösung durch Christum für einen Vergebung verlangenden Menschen nicht mehr vorhanden sei? Es heißt ja nur: „so haben wir weiter kein anderes Opfer für die Sünde." Einen anderen Erlöser allerdings gibt es nicht. Dieser aber bleibt und hat eine ewige Erlösung erfunden. Die Stelle sagt nichts anderes als Act. 4, 12: „Es ist in keinem andern Heil" u. s. w.

Die dritte Stelle endlich Kap. 12, 16 ff. hält den Esau als warnendes Beispiel vor, und aus ihr wird häufig der Schluß gezogen, daß um einer mutwillig begangenen Sünde willen dem Sünder trotz allen sehnlichen Verlangens wahre Buße nicht mehr möglich sei, denn es heißt: „Er fand keinen Raum zur Buße, wiewohl er sie mit Tränen suchte," und so machen angefochtene Menschen sich den Gedanken: meine Buße ist nicht recht, denn mich schmerzen immer nur mehr die üblen Folgen meiner Sünde, als daß ich sie selbst recht verabscheute. Dagegen ist zu sagen: alle unsere Buße, solange wir im Fleische leben, ist nicht recht, weil wir in uns selber nicht recht sind, darum kann sie uns auch nicht rechtfertigen, und wir sollen nicht versuchen, durch eine „rechte" Buße uns zum Frieden zu bringen; unser Gerechtmacher ist nur einer, justitia nostra extra nos. Was nun die Stelle betrifft, so ist u. E. die Uebersetzung Luthers entschieden zu korrigieren; nicht: „wiewohl er sie", sondern: „wiewohl er ihn mit Tränen suchte"; das αὐτὴν ist nicht auf das zunächst stehende μετάνοιαν, sondern auf das etwas weiter entfernte εὐλογίαν zu beziehen. Esau wird als warnendes Vorbild hingestellt; er hat nach der alttestamentlichen Geschichte offenbar nicht zu spät mit Tränen Sinnesänderung begehrt, sondern er hat zu spät und vergeblich nach dem Segen verlangt. Das „τόπον μετανοίας" heißt demnach nicht: Raum zur Sinnesänderung, sondern: Raum, Erhörung, für seine Sinnesänderung. Es gibt allerdings wohl, in der Ewigkeit, in der Vergeltung, einen Zustand, in welchem der Mensch mit Schmerzen erkennen muß: ich habe meine Gnadenzeit versäumt und verscherzt. Daß aber einem von Herzen nach Sinnesänderung und damit nach Gnade verlangenden Menschen dieser Weg des Heiles erbarmungslos von Gott verschlossen werde, ist ein Ungedanke, den man der Schrift nicht aufbürden soll.

Daß diese vorstehende Behandlung der Schriftstellen nur flüchtige Berührungen und nicht der Wichtigkeit der Sache angemessene Auslegung derselben sein soll, ist selbstverständlich; der Zweck ist nur, zu erneuter selbständiger Betrachtung derselben anzuregen. E. O.

Ueber Religionsprozesse und § 166.

Aus: „Die Reformation."—(Schluß.)

Schließlich noch ein dritter Fall. Kurz nach der Denunziation der Böthlingkschen Schrift denunzierte der Erzbischof Nörber den 60-jährigen Pfarrer a. D. Gottfr. Schwarz, der 20 Jahre im Orient gewirkt und dann aus dem württembergischen in den badischen Kirchendienst übertrat und jetzt eine Monatschrift „Das Banner der Freiheit" im eigenen Verlage für eine kleine Gemeinde von Anhängern herausgibt. In dieser, wie in einer Schrift „Papst Leo XIII. vor dem Richterstuhle Christi", wurden Beschimpfungen gefunden, besonders in zwei Stellen: „Der Papst macht es dem Menschen zur höheren Pflicht, zum Nutzen der Kirche das Böse mit Bewußtsein zu tun — er ist der Heger, Pfleger und Erzeuger alles Bösen auf Erden" und „die Verehrung der Hostie ist nichts anderes, als die Anbetung eines Fetisch, die Hostie ist nur ein Stück Mundlack, d. h. nur ein an sich totes Ding, kann man sich einen niedrigeren Götzendienst denken?" Die Verhandlung fand vor dem Schwurgericht in Mannheim am 16. April von 6 bis 10 Uhr abends statt und endete mit Freisprechung. So mancher — das konnte man im Publikum hören — schied als Anhänger der Schwurgerichte, der bisher nicht für sie begeistert war. (Preßsachen werden nämlich in Baden vor dem Schwurgericht verhandelt.) Vor einer Strafkammer, z. B. vor mancher rheinischen, wäre der Angeklagte verurteilt worden — daß man so etwas überhaupt jetzt annimmt, ist eben schon traurig genug. Die Verhandlung gestaltete sich sehr interessant. Sowohl der Verteidiger, wie der ehrwürdige Angeklagte im weißen Haar, sprachen vorzüglich. Der Verteidiger wies geradezu darauf hin, daß im Volke die Meinung Platz greife, der Staat mache sich zum Büttel der Kirche. Er tadelte, daß der Staat die Angriffe der Papstkirche nicht genügend und würdig abwehre: selbst bei der Kanisiusencyklika habe sich kein deutscher Staatsanwalt gefunden, der zwei Drittel der Deutschen gegen die darin ausgesprochenen maßlosen Angriffe des Papstes schützte. Leo XIII. sei der Hetzpapst, er versäume keine Gelegenheit zu hetzen und übertreffe alle Vorgänger an Intoleranz. (Bravo.) Er nenne die Reformation Wurzel alles Uebels, sie habe den dreißigjährigen Krieg und die Revolution verursacht, am protestantischen Gottesdienste oder an einem protestantischen Kirchenbau teil zu nehmen sei Sünde, die Protestanten seien Diebe; wehmütig gedenke man des „Segens" des Scheiterhaufens; statt der Liebe Christi predige sein Stellvertreter Haß, Verachtung, Verfolgung. Diese und weitere Aeußerungen seien

unqualifizierbar und es könne nicht Wunder nehmen, wenn das deutsche Gemüt sich hiergegen empöre und auflehne, sintemal die berufenen Organe schweigen. Gegenüber diesen Anmaßungen und Verfolgungen befinde sich der Protestantismus gewissermaßen in Notwehr. Der Angeklagte fügte hinzu, daß Christus heute wegen des Ausdrucks „Otterngezücht“ (?) eine Denunziation wegen Beschimpfung und wegen der Reinigung des Tempels (Matth. 21, 12) eine solche nach § 166, dritter Passus (beschimpfender Unfug) zu gewärtigen hätte. Er wies den Ausdruck Fetischismus besonders aus Kants „Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft“ nach und zeigte, wie selbst nach § 166 doch nur das Heilige zu stützen sei. Heilig sei nur Gott, die Kirche sei heilig, aber nur relativ heilig, der „heilige Vater“ sei der allerunheiligste Vater: Gott und die Wahrheit seien heiliger, wie Gebräuche und Gebäude. „Wenn Sie glauben,“ so schloß er, „daß ich dem Vaterlande geschadet und nicht die Sache der Gewissensfreiheit vertreten habe, so sprechen Sie mich schuldig.“

So weit in Kürze die Tatbestände — nur für den nichtjuristischen Leser braucht hinzugefügt zu werden, daß das hier kurz wiedergegebene sich aus so und so viel stundenlangen Vernehmungen ergibt, und daß einige hundert Seiten Akten darüber geschrieben worden sind. „Tatenmörder ist der Sumpf der deutschen Rede“, möchte man mit einem katholischen Schriftsteller zitieren. Was ergibt sich für uns aus der Betrachtung dieser Fälle?

Sehen wir den Gang aller der erwähnten und anderer Fälle an, so ergibt sich auf den ersten Blick eine merkwürdige Uebereinstimmung in zwei Punkten. Stets ist die römische Kirche die allein oder in der Hauptsache getroffene und immer sind es römische Katholiken, Zentrumsleute, die die Denunziationen einreichen. D a denunziert ein Bischof — hatte der Verteidiger in Mannheim nicht Recht, wenn er diese Katholiken mahnte, lieber nicht mit Steinen zu werfen, da sie im Glashaus sitzen? Haben die Herren vergessen, wie sie Luther als Dieb und Wucherer, Wolf und Seelenmörder kennzeichnen? Will man vielleicht mit Hilfe des § 166 Luthers Schrift wider den falschen geistlichen Stand des Papstes und der Bischöfe aus der Litteratur entfernen? H i e r geht die Anzeige von einem katholischen Anwalt aus. J. R. Pelizaeus in Oberlahnstein gegen Tolstoi! Weiter dürfte zu beachten sein, daß trotz aller ultramontanen Bemühungen die Urteile in den weitaus meisten Fällen auf Freisprechung lauteten. Zwar haben wir hier und da Verurteilungen, und auch das Reichsgericht fällte in Bezug auf den Trierer Rock jene „sehr bedauerliche“ Entscheidung (XII, 238), worin nach dem Urteil unserer ersten Kriminalisten (Binding) „kein Grund haltbar sein dürfte. Man hat manchmal das Gefühl, als ob eben die Richter sich mühten, wie sie sich mit § 166, da er nun einmal da ist, abfinden, den Zwiespalt zwischen „Rechtsgewissen und Kulturgewissen“, wie man sagt, überwinden. Das ist zum Beispiel in Leipzig sehr gut gelungen. Aber wer gibt Gewähr,

daß es immer so geschieht? Daß auch einem ebenso gesinnten, aber weniger berühmten Mann, wie Tolstoi, die gleich günstige Beurteilung zuteil wird?

Diese Beobachtungen haben nun neuerdings gerade wie 1888 (siehe oben) dazu geführt, daß die Forderung der Aufhebung des § 166 wieder lebhafter wird. Man darf sagen, alle Parteien mit Ausnahme des Zentrums stimmen darin überein. Es ist öfter bemerkt worden, daß die Teilnahme an den Religionsprozessen reger sei bei Freidenkern, Anhänger des Giordano Bruno- oder Goethebundes u. s. w. Das mag äußerlich zutreffen. Es ist aber irreführend, ja es ist ungünstig, wenn nur Freigeister sich einer Bewegung wie der gegen § 166 bemächtigen. Dieser Schein wird auch nur dadurch erweckt, daß es die Evangelischen aller Richtungen gewissermaßen als eine Ehrensache ansehen, nie den § 166 anzurufen. Wir bedürfen dieser fleischlichen Stützen nicht und *wir* haben die Aufhebung nicht zu fürchten. Ja, wir mißbilligen ihn sogar, weil sein Vorhandensein den Schein erweckt, als bedürften wir des Schutzes.

„Die Kirche, die aus Gott geboren,
Gestiftet ist vom ewgen Sohn,
Sie hat das *Wort* zum Schild erkoren,
Die heilge *Wahrheit* ist ihr Thron.
Sie wohnt nicht auf den sieben Hügeln,
Nicht die Tiara ist ihr Haupt.
Doch schwebt sie auf des *Geistes* Flügeln
Und ewig währet, was sie glaubt.“

Wir kämpfen mit geistigen Waffen und rufen nicht die Staatsgewalt an. Eine Bestimmung, wie sie das Zentrum 1895 erstrebte: „Wer öffentlich das Dasein Gottes oder die Unsterblichkeit der Seele angreift oder leugnet, wird mit Geldstrafe bis 100 Mk. bestraft“ (Antrag Rintelen), erscheint uns nicht nur als „Gipfelpunkt des Wahnsinns“ (Köln. Ztg.), nicht nur als eine lächerliche, sondern geradezu eine lästerliche Verirrung.

Das ist aber nur ein Hauptpunkt und hierüber sind sogar verschiedene Meinungen möglich. Darum wollen wir den § 166 genau juristisch zergliedern. Er enthält drei verschiedene Delikte: 1. Gotteslästerung, 2. Beschimpfung einer Religionsgesellschaft, sowie deren Einrichtungen und Gebräuche und 3. Verübung beschimpfenden Unfugs in einer Kirche oder in einem anderen zu religiösen Versammlungen bestimmten Orte. Wenn um Aufhebung des § 166 petitioniert wird, so ist im wesentlichen an den *zweiten* Fall gedacht. Der letzte Satz kann bestehen bleiben — er betrifft die äußere Ordnung. Der erste Satz (Gotteslästerung) ist derjenige, worüber wohl Christen freierer Richtung und schroffe Naturen zuweilen nicht einig sind. Hierüber ist nun zu bemerken, daß die Anschauung, als ob Gott des Schutzes durch menschliche Strafgesetze bedürfe, ganz orientalisch ist. Wir denken wie der Häuptling in Uganda („Christl. Welt“, 1902, S. 549): „Gott kann seine Sache selbst führen.“ Aber es soll nach unserem

Recht auch nur der Verletzung des Pietätgefühls eine Schranke gezogen sein („Aergernis gibt"). Daß Tolstois Aeußerungen manchen Evangelischen, besonders manchen „Lutheraner" verletzen oder verletzen können, ist wohl zweifellos; es wird aber wohl wenige geben, vielleicht keinen einzigen wirklich evangelischen Christen, der da meinte, daß der Staat die Aufgabe habe, dem Urheber oder Verleger solcher Aeußerungen ein paar Wochen Gefängnis zuzudiktieren. Und wenn früher dieser oder jener meinte, die Aufrechthaltung der „Gotteslästerung" als Staatsdelikt sei wegen der sozialdemokratischen und anarchistischen Artikel notwendig, so schwindet auch diese Ansicht mehr und mehr — „tut er uns doch nichts!"

Doch genug hiervon. Wir selbst erachten es nicht als erforderlich für das Ansehen der Kirche, daß dieser erste Satz bleibt, wir wünschen nicht, daß unser religiöses Gefühl durch staatsanwaltschaftliche Hilfe geschützt wird und überlassen auch die größten Gotteslästerungen dem, der da recht richtet, gedenkend an Mark. 3, 28 und an Joh. 10, 33.

So bleibt der mittlere Satz, und das ist die Hauptsache. Hier handelt es sich nach übereinstimmender Ansicht aller Kriminalisten (insbesondere Wach) nicht um Schutz des religiösen Gefühls, sondern um einfachen staatlichen Schutz der Religionsgesellschaften. Daß ein solcher auch strafrechtlich gewährt werden kann, ist unbestreitbar. Die Schwierigkeit liegt aber darin, daß bei den Gegensätzen der Konfessionen naturgemäß mindestens der Anschein erweckt wird, das staatliche Gesetz sei parteiisch. Die Erfahrung hat gezeigt, daß § 166 nicht segensreich, sondern verhängnisvoll wirkt, daß der angebliche Zweck des Gesetzes, Aufrechterhaltung des religiösen Friedens, gerade nicht erreicht wird; und so ist das Ansehen unserer Rechtspflege durch die verschiedenen Prozesse nicht gefördert, sondern gefährdet worden. Es ist mit einem Worte die unparitätische Wirkung des § 166, die unser sittliches und rechtliches Gefühl empört, ganz abgesehen davon, daß es uns unwürdig scheint, wenn die Staatsgewalt, genau wie im Mittelalter, wie in Spanien und zu Huß' Zeiten, der Papstkirche als Büttel dient. Wir Evangelischen haben die schmählichsten Verunglimpfungen Luthers ertragen, weil Luther keine „Einrichtung", und wir haben es erlebt, daß der Mann in Rom, der uns mit Schmutz bewirft, und Pest, Gift u. s. w. geschimpft, von den offiziösen Blättern als ein Papst bezeichnet wurde, vor dem auch Protestanten Achtung haben. Gegen diese Verleugnung „protestantischen Ehrgefühls" heißt es Front machen und die Worte des Mannheimer Verteidigers beachten. Könnte man sich wohl denken, daß ein Italiener vor einem deutschen Priester, der ihn so schmähte, sich so entwürdigte?

Vom Standpunkt des Gesetzgebers müßten wir also das ceterum censeo aussprechen, daß § 166 (mittlerer Satz) zu beseitigen ist. Er hemmt das freie Wort und legt böse Schlingen. Er wird angewendet und herangezogen bei Aeußerungen, die seit dem Reformationszeitalter tausendemal getan sind, während er gegenüber den unflätigsten Wor-

ten des Papstes und der ultramontanen Presse versagt. Gerade darum also ist vom Standpunkte des Rechtsstaates die Aufhebung notwendig. Würde man nicht einen Diebstahlsparagraphen, der in 99 Fällen von 100 gegen Diebe versagte und der anderseits 50 ehrliche Leute träfe, ungerecht nennen? So ist es auch hier, und das ist ja ein leicht begreiflicher Fehler, den unser ganzes Recht und unsere ganze Politik macht, daß sie jene Gerechtigkeit (wahre Parität) versäumt, wonach das Gleiche gleich und das Ungleiche ungleich behandelt wird. § 166 führt sehr leicht zu gleicher Behandlung des Ungleichen — darum fort mit ihm, um der Gerechtigkeit willen, fort mit ihm, um des religiösen Friedens willen, fort mit ihm, um der Freiheit der religiösen Aussprache willen!

Möge die römische Kirche sich ihre eigenen Strafgesetze geben und mit dem Banne diejenigen belegen, die nach kirchlichem Rechte Religionsdelikte begehen. In dem neuesten Strafkodex (Hollweck, Kirchl. Strafgesetze, Mainz 1899, § 127) heißt es, daß so zu bestrafen, „wer sich in Rede oder Handlung vor anderen über Gott, die Geheimnisse des Glaubens, über die seligste Jungfrau Maria, über den apostolischen Stuhl in einer beschimpfenden, Unglauben, Verachtung oder Haß ausdrückenden Weise äußert.“ Den ultramontanen Heißspornen wäre es ganz lieb, wenn der Staat das gleiche Gesetz hätte; und die deutschen Justizminister sollten ihre Staatsanwälte beauftragen, daß sie scharf zusehen, ob nicht am Ende die Denunziationen mehr hiernach als nach § 166 eingerichtet sind. Im übrigen sollte man sich für die Praxis klar machen, wie viel Zeit vergeudet, wie viel Papier verschrieben, wie viel Kosten verursacht werden durch alle diese lediglich den ultramontanen Zwecken dienenden Denunziationen: Pastor Thümel wurde über zwanzigmal denunziert und siebzehnmal freigesprochen u. s. w. Man sollte endlich einmal, da es bei uns leider nicht wie in älteren Rechten möglich ist, über leichtfertige Denunzianten die Strafe des betr. angezeigten Vergehens zu verhängen, daran denken, ob es nicht möglich wäre, gemäß § 501 Str.-Pr.-O. den Denunzianten die Kosten aufzuerlegen, da diese Anzeigen im Grunde wider besseres Wissen gemacht sind — wenigstens nach unserer ehrlichen deutschen Auffassung— mindestens aber nach den gefällten Entscheidungen auf grober Fahrlässigkeit beruhen. Freilich wäre es das beste, die Behörden lehnten ohne weiteres ab und hielten sich § 344 Str.-G.-B. vor Augen, da doch die Unschuld der Betreffenden meist von vornherein feststeht. Immerhin bleiben für die Praxis der Schwierigkeiten genug und eine endgültige Besserung; eine Befreiung der Richter aus fortwährendem Dilemma, ist nur möglich durch gänzliche Aufhebung des § 166, wie sie auch Pfleiderer im ersten Hefte der Hoensbroechschen Zeitschrift fordert. Im Kampfe der Geister soll nur mit geistigen Waffen gekämpft werden. Es ist klar, daß den Päpstlingen das nicht genehm ist, daß sie den Staat zum „Büttel“ haben wollen. Die römische Kirche besteht eben aus „Einrichtungen und Gebräuchen“, sie

ist, wie Seeberg kürzlich ausführte, das Judentum in der christlichen Kirche, und es ist unvermeidlich, daß jede wahre Beleuchtung von Einzelheiten als schimpflich empfunden wird. Liguoris Moral und Jesuitenkünste, Ohrenbeichte und Orden, Hostienanbetung und Heiligenwunder u. a. m. kann man nicht darstellen und soll man nicht darstellen, ohne die Entstellung der Religion Christi zu „Fetischismus“ und dergl. hervorzuheben. Vielmehr haben wir die Pflicht, neben dem Judentum auch das speziell Heidnische der römischen Kirche zu betonen (man denke an Tredes Heidentum in der katholischen Kirche Süditaliens). Nicht die Form, nicht die Aeußerung ist das „Beschimpfende“, sondern die Sache. Daran ist aber nichts zu ändern, es sei denn, daß die römische Kirche sich los macht vom Judentum und Fetischismus, von denen, die „Jesu wider“, von Anbetung „lückenhafter Stoffteile“, los macht von Rom und zurückkehrt zum Evangelium. Wir brauchen in dieser Bewegung den § 166 nicht zum Schutze, aber es ist unbillig, uns die Verteidigung etwa einengen zu wollen.

Schließlich soll der Gedanke zurückgewiesen werden, als ob die Aufhebung des Paragraphen die konfessionelle Polemik verschärfen würde — wir haben die gegenteilige Ueberzeugung und treten für die Aufhebung ein nicht nur aus Gerechtigkeitsgefühl, sondern auch im Sinne des religiösen Friedens.

Dr. v. Kirchenheim-Heidelberg.

Die biblische Geschichte Sanheribs im Lichte der babylonischen Ausgrabungen.

Von Dr. F. Mayer, Pastor.

Der verehrte Editor dieses „Magazins“ fragte vor einiger Zeit bei mir an, ob ich nicht einen Artikel einsenden wollte, der das zeitgemäße Thema behandle, welches durch die Ausgrabungen im Orient aufs neue angeregt wird: „Sind die Geschichten des Alten Testaments wirklich Geschichte oder erst später entstandene Dichtung?“ Was man bis jetzt in Assyrien, in Palästina und Aegypten aufgefunden hat, ist so umfangreich, daß wir hier nicht einmal das hauptsächlichste in einem kurzen Artikel aufzählen können. Umfaßt doch allein die Bibliothek des Assurbanipal, des dritten Königs nach Sanherib, viele tausend Tafeln. Tatsächlich dürften es wenige historische Vorgänge des Alten Testamentes sein, welche in den aufgefundenen Monumenten nicht ihre Bestätigung finden, von dem zwiefachen Schöpfungsbericht, den die babylonischen Inschriften enthalten, bis herunter zum Rosetta Stein, dessen ägyptische Inschrift auf das Jahr 195 vor Christus als die Zeit seiner Entstehung schließen läßt. Auch ist es nicht die Absicht dieses Artikels, die Wahrheit irgend einer Geschichte des Alten Testaments zu beweisen, denn das ist durchaus unnötig. Man kann zweifeln, ob Livius bei den Römern oder Herodot bei den Griechen von uns noch als Geschichtsschreiber anzusehen

seien, nicht aber an der Zuverlässigkeit der einfachen ungeschminkten Geschichte des Alten Testaments. Es ist meine Absicht, hier nur eine kleine Probe zu geben von der Art und Weise wie die Monumente, welche man in unseren Tagen aufgefunden hat, die Geschichte der alten Völker erzählen, und wie die Darstellung derselben Periode durch das Alte Testament davon berührt wird. Ich habe dazu die Geschichte Sanheribs, des Königs von Assyrien, gewählt und um den Vergleich des biblischen mit dem monumentalen Bericht zu erleichtern, habe ich immer die Bibelstellen beigefügt.

Sanheribs Taten erzählt zunächst der sechsseitige Cylinder aus Terracotta, welcher sich jetzt im britischen Museum befindet, derselbe ist bekannt unter dem Namen „Taylor Cylinder". Er enthält die Geschichte von acht Jahren der Regierung Sanheribs, inklusive die dritte Expedition Sanheribs 701 (v. C.) zur Unterwerfung der Könige Phöniciens und Palästinas, welche durch Tirhakah, König von Ethiopien, 2. Könige 19, 9, zum Aufstand veranlaßt wurden. Die Städte Phöniciens fielen rasch in die Hände der Assyrier, der König von Sydon selber floh nach der Insel Cypern, Juda und die Philister jedoch hofften auf ägyptische Hilfe und setzten darum den Eindringlingen lebhaften Widerstand entgegen. Askalon fiel zuerst und ihr König Zedekia kam als Gefangener nach Assyrien, ebenso fielen die Städte Bethdagon, Joppa, Bene-berek und Azur. Die Einwohner von Ekron hatten sich gegen ihren König empört, weil sie ihn im Verdacht hatten, ein Anhänger Sanheribs zu sein, und sandten ihn in Ketten zu Hiskia. Eine heiße Schlacht, in welcher die Verbündeten unterstützt wurden durch die Wagen des Königs von Aegypten, wurde geschlagen bei Elteteh, welche mit einem großen Siege der Assyrier endigte. Nun brachen die Assyrier in Juda ein. Dieser Feldzug wird mit folgenden Worten auf dem „Taylor Cylinder" beschrieben:

„Aber in Betreff Hiskias, welcher sich meiner Oberhoheit nicht gebeugt hatte, sechsundvierzig Städte, sowie zahllose Festungen und Dörfer in der Nachbarschaft, belagerte ich (Sanherib) und stürmte sie mittelst Sturmblöcken und Belagerungstürmen, durch Angriffe von Fußsoldaten, durch Minen, Streitäxte. Ich nahm aus ihrer Mitte an Beute 200,115 Personen, Männer und Weiber, jung und alt, Pferde, Maultiere, Esel, Kamele, Ochsen und Schafe ohne Zahl. Ihn selber schloß ich ein, wie einen Vogel im Käfig, in seine königliche Stadt Jerusalem. Ich baute Festungen um ihn her, und wer immer aus der Stadt heraus kam, den bestrafte ich. Die Städte, welche ich geplündert, riß ich von seinem Lande los und gab sie Mitintt, dem König zu Asdod, Padi, dem König zu Ekron, und Zilbaal, dem König zu Gaza, und so verkleinerte ich sein Territorium; auch erhöhte ich die Abgaben an meine Herrschaft. Ihn, Hiskia, ergriff die Furcht vor meiner erhabenen Herrschaft und die Araber, welche er zur Verteidigung nach Jerusalem gebracht hatte, fielen von ihm ab. Zusammen mit 30 Talenten Gold und 800 Talenten Silber sandte er mir kostbare Steine, Karfunkel, Kasu-

steine, große Stücke Lapis lazuli, elfenbeinerne Betten und Thronsessel, Elefantenhäute und Zähne, Ushuholz und allerlei Dinge, einen großen Schatz, auch seine eigene Tochter, die Weiber aus seinem Palaste, männliche und weibliche Sänger, nach Ninive h, der Hauptstadt meiner Herrschaft, und er beauftragte seinen Gesandten, mir Tribut zu zahlen und Ehre zu erweisen." (cf. Jes. 36, 37.)

Auf den ersten Blick scheint ein Unterschied zu existieren in Bezug auf die Beute. 2. Kön. 18, 14 nennt „300 Talente Silber und 30 Talente Gold," während auf der Inschrift 800 Talente Silber und 30 Talente Gold angegeben werden. Diese Differenz mag jedoch von der Verschiedenheit des Geldfußes in den beiden Ländern herrühren, oder, was noch wahrscheinlicher ist, durch Korruption des hebräischen Textes entstanden sein. In Bezug auf das Gold stimmen beide Berichte miteinander überein. Allerdings erwähnt Sanherib nichts von seiner Niederlage, aber augenscheinlich hat er nach seinem eigenen Bericht Jerusalem nicht eingenommen, denn der Tribut wird ihm nachgeschickt nach Ninive, er hat ihn nicht sich durch Plünderung geholt. Einen Sieg hätte er gewiß erwähnt.

Zur Erhärtung dieser letzteren Annahme verweise ich auf den Bericht über die Einnahme von Lachis durch Sanherib. In den Ruinen von Sanheribs Palast in Ninive fand man eine Serie von Bildern, welche die Belagerung, den Sturm, die Uebergabe von Lachis und die Vorführung der Gefangenen vor Sanherib darstellen. Vergl. 2. Kön. 18, 13. 14; 19, 8. Lachis war eine Hauptstadt der Amoriter, Jos. 10, 3, welche durch Rehabeam befestigt wurde und zu großem Ansehen kam zur Zeit der Könige Judas, 2. Chron. 11, 9; 2. Kön. 19, 19; Mich. 1, 13. Nach dem babylonischen Exil wurde die Stadt aufs neue bewohnt von den Juden. Nehemia 11, 30.

Die aufgefundenen Bildertafeln zeigen uns die ummauerte Stadt auf dem Hügel, ihre Türme mit Bogenschützen besetzt und anderen, welche Fackeln auf die hölzernen Sturmwagen der Assyrier herabwerfen. Letztere bringen Sturmleitern herbei, und dringen von allen Seiten gegen die Mauern. In jedem ihrer Wagen sind Löschapparate und man sieht, wie die Assyrier die geschleuderten Brandfackeln löschen. Durch das Haupttor der Stadt ziehen Gefangene heraus, und ganz im Vordergrunde des Bildes sieht man, wie zwei Soldaten einen jungen Gefangenen pfählen, in der Mitte zwischen dessen Vater und Bruder, eine Grausamkeit, welche die assyrischen Könige an prominenten Gefangenen bekanntlich verübten. Nach Herodot ließ Darius nach der Einnahme von Babel 3000 der bedeutendsten Bürger der Stadt pfählen (3, 159). Auf dem zweiten Bilde sitzt Sanherib auf einem ehernen Throne, verziert mit Elfenbeinschnitzereien, während die Großen seines Reiches ihm die Gefangenen vorführen; darüber steht die Inschrift: „Sanherib, König der Welt, König von Assyrien sitzt auf dem Throne und läßt die Beute von Lachis sich vorführen." Der siegreiche Monarch hat

Schwert und Bogen in der Hand, Symbole seiner Macht und Siege (Gen. 42, 22; Jes. 5, 28; 2. Kön. 19, 32), hinter ihm halten zwei Verschnittene den Schirm, und an ihm vorüber ziehen die Gefangenen aus Lachis, lauter Leute mit jüdischen Gesichtszügen. Im Hintergrund ist ein Zelt mit der Inschrift: „Zelt des Sanheribs, Königs von Assyrien."

Auf einem andern Bild aus der Zeit Asser Haddons (Jes. 37, 38), des Nachfolgers von Sanherib, knien zwei Gefangene vor dem König mit Ringen in ihren Nasen und dem Gebiß in dem Mund, an denen ein Seil befestigt ist, welches der König in der Hand hält, eine Illustration von Jes. 37, 20.

Aber auch in Palästina sind wichtige Funde gemacht worden aus dieser Zeit. Im Jahre 1888 begannen die Ausgrabungen nördlich von Gaza durch Dr. Flinters Petrie, und 60 Fuß unter der Erde stieß man auf die Ruinen des alten Lachis. Sie bestätigen, daß die Stadt eine Festung war, mit „Mauern bis an den Himmel," 5. Mos. 1, 28, und von einer Dicke von 20 Fuß. Es wurden dazu an der Sonne getrocknete Lehmsteine benutzt, diese zerfielen im Laufe der Zeit und auf dem Schutt der ersten Stadt entstand eine zweite u. s. w., so daß man nach und nach auf die Trümmer von neun Städten stieß, die auf einander gebaut waren. Selbst das Tor, durch welches die Gefangenen dem Sanherib vorgeführt wurden, glaubt man entdeckt zu haben.

Daß die Phönicier die Schiffbauer der Völker waren, geht ebenfalls aus den Funden hervor. Sanherib zwang sie, eine Flotte für ihn zu bauen zur Bekämpfung der Chaldäer, welche jenseits an den Ufern des persischen Meeres wohnten. Diesen Kriegszug beschreibt der „Taylor Cylinder" also:

„Meine sechste Expedition. — Der Rest der Männer von BethJakin, welche vor meinen starken Waffen wie wilde Esel geflohen waren, nahmen alle Götter aus ihren Tempeln und setzten über den großen See gegen Sonnenaufgang (persischer Golf), und ließen sich nieder in Nagitu in Elam. Auf Schiffen von Hattiland jagte ich ihnen nach. Ich nahm Nagitu, Nagitudibena und Hilmu Pillatu, Distrikte von Elam. Die Männer von BethJakin mit ihren Göttern und die Männer des Königs von Elam nahm ich gefangen und ließ keinen entrinnen. Ich nahm sie auf den Schiffen hinüber an das andere Ufer und zwang sie, von dort auf dem Wege nach Assyrien zu gehen. Die Städte in dem Distrikte plünderte ich, zerstörte sie, verbrannte sie mit Feuer und verwandelte sie in Schutthaufen."

Auf ein Bild sei zum Schlusse noch hingewiesen, welches aus dem Palaste von Assurpanibal stammt und ein Gastmahl des Königs und der Königin darstellt. Man hat den Inhalt des Buches Esther auch deswegen ins Reich des Romans verwiesen, weil das Gastmahl der Esther mit den Sitten der damaligen Zeit im Widerspruch stehe. Dieses Bild nun belehrt uns eines besseren. Die Ausgrabungen haben dargetan, daß zu jedem der drei Häuser der Königin Gärten gehörten.

In einem der Gärten nun gibt auf dem Bilde die Königin dem König ein Banket. Der König hat seine Rüstung ausgezogen und lehnt auf einem Sofa, seitwärts von ihm sitzt die Königin, und Harfenspieler stehen im Hintergrund. An einem Baum hängt das Haupt des erschlagenen Königs von Elam. Sowohl König wie Königin führen die mit Wein gefüllten Becher nach dem Munde. Vergl. Esther 5, 4 ff.; 7, 2. Eins steht also fest in Bezug auf das Buch Esther, nämlich, daß der Verfasser desselben ein genauer Kenner persischer Verhältnisse war.

Homiletisches.

Predigt über Hiob 28, 28.

Siehe, die Furcht des Herrn, das ist Weisheit, und Meiden das Böse, das ist Verstand.

Von P. G. H. Sieveking.

(Der Verfasser dieser Predigt verlas, ehe er die Predigt hielt, im Altargottesdienste das Kapitel Hiob 28, aus welchem der Text entnommen.)

In dem Herrn geliebte Gemeinde!

Was ist das Beste, das Begehrenswerteste und Erstrebenswerteste auf dieser Welt? Ist es das Gold? Ist es Ruhm? Ist es ein bequemes Leben? — Keines von diesen Dingen. Was ist das höchste Gut, nach welchem man am meisten ringen, um dessen Besitz man sich am meisten bemühen müßte? — Höret, wie die Weisen des Volkes Israel diese Frage beantworteten: Das Beste, Wertvollste, Begehrens- und Erstrebenswerteste, sagten sie, ist die *Weisheit*. Darunter verstanden sie keine Büchergelehrsamkeit, sondern die rechte praktische Lebensweisheit, die das Lebensschifflein hindurch zu steuern vermag durch alle Klippen und Stürme auf dem Meere des Lebens.

Nur solche Lebensweisheit, die mit Gottes Geboten übereinstimmte, galt bei den alten Israeliten wirklich als Weisheit. Jegliche Weisheit aber, die Gottes Geboten widersprach, war ihnen keine Weisheit, sondern Torheit. *Die Furcht des Herrn*, sagt unser Texteswort, das ist Weisheit.

Die rechte Lebensweisheit aber, die Gottes Gebote als oberste Richtschnur für das Leben der Menschen anerkennt, diese rechte Lebensweisheit betrachteten die Frommen in Israel mit Recht als eine aus dem Himmel stammende Gabe Gottes. *Darum* galt ihnen die Weisheit als das höchste Gut, besser als Gold und Schätze, besser als Ehre und Ruhm, besser als Wohlleben und Gesundheit.

Das Kapitel, aus welchem unser Text entnommen, enthält eine höchst interessante Gegenüberstellung des Wertes des Geldes und des Wertes der Weisheit. Es beginnt mit einer Schilderung, wie sich die Menschen viele Mühe geben, das Gold aus dem Innern der Erde zu gewinnen: „Man bricht einen Schacht von da aus, wo man wohnet. Darinnen hangen und schweben die Bergleute als die Vergessenen, da

kein Fuß hintritt, fern von den Menschen. . . . Man legt die Hand an die Felsen und gräbt die Berge um. So findet man Saphir an etlichen Orten, und Erdenklöße, da Gold in ist."

Aber die Weisheit findet man nicht in Bergwerken. Das Gold ist etwas Irdisches, wird in der Erde gefunden. „Wo will man aber Weisheit finden?" Die Weisheit ist nicht von der Erde: „Niemand weiß, wo sie liegt, und sie wird nicht gefunden im Lande der Lebendigen. Die Tiefe spricht: Sie ist in mir nicht, und das Meer spricht: Sie ist nicht bei mir. Die Weisheit ist etwas Geheimnisvolles: Sie ist verhohlen vor den Augen aller Lebendigen. . . . Der Abgrund und der Tod können nur sagen: „Wir haben ihr Gerücht gehört." Ja, die Weisheit ist ein Geheimnis, aber sie ist unendlich viel mehr wert als das Gold: „Man kann nicht Gold um sie geben, noch Silber darwägen, sie zu bezahlen. . . . Die Weisheit ist höher zu wägen denn Perlen. Topas aus Mohrenland wird ihr nicht gleichgeschätzt, und das reinste Gold gilt ihr nicht gleich." Sie ist nicht irdischen, sondern göttlichen Ursprungs, sie ist nicht zeitlicher, sondern ewiger Natur: „Gott weiß den Weg dazu und kennet ihre Stätte." . . . Da er Himmel und Erde schuf, „da er dem Winde sein Gewicht machte, und setzte dem Wasser sein gewisses Maß, da er dem Regen ein Ziel machte, und dem Blitz und Donner den Weg, da sahe er sie und verkündigte sie, bereitete sie und ergründete sie, und sprach zum Menschen: Siehe," — das Wort „siehe" soll unsere Aufmerksamkeit erregen; es will uns gleichsam sagen: Gebet gut acht, denn was jetzt kommt, ist der Inbegriff aller Weisheit — „und sprach zum Menschen: Siehe, die Furcht des Herrn, das ist Weisheit, und Meiden das Böse, das ist Verstand."

Indem wir nun an die nähere Betrachtung unseres Texteswortes herantreten, legen wir uns die Frage vor:

Was ist Weisheit?

Wir beschäftigen uns

1. mit der alttestamentlichen Antwort auf diese Frage,
2. mit der neutestamentlichen Antwort.

1.

Die alttestamentliche Antwort lautet in kürzester Form: „Die Furcht des Herrn, das ist Weisheit." Und in der Tat, das ist eine gute, eine vortreffliche Weisheit. Ja, liebe Zuhörer, fürchtet den Herrn, euern Gott, der euch sieht, der euch kennt, der in die tiefsten Falten eures Herzens hineinschaut. Er schaut, was ihr tut, er hört, was ihr redet, er weiß, was eure Gedanken, Absichten, Hoffnungen und Pläne sind. Darum fürchtet ihn und handelt nach seinen Geboten. Wer allein und von Menschen unbeobachtet ist, soll dennoch nichts Böses tun,

sondern den Herrn fürchten, vor welchem er nichts zu verbergen vermag. Wer mit andern zusammen ist, soll nicht sündigen, weil die andern sündigen; sondern soll den Herrn, seinen Gott, fürchten; er soll diesen mehr fürchten, als den etwaigen Spott der andern, die Böses tun. Wer von Verführern oder Verführerinnen belästigt wird, soll diesen nicht folgen, sondern soll den Herrn fürchten und nicht vom Pfade des Rechts und der Tugend weichen. Denn die Furcht des Herrn, das ist Weisheit. „Nun, Israel, was fordert der Herr, dein Gott, von dir, denn daß du den Herrn, deinen Gott, fürchtest, daß du in allen seinen Wegen wandelst und liebest ihn und dienest dem Herrn, deinem Gott, von ganzem Herzen und von ganzer Seele?" — „Habe Gott allezeit vor Augen und im Herzen, und hüte dich, daß du in keine Sünde willigest, noch tust wider Gottes Gebot."

„Die Furcht des Herrn, das ist Weisheit, und" — so fährt unser Text fort: „Meiden das Böse, das ist Verstand." Diese letzteren Worte enthalten eine Wahrheit, die sogar mancher Sünder bestätigen wird. Wer z. B. den Namen des Herrn mißbraucht hat, vielleicht zu einem wissentlich falschen Eide, und dann hat erfahren müssen, daß der Herr den nicht ungestraft läßt, der seinen Namen mißbraucht, — ein solcher wird sprechen: Hätte ich doch nicht gewissenlos geschworen! Meiden das Böse, das ist Verstand. — Einem andern ergeht es übel im Leben; er hat sein Unglück damit verschuldet, daß er seine Eltern nicht geehrt hat; es ist ihm also nur widerfahren, was allen denen angedroht ist, die Vater und Mutter nicht ehren. Auch dieser wird sprechen: Hätte ich doch meine Eltern geehrt, anstatt sie zu betrüben! Meiden das Böse, das ist Verstand! — Wieder andere haben durch Sünden der Unmäßigkeit und Sünden der Unzucht ihre Kraft und Gesundheit eingebüßt, vielleicht auch ihr Vermögen und ihren guten Namen. Auch sie werden wünschen, anders gelebt zu haben, und werden es uns bestätigen: „Meiden das Böse, das ist Verstand."

Zu meiner Freude ist die liebe Jugend hier im Gotteshause zahlreich vertreten. O glaubt es, ihr lieben jungen Freunde, die ihr das Leben noch vor euch habt: „Meiden das Böse, das ist Verstand." Nehmt es zu Herzen, damit ihr vor Sünden, vor Versuchungen, vor Kummer und Trübsal bewahrt bleibt. Ist es nicht besser, daß ihr die heilsame Lehre jetzt annehmt, als daß ihr euer Leben in Sünden zubringt und erst hernach, wenn ihr die üblen Folgen der Sünde verspürt, es erkennet, daß das Meiden des Bösen Verstand ist?

Nicht wahr, meine Lieben, auf unsere Frage: Was ist Weisheit? gibt uns das Alte Testament eine ganz vortreffliche Antwort: „Die Furcht des Herrn, das ist Weisheit, und Meiden das Böse, das ist Verstand."

Nun werden wir aber alle mehr oder minder klagen müssen, daß wir nach dieser vortrefflichen Weisheit nicht gelebt haben. Wir haben, ach wie oft, die Menschen mehr gefürchtet als Gott; wir haben, ach so

häufig, das Böse nicht gemieden, sondern getan. Unser Gewissen klagt uns gröberer und feinerer Uebertretungen an. Zuweilen wollen wir uns aufraffen aus unserm Sündenschlendrian, aber, ach, wir sinken wieder zurück. Die Sünde hält unsere Seele gefesselt, und wir müssen seufzen: „Das Gute, das ich will, das tue ich nicht; aber das Böse, das ich nicht will, das tue ich." Der eine oder andere wird gar irgend eine schwere Uebertretung auf dem Gewissen haben. Was ist da zu tun? Welche Weisheit lehret uns, wie alte Sündenschulden getilgt werden? Welche Weisheit zeigt uns die Kraft, mit welcher wir die Ketten der Sünde zerreißen und unsere Herzen von der in ihnen wohnenden Liebe zum Bösen zu reinigen vermögen?

Die Lösung solcher und anderer tiefgehenden Fragen des geistlichen Lebens dürfen wir nicht bei der alttestamentlichen Weisheit als solcher suchen, sondern bei dem ewigen und göttlichen Urquell, von welchem die alttestamentliche Weisheit ein Ausfluß ist. Der ewige und göttliche Urquell aller Weisheit hat sich uns aber im Stifter des Neuen Bundes, in der Person des eingebornen Gottessohnes geoffenbart. Dieser allein kann uns von Sündenschulden und Sündenknechschaft befreien. In ihm, unserem Erlöser, liegen verborgen alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis. Er ist uns zur Weisheit gemacht, und zur Gerechtigkeit, und zur Heiligung, und zur Erlösung. Darum: Was ist die höchste neutestamentliche Weisheit für einen Sünder, der Vergebung seiner Sünden haben möchte? In Anlehnung an unser Texteswort wollen wir also antworten:

2.

Der Glaube an den Erlöser, das ist Weisheit, und sich hüten vor dem Unglauben, das ist Verstand.

Lasset uns einander gegenüber stellen den alttestamentlichen Bundesgott und den neutestamentlichen Erlöser, ebenso die Furcht, die wir dem ersteren schulden und den Glauben, mit welchem wir den letzteren umfassen:

Der Gott, den das Alte Testament zu fürchten lehrt, hat auf Sinai seine Heiligkeit geoffenbart. Aber in seinem Sohne, dem Stifter des Neuen Bundes, hat er uns seine Gnade und seine Barmherzigkeit geoffenbart.

Der Gott des Alten Bundes ist in seiner Heiligkeit unnahbar. Aber im Erlöser, dem Stifter des Neuen Bundes, hat er sich uns genaht, und an alle Sünder ergeht jetzt der freundliche Einladungsruf: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken."

Der Gott des Alten Bundes hasset alle Sünde und verdammt alle Uebertretungen. Der Erlöser aber, der Stifter des Neuen Bundes, hat den Fluch Gottes über die Sünde auf sich genommen, wie geschrie-

ben steht: „Er ward ein Fluch für uns" (Gal. 3, 13), und abermal: „Gott hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht" (2. Kor. 5, 21). An diesen Erlöser zu glauben, ist die höchste neutestamentliche Weisheit.

Darum: Wer immer ein mit Sünden beladenes Gewissen hat und nach Frieden und Vergebung sich sehnt, kommt alle, alle zum Kreuze eures Erlösers. Da leget eure Sünden ab, und beuget euch in tiefster Demut vor dem Lamm Gottes, welches auch eure Sünden tragen will, sühnen will, durch dessen Wunden auch ihr heil werden könnt. Kommt aber nicht als die Stolzen, als die Weisen und Selbstgerechten, sondern kommt als arme Sünder und Sünderinnen, mit reuigem, gnadenhungrigem, heilsverlangendem Herzen und fleht: O nimm mich, wie ich bin. Alsdann werdet ihr Vergebung eurer Sünden empfangen und den Frieden eurer Seele gewinnen.

Furcht gebührt dem Gott des Alten Testaments, Glauben aber dem Stifter des Neuen. „Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben." Glaubst du es, lieber Zuhörer, daß der Gekreuzigte Gottes eingeborner Sohn ist? Glaubst du, daß er auferstanden ist? Daß er auch dein Erlöser ist? O, es ist etwas herrliches um einen persönlichen, festen Glauben! Solltest du noch nicht zu solchem Glauben hindurchgedrungen sein, dann flehe den Herrn an um Glauben; denn der lebendige Glaube ist eine Gabe Gottes. Hüte dich aber vor bewußtem Unglauben.

„Die Furcht des Herrn," sagt unser alttestamentliches Texteswort, „das ist Weisheit, und meiden das Böse, das ist Verstand." Wir haben unsern Text auf neutestamentliche Art umschrieben: Der Glaube an den Erlöser, das ist Weisheit, und — wir wollen fortfahren: Sich hüten vor dem Unglauben, das ist Verstand. — Das Wesen des Unglaubens liegt nicht darin, daß man Gottes Wort und Verheißung nicht glauben kann, sondern darin, daß man Gottes Geboten nicht gehorchen will. Wenn du also den Glauben noch nicht besitzest, so prüfe dich, ob du wenigstens den ernsten Willen hast, Gottes Gebote zu halten, und bemühe dich mit Ernst und Eifer, Gottes Gebote zu erfüllen, und halte dabei an am Gebet; so wird der Herr, der es den Aufrichtigen gelingen läßt, sich auch deiner erbarmen und dir den gerecht machenden Glauben verleihen. Aber hüte dich, daß du nicht wandelst im Rat der Gottlosen, auch nicht trittst auf den Weg der Sünder oder sitzest, wo die Spötter sitzen. Denn auf diese Weise wirst du nie von deinem Unglauben erlöst werden.

Die Furcht des Herrn, das ist Weisheit, und Meiden das Böse, das ist Verstand. Wir unterschreiben dies altehrwürdige Wort ganz und voll. Aber als neutestamentliche Christen fügen wir ergänzend hinzu: Der Glaube an den Erlöser, das ist Weisheit, und sich hüten vor dem Unglauben, das ist Verstand. Amen.

Predigtentwürfe.

Von P. W. Baur.

Mark. 8, 34–38.

Es ist ein gar wichtiger Punkt, auf den Christus im heutigen Texte hinweist. Er betrifft das Herz des Christentums, d. h. eine Sache, ohne die es wahres Christentum gar nicht geben kann. Er betrifft den Lebensnerv unserer Religion. Ist dieser Nerv tot, dann ist unser Christentum nur Schein.

Daß die Worte Christi, die wir jetzt betrachten wollen, von großer Wichtigkeit sind, sehen wir daran, daß Christus das Volk samt den Jüngern um sich versammelte, ehe er sagte, was unser Text enthält. Er rief das Volk zu sich: es muß sich also um etwas handeln, das nicht bloß die Jünger, sondern ebensowohl jene angeht, die etwa seine Nachfolger noch werden wollen. Jedem, der irgendwie mit Christus in Berührung kommt, jedem, der sich irgendwie von Christus angefaßt weiß, gelten die Worte unseres Textes; jedenfalls also uns, die wir selbst uns für Christen ausgeben und uns gewiß für bessere Christen halten als jene, die nicht zur Kirche gehen. Auch uns ruft der Herr heute in besonderer Weise zu sich, um das zu sagen, was der Text meldet. Wir können uns den Text vielleicht am besten klarlegen, wenn wir die Frage erwägen:

Warum nehmen so viele Anstoß an Christus und seinem Worte?

1. Weil Christus nach der Meinung vieler zu viel verlangt und zu wenig bietet.
2. Weil Christus dagegen weder mehr bieten, noch weniger verlangen kann.

1.

Christus verlangt zu viel und bietet zu wenig, so sagt der weltliche Sinn.

a. Der Herr verlangt nämlich von seinen etwaigen Nachfolgern, sie sollten sich selbst verleugnen, ihr Kreuz auf sich nehmen und so ihm nachfolgen.

Wir können die Bedeutung dieser Worte ermessen, wenn wir bedenken, daß von Natur jeder Mensch gerade das Gegenteil zu tun bestrebt ist. Das eigene Ich stellt jeder nur zu gerne in den Vordergrund; wenn jemand schon alles andere hat hergeben müssen: in die feste Burg des eigenen Ich zieht er sich zuletzt zurück und verteidigt sie bis aufs äußerste.

Nun verlangt Christus von vorneherein gerade die Kapitulation der Hauptfestung. Das scheint zu viel verlangt zu sein. Wie Keulenschläge treffen seine Worte unser liebes Ich, treffen uns im Innersten unseres Herzens. Wir sollen uns selbst verleugnen, d. h. gegen uns selbst so handeln, wie wir etwa gegen einen Freund handeln, den wir aus irgend einem Grunde nicht mehr als Freund gelten lassen wollen;

dessen wir uns schämen, den wir übersehen, den wir geringschätzen, ja vollständig ignorieren. Das ist doch eine unerhörte Forderung! Wer sein eigen Ich zurücktreten läßt, seinen eigenen Vorteil preisgibt, der gilt in den Augen der Welt für dumm oder feige. Denn das letzte, was ich in der Welt habe, ist mein Ich und für Klugheit gilt die feine Kunst, allezeit und überall den eigenen Vorteil wahrzunehmen.

Aber der Herr geht noch einen Schritt weiter. Selbst in dem Falle, daß mein Vorteil in nichts anderem besteht oder zu bestehen scheint, als einem Uebel aus dem Wege zu gehen, mich also gegen ein Ungemach zu wehren, selbst in diesem Falle soll ich auf den scheinbar handgreiflichen Vorteil verzichten und mein Kreuz auf mich nehmen. Wenn irgend wann, so ist sich doch im Unglück jeder selbst der Nächste, so argumentiert der irdische, der selbstische Sinn. Und das soll nichts gelten? Schon der Ausdruck: sein Kreuz — er muß von dem natürlichen Herzen zurückgewiesen werden. So nahe darf mir doch das Uebel in der Welt nicht kommen, daß ich es als etwas ansehe, das mir zukommt, *mein* Kreuz ist? Es ist schon schlimm genug, daß es so viel Leiden, Schmerz, Elend, Not und Widerwärtigkeit in der Welt gibt und daß kein Mensch damit verschont bleibt; aber nimmer will ich es anerkennen als mein Kreuz, sagt das Menschenherz. Wehren will ich mich dagegen, rütteln will ich an den drückenden Fesseln, aber mich drunter beugen, es willig und geduldig tragen: nimmer! Das ist zu viel verlangt.

Aber der Herr bleibt bei seinem Worte: so sollt ihr mir nachfolgen, euch selbst sollt ihr verleugnen, euer Kreuz sollt ihr auf euch nehmen. Als meine Nachfolger sollt ihr keine als die notwendigsten Ansprüche ans Leben machen. Ihr dürft nicht unglücklich sein und unzufrieden murren, wenn ihr Entsagung üben müßt. Meinem Beispiel müßt ihr nachfolgen.

So läßt uns der Herr keinen Ausweg offen; auf der ganzen Linie greift er den Feind an, der in unserem Herzen seine Hochburg aufgeschlagen hat: die Selbstsucht des natürlichen Menschen. Aber vielleicht läßt er ihm doch ein Pförtlein offen in dem, was er uns als Ersatz bietet für das, was wir hergeben müssen? Ach, er bietet doch viel zu wenig!

b. Was bietet er uns denn dafür, daß er Selbstverleugnung und harte Kreuzaufnahme in seiner Nachfolge von uns verlangt? Vielleicht verheißt er uns gute Erdentage; langes, erfolgreiches Leben; Freuden und Genüsse der Welt; Geld und Ansehen bei den Menschen: um diesen Preis ließen wir uns schon manches, ja vieles gefallen! Wer wollte das Kreuz nicht willkommen heißen, wenn es die Leiter wird, auf der wir zu Ruhm und Ehre, Macht und Ansehen emporklimmen? Der Weise verleugnet sich doch, opfert seine Ruhe und Gemütlichkeit, tut sich selbst wehe, um sich einen Namen, eine Stellung in der Welt zu erringen. Darum gut, hören wir, was Christus für einen Preis setzt auf den Schweiß, den wir in seiner Nachfolge vergießen müssen!

Er bietet uns das Leben, er verheißt uns Heil, ewiges Heil für unsere Seele. Nichts von Reichtum und Hoffnung in dieser Welt! Er schließt das Diesseits zwar nicht ganz aus; aber redet doch so, als ob daran eigentlich nicht viel gelegen sei. Ja, die ganze Welt achtet er für nichts gegen das Heil der Seele und wenn er derselben ja eine Bedeutung zukommen läßt, dann ist es die, daß sie entweder der Schauplatz wird, auf dem wir uns für die Ewigkeit aufopfern oder aber das Schauspielhaus, in dem wir und mit dem wir ewig zu schanden werden!

Das sind traurige Aussichten für den weltlichen Sinn: kein Wunder, daß die Welt sagt: Christus verlangt zu viel und bietet zu wenig! Und doch kann der Herr weder mehr bieten, noch weniger verlangen.

2.

Weil Christus dagegen weder mehr bieten, noch weniger verlangen kann.

a. Nicht mehr bieten. Denn er bietet uns für ein Scheinleben das rechte Leben, für Scheinfreuden die wahre bleibende Freude. Christus ist ja dazu gekommen, die Menschen zu retten und selig zu machen, mit dieser seiner Aufgabe stimmt sein Wort vom „Leben behalten" trefflich überein. Er will uns den Weg zum Leben, zu unserem ewigen Glücke zeigen und uns diesen Weg führen. Ist er da nicht der größte Wohltäter des Menschengeschlechts?

Ein Arzt, der eine neue und trefflich wirkende Medizin erfunden: wird er nicht oft über die Maßen gelobt und sein Name gerühmt? Und doch: für den Tod ist kein Kraut gewachsen. Dazu ist ja der Tod nicht einmal der Uebel größtes. Unfrieden im Haus, Unzufriedenheit im Herzen, der nagende Wurm im Gewissen, Haß, Neid, Geiz und das verzehrende Feuer der Leidenschaften, das alles ist viel schlimmer. Wenn nun der Herr uns das Geheimnis verrät, wie man wahrhaft glücklich und zufrieden, ja ewig selig werden und den Lebenszweck erreichen kann, ist er dann nicht der größte Wohltäter der Menschen, der je lebte? Wenn er uns Geld und Reichtum, samt Weltweisheit und langem Leben böte, ließe aber die Schlange der Selbstsucht im Herzen leben: wo bliebe unser Glück im Leben und unser Trost im Sterben?

Vielmehr, je mehr wir den Unwert des irdischen Sinnes und die Gehaltlosigkeit der irdischen Güter erfahren haben, desto höher steigt der Wert dessen, was der Heiland uns bietet, was er uns verheißt an Seelenruhe und Herzensglück, an Geistesadel und Frieden des Gewissens, an ewigem Leben und bleibenden Gütern. In demselben Maße aber finden wir auch:

b. Er kann als Preis dieser Dinge gar nicht weniger verlangen, als eben Selbstverleugnung und Kreuzaufnahme in seiner Nachfolge. Als rechter Menschenkenner, als echter Philosoph (= Weisheitsfreund) und als wahrer Philanthrop (= Menschenfreund), weiß er es und spricht es unverholen aus, wo es uns Menschen eigentlich fehlt. Was der weltliche Seher ahnt: „Die Welt ist vollkommen überall, wo der

Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual," das sagt er deutlich: es fehlt uns am Herzen. Dagegen verschwindet der Mangel an Geld, an Gesundheit, an Verstand und anderen irdischen Gütern. Wir sind unglücklich, wir sind gequält und unser Dasein ist ein gebrochenes, weil wir sündig sind und dies ist unsere Schuld; es offenbart sich in unserer Sünde unsere Selbstsucht. Wir stehen uns selbst im Licht.

Es ist unsere größte Torheit und es ist unser größtes Unglück! Weil es aber unsere eigene Schuld ist, so muß er von uns verlangen, daß wir uns selbst verleugnen und unser Kreuz schultern und so in seiner Nachfolge anders gesinnt werden. Das heißt dem Uebel an die Wurzel gehen. Alle andern Heilmittel scheitern an der Natur unseres Uebels. Der Herr wäre darum ein schlechter Arzt, ein kurzsichtiger Freund, ein oberflächlicher Kenner des menschlichen Herzens, wenn auf dem Rezept, das er verschreibt, die Worte fehlten: verleugne dich selbst, nimm dein Kreuz auf dich. Soll's in der Welt besser werden, so muß es bei dir besser werden, du sollst dich selber bessern, nicht andere. Nicht mit Gott und der Welt sollst du hadern, wenn du ins Elend kommst, sondern mit dir selbst, im eigenen Herzen sollst du die bittere Wurzel suchen und erkennen, wie das Uebel als Gegengift der Sünde göttlich geordnet und göttlich gesegnet ist.

Es kennt dein Herr den Segen des Leidens und den Fluch der Schuld, er kennt den Sitz und die Hochburg der Sünde — daher sein treuer Rat: Verleugne dich selbst und nimm dein Kreuz auf dich und folge mir nach. Ist dir es Ernst mit deiner Seligkeit, willst du ein aufrichtiger Nachfolger des Herrn werden, der sich des Herrn nicht schämt, des Herrn und seines Leidensweges, o, so lerne immer mehr sprechen und versprechen: „Um einen ewigen Kranz dies arme Leben ganz!" Amen.

Matthäus 14, 22—34.

In Christo Geliebte!

Drei ergreifende Bilder zaubert dieser wunderbare Text vor unsere Seele. Die hungrige Menge war von dem barmherzigen Menschenfreund auf überraschende Art gespeist worden und die Gespeisten wollen den Herrn zum König machen. Er aber, dessen Gedanken nicht Menschengedanken sind und dessen Wege höher als unsere Wege sind, vereitelt diesen Plan. Zunächst trennt er seine Jünger von der gefährlichen Nachbarschaft der 5000, indem er sie ihm voraus in ihre Schifflein treten heißt; er selbst entzieht sich fluchtartig dem Volke und ersteigt einen nahen Berg, um zu beten und allein zu sein, allein mit dem unsichtbaren Vater. Dies das erste Bild: der betende Heiland, allein mit dem Vater.

Das zweite Bild zeigt uns die Jünger im Schiffe, ihre Fahrt und die große Not, in die Wind und Wellen sie gebracht. Es zeigt uns ihre schreckerfüllten Mienen, als sie nach ihrer Meinung ein Gespenst erblicken, ihre erstaunten Gesichter, als sie erfahren, es sei der Herr.

Auf Petrum weist uns das dritte Bild. Voll Begeisterung geht er dem Herrn entgegen über die erregten Wellen, voll Angst sendet der Ertrinkende einen Verzweiflungsschrei dem Herrn zu und voll Jubel erreichen die Geretteten mit Jesus das gewünschte Ufer.

Ein überirdisches Licht ruht auf diesen drei Bildern, richten wir die Strahlen desselben auf unser Leben und sehen wir, wie dieses sich darin so deutlich unserem erstaunten Blicke entschleiert.

Lenken wir in diesem Sinne unsere Blicke

1. auf den betenden Herrn,
2. auf die verzweifelnden Jünger,
3. auf den geretteten Petrus.

1. Der betende Herr. — Wir schauen ihn in dunkler Nacht, allein mit dem Vater, in brünstigem Gebet.

a. Wir schauen den Herrn in dunkler Nacht. Ist nicht alles Irdische aus der Nacht geboren? Kehren wir nicht zeitweilig wenigstens im Schlafe zurück in diese Urnacht? So wird uns die Nacht zum Symbol der geheimnisvollen, schweigenden, verhüllten Ewigkeit.

Aus ihr kommen wir. Die Anfänge unseres Daseins — in ihr liegen sie und so sind wir uns selbst ein tiefes Geheimnis. Aber es fehlen dieser Nacht nicht die Sterne, diese leuchtenden Wächter an den Toren der Ewigkeit. Sie künden uns von dem Lichte, das aus der Nacht und durch die Nacht scheint. Sie erhellen uns das Dunkel einigermaßen. Sie mahnen uns an den Stern, der in Bethlehem der Menschheit aufging, an den, der allein die Rätsel der Ewigkeit uns entschleiern kann, an unsern Herrn und Heiland.

b. Ihn erblicken wir in der Nacht allein mit dem Vater. Was war, als noch nichts geschaffen war? Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort! Eine unbegreifliche Welt, eine Welt der Gottheit! Daher kam Christus, der Sohn des ewigen Vaters. In ihn versenkte er sich darum des öfteren in der stillen Nacht vor schwierigen Entscheidungen, um ausführen zu können, was er den Vater tun sah (Joh. 5, 19). Wer sind wir, daß wir gewürdigt werden, Zeugen eines solchen Vorgangs zu sein? Ziehe die Schuhe ab von deinen Füßen, der du den stillen Beter in schweigender Nacht betrachten darfst; der Ort, da du stehest, ist heiliges Land! O nimm zu Herzen, was du da schauest und lerne im gläubigen Verkehr mit dem, den Christus dir offenbart, dein Leben betrachten, dein Leben einrichten, deine Entscheidungen für Zeit und Ewigkeit treffen! Lerne beten, wie dein Heiland gebetet hat.

c. Denn sein stiller Verkehr mit dem Vater allein in der Nacht wird genannt ein Gebet. Er betet. Du erblickst deinen Herrn im heiligen Austausch der Gedanken, der Stimmungen, der Neigungen mit Gott begriffen. Nichts trennt den Vater von dem Sohn; ein Leben, ein Geist, eine Liebe verbindet sie und aus solchem Bunde ist einst die Welt der Geschöpfe entstanden. Aus solchem Bunde floß der Rat der

Erlösung und solchem Bunde gemäß hat der Herr auch in der Nacht, die unserem Geiste jetzt vorschwebt, mit dem Vater ein heilig Zwiegespräch gepflogen. Denn große Dinge standen bevor, große Schwierigkeiten galt es für den Retter der Menschen zu überwinden; daran erinnerte ihn das Verlangen der Gespeisten, ihn, der ein König der Wahrheit war und werden sollte, zum irdischen Könige zu machen.

O glückseliger Bund, o heiliger Verkehr des Vaters und des Sohnes, o gesegneter Rat und heilige Ueberlegung, daraus uns Leben und Seligkeit fließt: irdisches Dasein und ewiges Heil!

Dies der Anfang, und der Fortgang? Wenden wir uns zum zweiten Bilde:

2. Die verzweifelnden Jünger. — Sie steigen ins Schiff; sie sind im Schiff geborgen: da kommt der Sturm.

a. Sie steigen ins Schiff. So hatte der Herr ihnen geboten. So treten wir ins Leben, gottgewollt. Auf Christi Befehl nimmt uns das Schiff der Kirche auf, treten wir mit der Taufe ein in die Gemeinschaft der Mitchristen, der Mitpilger zum ewigen Leben. Lasset die Kindlein zu mir kommen, so lautet das Heilandswort, das in frühester Kindheit schon unser Dasein mit seinem Segen durchwaltet und ihm seinen rechten Wert und die rechte Richtung verleiht. So fahren wir über die Wogen dieses Lebens, geheiligt und gesegnet durch das Wort des Herrn vom ersten Anfang unseres Lebens an. Von Jugend auf sind wir Gott geweiht; wir gehören nicht uns, nicht der Welt; wir gehören dem, der uns sah, da wir noch unbereitet waren und der uns liebte, ehe wir geboren waren. Dem heiligen, Dreieinigen Gott sei gedankt für diese unaussprechliche Wohltat!

b. Wie die Jünger sind wir im Schifflein wohl geborgen. Ruhig verläuft der erste und schönste Teil unseres Lebens. Ein treues Mutterauge hält an unserem Lager Wacht; zarte Mutterhände pflegen uns; brennende Mutterliebe hält uns umfangen. Wir kennen keine Sorgen und ohne zu grübeln und ohne zu zweifeln lernen wir die kleinen Hände falten und unsere kindlichen Gebete sprechen.

Bald nehmen wir teil am Segen der kirchlichen Gemeinschaft; wir wachsen heran unter den Strahlen des Wortes Gottes, unter der Pflege und Aufsicht der christlichen Kirche. Wir finden uns in der Sonntagschule, im Hause Gottes, vor dem Altar am Tage der Konfirmation und unsere junge Seele ist ergriffen von dem gottseligen Geheimnis der geoffenbarten Religion. Unser Auge ist gerichtet auf den Herrn und Herz und Mund haben singen gelernt: Jesu, geh voran auf der Lebensbahn! Aber wo ist er, der unsichtbare Führer? Wo ist er, der Himmel, der Ort unserer Seligkeit? Unser Gesichtskreis erweitert sich, wir werden mehr und mehr von den Dingen dieses Lebens angefaßt und unser kindlicher Glaube sieht sich bald einer gefährlichen Krisis gegenüber!

c. Es kommt der Sturm! Wir haben die Wolken nicht beachtet, die sich stille, aber schnell über uns zusammenziehen und plötzlich ist das Unwetter da. Wir werden aufgeschreckt aus unserer Ruhe, das Schiff-

lein gerät ins Schwanken, in eine beängstigende Bewegung, die wir bis jetzt noch nie erfahren; es steigt im Herzen der quälende Gedanke auf: ist, was wir fest und sicher hielten, doch nur Schein und Täuschung? Die Kirche, ist sie das sichere Fahrzeug, das uns zum Hafen bringen wird? Der Boden schwankt unter unseren Füßen und unserem Glauben steht die erste, schwere Probe bevor! Wird der Herr jetzt kommen und helfen? Suchend schweift unser Auge über die Wasserwüste, hinauf zum wolkenumhüllten Himmel. Vergebens, kein Retter naht und doch, was kommt dort übers Wasser? Ein Gespenst! Ach, dies also ist unseres Glaubens Preis, dies das Ende, dies unseres Kampfes Lohn? Ein Märchen, ein Spuk, eine Täuschung? Da will Verzweiflung unsere Seele erfassen. Es ist alles nichts, es ist alles aus, es ist alles Betrug! Das einzig Gewisse — es ist der Tod, das einzig Bleibende — es ist das Nichts; das Leben ist nur ein grausam Spiel und das Ende die ewige Nacht.

Aber halt, gequältes Herz, wirf, ehe es zu spät, noch einmal einen Blick auf den, der dir so nahe ist: es ist der Herr! — Wir schauen

3. auf den geretteten Petrus! — Es ist der Herr! Noch eine Täuschung! Endlich am Lande!

a. Es ist der Herr! Ja, liebe Seele, es ist kein Wahn; er ist es. Deine Angst und die Not des Lebens hat dir ein Truggebilde vor die Augen gezaubert. Du warst getäuscht, aber nicht von dem, der dein Licht ist und der König der Wahrheit, sondern von deinem eigenen Wahn. Ach, wir haben es oft erfahren im Krankenzimmer, am Grabe, in Not und Elend, daß wir selbst uns im Lichte standen, daß wir ein Spielball unserer eigenen Einbildungen waren und daß der Herr treu ist und ein Helfer in Not. Nur noch ein wenig länger mußten wir hoffen und harren und dulden und glauben; nur festhalten auch in der tiefsten Nacht mußten wir an der Gewißheit, das Licht ist nicht erlöscht, wir sehen es nur zeitweilig nicht. Nur immer wieder mußten wir mit Glaubensaugen durchs Dunkel schauen und den Gegenstand unserer törichten Furcht mit dem Blicke eines auf Gott gerichteten Herzens zu durchbringen suchen und siehe da, es zeigte sich: es ist der Herr! Da wurden wir froh und mutig, der Glaube wuchs und wir getrauten uns, über die unruhigen Wogen des Lebens dem Herrn entgegen zu gehen, wie Petrus.

b. Aber es kam noch eine Täuschung! Wie schwer ist es doch, die Hoffnung allein auf die Gnade zu setzen und selbst ganz klein und arm zu werden. Im Gefühle der Gewißheit: es ist der Herr! wurden wir sicher; im Gefühl der Nähe unseres Herrn haben wir gemeint schon im Himmel zu sein; wir haben den alten Adam vergessen, wir haben nicht gedacht an Wind und Wellen, an die Mächte des Diesseits. Da haben wir es erfahren müssen: wir sind noch schwache Menschen und dürfen uns selbst gar nichts zutrauen!

Es ist wahr, der Herr hielt uns nicht ab, den kühnen Weg des Glaubens zu betreten. Er sah, wie wir es meinten: aber er ließ auch

die Woge daherbrausen, vor der unser neuerwachter, aber noch nicht ganz ungemischter Glaube zusammenbrechen sollte. Er konnte unserem Glauben, unserer Liebe zu ihm, unserem menschlichen und eigenmächtigem Mute das tadelnde Wort nicht ersparen: O, du Kleingläubiger, warum zweifeltest du? Es mußte heraus das hilfesuchende und demütige Wort: Herr, hilf mir! Wir mußten selbst in seiner Nähe erschrecken und sinken, ehe er uns alles werden konnte und wir uns völlig seiner Heilandsmacht überlassen konnten. Aber dann:

c. Endlich am Lande! Im Sinken wurden und werden wir gerettet; im Tode liegt und erblüht uns das Leben: das ist das Grundgesetz des Reiches Christi, das ist die Regel, nach der unser Christenleben göttlich regiert wird. Dies ist unsere Aussicht in die Zukunft, das unsere Hoffnung.

Und einst wird es mit einem jeden von uns hinabgehen ins Wasser des Todes; die dunklen Fluten werden über unserem Haupte zusammenschlagen und das Diesseits wird uns vergehen, wie ein Traum der Nacht: aber der Glaube, der angefochtene und vielleicht gar zaghafte Glaube wird den Herrn suchen, wird nach der Retterhand im Dunkeln tasten und er wird sie finden! Gott sei gepriesen! Amen.

---

2. Timotheus 4, 7 und 8.

Keine eitlen, prahlerischen Worte sind es, die heute als Text vor uns liegen. Der große Apostel Paulus, der gerade in seiner aufrichtigen Demut so groß ist, schrieb sie an Timotheus zu einer Zeit, da er, Paulus, in prophetischem Geiste von sich sagen konnte: Denn ich werde schon geopfert, Vers 6. Dieser Mann, der auf der Höhe seiner Tätigkeit die denkwürdige Tatsache vom Pfahl im Fleische (2. Kor. 12, 7) uns mitteilt, fängt nicht an, mit törichtem Selbstlob sich zu rühmen, da er so zu sagen an seinem Grabe steht.

Er will vielmehr mit den Worten unseres Textes seinen treuen Sohn Timotheus anspornen zu dem schönen Kampfe, damit er selbst auch am Ende seines Lebens in Wahrheit ein gleiches von sich sagen könne. Timotheus lebte in schweren Zeiten und eine solche Aufmunterung zum guten, aber mühevollen Kampfe war nötig und mußte ihm gut tun. Auch uns, liebe Zuhörer!

Sollte euer Pastor solch eine tröstliche und wirksame Hinweisung auf einen Hauptkämpfer des Evangeliums nicht nötig haben? Muß er doch nicht bloß selbst für sich einen guten Kampf kämpfen, damit er nicht andern predige und selbst verloren gehe! Steht er doch zudem noch unter dem gewaltigen Worte, Hes. 33, 7 und 8. Und euch allen tut eine Aufmunterung not, damit ihr nicht in eurem Mute matt werdet und ablasset (Hebr. 12, 3). Darum rufen wir als Streiter und Mitkämpfer einander zu:

Laßt nicht ab im heiligen Kampfe!

1. Gedenket der sieggekrönten Streiter!
2. Gedenket der zunehmenden Feindschaft!
3. Gedenket der eigenen Seligkeit!

1. Gedenket der sieggekrönten Streiter!

a. Ihr Kampf war schwer! — Unter all den Heldengestalten der ersten Christenheit ragt die des Paulus als eine der ersten empor. Betrachten wir sein Leben, so zieht eine Reihe von mannigfachen Kämpfen an unserem Auge vorüber! Er kämpfte den schweren Kampf mit dem eigenen Fleisch (1. Kor. 9, 26 und 27) und es war ihm bitterer Ernst damit. Dürfen wir den „Pfahl im Fleisch" von Krankheit des Leibes deuten, so steht Paulus vor uns als ein Mann, der mit einer unheilbaren Krankheit zu ringen hatte. Dazu kommt dann sein Kampf gegen Juden und Heiden, sein Schmerz im Kampf gegen die falschen Brüder und die mannigfachen Leiden seines Berufes als reisender Missionar, dem von den heutigen Bequemlichkeiten keine zur Verfügung stand. Endlich dürfen wir die große Arbeitslast nicht vergessen, die er als Gründer und Berater so vieler Gemeinden zu bewältigen hatte (2. Kor. 11, 23—29).

An diese Kämpfe des Apostels und an jene der ersten Christen wollen wir denken und erwägen, wie schwer sie zu kämpfen hatten.

Aber wir dürfen auch hinweisen auf die schweren Kämpfe späterer Zeiten besonders die der Reformatoren, ja wir wollen uns erinnern an den Leidenskampf unserer eigenen Bekannten und Lieben, die nach großem Elend des Leibes und oft der Seele endlich zur Ruhe des Volkes Gottes eingehen durften.

b. Aber sie kämpften alle nicht in eigener Kraft. Wie Paulus konnten sie von sich sagen: Von Gottes Gnaden bin ich, was ich bin. Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht: Christus. Seine Kraft war in ihnen, den Schwachen, mächtig. Ja: so lebe nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir. Die Liebe Gottes war durch den Heiligen Geist, der ihnen gegeben war, ausgegossen in ihre Herzen. Die Liebe Christi trieb sie zum schönen Kampfe, befähigte sie dazu und machte das Menschenunmögliche bei ihnen möglich. Wären sie auf die eigene Kraft, auf die Schwäche und Güte des eigenen Herzens angewiesen gewesen, sie hätten den guten Kampf nicht kämpfen, nicht zum Siege durchkämpfen können.

c. So aber kämpften sie siegreich. Ihr Glaube war der Sieg, der die Welt schon überwunden hat. Sie zogen in den Kampf mit dem Bewußtsein des gewissen Sieges im Herzen; denn der bei ihnen war, war stärker, denn der in der Welt war. Der Vater ist ja größer als alles.

Darum gedenken wir der ruhm- und sieggekrönten Streiter und

getrösten uns ihres Sieges. Kämpfen wir wie sie in Gottes Kraft, so winkt auch uns der Sieg. „Fürchte dich nicht," sagt Christus, „du kleine Herde; denn es ist eures Vaters Wohlgefallen, euch das Reich zu geben." Das Christenheer hat bereits den Weg des Sieges beschritten: da muß ja unser Mut wachsen. Nicht nur einmal, unzähligemale schon haben die Streiter Christi gesiegt: werden wir dahintenbleiben? Wird Gottes Kraft uns verlassen?

Diese Frage ist allerdings nicht kurzer Hand abzuweisen. Sie soll uns veranlassen, unsere Treue zu prüfen. Besonders nötig ist dies, wenn wir sehen, daß die Feindschaft der Welt zunimmt. Darum rufen wir uns zu: Laßt nicht ab im heiligen Kampfe. Vielmehr kämpft treuer, wenn ihr

2. Gedenket der zunehmenden Feindschaft.

a. Aeußerlich scheint die Feindschaft gegen das Evangelium freilich abgenommen zu haben. Es gibt keine Christenverfolgungen mehr, wie zu der Apostel Zeiten, wenigstens in den sogenannten christlichen Ländern. Das Christentum ist eine Macht geworden, auch äußerlich.

Aber der alte Feind hat dafür die Marke des siegreichen Christentums aufgesteckt. Unter der Flagge des Christentums fährt die feindliche Flotte. Der Versucher naht in der Gestalt eines lichten Engels und ist so erst recht zum Verführer geworden. Christliche Lehrer und Theologen greifen die heilige Schrift an, wobei sie sich selbst und andern vorreden, es geschähe dies eben um der echten Religion willen. Christliche Gemeinden treiben alles mögliche, um das Reich Gottes zu bauen, d. h. in vielen Fällen, die eigene Kasse zu füllen und den geistlosen, aber äußerst kunstreich aufgebauten Mechanismus, der an Stelle eines lebendigen Gemeindeorganismus getreten ist, im Gange zu erhalten. Wer die Wahrheit so verkündet, daß Lüge und Heuchelei, unter welcher Maske sie auch auftreten, als das, was sie sind, ans Licht kommen, der wird angefeindet und verdächtigt. Wer mit dem Christentum Ernst macht, der wird als Finsterling verschrieen. Wo ist die Zucht des Geistes geblieben, wenn wir nicht auf die subjektiven Erfahrungen der einzelnen, sondern auf die christlichen Gemeinden blicken? Wie weit verbreitet ist die religiöse Gleichgültigkeit und ist dieser Feind des christlichen Lebens nicht schlimmer, als der Zahn reißender Tiere und die Grausamkeit eines Nero? Die Wut eines Nero macht aus schwachen Frauen und Kindern Märtyrer und leuchtende Glaubensvorbilder für alle Zeiten und die Gleichgültigkeit aus solchen, die Christen waren, Nullen und Nieten.

b. Ist die Gleichgültigkeit und Weltförmigkeit des Christentums dem schlafenden Tiger zu vergleichen, so wissen wir aus der Schrift, daß er einst wieder erwachen wird. Es ist prophezeit, daß ein Mensch göttliche Verehrung verlangen werde; in Rom küssen einem solchen jährlich Tausende von sogenannten Gläubigen den Fuß! Es ist prophezeit, daß Mord und Haß, Neid und Streit, Ungehorsam gegen Eltern und Obrigkeit zunehmen werden in der Welt: unsere Zeit, unsere Politik, unsere

Volkseinrichtungen treiben solchen Zuständen entgegen und haben sie stellenweise schon eingeleitet. Was soll aus unserem Volke werden, wenn die Ehescheidungen weiterhin in dem Maße wachsen, wie in den letzten Jahrzehnten? Darum zu den Waffen, liebe Kampfgenossen, zu den Waffen; wer sich feige zurückzieht, ist ein Deserteur und geht verloren. Ach, denken wir doch daran, was für uns auf dem Spiele steht: unsere Seligkeit.

3. Gedenket der eigenen Seligkeit!

a. Als Frucht unseres Kampfes, als schönes Ziel unserer Mühe ist uns die Seligkeit vor Augen gestellt. Der Apostel sagt so treffend und schön: Hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit.

Allerdings blickt er im Texte auf den Kampf als schon vollendeten zurück; die Spanne Zeit, die er noch zu leben hatte, kam für ihn nicht mehr in Betracht. Das Kleinod war ihm so zu sagen schon so nahe gerückt, daß er es mit Händen greifen konnte. Aber doch sagt er von der Krone, daß sie der Herr ihm an jenem Tage geben werde, ihm wie allen anderen, die des Herrn Erscheinen (in Herrlichkeit) lieb haben. Dazu kann er ja noch nicht sagen: ich bin schon von allem Uebel erlöst, sondern: Der Herr wird mich davon erlösen, Vers 18. Er war schon selig, aber doch in Hoffnung, noch nicht im Schauen.

b. Darum ist nicht dies die Frage: wie lange muß ich noch kämpfen, wann wird die Krone mir zuteil, wann wird der Herr erscheinen in Herrlichkeit — sondern: wie muß ich kämpfen, wem wird die Krone aufs Haupt gesetzt, wie will ich den Herrn empfangen, wann immer er kommt. Es war eine besondere Gnade und Erleuchtung, daß Paulus sagen konnte: Mein Kampf ist gekämpft, mein Lauf vollendet; das Kleinod ist in greifbare Nähe gerückt. Wir möchten ihn darum beinahe beneiden und möchten wünschen, auch so in Wahrheit sprechen zu können: aber die Hauptsache ist, daß wir bei unserem Kampfe der Seligkeit gedenken und die Erscheinung Christi lieb haben, d. h. sehnsüchtig erwarten und kämpfend herbeiführen helfen.

c. So wird ja dann das Gericht nicht unsere Schande, sondern im Gegenteil unsere Ehre, unsere Seligkeit, unsere Krone herbeiführen.

Daran sollen wir denken, wenn wir im heißen Kampfe stehen; es will der Herr durch uns, seine Kämpfer (so hoch sind wir gewürdigt), sein Reich erkämpfen, den letzten Entscheidungskampf herbeiführen, die Welt dem endlichen Gericht (der letzten Krisis) entgegenbringen. Er will uns dann als Siegern die Krone aufs Haupt setzen, die sowohl im Glanz der geschenkten Glaubensgerechtigkeit als im Schmucke der daraus fließenden Lebensgerechtigkeit erstrahlen wird. Alle Not der Kampfeszeit wird dann abgetan sein, alles Herzeleid, alle Grübeleien des Kopfes; Lehrnot und Lernnot; alle Angst, aller Kummer des Leibes und der Seele und Gottes Lob wird erschallen in Ewigkeit!

Kirchliche Rundschau.

Inland.

An die Spitze unserer heutigen Rundschau stellen wir diesesmal einen Lebensabriß eines Mannes, der durch Gottes Gnade für die ganze Menschheit zum großen Segen geworden ist, und es verdient, auch von uns in Ehren gehalten zu werden.

Die bischöfliche Methodistenkirche feierte in diesem Jahre den 200. Geburtstag von John Wesley, dem Hauptbegründer dieser so weit verbreiteten und von Gott so reich gesegneten Kirche. Wenn in den letzten Wochen so viel Wesens gemacht wurde von dem verstorbenen Papst Leo XIII., der als solcher ein bitterer Feind aller Protestanten war, so verdient es John Wesley sicher weit mehr, daß seiner auch in anderen als methodistischen Blättern gedacht werde. Freilich die Rundschau kann nur eine kurze Skizze seines Lebens bringen. Aber gerade eine solche zu finden, ist durchaus nicht leicht. Wir haben in dem „Christl. Apologeten" dieses Jahrgangs vergeblich nach einer kurzen übersichtlichen Darstellung des Lebenslaufs von Joh. Wesley gesucht und sind genötigt, z. T. auf andere Quellen (Herz. R. Enc., 1. Aufl.) zurückzugreifen, um folgende Skizze geben zu können.

John Wesley ist aus priesterlichem Geschlecht entsprossen, Vater und Mutter waren beide selbst gottesfürchtige Leute, gesegnet mit einer reichen Kinderschar. Der Familie wurden 19 Kinder geboren, davon war John das 15. Von diesen 19 haben 10 über die Kindheitsjahre hinaus gelebt. Sein Vater, Samuel Wesley, bekam zuerst die Unterpfarrstelle zu South Ormsby, später die Pfarre zu Epworth, wodurch sein Einkommen auf £200.00 stieg.

John Wesley wurde geboren den 17. Juni 1703. Seiner Mutter Susanna verdankt er von Kind auf die reichste Unterweisung und beste Erziehung. In der Nacht des 9. Febr. 1709 geriet das elterliche Haus in Brand und John wurde nur „wie ein Brand aus dem Feuer gerettet." Mit 10 Jahren kam er in die harte Charterhaus-Schule zu London. Am 24. Juni 1720 bezog er die Universität Oxford, wo er zunächst mit vielem Erfolg die Klassiker studierte. Theologie studierte er erst, als er auf die Diakonenweihe sich vorbereitete. Durch Kempis „Nachfolge Christi", bekam sein ganzes inneres Leben die Richtung, daß er sich ganz dem Herrn hinzugeben trachtete. Am 19. Sept. 1725 empfing er von Bischof Potter die Diakonenweihe, trat jedoch nicht sogleich ins geistliche Amt ein, sondern bereitete sich für die Bewerbung um ein fellowship im Lincoln College vor, das er am 17. März 1726 erhielt. Im Herbst wurde er zum Lektor des Griechischen und Moderator in seinem College ernannt und promovierte einige Zeit nachher. Sein neuer Beruf führte ihn nun auch in seinem Studium auf verschiedene Gebiete des Wissens: Philosophie, Philologie, Hebräisch, Arabisch, Französisch und Naturwissenschaften. Nachdem er etwa 2½ Jahre meist in Epworth verbracht, um seinem Vater im Amte zu helfen und September 1728 die Priesterweihe erhalten hatte, kehrte er November 1729 nach Oxford zurück, wo er die nächsten sechs Jahre blieb. Hier trat er sogleich an die Spitze eines kleinen Vereins, den sein 5½ Jahre jüngerer Bruder Charles Wesley begründet hatte. Dieser kleine Verein bestand anfänglich nur aus vier Männern, die einige Abende der Woche mit Lesen der Klassiker und des Neuen Testaments verbrachten. Dabei führten sie ein asketisches Leben, dem der eine der Glieder 1732 unterlag.

Im Oktober 1735 schifften sich die beiden Brüder Wesley ein, um nach Georgia zu reisen. An Bord trafen sie 26 Herrnhuter Brüder, die mit ihrem Bischof Nitschmann ebenfalls nach Georgia gingen. In Savannah wurde Wesley mit Spangenberg bekannt, der ihn mit der Frage überraschte: „Mein Bruder, gibt dir der Heilige Geist das Zeugnis, daß du ein Kind Gottes bist?“ Der Umgang mit den Herrnhutern wurde Wesley so zum Segen, daß, als er nach etlichen Jahren nach England zurückkehrte, Joh. Wesley sagte: „Ich ging nach Amerika, um andere zu bekehren und war doch selbst noch nicht bekehrt.“ Er fand nun in London wieder Gelegenheit mit Herrnhutern zusammenzukommen, gründete auf des Herrnhuters Böhler Rat am 1. Mai 1738 eine Gesellschaft nach Herrnhutischen Regeln, deren Mitglieder, in kleinen Banden geteilt, zur gemeinsamen Erbauung, zum gegenseitigen Sündenbekenntnis und zur Besprechung über ihren Herzenszustand sich versammeln sollten. Hier sind offenbar die ersten Prinzipien der nachmaligen Praxis der methodistischen Klaßversammlungen festgestellt worden.

Zur Entscheidung in der Erkenntnis der seligmachenden Wahrheit wurden die beiden Wesleys durch Worte Luthers gebracht; Charles durch Luthers Erklärung des Galaterbriefs, John durch Luthers Vorrede zum Römerbrief. John bezeichnet den 24. Mai, abends 8¾, 1738, als Tag und Stunde seiner Bekehrung. Im Juni 1738 reiste er nach Herrnhut, um Zinzendorf zu sehen. Manches gefiel ihm, anderes wieder nicht. Er trat in der Folge in Verbindung mit Whitefield, der zuerst angefangen hatte, *Feldpredigten* zu halten unter ein paar Hundert Kohlenbrennern. Am 12. Mai 1739 gründete John Wesley in Bristol die erste methodistische Kapelle, da alle Kirchen den Methodisten verschlossen blieben. Whitefield aber geriet in der Folge in den konsequentesten Calvinismus und das führte am 28. Mai 1741 zur Trennung der beiden Freunde Whitefield und Wesley.

Es würde uns hier zu weit führen, Wesleys Leben noch im einzelnen weiter zu verfolgen. Das Werk seines Lebens, die Begründung, Organisation und Leitung des wesleyanischen Methodismus zieht sich durch viele Jahre und schwere, ernste Kämpfe mit der Staatskirche hin. Joh. Wesley suchte den Bruch mit der anglikanischen Kirche nach Kräften zu verhindern. Allein zuletzt sah er sich dahin gedrängt, in aller Stille 1784 zwei Laienprediger zu Priestern zu weihen für die Mission in Amerika, und schon bei der nächsten Konferenz, 1785, ordinierte Joh. Wesley drei Prediger für Schottland, zwei Jahre später drei für England. Das war die Separation von der englischen Kirche, die seinem Bruder Charles fast das Herz brach. Charles starb am 29. März 1788. Sein Bruder, John Wesley, brachte es zu dem hohen Alter von fast 88 Jahren. Bis in dieses hohe Alter hinein war er imstande, seine rastlose Tätigkeit fortzusetzen, und erst im 87. Lebensjahre begann er die Schwächen des Alters zu fühlen, machte aber doch wie früher seine Reisen und predigte oft zweimal an einem Tage. Gestützt auf seine Freunde betrat er die Kanzel — das Bild eines Knechtes, der seine letzte Kraft im Dienste seines Herrn verbrauchen will. Nachdem er noch am 23. Februar 1791 vor einer kleinen Versammlung gepredigt, nahmen seine Kräfte zusehends ab. Unter den Gebeten seiner Freunde verschied er mit dem Wort: „Fahre wohl,“ sanft und stille am 2. März 1791. „Das Gedächtnis der Gerechten bleibt im Segen.“

Der Methodismus hat sich im Lauf der Jahre weit ausgebreitet in der

ganzen Welt, ist aber nicht etwa eine einzige große Kirche. In England allein sind sieben verschiedene Methodisten-Benennungen. Die große Hauptbenennung ist die „Wesleyanische Methodistenkirche", mit über 2200 Predigern und nahezu 200,000 Mitgliedern. Die nächste in numerischer Stärke ist die „Primitive Methodistenkirche" mit 1085 Predigern und 198,393 Mitgliedern; es folgen noch die „United Methodist Free Churches", die „Methodist New Connection", die „Bible Christians", die „Independent Methodist Churches" und die „Wesleyan Reform Union". Unter einigen dieser Abteilungen ist ein Streben vorhanden, eine Union unter allen Methodisten Englands herbeizuführen, das jedoch bei der erstgenannten Partei bislang noch wenig Gegenliebe findet. Es scheinen mehr soziale als religiöse Hindernisse vorhanden zu sein, unter den Wesleyanern ist eine mehr aristokratische, bei den andern eine mehr demokratische Richtung vorhanden. Nur der Geist des demütigen Christus kann diese Differenzen überwinden.

Rev. H. J. Rütenik, D. D., einer der hervorragendsten Prediger der reformierten Kirche Amerikas, hat in Cleveland, Ohio, sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum gefeiert. Er hat als Pastor, als Schriftsteller, als Redakteur und als College-Präsident Großes geleistet und viel Segen gestiftet.

Die außerordentlichen Stürme dieses Jahres haben unter andern auch einen noch jungen Pastor der luth. Jowa-Synode mitten in seiner Tätigkeit hingerafft. Pastor Geo. Janssen predigte Sonntag, den 24. Mai (Exaudi), in seiner Hauptgemeinde zu Macon, Franklin Co., Nebr. Bald nachher machte er sich auf nach der Filialgemeinde zu Upland, um auch dort in einem Schulhaus das Wort zu verkündigen. Die kleine Gemeinde hörte andächtig der Predigt ihres treuen Hirten zu, die geschlossenen Läden hinderten den Blick ins Freie, wo ein Wirbelsturm heranzog, der alles vor sich niederwarf. Das Amen der Predigt ist kaum verhallt, da fällt, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, der Sturm aufs Haus, zerschlägt es in Trümmer und Splitter und tötet vier Glieder der Versammlung, darunter den Pastor. Während die drei anderen auf der Stelle ihren Geist aufgegeben hatten, lebte der Pastor noch bis Sonnenuntergang und ging mit vollem Bewußtsein dem Ende entgegen. Er hinterließ eine Witwe und zwei Kinder; noch nicht 42 Jahre alt.

Das Bestreben der Vereinigung getrennter lutherischer Kirchen in diesem Lande führte zu dem Ergebnis, daß am 29. und 30. April d. J. in der Aula der Northwestern Universität zu Watertown, Wis., eine freie intersynodale Konferenz gehalten wurde. Von Pastor M. Bunge, dem Vorsitzenden des Ausschusses für Veranstaltung dieser Versammlung, wurde sie angekündigt als freie Konferenz zur „Besprechung streitiger Lehrpunkte, mit der Absicht, wahre Einigkeit im Geiste dadurch zu erreichen zwischen Gliedern derjenigen Synoden, welche sich prinzipiell auf den Standpunkt der Heiligen Schrift und sämtlicher lutherischer Bekenntnisschriften — auch der Formula Concordiae — stellen."

Zur anberaumten Konferenz waren gegen 205 Pastoren, Professoren und Gemeindeglieder aus verschiedenen lutherischen Synoden erschienen: aus der Allgemeinen Synode von Wisconsin, Minnesota und Michigan 85, aus der Missouri-Synode 62, aus der Ohio-Synode 15, aus der Jowa-Synode 15, aus der Buffalo-Synode 2, aus der Norwegischen Synode 2, aus

der Michigan-Synode 2, aus dem Generalkonzil 1 und 3 alleinstehende Pastoren. Zum Vorsitzenden wurde Prof. A. Ernst aus Watertown erwählt, worauf Pastor M. Bunge von der Wisconsin-Synode in einer Ansprache den Zweck der Versammlung darlegte. Auf Wunsch des Arrangements-Komitees hatte Prof. Pieper von St. Louis für die Versammlung einen Vortrag über „die Grunddifferenz in der Lehre von der Bekehrung und Gnadenwahl" zugesagt. Von der Konferenz wurde einstimmig beschlossen, diesen Vortrag anzuhören und ihn zum Ausgangspunkt der Verhandlungen zu machen. Zu einem bestimmten Resultate kam es nicht. Es wurde aber beschlossen, im Herbst eine zweite Konferenz abzuhalten.

Ueber die Verhandlungen dieser Konferenz wurde von Prof. F. Pieper im „Lutheraner" Bericht erstattet. Er selbst führte in dem oben genannten Referat folgende Hauptpunkte aus:

1. Wir kennen aus der Schrift die Ursache der Bekehrung und Seligkeit bei denen, die tatsächlich bekehrt und selig werden: es ist allein Gottes Gnade in Christo. 2. Wir kennen aus der Schrift die Ursache der Nichtbekehrung und des Verlorengehens bei denen, die tatsächlich ungläubig bleiben und verworfen werden: es ist allein der Menschen Schuld, nämlich ihr Widerstreben oder ihr Uebelverhalten, das sie der bekehrenden Wirksamkeit des Heiligen Geistes im Wort entgegensetzen. 3. Was über diese beiden in der Schrift geoffenbarten Wahrheiten hinaus liegt, gehört zu den unbegreiflichen Gerichten und unerforschlichen Wegen Gottes, die wir hier auf Erden nicht erforschen können noch sollen. Der Gnade Gottes, als Ursache der Seligkeit, ist nicht als Grund oder „Erklärungsgrund" eine Ursache i m M e n s c h e n an die Seite zu setzen, mag man diese ein sich Schicken zur Gnade, besseres Verhalten, Unterlassung des mutwilligen Widerstrebens, Selbstentscheidung, Hingebung an die nicht unwiderstehlich wirkende Gnade oder sonstwie nennen, weil nach der Schrift der natürliche Mensch ein Feind der Gnade Gottes ist, bis die Gnade Gottes durch die Bekehrung aus einem Nichtwollenden einen Wollenden gemacht hat. Der Schuld oder dem Uebelverhalten des Menschen, als Ursache des Verlorengehens, ist nicht als Grund oder „Erklärungsgrund" e i n M a n g e l d e r G n a d e i n G o t t an die Seite zu setzen, als ob Gott nicht alle Menschen ernstlich selig machen wollte, da die Schrift aufs klarste die Allgemeinheit der Gnade Gottes, des Verdienstes Christi und der ernstlichen Wirksamkeit des Heiligen Geistes an allen Hörern des Wortes lehrt. Es wurde ausgeführt, daß gerade auch die Schriftstellen, welche von der Verstockung handeln, nicht ein Vorbeigehen mit der Gnade, sondern ein Einkehrenwollen Gottes mit der Gnade beweisen. 4. So gibt es angesichts der Tatsache, daß nach der Schrift die Gnade Gottes allgemein ist und alle Menschen in demselben gänzlichen Verderben liegen, keine v e r n u n f t g e m ä ß e Antwort auf die Frage, warum nicht a l l e Menschen bekehrt und selig werden, oder: warum unter den Menschen d i e e i n e n v o r d e n a n d e r n bekehrt und selig werden. Es ist an diesem Punkte ein hienieden unlösbares Geheimnis anzuerkennen, weil die Lösung nur auf gotteslästerliche Weise geschehen könnte, nämlich so, daß man entweder die a l l g e m e i n e Gnade Gottes leugnete oder eine Ursache der Seligkeit i n d e n M e n s c h e n setzte. 5. Auch der Umstand, daß das Evangelium tatsächlich nicht zu allen Zeiten an alle Völker und an alle einzelnen Personen gelangt, darf uns nicht verleiten, den allgemeinen ernstlichen Gnadenwillen Gottes in Zweifel zu ziehen oder zwei sich widersprechende Willen in Gott zu setzen. Vielmehr müssen wir mit unserer Con-

cordienformel auch an diesem Punkte ein hienieden nicht zu lösendes Geheimnis anerkennen. Im ewigen Leben werden wir wohl einsehen, daß Gott auch für diese wirklich und wahrhaftig seinen Sohn in den Tod gegeben hat. — Ueber diese und viele einschlägige Punkte wurde zwei Tage lang verhandelt. Ein Resultat ist zunächst nicht zu verzeichnen. Doch wurde — wie es schien, mit großer Freudigkeit — beschlossen, im Herbst dieses Jahres eine weitere „freie Konferenz" zu veranstalten. Die Beteiligung war eine über Erwarten zahlreiche. Die große Aula des Gymnasiums zu Watertown war mehr als gefüllt.

Pastor R. Grabau urteilt in „Die Wachende Kirche" über die Verhandlungen und den Geist, in dem sie geführt wurden: „Obwohl die Gegensätze in der Lehrauffassung zwischen den Vertretern der Synodalkonferenz einerseits und denen der übrigen Synoden, namentlich der Ohio-Synode anderseits scharf zum Ausdruck kamen, so wurden die Verhandlungen doch gänzlich leidenschaftslos, in friedlichem Geiste und rein sachlich geführt. Wohltuend war es, zu bemerken, wie man vornehmlich auf der einen Seite, mit Beiseitesetzung jeglichen Vorurteils sich in die Anschauungsweise des Gegenparts hineindenken und ihn möglichst aufs beste zu verstehen suchte."

Dr. J. Nicum sagt in einem längeren Artikel im „Lutheran": „Um die Verhandlungen und die unerwarteten Resultate, die Missouri ebenso wie Jowa und Ohio überraschten, zu verstehen, muß man folgendes bemerken: 1. Von Anfang an war das Bestreben offenbar, sich gegenseitig zu verstehen. Die Eröffnungsrede bedauerte es, daß die Zertrennung die Arbeit der Mission so sehr hindert, und betonte, daß alle Versammelten sich ernstlich bemühen sollten, die ernste Bitte Jesu auszuführen, wie wir sie Joh. 17 lesen: „Daß sie alle eins seien." Die Mehrzahl der Konferenz waren jüngere Leute. — Dr. Allwardt ist ein fähiger Mann und ein wackerer Kämpe und er griff zuerst die Stellung Prof. Piepers an, eben nachdem er die Stellung der Ohio-Synode dargelegt hatte und von Prof. Pieper versichert war, daß Missouri bereit sei, gewisse Ausdrücke, die der Ohio-Synode Anstoß gegeben hatten, fallen zu lassen, erklärte sich Prof. Pieper mit der Stellung Ohios, wie sie Dr. Allwardt dargelegt hatte, zufrieden, und Dr. Allwardt versicherte ihn, wenn Missouri immer so geredet hätte, würde er nie seine Stimme dagegen erhoben haben. —

2. Um zu verstehen, wie dies glückliche Resultat erzielt wurde, muß man erkennen, wie Prof. Pieper die Lehre von der Gnadenwahl erläuterte. Er lehnte ganz entschieden eine absolute Prädestination wie die Kalvinisten sie lehren, ab, eine Prädestination zum Glauben, zum Heilsweg und zu wirksamem Gebrauch der Gnadenmittel, sondern sagte, er lehre allewege eine Erwählung in Christo, bedingt durch den Heilsweg und darin beschlossen. Niemand soll sagen, weil ich erwählt bin, werde ich selig werden, sondern vielmehr, ich bin getauft und bußfertig und glaube, daß mir Gott um Jesu willen meine Sünde vergibt und mich zum ewigen Leben erhält, deshalb gehöre ich zu den Erwählten. Er bedauerte es, daß gewisse Ausdrücke gebraucht wurden, die Anstoß gegeben hatten, wie „beharrliches" Widerstreben oder solche Gleichnisse, daß das natürliche Herz einer Festung gleiche, die Gott bei den Erwählten im Sturm nehme, obwohl der Sünder lieber dem den Dolch ins Herz stoße, der ihn überwindet. Diese und andere übertriebenen Ausdrücke wurden von Pastoren der Ohio-Synode angeführt, aber Prof. Pieper sagte, wenn auch Dr. Walther sie in der Hitze des Streites gebraucht hätte, so verteidige sie die Missouri-Synode dennoch nicht. Und

dies gipfelte in der Erklärung: Die Missouri-Synode behauptet nicht die Unfehlbarkeit Dr. Walthers. Solche Zugeständnisse machten einen guten Eindruck und die gute Stimmung hielt die ganze Zeit über an. —

3. Pastor G. Fritschel, der auf seiten der Jowaer vornehmlich redete, erklärte sich ganz befriedigt mit der Darlegung der Lehre von der Gnadenwahl, wie sie Prof. Pieper gab.

4. Dr. Allwardt, vor Jahren ein prominentes Glied der Missouri-Synode, der aber wegen der Gnadenwahlslehre ausgetreten war, beschuldigte anfangs Missouri des Kalvinismus, aber nachdem er die genauere Erklärung von seiten der Missourier gehört hatte, sagte er feierlich, er sei jetzt zufriedengestellt und fügte hinzu, hätte Missouri vor Jahren so geredet, wäre er nicht ausgetreten. Anderseits gab Prof. Pieper zu, daß der Satz der Ohio-Synode: Gott erwählt in Hinsicht auf den Glauben, nicht notwendig Synergismus einschließe, und wenn recht verstanden, geduldet werden könne.

5. Nur Fragen bezüglich der Gnadenwahl und Bekehrung wurden berührt. Andere Differenzen, namentlich die zwischen Missouri und Jowa konnten nicht vorgenommen werden. Sie sind: Offene Fragen, Widerchrist und Chiliasmus." —

Während Prof. Pieper im „Lutheraner" urteilt: „Ein Resultat ist nicht zu verzeichnen," schreibt die „Wachende Kirche": „Trotzdem die bestehenden Differenzen noch keineswegs aufgehoben sind, so kann die Konferenz doch nicht als erfolglos bezeichnet werden. Es ist im Gegenteil der durch die Besprechungen gezeitigte Umstand von nicht zu unterschätzendem Wert, daß manches Mißverständnis aufgeklärt, und manches Vorurteil beseitigt worden ist. Bei allen Teilnehmern schien der Eindruck zu sein, daß eine Einigung der lutherischen Kirche nicht ganz so aussichtslos ist, als es bisher geschienen, weshalb auch der Beschluß zur Fortsetzung dieser Konferenzen einstimmig gefaßt wurde."

Einem Komitee von je einem Vertreter der verschiedenen Synoden wurde die Bestimmung der Zeit, des Ortes und des Referenten für die nächste Konferenz, welche wahrscheinlich im Herbste stattfindet, überlassen.

Ein Dämpfer auf die an die Konferenz geknüpften Hoffnungen ist aber von seiten der Synodalkonferenz bereits ausgegangen, wie aus folgendem Item zu ersehen ist, das wir dem „K.-Bl." der Jowa-Synode entnehmen: In dem Bericht über die intersynodale Konferenz in Watertown brachten wir auch das Urteil Dr. Nicums über dieselbe und die dort erzielten „glücklichen Resultate". Aus den Kreisen der Synodalkonferenz erhebt sich nun Widerspruch gegen den Bericht Dr. Nicums. So nennt das „Ev.-Luth. Gemeinde-Blatt", Organ der Allgemeinen Ev.-Luth. Synode von Wisconsin, Minnesota, Michigan u. a. St., diesen Bericht „sachlich durchweg unrichtig", und „L. und W." weist es entschieden ab, daß in Watertown Ohio und Missouri sich sachlich näher gekommen sei und daß dies dadurch erreicht sei, daß Professor F. Pieper den Standpunkt der Missouri-Synode modifiziert habe. Von alle dem könne keine Rede sein. F. Pieper habe die ihm zugeschriebenen Aeußerungen, die allerdings eine Modifikation des missourischen Standpunkts einschließen würden, nicht getan. Es sei auch eine Annäherung zwischen Missouri und Ohio überhaupt unmöglich, da es sich hier um ein Entweder — Oder handele. Mit Recht sagt das „Gemeinde-Blatt": „Wir fürchten, diejenigen täuschen sich, die die Einigung im Grunde für ein leichtes Ding ansehen. Vor allen Dingen irren sich die, welche meinen, die Uneinigkeit zwischen der Synodalkonferenz und den Synoden von Ohio, Jowa,

Buffalo, dem Generalkonzil u. s. w. beruhe lediglich oder zumeist oder auch nur zum großen Teil auf Mißverständnissen. Wer die Geschichte der Lehrkämpfe zwischen diesen Körpern erlebt oder auch nur gründlich studiert hat, der weiß, daß es tiefgehende Differenzen in der Lehrstellung sind, die uns trennen." So ist es. Man hat nicht um Mißverständnisse gekämpft, sondern es liegen wirkliche Differenzen vor, die der Enthusiasmus einer freien Konferenz nicht beseitigen kann, sondern allein demütige Unterwerfung unter Gottes Wort.

Es ist sicher leichter, daß der Missouri- und der Ohio-Fluß zusammenkommen in einem Hauptstrom, als daß die Missourisynode sich vereinige mit der Ohio- und anderen Synoden, wenn letztere nicht dem Diktum der Missourier sich unterwerfen wollen.

In St. Louis wurde am 14. Juni vor dem Concordia-Seminar eine Lutherstatue enthüllt. Die Dr. Luther-Walther-Denkmalgesellschaft hat die dazu nötigen Mittel ($4000) aufgebracht und das Denkmal der Anstalt geschenkt. Die Statue, eine getreue Kopie des berühmten Originals in Worms, ist in Lauchhammer in Deutschland gegossen. Sie ist über neun Fuß hoch und steht auf einem 12 Fuß hohen granitnen Sockel. Die Gesellschaft beabsichtigt, auch eine Statue Dr. Walthers vor dem Concordia-Seminar aufzustellen.

Das New York Ministerium hielt seine 112. Versammlung vom 18. Juni an in New York ab. Der „Lutherische Herold", das Organ des Ministeriums, hatte sich im letzten Jahr nicht bezahlt, und die Synode stand einem Defizit in der „Herold"-Kasse gegenüber. Ein Beschluß, den „Herold" an das General-Konzil zu verkaufen, wurde in Wiedererwägung gezogen und das Blatt bleibt Eigentum des Ministeriums. Pastor A. Richter wurde zum Hauptredakteur erwählt.

Die General-Synode hielt ihre Versammlung vom 3. bis 11. Juni in Baltimore ab. Zum Präsidenten wurde Dr. E. J. Wolf von Gettysburg erwählt. Besonders beachtenswert sind die Berichte und Verhandlungen über die einheimische Mission, die von der General-Synode mit großem Eifer und Erfolg getrieben wird. Wir entnehmen dem „Lutheran" folgende Mitteilungen: „Während der letzten zwei Jahre wurden 49 neue Missionsstationen, die sich über alle (24) Synoden von Connecticut bis California erstrecken, aufgenommen, 34 neue Missionskirchen wurden errichtet, 6733 neue Glieder aufgenommen und $96,297.62 zum Unterhalt der 195 Missionsstationen aufgebracht, eine Zunahme von $5825.85. Die Zahl der Missionare ist 226, die der Gemeinden und Predigtplätze 230; kommunionsfähige Glieder 18,130; Sonntagschüler 25,119 und die Beiträge, die die Missionsgemeinden selbst für alle Zwecke zusammengebracht haben, sind $399,019.38. Im Jahre 1881 betrug die Zahl der Missionsstationen nur 64, von denen 22 westlich vom Mississippi lagen und die Missionsbeiträge für zwei Jahre erreichten nur die Höhe von $28,000. Die gegenwärtige Zahl der Stationen ist dreimal so groß, die Beiträge aber dreiundeinhalbmal. Dreimal so viele Stationen liegen westlich vom Mississippi und verteilen sich anstatt über vier über zehn Staaten." Nächst dem starkentwickelten Missionssinn in den Gemeinden verdankt die General-Synode diesen blühenden Zustand ihrer einheimischen Mission einer zielbewußten und einheitlichen Organisation. Ein General-Sekretär leitet das ganze Missionswerk, ihm stehen zur Seite drei "**Field Secretaries**", je einer für den östlichen, mittleren und

westlichen Distrikt. Solche Einrichtungen ermöglicht die nötige Uebersicht über das ganze Feld und die nötige Einsicht in die lokalen Bedürfnisse; sie bewahrt vor Einseitigkeit und Inangriffnahme zweifelhafter Projekte. Daneben fördert sie das Vertrauen der Gemeinden und erlangt die nötige Unterstützung. Die General-Synode hat hierin anderen lutherischen Synoden und Körperschaften ein nachahmungswertes Beispiel gesetzt. Vereinigung und Konsolidation," sagt der „Lutheran", „liegen in der Luft. Die Geschäftswelt hat ihre Weisheit gezeigt, Teile der Kirche haben sie gelernt und das General-Konzil wird sie auch lernen." Werden auch wir zu der alten Einrichtung einer zentralen Missionsbehörde zurückkehren? (K. Bl.)

Am 18. Juni legte Theodor L. Seip, Präsident vom Mühlenberg College, den Grundstein zum neuen College-Gebäude. Die Feier war von schönstem Wetter begünstigt, verlief unter zahlreicher Beteiligung von Allumnen, Pastoren, Professoren und Laien in würdiger Weise. Mühlenberg-College hat der lutherischen Kirche Amerikas schon große Dienste geleistet und das „größere Mühlenberg" wird unter Gottes Beistand noch Größeres leisten.

Zur Zionisten-Bewegung. Baron Hirsch, der jüdische Philanthrop, hinterließ bekanntlich eine Summe von etwa fünfzig Millionen Dollars, um eine Zufluchtsstätte für verfolgte Juden zu gründen. Als solche wurde Süd-Amerika erwählt als Ort für Kolonisation, allein das Unternehmen erwies sich als eine totale Niederlage. Das Geld blieb seitdem in den Händen der „Jewish Colonization Association", welche diese Millionen heute noch in Verwahr hat. Diese Gesellschaft brachte eine Vorlage im britischen Parlament ein um die gesetzliche Macht, die ganze Summe den Zionisten übertragen zu dürfen. Diese Vorlage wurde nun in zweiter Lesung angenommen, wodurch ihre schließliche Annahme dem wesentlichen Inhalt nach gesichert ist. Die Vorlage bestimmt, daß das Geld „in irgend einem Teil der Welt mit Ausnahme Europas" verwendet werden darf — wodurch die Befürchtung, daß das Geld zur Festsetzung von Juden in England oder anderen europäischen Ländern verwendet werden könnte, hinweggeräumt wird. Diese fünfzig oder mehr Millionen, hinzugefügt zu den zehn oder mehr Millionen, die bereits in den Händen von Dr. Herzl und derer, die an der Spitze der Zionisten-Bewegung stehen, repräsentieren eine Summe, mit der sich in der Kolonisation oder auch dem Ankauf Palästinas schon etwas ausrichten läßt. — Das dürfte die Zionistensache gewaltig in die Höhe bringen.

Ausland.

Die kirchliche Konferenz für die Kurmark hat jüngst in Potsdam unter dem Präsidium des Dr. Grafen von Zieten-Schwerin unter großem Andrang stattgefunden. Leider mußte der Begründer der Konferenz, Oberhofprediger Dr. Dryander, ihr fern bleiben, da er zur Kur in Oberitalien weilt. Der neue Generalsuperintendent der Kurmark, Köhler, hielt die Festpredigt über Joh. 6, 66—69 und griff auch oft in die Debatte ein. Vorträge hielten Prof. Kaftan über das Christentum und die indischen Erlösungsreligionen und am zweiten Tage Prof. Dr. Oettli aus Greifswald über den religiösen Wert des Alten Testaments für den Christen. Er stellte folgende Leitsätze auf, an die sich eine lebhafte Debatte anschloß: „1. Der eigentümliche Vorzug der Religion Israels ist nicht sowohl der Monotheismus, als die Lebensgemeinschaft mit Gott, gegründet auf göttliche

Offenbarung. 2. Das primäre Organ derselben ist die Prophetie; als solches erweist sie sich: a. durch ihr unfehlbar sicheres sittliches Urteil; b. durch ihren religiösen Pragmatismus; c. durch ihre theologische Geschichtsauffassung. 3. Durch die Prophetie wurde das Erleben Gottes Gemeingut vieler; sie gewannen durch das prophetische Zeugnis in vorbildlicher Weise den Gebetsverkehr mit Gott, die Sündenvergebung und den Sieg über das Leiden. 4. Das Alte Testament ist die trotz menschlicher Unvollkommenheit getreue Urkunde dieser religiösen Geschichte und bietet daher das unentbehrliche Paradigma für die religiösen Grunderlebnisse dar."

Die zweite Konferenz von Gemeinschaftsleuten und Landeskirchlichen, gehalten in Eisenach am 8. und 9. Juni 1903. Die Leser werden sich der vorjährigen Eisenacher Konferenz — nicht zu verwechseln mit der bekannten „Kirchenkonferenz", die aus den Spitzen der deutschen evangelischen Landeskirchen besteht — erinnern und des lebensvollen, kräftigen Zuges, der durch sie ging. Kam es dabei auch zu scharfen Auseinandersetzungen zwischen den Anschauungen der Gemeinschaften und den Vertretern der Kirche, so bewies gerade dieser Zusammenstoß das frische Leben, das in der Versammlung pulsierte, und ließ eine Wiederholung der Konferenz nur erwünscht erscheinen. Denn hier hatte man doch einen Ort, wo man sich gegenseitig aussprechen konnte; hier konnte man Gelegenheit nehmen, seine irrigen Anschauungen hüben und drüben zu korrigieren. Die Konferenz konnte ein wertvolles Glied am Leibe der Kirche werden, wenn sie in diesem Sinne fortgeführt wurde, zumal wenn, wie damals, der allgemeine Geist der Beugung unter Gottes Wort und des Bewußtseins, vor Gott zu handeln, blieb. Kein Wunder, wenn sich viele auf die nächste Tagung freuten, und bei Pastoren wie bei Laien der Entschluß feststand, die Konferenz wieder zu besuchen.

Es sollte diesmal anders kommen. Schon das aufgegebene Programm wirkte wenigstens auf die Gemeinschaftsleute zurückhaltend. Drei Hauptvorträge waren angekündigt: Pastor S. Keller aus Düsseldorf über „Die Arbeit der Kirche"; Prof. Lütgert aus Halle über „Die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben mit Rücksicht auf ihre neuesten Bestreiter," und Pastor Zeller aus Magdeburg: „Rechtfertigung und Heiligung in ihrer Einheit und Unterschiedenheit." Das alles klang wenig gemeinschaftsmäßig, sondern vielmehr kirchlich und theologisch; und wenn man vollends las, daß sich am dritten Tage eine eigentliche theologische Konferenz anschließen sollte, entstand bei vielen die Besorgnis, daß man es überhaupt mehr mit einer Pastoren- und Theologenversammlung zu tun habe, als mit einer Konferenz von Gemeinschaftsleuten und Landeskirchlichen. Es mußte grundsätzlich vermieden werden, der Konferenz von vornherein einen rein kirchlichen Anstrich zu geben. Das ist nicht geschehen, und so ist es kein Wunder, wenn selbst Führer der Gemeinschaftsbewegung sich fragten: Was haben wir heuer in Eisenach zu tun? Sie blieben weg, und mit ihnen viele, viele, die hingehörten. In der Tat, das Laienelement war nur spärlich vertreten. Schon insofern war die diesjährige Tagung nicht glücklich; das Objekt fehlte, auf das man wirken wollte. Leider entsprach der Verlauf selbst durchaus den gehegten Befürchtungen. Von einer Konferenz mit Gemeinschaftsleuten war im Grunde wenig zu merken. Wohl sprachen Männer wie Keller, Zeller, Jellinghaus, Lepsius u. s. w., es wurde auch durch eingeführte Gebete und Gesänge das erbauliche Moment zum Aus-

druck gebracht, aber das Element der Gemeinschaften wurde durch die Kirche gleichsam erdrückt; es kam in seiner spezifischen Art kaum zu Worte, selbst bei einem so einschlägigen Thema, wie dem von der Rechtfertigung und Heiligung. Kirche, Kirche und Theologie war der Tenor vom Anfang bis zum Ende.

In der „Reformation" spricht sich Professor Lezius aus Königsberg für die Einrichtung würdiger Zivilbegräbnisse folgendermaßen aus: „Ein Mann wie Virchow durfte nicht wie ein Hund eingescharrt werden, weil er als Unchrist gelebt hatte und als solcher gestorben war. Als Mensch mußte er menschenwürdig und als berühmter Mann ehrenvoll bestattet werden, meinetwegen auf Staatskosten. Daß aber ein Prediger des Evangeliums seine Leiche einsegnete und ihr das letzte Geleit gab, war ein Greuel. Die Kirche darf ihre Segnungen nur an solche Leute austeilen, welche sich zum Evangelium offen bekennen, welche im Wandel und in der Wahrheit Jesu Glieder sind, so weit Menschenaugen das erkennen können. Wer nicht an Christus glaubt und von der Kirche sich fern hält, von dem hat sich die Kirche fern zu halten, wenn seine Leiche beerdigt wird. Das erfordert die Ehre Christi. Damit nun dem Greuel der bisherigen Beerdigungspraxis gesteuert werde, muß der Staat die Einrichtung einer anständigen fakultativen Zivilbeerdigung einführen. Der Standesbeamte kann sie mit Assistenz etlicher Freunde des Verstorbenen nach einem leicht zu findenden feierlichen Ritual vollziehen. Die Ziviltrauung ist nicht menschenunwürdig, die Zivilbeerdigung ebenso wenig. Sobald diese Einrichtung getroffen worden ist, haben wir klare Verhältnisse. Die Kirche kann, ohne intolerant oder inhuman zu erscheinen, allen Atheisten und Unkirchlichen, wie es ihre Pflicht gebietet, die kirchlichen Funeralien versagen. Gesellschaft und Staat sorgen dagegen dafür, wie es gleichfalls ihre Pflicht ist, daß bürgerlich unbescholtene Menschen entsprechend anständig und ehrenvoll bestattet werden."

Die Konföderation der Landeskirchen. Die (Rundschau 1902, Seite 383 unter No. 6) schon erwähnte Kommission hat folgende Beschlüsse als Anträge an die Eisenacher Kirchenkonferenz gefaßt:

I. Der Ausschuß, welcher fortan den Namen „Deutscher Evangelischer Kirchenausschuß" führt, hat wie bisher die Aufgabe, die Konferenz in der ihr obliegenden Förderung einer einheitlichen Entwicklung der Zustände der einzelnen Landeskirchen zu unterstützen. Er hat ferner das gemeinsame Interesse der deutschen evangelischen Landeskirchen nach außen zu vertreten, insbesondere in Bezug auf: 1. deren Verhältnis zu anderen deutschen und außerdeutschen Kirchengemeinschaften wie zu nicht christlichen Religionsgesellschaften, 2. die kirchliche Versorgung der Evangelischen in den deutschen Schutzgebieten, 3. die Förderung kirchlicher Einrichtungen für die evangelischen Deutschen im Auslande, sowie der Seelsorge unter deutschen Auswanderern und Seeleuten.

II. Auf den Bekenntnisstand und die Verfassung der einzelnen Landeskirchen erstreckt sich die Tätigkeit des Ausschusses nicht. Ebenso bleiben die kirchenregimentlichen Rechte der Landesherren unberührt.

III. Zur Erfüllung seiner Aufgaben hat sich der Ausschuß zu unterrichten, was in Anlaß der in der vorhergehenden und in den früheren Tagungen gefaßten Beschlüsse der Konferenz geschehen ist, und ist befugt, sich behufs des darüber notwendigen Gedankenaustausches mit den einzelnen Kirchenregierungen in Verbindung zu setzen. Der Ausschuß hat ferner die

Entwicklung der Gesetzgebung, sowie der Handhabung der Gesetze auf den das kirchliche Leben berührenden Gebieten im Auge zu behalten, etwaige Anträge von Kirchenregierungen in Behandlung zu nehmen, das zur Befriedigung wichtiger gemeinsamer Bedürfnisse der evangelischen Landeskirchen, sowie das zur Abhilfe etwaiger Uebelstände Erforderliche an den zuständigen Stellen anzuregen, insbesondere Namens der Gesamtheit mit den Behörden des Reiches und gegebenen Falles durch Vermittlung der Kirchenbehörde mit den Landesbehörden in Verbindung zu treten, auch unter besonderen Umständen öffentliche Kundgebungen zu erlassen.

IV. Der Sitz des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses ist in Berlin. Die Leitung der Geschäfte wird dem Präsidenten des Evangelischen Oberkirchenrates in Berlin übertragen. Der Ausschuß wählt aus seiner Mitte einen Stellvertreter des Geschäftsleiters.

Wie groß die Unkenntnis der hiesigen Verhältnisse drüben ist, zeigt ein Artikel aus der No. 24 der „Allg. Ev.-Luth. Kztg." überschrieben: „Die lutherische Kirche in N.-A." Daß der Artikel selbst von Gehässigkeit gegen unsere Synode strotzt, wundert uns nicht — das sind wir ja gewohnt —, aber daß ein sonst so anständig redigiertes Blatt solches Gesudel abdruckt, das ist merkwürdig. Hier einige Ausschnitte:

Lutheraner und Unierte sind hierzulande geschieden. Die Unierten bilden einen besonderen Kirchenkörper. Ihr Stärke beträgt rund 250,000 Kommunizierende. Die Mehrzahl ihrer Pfarrer ist wohl lutherisch gesinnt; im großen und ganzen halten sie es aber lieber mit den reformierten Gemeinschaften als mit der lutherischen Kirche. Jahrzehntelang haben sie nicht für ihre Jugend gesorgt. Sie sind gegen Einführung von Gottesdiensten in englischer Sprache und gegen Gründung englischer Gemeinden. Das junge Volk verliert sich darum meist zu den Presbyterianern und anderen englischen Gemeinschaften. Doch sind Tausende in englisch-lutherische Gemeinden gesammelt worden. Eine Gemeinschaft, die sich aber nicht ihrer Jugend annimmt, hat keine Zukunft. Während es mit unseren deutschen Gemeinden, wenigstens im Osten, unaufhaltsam rückwärts geht, werden überall englisch-lutherische Gemeinden gegründet, die zusehends erstarken. Dies ist eben bei den Unierten nicht der Fall. —

So bedienen z. B. die 1660 Pfarrer der Missouri-Synode noch neben ihren 2267 Gemeinden, die sie pastorieren, 810 Predigtplätze. Aehnliches geschieht in der Jowa- und Ohio-Synode und in den schwedischen und norwegischen Kirchenkörpern; da, wenn es die Lutheraner versäumen, ihrer Glaubensgenossen sich anzunehmen, Methodisten, Baptisten und andere Gemeinschaften gleich bei der Hand sind, sie in „evangelische" Gemeinden zu sammeln. In ihrem Eifer, sich der neuen Ansiedler anzunehmen, befolgen aber gewisse Synoden leider nicht den paulinischen Grundsatz, sich nicht in das Feld einzudrängen, das andere bereits bearbeitet haben. Selbst wenn sie nicht hinreichend Kandidaten für ihre eigenen vakanten Gemeinden haben, schicken sie ihre Reiseprediger in das Gebiet anderer lutherischer Missionare und beginnen die eben gesammelten Ansiedler, die von den eigentümlichen Zuständen in der lutherischen Kirche hierzulande wenig oder nichts verstehen, durch Disputieren über Gnadenwahl, über die Lehre von Kirche und Amt, die Gemeinderechte u. s. w. zu verwirren. Und nicht selten finden sie Anhang. Das Resultat ist, daß Unfrieden entsteht, das eine Gemeindlein zerrissen wird und dann die Sekten kommen und reiche Ernte halten. —

Lutherische Diakonissenhäuser gibt es acht mit einem Vermögen von 3,300,000 Mk. und 238 Schwestern. Auch diese sind jüngeren Datums und erst in den letzten 20 Jahren entstanden. Diese Altenheime und Diakonissenanstalten sind völlig und ganz mit der lutherischen Kirche verbunden und werden von ihr geleitet. Daneben ist aber eine stattliche Anzahl anderer Anstalten gleichen Namens entstanden, an deren Leitung sich Lutheraner mit Unierten, Reformierten, Methodisten, Baptisten u. s. w. beteiligen; deren Pfarrer abwechselnd des Sonntags den Insassen predigen und so einen verwerflichen Unionismus aufrichten und pflegen. Diese Diakonissenhäuser haben auch in Bezug auf Tracht, Hausordnung und Ausbildung einen anderen Charakter als die lutherischen: sie bilden weniger eigentliche Diakonissen, Kranken-, Lehr- und Gemeindeschwestern heran, die in ihrer Arbeit einen Beruf fürs Leben erkennen, als vielmehr solche Personen, welche sich die Krankenpflege zur Aufgabe machen und gegen gute Bezahlung ihre Dienste anbieten. Den Unierten, Reformierten, Methodisten, Baptisten u. s. w. gilt das lutherische Diakonissenwesen für katholisch.

„Der Friedensbote“ hat diese Art Berichterstattung schon gehörig beleuchtet.

Das Stimmrecht der Frau bei Kirchenwahlen hatte bekanntlich die Vorsitzende des Deutsch-Evang. Frauenbundes, Frl. Paula Müller in Hannover, auf der letzten kirchlich-sozialen Konferenz in Berlin gefordert. Der Verein für Frauenstimmrecht, Vorsitzende Frau Cauer, hatte denn auch gleich nach dem Vortrage eine Eingabe an den Oberkirchenrat gerichtet, worin um das Kirchenwahlrecht ersucht wurde. Daraufhin hat man die kirchlich-soziale Frauengruppe als radikal bezeichnet. Gegen diesen Vorwurf wehrt sich jetzt eine Erklärung der kirchlich-sozialen Frauengruppe an den Deutsch-Evangelischen Frauenbund, welche dieser Tage in einer Versammlung im Stadtmissionshause einstimmig angenommen wurde. Darin heißt es: daß „in Bezug auf die kirchliche Wahlberechtigung der Frauen Nachdruck darauf gelegt wird, daß (ähnlich wie es von positiv-kirchlicher Seite für die Männer geplant wird) die kirchliche Wahlberechtigung der Frauen von der richtigen kirchlichen Qualifikation abhängig gemacht wird und deshalb die Fälle ausgeschlossen sind, daß radikale und sozialdemokratische Frauen in kirchlichen Dingen mitzureden haben.“

Von der evangelischen Bewegung in Oestreich. Der evangelische Vikar Schüle aus Boreslau (Böhmen) hielt im letzten Winter mehrere Gottesdienste in Wellemin ab. Auf eine Anklage des dortigen katholischen Geistlichen wurde der Vikar, weil er den Besuchern des evangelischen Gottesdienstes das „Stuttgarter Sonntagsblatt“ in die Hand gab, „wegen Verteilung von Druckschriften ohne behördliche Erlaubnis“ zu fünfzig Kronen Strafe verurteilt. Der Arbeiter, in dessen Hause der evangelische Gottesdienst stattfand, mußte vierzig Kronen Strafe zahlen. Die römischen Priester dagegen dürfen in Oestreich ohne Kolportage-Erlaubnis ihre Schriften überall verbreiten, so den berüchtigten „Hausfreund“ des Pfarrers Zucklin, der die Evangelischen Affen und Schweine nennt und in einer seiner letzten Nummern schreibt: „Eine Kirche zu Ehren Gottes haben wir schon in Boreslau — und eine Kirche zu Ehren Luthers, der Meuchelmord, Ehebruch, Diebstahl und alle Laster erlaubt, brauchen wir nicht.“ Die Evangelischen

in Boreslau haben diese Schmähungen beantwortet, indem sie im April den Bau ihrer Kirche begannen. Diese Kirche wird auf einem Hügel errichtet, der meilenweit sichtbar ist. Die Stein- und Ziegelfuhren zu diesem Kirchbau werden unentgeltlich geleistet; ein Herr aus Brüssel spendete zu dieser Kirche 2000 Mk.

Die „D. E. K.", No. 84, berichtet, daß Erzbischof Fischer von Köln gleichzeitig mit seinem ersten Hirtenbriefe einen Geheimerlaß an die Geistlichen seiner Diözese in lateinischer Sprache habe ausgehen lassen. In diesem ist der Hymnus auf die Vaterlandsliebe und Kaisertreue des ersten Hirtenbriefes ersetzt durch die Verpflichtung auf den Syllabus; ferner ist darin der Reformkatholizismus ausdrücklich verworfen und vor der Abweichung von der Lehre der Kirche unter Androhung des Bannes gewarnt.

Aus einer Maiandacht des berüchtigten Jesuiten Berlichingen in Würzburg bringen die Blätter folgende Probe: „Ueberall hin begleitete Maria ihren Sohn Jesus, um unter anderem auch für ihn zu kochen und ihm die Wäsche zu besorgen. Maria war nichts anderes als eine Pfarrersköchin." Berlichingen fügte noch hinzu, daß heutzutage allerdings nur wenige sich diesem Berufe widmen wollen, wie er durch Umfragen sich habe überzeugen können, weil eben Mut dazu gehöre. Nach diesen Worten erschallte die Adalberokirche, an der Berlichingen als Prediger fungiert, von Heiterkeit. — Kommentar überflüssig.

Der bekannte frühere Jesuit, Graf Hoensbroech, der vor einigen Jahren nach langem vergeblichen Kämpfen erst aus dem Jesuitenorden, dann aus der römischen Kirche austrat, kommt im Juniheft seiner Monatsschrift „Deutschland" auf den Besuch Kaiser Wilhelms beim Papst zurück und urteilt darüber mit verhältnismäßig scharfen Worten also:

Der Papst nennt sich den „Statthalter Christi", also den Statthalter des Mannes, der jede Beziehung mit der „Welt" als politischer Größe, als Verkörperung von materieller, irdischer Macht, irdischen Glanzes aufs sorgfältigste gemieden haben wollte, dessen ganze Aufgabe, dessen ganze Lehre buchstäblich aufging in der überweltlichen Weisung: Suchet das Reich Gottes, mein Reich ist nicht von dieser Welt. Selig die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich. Dazu bin ich in die Welt gekommen, um zu suchen, was verloren ist, um die irregeleiteten Schafe auf den Weg des ewigen Heiles zurückzuführen; der arm, blutarm in die Welt kam, durch die Welt ging, aus der Welt schied, der nicht hatte, noch haben wollte, wohin er sein Haupt legte, der eindringlich warnte vor dem Sammeln von Schätzen, die Rost und Motten verzehren. Gerade der unerhörte Pomp, den unser Kaiser bei diesem Besuche entfaltet hat, und der gleichfalls unerhörte Pomp, mit dem der Papst ihm entgegentrat, ist ein Schlag ins Gesicht, nicht etwa des evangelischen Christen — was hat denn überhaupt das Evangelium Christi noch zu tun mit der da unten herrschenden römisch-päpstlichen Entartung? — sondern es ist ein Schlag ins Gesicht jedes denkenden Menschen, der sich nüchtern vergegenwärtigt, was Religion ist und sein soll, was Christentum ist, sein will und sein muß.

Was sagte doch Treitschke?: „Ein Souverän, der in allen Ländern Steuern erhebt, über ein Heer von Diplomaten und Tausende ergebener Priester gebietet, der sich jederzeit wirksame Feindseligkeiten gegen andere Staatsgewalten erlauben kann und gleichwohl nicht nach den Regeln des

Völkerrechts zur Rechenschaft gezogen werden darf — ein solcher Souverän ist eine völkerrechtliche Unmöglichkeit.“ (Das neue Konzil von Avignon: „Preuß. Jahrbücher“, Dezember 1881). Und diese „völkerrechtliche Unmöglichkeit“ hat der dritte Deutsche Kaiser in feierlichster Weise als zu Recht bestehend anerkannt! Unselig sind die Ratgeber unsers Kaisers, oder richtiger, da er ja ohne Ratgeber — leider! — handelt: in die Irre führend, schlecht gesteuert ist sein eigener Kurs.

Ueber das evangelische Empfinden beim Anblick der römischen Vorgänge will ich schweigen. Nur das eine: wie kann ein evangelischer Mann und Fürst auf diese Weise einen Papst ehren, der die schwersten Beschimpfungen gegen das evangelische Bekenntnis wiederholt ausgesprochen hat, der sich absolut identifiziert mit seinen das evangelische Christentum verfluchenden, mit Feuer und Schwert verfolgenden Vorgängern? Vielleicht liegt die Lösung des Rätsels und die Erklärung der römischen Episode in folgendem: Fürstliche Eitelkeit ist in früheren Zeiten die Nährmutter des ultramontanen Papsttums geworden. Es schmeichelte den Fürsten dieser Welt, daß das Haupt ihrer Religion fürstlich auftrat, daß der Mann, dem sie in religiösen Dingen sich fügten, nicht einer war aus der misera plebs im ärmlichen Gewande des wandernden Apostels, sondern einer ihresgleichen mit der Krone auf dem Haupte, dem Zepter in der Hand, dem Purpurmantel um die Schulter. Klug hat der Ultramontanismus diese fürstliche Sonderpsychologie ausgenutzt. Er weiß, was der Flitter wert ist in der Schätzung der Menge, wie der Mächtigen. Die violette und rote Seide, die Prunkgewänder der Kardinäle, Bischöfe, Prälaten und der übrigen vatikanischen Höflinge sind dem weltlichen Fürsten ein gewohntes, ein unentbehrliches, ein höchst angenehmes Bild, und so ist ihm ein Papstkönig bei Begegnungen lieber als ein Papstapostel. —

Das ist deutliche Sprache! Aber man kann sich nur von Herzen freuen, daß sie auch in Deutschland noch geredet wird und geredet werden darf. Graf Hoensbroech kennt das von den Jesuiten beherrschte Papsttum durch und durch, und sein ehrlicher Tadel gegen den deutschen Kaiser fällt darum um so schwerer ins Gewicht. Wir fürchten aber, daß dieser Tadel auf den Gerügten wenig Eindruck machen wird.

Leo XIII. †. “ Papa vere mortuus est.” Bis dieses Heft in die Hände der Leser kommt, ist das große Weltereignis, der Tod des Papstes Leo XIII., schon eine alte Sache und wir könnten darüber ganz mit Stillschweigen hinweggehen, ohne unseren Lesern eine wichtige Sache damit vorzuenthalten. Indessen schien es uns doch nicht passend, dieses Ereignis ganz zu ignorieren. Eine ganz kurz gefaßte Chronologie des Verstorbenen mag an dieser Stelle wenigstens ihren Ort finden. Die persönlichen Vorzüge des Mannes, seine Erfolge als Kirchenfürst, sind sonst in den letzten Wochen genügend hervorgehoben worden, auch unser Synodalorgan, der „Friedensbote“, hat einen diesbezüglichen Artikel gebracht, der dem Andenken des Verstorbenen vom Standpunkt unserer Kirche aus gerecht zu werden suchte.

Wir folgen in dieser Zusammenstellung dem „Globe Democrat“, der folgende Data gibt: Papst Leo XIII. wurde geboren zu Carpineto den 2.

März 1810, trat in das Kollege in Rom 1824, wurde immatrikuliert bei der Gregorianischen Universität 1830; trat in das Kollege der adligen Ekklesiastiker 1832. Wurde zum Hausprälaten ernannt von Gregor XVI. 1837, empfing die Priesterweihe am 31. Dez. 1837; apostolischer Delegat zu Benuevento 1837—1841; Governor von Spoleto 1841—'43; päpstlicher Nuntius in Brüssel 1843—'45; Erzbischof von Perugia 1846, Kardinal 19. Dezember 1853, Kardinal Kamerlengo Juli 1877. Erwählt als Papst am 20. Februar 1878; feierte die 25jährige Jubelfeier seiner Erwählung als Papst am 20. Februar 1903. Starb am 20. Juli 1903, brachte sein Leben auf 93 Jahre, 4 Monate und 18 Tage. Eine Probe seiner Unfehlbarkeit hat er gegeben, als er seinen Tod auf Donnerstag, den 16. Juli, ansagte. — Der Mann kann einem leid tun, daß er in dem Lügennetz des Papsttums verstrickt war und aus diesen Banden sich nicht frei machen konnte, trotz hoher Geistesgaben und edlem Charakter.

Le pope est mort, vive le pope. Als Nachfolger Leos XIII. wurde keiner der bekannten und seit Jahren mit der Besetzung des päpstlichen Stuhles in Verbindung gebrachten Kardinäle, sondern ein bis jetzt kaum genannter Mann, Guiseppe Sarto, seit zehn Jahren Patriarch von Venedig, erwählt. Derselbe hat sich den Namen Pius X. beigelegt. Allerdings jetzt nach seiner Erwählung heißt es, daß ihn schon Leo als seinen Nachfolger bezeichnet habe. Er genießt den Ruf eines liberalen, durch Frömmigkeit, Bescheidenheit und Herzensgüte ausgezeichneten Mannes. Freilich den Ketzern gegenüber wird auch er sein, was ein rechter Papst ex officio sein muß: ein Feind des Evangeliums und der evangelischen Kirche.

Litteratur.

Der heidnische Ursprung des kathol. Kultus, von Pastor Ed. Rabaud. Deutsch von G. Lüttgert. Gütersloh, Verlag von C. Bertelsmann. 79 Seiten. Preis ca. 80 Pf.

Der Verfasser selbst ist Calvinist und urteilt wohl schärfer als ein Lutheraner tun würde in manchen Fragen. Er hält aber der kathol. Kirche einen Spiegel vor, worin sie ihr heidnisches Wesen erkennen könnte, wenn sie wollte und nicht bei ihr Jer. 3, 5b zuträfe. In folgende Abschnitte zerfällt das Büchlein: Der heidnische Ursprung des kath. Kultus. Der Kultus der alten Kirche. Gegenstände des Kultus. Kultusformen. Sinnlichkeit des Kultus. Gewänder und Titel. Der Verfasser weist den Zusammenhang mit dem Heidentum nach bei all diesen Stücken. Am Schluß erhebt er die berechtigte Frage: „Hat nicht das kathol. Christentum, durch so viele verderbliche Einflüsse des Heidentums entstellt, das Christentum Jesu Christi verleugnet, die Anbetung im Geist und in der Wahrheit zu nichte gemacht?"

Je mehr die Lügenkirche des Papstes in unserem Lande an Macht und Einfluß gewinnt, um so nötiger ist es, auch auf solche Schriften aufmerksam zu machen, die in den Gemeinden verbreitet werden sollten.

„Wollte Jesus die Heidenmission?" Eine moderne theologische Frage für die Missionsgemeinde, beantwortet von Lic. K. Bornhäuser, Prof. in Greifswald. Gütersloh, Verlag v. C. Bertelsmann, 1903. 80 Seiten. Preis 80 Pf.

Für bibelfeste Christen wird obige Frage wunderlich klingen. Wer aber mit dem trostlosen Unglauben eines Harnack sich herumschlagen muß, wer

gar dessen Theologie als echte Wissenschaft anerkennt, für den entsteht allerdings diese Frage. Denn man höre und staune: Harnack, der Leugner der Auferstehung Jesu, leugnet nicht nur (wie zu erwarten) die Echtheit von Matth. 28, 18—20 und die Echtheit des Schlusses von Markus, sondern er leugnet auch die Echtheit jedes anderen Wortes in den Synoptikern, aus welchen klar hervorgeht, daß Jesus auch an die Heiden als Empfänger des Heils dachte. Dieser schmachvollen Entleerung der Evangelien durch engherzig ungläubige Professorenweisheit tritt der Verfasser entgegen und weist Schritt für Schritt die Unhaltbarkeit von Harnacks Standpunkt nach. — Wir können nur die Geduld bewundern, mit welcher gläubige Theologen mit dem raffinierten, hochmütig-trotzigen Unglauben sich herumschlagen, statt den Vertretern dieser Theologie, die sich nicht entblöden, die Evangelisten zu Fälschern zu stempeln, getrost diesen Vorwurf zurückzugeben, wie Culmann in seiner Ethik mit gutem Recht getan hat. (§ 97.)

Kirche, Kultur, Staat. Beiträge zur Würdigung der Notlage der Evanglisch-Lutherischen Kirche im modernen deutschen Leben. Von Dr. Fr. Hashagen. Gütersloh, Verlag v. C. Bertelsmann. 256 Seiten. Preis geb. $1.

Einleitung. 1. Kap. Kirche und Kultur. 2. Kap. Kirche und Staat. 3. Kap. Der geplante „Evangelische Kirchenbund" und die zukünftige protestantische deutsche Staatskirche. 4. Kap. Der geplante „Luther. Kirchenbund" und die vom Staat getrennte Lutherische Kirche in Deutschland.

Ergebnisse. — Verfasser ist überzeugungstreuer Lutheraner und Anhänger der Staatskirche; dabei nicht gerade engherzig konfessionell, doch aber scheint er in das allgemeine Verdammungsurteil der Lutheraner über die (unierte) evangelische Kirche mit einzustimmen.

Durch das ganze Buch zieht sich eine trübe und düstere Ahnung, daß die (konfessionell) evangelisch-lutherische Kirche, die Verfasser als die Kirche des Evangeliums kat exochen zu betrachten scheint, sich kaum zu behaupten vermag gegenüber der übermächtigen Strömung, die von drei Seiten — von seiten einer entchristlichten Kultur, eines von ihr beherrschten Staates, und einer dem Staat so ergebenen (resp. unterworfenen) evangelischen (= unierten) Kirche — die Wälle der evang.-luth. Kirche überflutet.

Die Frage, wie die evang.-luth. Kirche die ihr drohenden Gefahren überwinden kann, ist es, die dem Verfasser ernste Sorge bereitet. Da er grundsätzlich jede Vereinigung mit andern Kirchengemeinschaften perhorresziert, weil sie ja Duldung verschiedener Richtungen in sich schließen und also Alleinherrschaft des streng konfessionellen lutherischen Lehrtypus ausschließen müßte, so sind seine Bedenken betreffs der Zukunft der evang.-luth. Kirche als solcher sicher nicht unbegründet.

Auch wir haben im Blick auf das verworrene Bild, welches die heutige evangelische Staatskirche in Deutschland uns bietet, gar ernste Bedenken. Wir glauben aber, daß das Haupt der Kirche, wenn *seine* Zeit gekommen ist, sicher wieder solche Geistesheroen auf den Plan führen wird, die mit göttlicher Autorität ausgerüstet auftreten werden und aus all den verschiedenen „Richtungen" der heutigen Kirche, in denen jede Partei „nur auf ihren Weg sieht" (Jes. 53, 6), die Liebhaber der Wahrheit *sammeln* werden um ein einfaches gemeinsames Panier des Glaubens, ohne erst verklausulierte Glaubensbekenntnisse und Unionsformeln aufzustellen, in welchen

die Vielköpfigkeit unter einen Hut gebracht werden soll. — Die ernsten Bedenken und Fragen werden dann sich von selbst lösen; man wird weniger Theologie und mehr wahre Einheit im Geist durch das Band des Friedens als die Grundlage der christlichen Kirche betrachten, und die so im wahren Glauben an das Haupt der Kirche gereinigte Christenheit wird mit neuer Geistesmacht die wilde Brandung des heidnischen Geistes in ihre Schranken zurückzuweisen wissen. — Das Buch sei allen, welchen die Notlage der heutigen Kirche des Evangeliums zu Herzen geht, zu ernstlicher Beachtung empfohlen.

Die Entwicklung der Alttestamentlichen Gottesidee in vorexilischer Zeit. Historisch-kritische Bedenken gegen moderne Auffassungen von W. Möller, Diak. in Schlieben. 3. Heft, 7. Jahrg. 1903, v. Beiträge zur Förderung christl. Theologie v. Dr. A. Schlatter und Dr. H. Kremer. Gütersloh, Verlag von C. Bertelsmann. 182 Seiten. Preis 2.80 M.

Verfasser, ein früherer Anhänger der Graf-Wellhausenschen Hypothese, hat in einer früheren Schrift schon „Historisch-kritische Bedenken" gegen die Wallhausensche Hypothese veröffentlicht. Jene Schrift hat sich hauptsächlich auf dem Boden der Litterargeschichte bewegt, weil auch die Wellhausensche Hypothese in dieser Form auftritt. — In dieser neuen Schrift kommt nun die andere Seite, die biblisch-theologische, religionsgeschichtliche, zu ihrem Recht. Wir hoffen womöglich, anderswo den Inhalt dieser Schrift ausführlicher darzustellen und wollen hier nur kurz darauf verweisen.

Von demselben Verlag.

Die Hauptprobleme des Lebens Jesu. Eine geschichtliche Untersuchung von Lic. theol. F. Barth, Prof. in Bern. Zweite umgearbeitete Auflage. 288 Seiten. 4 M., geb. 4.80 M.

Die große, unsere Zeit bewegende Frage über die Person und Geschichte Jesu wird in diesem Buche behandelt von einem Manne, der sich nicht durch Machtsprüche einer hochmütigen Wissenschaft einschüchtern läßt. Unbefangen von traditioneller Dogmatik oder moderner Kritik sucht sich der Verfasser durch eine aufrichtig der Wahrheit folgende geschichtliche Erforschung der Probleme im Leben Jesu seinen Standpunkt zu erringen. Unter den Quellen wird nicht vorweg das Johannesevangelium ausgeschieden, sondern die vier Evangelien als Geschichtsquellen anerkannt. — Hier wird nicht entleert auf Grund vorgefaßter kritischer Axiome, und nicht eingelegt auf Grund traditioneller Dogmatik. Sondern nach dem Kanon: „Wir können nichts wider die Wahrheit, sondern für die Wahrheit," läßt er die Quellen selbst zeugen von der schlichten Hoheit des Menschen Jesus Christus. Die Betrachtung des Menschensohnes im Ganzen, seiner Reden und Taten ohne alles dogmatische Gezänke, das ist's, was nach dem Verfasser, zu allen Zeiten und allen Orten die Herzen gewinnt für den gekreuzigten Christus. Seine innere Macht wirkt auf die Herzen auch solcher, denen selbst der Glaube an Gott und Ewigkeit zum Gespött dient. So führt der Verfasser hin zu dem Erlöser und will der zweifelnden Seele den Weg zeigen, wie sie bei Jesu allein zur vollen Gewißheit über die Probleme im Leben Jesu kommen kann. Allen suchenden, von Zweifel angekränkelten Herzen, nicht bloß den theologisch Gebildeten, kann dieses Buch bestens empfohlen werden.

Verschiedene hierher gehörige Anzeigen mußten leider wegen Raummangel für später zurückgelegt werden.

❀ Magazin ❀

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 5. Band. St. Louis, Mo. November 1903.

Christus in seinem Evangelium.

Von P. G. Deckinger.

Harnacks Devise ist: „Christus und sein Evangelium"; wir wollen im folgenden an der Hand eines Vortrags von Prälat Weitbrecht in Stuttgart über die Gottheit Christi versuchen, eine Lanze zu brechen für „Christus in seinem Evangelium."

Die Frage: „Was dünket euch um Christus?" ist eine Grundfrage in der Geschichte des Menschengeistes, mit welcher sich nicht nur im Laufe der Zeit alle Religionen, alle Völker auseinander zu setzen haben, sondern welche auch in der Christenheit selbst immer aufs neue in den Vordergrund tritt. Diese Frage war die erste, durch welche die christliche Kirche in alter Zeit, nachdem sie den Kampf mit dem Heidentum siegreich bestanden, in ihren innersten Tiefen bewegt, und eine Zeit lang sogar in zwei Hälften gespalten wurde; sie liegt auch heutzutage noch den religiösen Gegensätzen, welche die Zeit bewegen, zu Grunde. Ihr zur Seite tritt die andere Frage, welche ebenfalls in den ersten Jahrhunderten, gleich nachdem die Frage wegen Christus zum Austrag gebracht war, die Christenheit in Bewegung setzte und spaltete, welche aber eigentlich erst in der Reformation ihre endgiltige, befriedigende und schriftgemäße Antwort fand: „Was dünket euch um den Menschen, um die Sünde?" Beide Fragen, die nach Christus und die nach dem Menschen, hängen aufs engste untereinander zusammen, ja, sind eigentlich nur zwei verschiedene Seiten einer und derselben Frage. Je leichter die Sünde genommen, je höher demgemäß die natürliche menschliche Kraft zum Guten taxiert wird, desto dürftiger werden die Begriffe von der Erlösung und vom Erlöser ausfallen; umgekehrt: je ernster und tiefer die Sünde gefaßt wird, desto höher wird man auch von der Erlösung und Versöhnung und demgemäß von der Person des Erlösers denken. Wenn deshalb die Kirche von den ältesten Zeiten her die Fülle, Hoheit und Herrlichkeit dessen, was sie an Christus hatte, nur dadurch zu einem entsprechenden, ihr selbst genügenden Ausdruck zu bringen vermochte, daß sie sagte: Christus ist nicht

bloß wahrer Mensch, sondern auch wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren, so stammt das wahrlich nicht aus einem theoretischen Bedürfnis zu philosophieren und zu spekulieren, sondern die Lehre von der Gottheit Christi ist herausgeboren aus dem bewußten oder unbewußten Gefühl von der furchtbaren Macht der Sünde, von der furchtbaren Schwere der Sündenschuld; aus dem Gefühl davon, daß ein Riesenwerk, wie die Beseitigung dieser Schuld und Macht der Sünde in Wahrheit ein Gotteswerk sei und deshalb nur von einem zustande gebracht werden konnte, welcher Gott und Mensch zugleich war.

Was ist denn damit ausgesprochen, daß wir sagen: „In Jesu Christo haben wir Vergebung unserer Sünden bei Gott?“ Soll das heißen: Durch Jesu Predigt von Gottes Vaterliebe und durch die Bewährung dieser Predigt in seinem Leben, Leiden und Sterben sind wir darüber beruhigt, daß Gott uns trotz unserer Sünden lieb hat und uns dieselbe vergibt? — Wenn das Christi ganzes Werk ist, dann bedürfen wir allerdings der Gottheit Christi nicht; um Gottes verzeihende Vaterliebe zu verkündigen und im Leben und Sterben zu bewähren, dazu genügt ein von Gott entsprechend ausgerüsteter Mensch vollkommen. Aber woher haben wir denn ein Recht, es mit der Sünde so leicht zu nehmen und vorauszusetzen, daß Gott uns trotz derselben einfach weiter liebe? Wer will damit ein geängstetes Gewissen beruhigen? Gibt es denn keine göttliche Heiligkeit und Gerechtigkeit? Und verlangt diese nicht eine wirkliche Sühne? Und Jesus selbst — hat er sich denn bloß als den bezeichnet, der Gottes verzeihende Liebe verkündigt? nicht auch als den, der sie erwirbt? „Des Menschen Sohn ist gekommen, sein Leben zu geben als Lösegeld für viele,“ sagt er, und in den Einsetzungsworten des heil. Abendmahls erklärt er die Bedeutung seines Todes dahin, daß sein Leib und Blut gegeben und vergossen werde zur Vergebung der Sünden, d. h. daß dadurch Vergebung der Sünden erworben werde. Verfolgt man die durch diese Worte Jesu gegebene Richtung weiter, so kommt man sicherlich zu dem johanneischen „Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt,“ und zu der Lehre des Paulus, daß Christus für uns zur Sünde gemacht, ein Fluch für uns geworden ist.

Machen wir aber mit diesem Gedanken und mit dieser ganzen Auffassung der Versöhnung ernst, dann werden wir bald sehen, wie uns die Person des Versöhners weit über das Maß eines bloß gotterfüllten, sündlosen Menschen, überhaupt weiter über den Rahmen eines Menschen hinaus- und in die Ewigkeit, ins göttliche Wesen hineinwächst. Wir müssen, wie Luther sagt, einen Heiland haben, der wahrer Gott und ein Herr über Sünde, Tod, Teufel und Hölle ist.

Dies um so mehr, da aus der andächtigen Betrachtung und Erwägung dessen, was uns in Christus und durch ihn geschenkt ist, sich notwendig eine aufrichtige Liebe zu ihm entwickelt. Je inniger und unbedingter diese ist, um so weniger kann sie sich damit begnügen, Christum bloß zu haben als einen, der zwar vor 1900 Jahren gelebt

hat, jetzt aber nicht mehr persönlich da ist, sondern nur in seinen Worten und Werken, wie andere große Männer, uns gegenwärtig ist. Eine solche bloße Erinnerungsgemeinschaft genügt der durch die Versenkung in Christi Person und Werk geweckten Liebe nicht. Sie genügt wohl einer bedingten, teilweisen Hingabe und Liebe, wie wir sie hervorragenden Menschen aus der Geschichte entgegenbringen, aber für die unbedingte, volle Liebe und Hingabe, wie wir sie Christus gegenüber in uns haben, ist sie zu wenig. Wir wollen ihn selber haben als den Lebendigen, bei jedem einzelnen Gegenwärtigen. Wir bedürfen einer persönlichen und unmittelbaren Lebensgemeinschaft mit ihm, und auch in seinem Wort wollen wir nicht bloß ein unpersönliches Fortwirken seiner einstigen Persönlichkeit, sondern ihn selbst besitzen. Erst wenn er selbst uns wahrhaftig gegenwärtig ist, ist auch die Erlösung und Versöhnung, welche wir in ihm haben, jeden Augenblick in Wahrheit uns gegenwärtig und unser eigen. Wer wirklich einen Erlöser braucht, der bedarf nicht bloß eines einmal gewesenen, sondern eines noch jetzt für ihn vorhandenen Mittlers zwischen sich und Gott. Er bedarf eines Hohenpriesters, der nicht bloß einst mit den Menschen im allgemeinen gefühlt hat, sondern jetzt noch und im besondern mit ihm persönlich fühlt und Mitleiden haben kann mit seiner Schwachheit. Und das ist allerdings nur unter der Bedingung möglich, daß wir uns den Stand des erhöhten Christus anders zu denken berechtigt sind als den eines andern verklärten, zu Gott gegangenen Menschen, nämlich so, daß er in Aehnlichkeit der göttlichen Allgegenwart und Allwissenheit den Seinigen nahe zu sein und ihre Anliegen zu kennen vermag.

Und den Stand des erhöhten Christus uns also zu denken, dazu berechtigt uns all das, was Christus über sein Verhältnis zu den Gläubigen selbst vorausgesagt hat (Matth. 18, 20; 28, 20), und was die Apostel in ihrem Teil erfahren und erprobt haben (1. Kor. 1, 9; 10, 16; 2. Tim. 4, 22; 2. Thess. 2, 17; 3, 5). Und wie viel Tausenden und Abertausenden seither dieser persönliche Umgang mit dem erhöhten Christus die Kraft ihres Lebens, der Trost ihres Leidens und Sterbens gewesen ist, wie sie sich als Grundton hindurchzieht durch die tiefsten und edelsten Kirchenlieder aller Zeiten, das lehrt schon ein Blick ins Gesangbuch. Man kann geradezu diesen persönlichen Umgang mit dem erhöhten und zugleich bei den Seinen gegenwärtigen Christus als den eigentlichen Lebensnerv der christlichen Frömmigkeit bezeichnen. Aus der Tatsache der persönlichen Lebensgemeinschaft Christi mit den Seinigen und der Seinigen mit ihm ergibt sich ferner die Notwendigkeit, daß ihm göttliche Eigenschaften zugeschrieben werden, allerfüllende göttliche Gegenwart, Herzen und Nieren erforschendes, prüfendes, richtendes göttliches Wissen, waltende und wirkende göttliche Macht (Eph. 4, 10; Kol. 1, 17; Offb. 2, 2).

Aber noch weiter: Christus ist nicht bloß persönlich bei den Seinen und sie bei ihm, sondern er bringt und gibt ihnen auch

als der Erhöhte und zugleich Gegenwärtige Gaben, mit denen er wiederum weit über den Rahmen eines Menschen, auch eines sündlosen, gottgesandten und gotterfüllten, hinausreicht. Diese seine Gaben sind des göttlichen Geistes Kräfte (Joh. 16, 7; 15, 26; Apostelg. 2, 33; Offb. 3, 1) und der göttlichen Gnade Schätze (Apostelg. 15, 11; Röm. 16, 20. 24; 1. Kor. 16, 23; 2. Kor. 8, 9; 13, 13), beide sind ebenso in des Sohnes wie in des Vaters Hand, und die Apostel stellen deshalb auch oft Gott und Christus in gleicher Ordnung nebeneinander.

Was für ein Licht fällt nun von dem Gesagten auf das Erdenleben Jesu? Was für eine Person ist derjenige, welcher nach seinem Erdenlauf in solche Gottes Herrlichkeit einging, während dieses Erdenlaufs gewesen? Es ist von vornherein nicht anzunehmen, daß einer, der von Haus aus nur ein Mensch war, wenn auch immerhin ein gottgesandter, sündloser, von Gott in besonderem Maße ausgerüsteter und begnadeter Mensch, nach seinem Erdenleben in die Stellung hätte einrücken können, in welcher wir den erhöhten Christus sehen. Verwaltung der göttlichen Geistes- und Gnadenschätze, Anteil an der göttlichen Allmacht, Allgegenwart und Allwissenheit, Einwohnung der ganzen Fülle der Gottheit, — das geht weit über die Fassungskraft einer bloß menschlichen Persönlichkeit hinaus.

Und hören wir Christum über sich selbst reden, so fällt uns alsbald auf, daß er sich, wo es sich um das Verhältnis zu Gott handelt, nie mit den übrigen Menschen zusammen rechnet, sich niemals mit ihnen auf eine und dieselbe Stufe stellt, sondern beiderlei Stellung zu Gott pünktlich auseinander hält. Wenn er zu seinen Jüngern oder zum Volk von Gott redet, so sagt er immer entweder „euer Vater“ oder „mein Vater“, aber niemals „unser Vater“. Besonders bedeutsam tritt uns diese Ausnahmstellung des geschichtlichen Christus zu Gott in dem Worte Matth. 11, 27 entgegen, welches zu den denkwürdigsten Aussagen Jesu über sich selbst gehört: „Niemand kennet den Sohn, als nur der Vater, und niemand kennet den Vater, als nur der Sohn und wem es der Sohn will offenbaren.“ Dieses gewaltige Wort enthält die Keime alles dessen, was weiterhin im Neuen Testament über die Person Christi gelehrt ist, auch des Größten und Höchsten, was über ihn ausgesagt werden mag: des Sohnes Wesen ist so unendlich und unergründlich, daß nur Gott, der Vater, selbst ihn ganz erfassen und durchdringen kann, und alle Gotteserkenntnis der Menschen, auch der erleuchtetsten und frömmsten, ist keine Erkenntnis im Vergleich mit der Gotteserkenntnis Jesu, die eine allseitige und vollkommene ist. Auf der einen Seite der Vater und der Sohn, Gott und Christus, beide aufs innigste miteinander verbunden, einander völlig durchdringend, gleichsam ineinander aufgehend, auf der andern Seite die ganze Menschheit ohne Unterschied. Wäre das möglich, wenn Christus bloß ein sündlos vollkommener Mensch, ein zwar hervorragendes aber geschöpfliches Werkzeug göttlicher Offenbarung wäre? Und wie könnte Christi Erkenntnis von Gott eine vollkommene sein, wenn er nicht mit diesem

Gott eins wäre, nicht bloß im bildlichen oder sittlichen Sinn, sondern dem Wesen nach? Nie und nimmer kann ein geschaffenes Wesen und sei es noch so hoch und edel, so mit Gott eins sein, daß es sagen dürfte: ich allein erkenne Gott, aber ich erkenne ihn auch schrankenlos und vollkommen; Joh. 10, 30; 12, 45; 5, 23; 14, 23. In dem kleinen Wörtlein „wir" in Joh. 14, 23, „wir", d. h. Gott der Vater und ich, steckt eine ganze Christologie; darin liegt schon alles beschlossen, was die Kirche in ihrer Lehre von der Gottheit Christi zum Ausdruck bringt; im Munde eines Menschen würde dieses „wir" frevelhaft, ja gotteslästerlich lauten.*) Und wenn weiter Jesus wiederholt darauf hinweist, daß er das Weltgericht einst halten werde (Matth. 7, 22; 25, 31; Joh. 14, 3; cf. 2. Kor. 5, 10; Offb. 2, 10; 1, 18), die endgültige, abschließende Entscheidung über den Wert oder Unwert jeder einzelnen Persönlichkeit vor Gott, über der Menschen ewiges Wohl und ewiges Wehe, so fragen wir: kann eine solche Entscheidung einem Menschen, einem in der Zeit von Gott geschaffenen Menschen, anvertraut werden, ob er auch noch so sündlos und heilig wäre? Nie und nimmermehr. Denn es ist ein Werk, das nur vollzogen werden kann von einem, der göttliches Wissen hat vom Grund der Herzen und vom Gang der Dinge im Leben; von einem, der mit göttlicher, unfehlbarer Gerechtigkeit seinen Spruch zu tun und mit göttlicher Macht und Gewalt demselben Nachdruck zu verleihen vermag.

Wie also der erhöhte Christus damit, daß er persönlich bei den Seinen gegenwärtig ist, sowie durch das, was er ihnen ist, unendlich weit hinausreicht über den Rahmen eines verklärten, zu Gott gegangenen Menschen, genau ebenso reicht eine menschliche Prsönlichkeit, und wenn sie noch so vollkommen wäre, niemals aus, um die Stellung zu Gott einzunehmen und die Werke auszuführen, wie sie der auf Erden wandelnde Christus von sich ausgesagt und durch seine Auferstehung von den Toten bestätigt und besiegelt hat.

Eine solche Persönlichkeit ist aber nur dann verständlich, wenn wir ihre Wurzeln nicht in der Zeit, sondern v o r a l l e r Z e i t suchen, wenn wir sagen, daß Christus bei Gott war v o n E w i g k e i t. Der Gedanke ist unfaßbar, daß eine solche Persönlichkeit, wie die Jesu Christi, zu irgend einer Zeit nicht existiert habe; sie trägt eben in ihrer Göttlichkeit das Siegel der Ewigkeit in sich. Jesus selbst spricht sich deutlich über seine Präexistenz aus in Stellen wie Joh. 3, 13; 6, 62; 17, 5; 8, 58; 20, 21; ausdrücklich auch noch die reiche Fülle von Apostelworten aufzuführen, in welchen das Zeugnis Jesu sein lebendiges Echo gefunden hat, ist nicht nötig.

In welchem N a m e n können wir nun diese übermenschliche Stellung Christi zu Gott, diese seine übermenschlichen Eigenschaften, Werke und Tätigkeiten noch zum Ausdruck bringen, so daß in diesem Namen alles kurz und klar eingeschlossen und bezeichnet ist? „M e n s c h e n-

*) Harnack weiß, warum er die Echtheit des Evangeliums Johannes bestreitet, denn das bricht seiner Theologie den Hals. (D. R.)

sohn" hat sich Jesus selbst in den Tagen seines Fleisches gerne genannt und noch der sterbende Stephanus hat ihn als Menschensohn gesehen zur Rechten Gottes stehen. Der Name knüpft an an die menschliche Herkunft und Erscheinung Christi, weist aber eben in der Art und Weise, wie er gebraucht wird, über das Menschliche hinaus auf ein Höheres, Göttliches, welches in Christo zur Erscheinung kommt und leitet deswegen unmittelbar über in den Namen „Gottessohn". Dieser Name bringt die Gottesfülle, welche in Christo schrankenlos wohnt, zum vollen Ausdruck, wenn man den Namen nicht abschwächt und gewaltsam in die Aehnlichkeit mit den geschöpflichen „Gotteskindern" herunterdrückt, sondern ihn gelten läßt in seinem Vollsinn: Christus, Gottes ewiger und eingeborner Sohn, Gottes ewiges und vollkommenes Ebenbild. Von hier aus ist nur noch ein kleiner Schritt dazu, daß wir aus der bisherigen Darlegung vollends die letzte Folgerung ziehen und sagen: Jesus Christus ist selbst wahrer Gott; Joh. 20, 28; Joh. 1, 1; 1. Joh. 5, 20; Röm. 9, 5; Tit. 2, 13. So erst hat auch die Anrufung und Anbetung Jesu Christi einen Sinn, einen Wert und ein Recht. Wenn Christus nicht als wahrer Gott bei den Seinen persönlich und überall gegenwärtig sein, kraft göttlicher Macht ihre Gebete erhören und ihnen die guten Gaben geben kann, um welche sie bitten, so ist das Beten zu Jesus eine Torheit und fällt genau unter dasselbe Urteil wie die Anrufung der Heiligen und der Jungfrau Maria in der katholischen Kirche; dann sind auch alle Kirchenlieder, welche eine Anrufung und Anbetung Jesu enthalten, streng genommen sinnlos und verwerflich. Ist aber Jesus wahrer Gott, bei uns allen persönlich gegenwärtig mit liebendem Herzen, sehendem Auge und starkem Arm, dann ist es unser Recht und unsere Pflicht, daß wir zu ihm beten und ihn anbeten. So haben es die Apostel und die ersten Christen gehalten (Apostelg. 1, 21—24; 2. Kor. 12, 5—10; Apostelg. 7, 59; 1. Kor. 1, 2; Apostelg. 9, 14; 22, 16; Offb. 22, 20; Phil. 2, 10), und seither klingt die Anbetung Jesu weiter in der Geschichte der Kirche.

Ueberblicken wir von hier aus noch einmal den Weg, den wir gegangen sind. Wir sind davon ausgegangen, daß unser Glaube an Jesum als den Erlöser und Versöhner, unsere Liebe zu ihm eine persönliche Gemeinschaft mit ihm als dem Lebendigen und Gegenwärtigen verlange. Wir haben sodann erkannt, daß Christus selbst diesem Verlangen entgegenkommt, indem er seine Gemeinschaft mit den Seinigen aller Zeiten als eine persönliche Lebensgemeinschaft darstellt, und daß die Apostel dies ihrerseits erfahren und erprobt haben. Daraus, sowie aus den Gaben, die der erhöhte Christus seinen Gläubigen spendet, hat sich uns weiter ergeben, daß ihm gewisse göttliche Eigenschaften des Allerfüllens, Wirkens und Wissens eigen sein müssen, die ein bloßer verklärter Mensch niemals haben kann. Damit stimmt vollständig zusammen das Zeugnis des auf Erden wandelnden Christus von sich und seiner hohen göttlichen Stellung zum Vater, und aus dieser Stellung

hat sich uns zuletzt auch seine Ewigkeit ergeben. Durch alles das wurden wir an der Hand der Worte Christi und der Apostel zu den hohen Namen Christi — Menschensohn, Gottessohn und wahrer Gott — geführt. Wer nun die Gottheit Christi leugnet, der hat nicht etwa denselben Christus, wie die Bekenner derselben, nur allenfalls ohne den goldenen Heiligenschein ums Haupt, sondern er hat einen vom Fundament an durch den ganzen Aufbau hindurch bis zum Giebel andern Glaubensbau; er hat einen völlig andern Christus als derjenige ist, dessen Bild uns aus den Zeugnissen Christi und seiner Apostel, aus den Bekenntnissen der Kirche, aus ihren Weihnachts- und Passionsgesängen, aus allen Liedern entgegenleuchtet, in denen sie ihr Glauben, Hoffen und Lieben niedergelegt hat. Nur das Evangelium ist das allein wahre und seligmachende, in welchem Jesus Christus, wahrer Gott und wahrer Mensch, der Kern und Stern ist; und wir halten es mit dem Apostel Paulus, der an die Galater (1, 8) schreibt: „Aber so auch wir, oder ein Engel vom Himmel euch würde Evangelium predigen, anders, denn das wir euch gepredigt haben, der sei verflucht!"

Verbalinspiration und Textkritik.

Antwortschreiben an Prof. D. Kähler.

Wir geben nachstehend einen Abdruck aus der hochinteressanten und wichtigen Zeitschrift „Das Reich Christi", Monatsschrift für Verständnis und Verkündigung des Evangeliums, Herausgeber Dr. Joh. Lepsius. Der nachfolgende Artikel ist vom Herausgeber selbst als Antwort an Dr. Kähler geschrieben. Er zeigt den Standpunkt des Herausgebers und die Schwierigkeiten, die der Bibeltext den echten Kennern bereitet. Die genannte Zeitschrift kostet für das Jahr 5 M., und ist allen ernsten Bibelforschern aufs Beste zu empfehlen.

Hochverehrter Herr Professor!

Ihr Urteil über die alttestamentliche Kritik und die Vorbehalte, die Sie in Bezug auf eine textkritische Revision unseres Bibeltextes geltend machen, gibt mir erwünschten Anlaß, mich eingehender über Aufgabe und Wert der Textkritik auszusprechen.

Unsere Laien sind gewohnt, den Glauben an die Inspiration der Bibel mit dem Glauben an die Inspiration des Wortlautes unseres herkömmlichen Bibeltextes zu verwechseln. Diese Verwechslung trägt nicht zum geringen Teil die Schuld daran, daß viele wahrheitsuchende Menschen die Bibel wegen ihrer zahlreichen Widersprüche in Bausch und Bogen verwerfen, während die Verteidiger der Bibel oftmals durch die Unehrlichkeit, mit der sie dieselben Widersprüche ableugnen, wahrheitsliebende Menschen von der Bibel zurückschrecken. Aber gerade in den Kreisen derer, die gewohnt sind, täglich die Schrift zu lesen und die im Alten Testament gleichermaßen wie im Neuen zu Haus sind, wird es leicht als eine Verletzung der Ehrfurcht vor der göttlichen Offenbarung empfunden, wenn die Zuverlässigkeit unseres

Bibeltextes und die Treue unserer Uebersetzungen in Frage gestellt wird. Diese Empfindung wird bei denen am lebhaftesten sein, die eine Schriftauslegung gewohnt sind, wie sie in einem Teil unserer Gemeinschaftskreise auf Grund englischer Vorbilder eingebürgert ist, eine Schriftauslegung, die von vornherein auf ein geschichtliches Verständnis der Bibel verzichtet und mit erfinderischer Phantasie und allegorischen Künsten den beiläufigsten Aussagen Gedanken unterzuschieben gewohnt ist, die sonst kein vernünftiger Mensch aus ihnen herauslesen würde. Diese Art der Auslegung setzt in der Tat einen wörtlich inspirierten Text voraus und man kann es leicht nachempfinden, daß denen, die die Schrift so zu lesen gewohnt sind, das Vertrauen zur ganzen Schrift wankend wird, wenn die Zuverlässigkeit des Wortlautes unserer Bibeltexte und die Treue unserer Uebersetzungen in weitgehendem Maße in Frage gestellt wird.

Aber der Glaube an die wörtliche Inspiration der Schrift, so sehr er bestritten werden muß, wenn er vorgibt, einen wörtlich inspirierten Text zu besitzen, spricht gleichwohl eine unbestreitbare Wahrheit aus. Mir scheint es eine Verlegenheitsauskunft zu sein, wenn man sagt: „Ja, in der Bibel sind wohl die Hauptsachen inspiriert, aber die Nebensachen, das Detail, das zeitgeschichtliche Drum und Dran, das milieu der jeweiligen Vorstellungswelt kann man von vornherein preisgeben, das ist das menschliche Beiwerk, das den göttlichen Kern als Schale umgibt. Mir scheint Hauptsache und Beiwerk, Kern und Schale in der Bibel so untrennbar zusammenzugehören, wie etwa der Gesamteindruck und das Detail eines Gemäldes oder eines Bildwerks. Wenn uns jemand einreden wollte, bei dem Moses des Michelangelo sei die Hand, die in die Wellen des Bartes greift, Beiwerk oder die Engelköpfchen, die über den Rahmen der sixtinischen Madonna schauen, seien Nebensache, so würden wir ihn mit schonendem Ausdruck einen Barbaren nennen. Und die biblischen Erzählungen in der Größe ihrer Einfalt, die Gestalten der Erzväter, Könige und Propheten in ihrer rücksichtslos gezeichneten Menschlichkeit, so hineingepflanzt in den Boden ihrer Zeit, wie sie Gott an ihrem Orte zu seinen Zwecken gebrauchte, die soll man aus ihrer Umgebung herausschneiden, den bunten Hintergrund des Lebens, das sie umgibt, gegen eine weiße Leinwand vertauschen können, auf der sie nur noch als farblose Silhouetten die Umrisse abstrakter Ideen und moralischer Begriffe abschatten? Nein, sollen die Gestalten der Bibel Zeugen wirklicher erlebter Gottesführungen sein, so müssen sie nicht nur Kopf und Rumpf, sondern auch Hand und Fuß haben; soll es in den Wipfeln dieser alten Eichen von Stimmen der Offenbarung rauschen, so müssen sie mit ihren Wurzeln in dem Felsboden der Geschichte verankert sein. Darum werden in der Schrift nicht nur die Gottesführungen in der Geschichte Israels und der Menschheit mit großen Linien vor Augen geführt, es wird auch das kleinste Detail menschlichster Erlebnisse mit Liebe und Sorgfalt gezeichnet, damit man am Stil der Bibel die Hand des Meisters

erkenne, der den Himmel und sein Heer und die Reiche der Welt geschaffen, und der es doch nicht verschmäht, sich um jedes Menschenherz zu sorgen.

Darum glaube ich an Inspiration der Bibel nicht nur im Ganzen, sondern auch im Einzelnen. Wenn die Vorsehung und Weisheit unseres Gottes so allgegenwärtig in seiner Schöpfung ist, daß kein Sperling ohne seinen Willen vom Dache fällt, so bedarf es allerdings keines besonderen Inspirationsglaubens, sondern nur einer vernünftigen Vorstellung von der Weltregierung Gottes, um überzeugt zu sein, daß die Bibel im Ganzen und im Einzelnen das geworden ist, was sie nach seinem Willen hat werden sollen; aber der Gott, der jedes unserer Haare gezählt hat, weiß auch um jeden Abschreibefehler und jede Variante, die zu Zehntausenden und Hunderttausenden den kritischen Apparat unserer Bibeltexte belasten. Sollten wir uns nun wirklich graue Haare wachsen lassen, weil wir einen bis aufs Wort zuverlässigen Bibeltext nicht besitzen? Oder sollte es nicht vielmehr so sein, daß jede Zeit und jedes Volk und jeder Mensch so viel von der Bibel gehabt hat und verstehen konnte, als für ihn ausreichte und mehr als genügte? Oder haben wir Anspruch darauf, einen unfehlbaren Text und unfehlbare Uebersetzungen zu besitzen, wenn doch Gott fehlerhafte Texte und mangelhafte Uebersetzungen dazu gebraucht hat, allen, die aus der Wahrheit sind, die Erkenntnis des Heils zu schenken?

In der Borke einer Eiche können viele Holzwürmer leben, ohne daß die Eiche darum umfällt. Wenn wir Textkritik treiben und die Raupen von den Obstbäumen ablesen, — so braucht noch niemand Sorge zu haben, daß die Früchte darum schlechter werden; denn wir selbst wünschen ja nicht Holzwürmer und Raupen zu verspeisen, sondern die Früchte vom Baum des Lebens zu genießen. Wenn nun wirklich die Rinde des Bibelbuches wurmstichig ist, wenn seine Pergamentblätter verbunden, seine Texte verschrieben, seine Schriftzeichen schwer leserlich geworden sind, wenn es den Texten der Bibel nicht anders ergangen ist, als allen Handschriften römischer und griechischer Klassiker — nun, warum hat Gott die Philologen geschaffen, wenn sie ihres Amtes nicht walten sollen? Unsere Bibeltexte sollten doch mindestens ebenso gut aus den Schutthaufen der handschriftlichen Ueberlieferung ausgegraben, emendiert, rezensiert und ediert werden, als die Texte des Plato oder das Corpus Juris?

Oder, was sollen wir tun, wenn es doch nun einmal eine Tatsache ist, daß wir einen unfehlbaren Bibeltext nicht besitzen? Sollen wir die Laien belügen? Sollen wir wenigstens diejenigen belügen, welche belogen sein wollen? Oder sollen wir die Holzwürmer heilig sprechen, weil uns das Buch heilig ist?

Mit einem Wort: ich glaube nicht an die Inspiration der Abschreiber, aber ich glaube an die Inspiration der Bibel.

Nun wird aber kein Verständiger wünschen, daß wir uns mit

einem schlechteren Text begnügen, wenn wir einen besseren haben können, daß wir eine schlechte Lesart einer guten, und einen verständlichen Text einem unverständlichen vorziehen. Unsere Väter haben aus der Not eine Tugend gemacht und mit den Schreibfehlern der Bibel Grammatik und Lexikon bereichert und in den Verderbnissen des Textes mystischen Tiefsinn gewittert. Sie haben eine merkwürdige Kunst ausgebildet, jedem Widersinn einen Sinn abzugewinnen und auch den verworrensten Zusammenhang als ein Meisterstück von Logik zu preisen. Aber diese virtuose Kunst hat nicht mit Unrecht der orthodoxen Auslegung den Ruf der Unehrlichkeit eingetragen; denn diese sophistische Exegese stieg nicht nur mit langen Beinen über die offenbarsten Widersprüche hinweg, sondern ging auch da auf Stelzen, wo der Weg gut und eben war.

Die kritische Theologie hat sich sicher *ein* großes Verdienst erworben. Sie hat die Kunst der Schriftauslegung auf den Weg der Ehrlichkeit zurückgeführt, — freilich um den Preis, daß sie die Schriftsteller der Bibel um den Ruf der Ehrlichkeit gebracht hat. Sie hat alle Runzeln und Falten, alle Risse und Flicken, alle Löcher und Scharten des Bibeltextes mit mikskropischer Sorgfalt aufgestöbert und sie alsbald mit gleicher Sorgfalt in die Porträts der Schriftsteller und Redaktoren der Bibel hineingemalt. Mit den Koruptelen der Abschreiber hat sie das Antlitz von Priestern und Propheten tätowiert.

Man darf wohl fragen, ob die Bibel nun besser daran ist? Hat die Orthodoxie zur Bibel gesagt: Reim dich, so kam die Kritik und sprach: ich freß dich.

* * *

Wie steht es nun aber tatsächlich mit dem Text der Bibel, den wir besitzen?

Der lutherischen und allen anderen Uebersetzungen des Alten Testamentes liegt der hebräische Text zu Grunde, den wir aus den Händen der jüdischen Synagoge empfangen haben. Die *älteste* hebräische Handschrift, die wir besitzen, stammt aus dem 10. *Jahrhundert nach Christi Geburt.* Wenn wir annehmen, daß Teile des Pentateuch von Mose um 1500 vor Christi Geburt geschrieben sind, so hat der mosaische Urtext eine 2500jährige Geschichte der Abschreibung durchlaufen bis zu dem ältesten Text, den wir besitzen. Auch bei diesem Text können wir uns nur an den Konsonantentext halten, denn die Vokalisierung des hebräischen Textes ist das Werk jüdischer Philologen, der sog. Massorethen des 7. und 8. Jahrhunderts nach Chr.

Gewiß, wir können die Textgestalt des Hebräus im großen und ganzen um mehrere Jahrhunderte weiter zurückverfolgen und er bleibt uns als einziger hebräischer Text der wertvollste Textzeuge. Wir besitzen aber in den alten Uebersetzungen, vor allem in der griechischen Bibel, der sog. Septuaginta, unschätzbare Textzeugen, die eine *weit ältere Textgestalt* repräsentieren. Aber gerade diese älteren Textzeugen und vor allem die durchgängig und stark abweichende Text-

gestalt der Septuaginta haben, seit man ihren Wert erkannt hat, den Glauben an die Unfehlbarkeit des Textes der jüdischen Synagoge nicht nur erschüttert, sondern vernichtet.

Wenn wir aber auch nur der Textüberlieferung der alten Uebersetzungen, die für uns die ältesten Textzeugen sind, das gleiche Gewicht wie dem jüngeren Text der Synagoge einräumen, und wenn wir die Philologen ehrlich ihres Handwerks walten lassen, — so bekommen wir einen anderen Bibeltext. Nicht so, daß jeder gedankenlose Bibelleser es merken würde, nicht so, daß die Gemeinde ein anderes Evangelium empfinge, aber so, daß jeder sorgfältige Bibelleser auf Schritt und Tritt seine Freude daran haben würde, daß hunderterlei Schwierigkeiten beseitigt sind, und daß er statt eines oftmals unverständlichen und ungeordneten, einen geordneten und verständlichen Bibeltext in die Hand bekommt.

Es ist aber in keinem Falle ein Schade, wenn auch die Laien etwas davon wissen, welche Aufgaben auf dem Gebiete der Theologie zu bewältigen sind, und daß wir einen wörtlich inspirierten Bibeltext nicht besitzen. Denn dann wird man auch den Verächtern der Bibel das Recht bestreiten können, ihr aus jedem Widerspruch und jeder Textverderbnis einen Strick zu drehen.

Es gehört zu den peinlichsten Tatsachen der Geschichte der Theologie, daß der größte Bibelphilologe des vorigen Jahrhunderts ein Märtyrer der Schwerhörigkeit seiner Zeitgenossen werden mußte, daß er nach langem, arbeitsreichstem Leben über den Anfängen einer Lebensarbeit von unvergleichlicher Bedeutung dahinsterben mußte, weil sich im deutschen Reich keine Kirchenbehörde und kein Ministerium fand, das an der Herstellung eines verläßlichen Bibeltextes so viel Interesse gehabt hätte, um es durchzusetzen, daß dem für die Riesenarbeit der Herstellung des Septuagintatextes berufensten Mann die nötige Muße, die nötigen Mittel und der nötige Stab von Mitarbeitern zur Verfügung gestellt wurde. Lagarde ist nicht müde geworden, den Theologen vorzuhalten, daß eine Wissenschaft, die sich auf den Bibeltext aufbaut, so lange auf Sand gebaut ist, so lange der Bibeltext selbst unter dem Schutt der handschriftlichen Ueberlieferung begraben liegt. Aber da war keine Stimme noch Antwort. Wozu einen Bibeltext, so lange wir den Hutterus redivivus und die kritische Hypothese besitzen? Wozu einen Bibeltext, so lange wir den Gang der Geschichte aus dem Geiste Hegels und das christliche Dogma aus der Tiefe des lutherischen Gemütes erheben können!

Die philologische Riesenarbeit einer Septuaginta-Edition, die den Anforderungen der heutigen Wissenschaft genügt, ist noch immer ungetan. Es ist eben unterhaltender, auf die literar-historische Pirsch-Jagd zu gehen und irgend einen neuen Redaktor zur Strecke zu bringen, als Handschriften zu kollationieren.

Auf dem Gebiete der neutestamentlichen Textkritik hat der Philologe Blaß durch seine Lukas- und Johannes-Editionen seine theologi-

schen Kollegen darauf aufmerksam gemacht, daß die Lorbeeren von Tischendorf schon zu verwelkt sind, um noch länger darauf zu schlafen, und von Soden hat begonnen, den alten Brachacker neu umzupflügen. In der alttestamentlichen Textkritik hat Cornill in seiner Ezechiel-Ausgabe ein erstes glänzendes Beispiel davon gegeben, was es heißt: einen biblischen Schriftsteller edieren. Seitdem haben die alttestamentlichen Kommentare ein verändertes Aussehen gewonnen, und auch auf der Rechten hat Klostermann das gute Recht der Textkritik durchgesetzt.

Aber von einer methodischen Lösung der Aufgabe einer Herstellung des alttestamentlichen Textes sind wir, so lange die griechische Bibel unter ihren Variantenmassen ersticken muß, trotz der amerikanischen Regenbogenbibel noch eben so weit entfernt, wie zuvor.

* * *

Verehrter Herr Professor, Sie versagen dem allen Ihre Zustimmung nicht und wünschen selbst jeder in dieser Richtung aufgewandten Mühe glückliches Gelingen. Sie teilen die Besorgnis nicht, daß das Zugeständnis von Tatsachen, die wir nicht leugnen können, unsern Glauben erschüttern möchte. Sie schreiben mir: „Die Unverläßlichkeit“ unseres Bibeltextes „erschüttert meine Schätzung der Bibel *nicht*“. Und wenn Sie hinzufügen, „eine *andere* Bibel aber hat mir auch keinen *entscheidenden* Wert,“ und das Wort „entscheidend“ betonen, „so wollen Sie damit sagen, „für den Glauben entscheidend“; denn „sonst hinge der Glaube von der Theologie ab.“ Aber *wertvoll* für den Glauben und *entscheidend* für die Beurteilung des Wertes der kritischen Schrift*entwertung* würde auch Ihnen ein „anderer“, d. h ein mit den Hilfsmitteln philologischer Textkritik hergestellter Bibeltext sein.

Denn wenn jemand sagen wollte: warum einen *andern* Bibeltext? halten wir uns doch an den *einen*, den wir besitzen; so müssen wir darauf antworten: den „*einen*“ besitzen wir eben leider nicht; wir besitzen *nur* einen *andern*, ja einen dreifach, vierfach und fünffach „anderen“, selbst wenn wir nur alle *bezeugten* Möglichkeiten der Lesung und Schreibung ins Auge fassen. Und wir werden doch nicht wie Muhammed von den verschiedenen Niederschriften seiner Koransuren behaupten, daß Gott seine Worte auf fünffache Weise geoffenbaret habe.*) Darum bleibt uns nichts anderes übrig, so lange wir Urtexte nicht besitzen, als mit allen Hilfsmitteln philologischer Forschung aus dem Chaos der handschriftlichen Ueberlieferung, so gut wir es vermögen, den Urtext wieder herzustellen, selbst auf die Gefahr hin, daß wir irren.

Obwohl dies Binsenwahrheiten für jeden Theologen sind, so herrscht doch oft auch bei Pfarrern ein so großes Maß von Unwissen-

*) Das spätere Judentum ist allerdings auch auf diese Schlauheit verfallen: Schon b. Ascher (10. Jahrh.) hält sowohl Kerê als Ketib für heilig. Saadia (10. Jahrh.) sieht sogar alle Varianten als inspiriert an.

heit über die Fragen der Textüberlieferung, daß man sich über den Fanatismus unkundiger Laien nicht zu verwundern braucht.

Die Einsicht in die Geschichte der Textüberlieferung wird aber dazu mitwirken können, daß unsere Bibelleser sich daran gewöhnen, die Bibel wie ein anderes Buch im Zusammenhange zu lesen, sie von innen nach außen statt von außen nach innen zu begreifen, über die Wahrheiten und die Gedanken der Schrift, über die Lehren der Geschichte und über die Taten Gottes nachzudenken und nicht immer nur wie die Fliegen von einem Wort zum andern zu kriechen oder wie die Hühner ein Körnchen hier und ein Körnchen da aufzupicken.

Wer irgend etwas in der Schrift nicht versteht oder sonderbaren Widersprüchen begegnet, die er nicht zu lösen vermag, der mag getrost denken, daß da etwas falsch übersetzt oder daß der Text nicht in Ordnung sei; er braucht seinen Verstand nicht zu verrenken, und kann sich der Skrupel und Zweifel entschlagen. Es stehen immer noch hundertmal mehr Wahrheiten in der Bibel, die wir verstehen, als dunkle Dinge, die wir nicht verstehen, und kein Mensch läßt einen Karpfen ungegessen, weil er Gräten hat, sondern er legt die Gräten an den Rand und hält sich an das Fleisch des Fisches. Darum tun wir gut, die Frage der Verbal-Inspiration so lange zu vertagen, bis es Gott gefällt, uns statt der fehlerhaften Texte, die wir besitzen, den unfehlbaren Urtext zu schenken, den wir nicht besitzen. — Und nun zu Ihren Vorbehalten.

Den allgemeinen Grundsatz, den Sie aufstellen, daß textkritische Untersuchungen „für die Wertung des Alten Testamentes nicht die letzte entscheidende Instanz" sind, unterschreibe ich ohne weiteres. Wenn ich nicht prinzipielle Bedenken gegen die Grundanschauungen der alttestamentlichen Theologie hätte, warum sollte ich mich nicht bei dem consensus gentium beruhigen, und die Männer, die uns die Naturgeschichte der Religion Israels erzählt haben, als Heroen der Wissenschaft preisen? Der Grund, weshalb ich dies nicht vermag, ist doch eben der, daß ich mit Ihnen die anthropologische Auffassung vom Wesen der Religion, die allen neueren Arbeiten der kritischen Schule zu Grunde liegt, für das Produkt atheistischer Weltbetrachtung halte, und daß ich den Grund nicht einzusehen vermag, weshalb das Verständnis der Religion Israels auf die philosophischen Prinzipien der modernsten Popularphilosophie eingeschworen werden muß. Wenn die religionsgeschichtliche Schule ihre neuen Götter verkündigt: den *Unsinn*, der der Vater des Sinnes ist, und die *Torheit*, die die Mutter der Weisheit ist, den *Mythus*, der die Religion erzeugt hat, und den *Aberglauben*, der den Glauben geboren hat, so vermag ich diese Theogonie nicht für Theologie zu halten. Da ist mir der alte Vater Hesiod immer noch lieber, als die Mythologen des Alten Testaments. Auch kann ich nicht einsehen, weshalb sich ein Zeitalter, das sich selbst das Zeitalter der Decadence zu nennen liebte, darauf capriciert hat, den Begriff der Decadence vom Verständnis der Religionsgeschichte auszuschließen. Kurz, ich bin mit Ihnen völlig einverstanden, daß auch der Theologe nicht da-

von dispensiert werden kann, sich der Grundlagen seiner Weltanschauung bewußt zu werden, ehe er daran geht, die Geschichte der Religion zu konstruieren.

Auch Ihrem ersten Vorbehalte stimme ich zu. „Daß textkritische Vermutungen nicht minder Vermutungen sind als litterarkritische," liegt auf der Hand und ich habe dem Rechnung getragen, als ich meine Herstellung des Textes der Urgeschichte einen „Versuch" nannte und in der Vorbemerkung, S. 33, erklärte: „Manche durch Konjektur hergestellte Heilungen verderbter Stellen lasse ich dahingestellt, sie mögen als Vorschläge gelten." „Der Urtext sind sie nicht," denn den suchen wir wohl, aber wir besitzen ihn nicht und „die Geschichtlichkeit zweifellos zu erweisen," vermögen sie auch nicht. Denn zweifellose, mathematische Gewißheit gibt es auf dem Gebiete der Geschichte überhaupt nicht; es gibt nur einen größeren oder geringeren Grad von Wahrscheinlichkeit. Darum gestehen Sie auch der Textkritik und der Konjekturalkritik ihr bedingtes Recht zu und werden sie weder für die griechischen und lateinischen Klassiker noch für den Bibeltext entbehren wollen. Denn wir stehen tatsächlich vor der Wahl: entweder an den Text des 10. nachchristlichen Jahrhunderts zu glauben und die Ergebnisse der auf ihn gegründeten Kritik zu acceptieren — oder den Aberglauben an die Verbalinspiration des massorethischen Textes aufzugeben und das dogmatische Joch der litterarhistorischen Kritik abzuschütteln.

Mag die Durchsetzung dieser Einsicht einen Kampf kosten. Mögen die Verfechter derselben im Rücken ebenso scharf als in der Front angegriffen werden; zuletzt ist es doch nur die Wahrheit, die dem Menschen ein gutes Gewissen gibt.

Die Schlußgebote.

P. Fritz Hahn.—(Schluß.)

Um die Bedeutsamkeit des Hauses für Israel zu erkennen, müssen wir dasselbe von mehreren Gesichtspunkten aus betrachten.

a. Das Haus ist eine Gottesstiftung.

Das Haus ist keine menschliche Einrichtung. Ein Mann kann sich wohl einen eignen Hausstand, aber nicht ein Haus gründen. Er kann ein Weib nehmen, das steht in seiner Macht, aber Kinder kann er sich nicht geben, Kinder sind eine Gabe des Herrn (Ps. 127, 3). Wie Gott erst über die Menschheit im allgemeinen seinen Segen sprechen mußte: „Seid fruchtbar und mehret euch," um ihre Ausbreitung über den ganzen Erdboden zu ermöglichen, so muß er auch erst seinen Segen über ein Ehepaar sprechen, sonst kann die Ehe nicht gesegnet sein mit Kindern. Kindersegen ist daher ein deutlicher Beweis der Gnade Gottes. So wird denn in der ganzen Bibel die Gründung des Hauses auf Gott zurückgeführt. Das Haus ist Gottesstiftung, dessen Gründung sowohl wie dessen Fortbestand allein von Gottes Gnade abhängt. Zu Abraham

spricht der Herr: „Dein Same soll werden wie der Sand am Meere.“ Zu David spricht er: „Dein Haus und Königreich soll beständig sein ewiglich.“ Der Fortbestand seines Hauses und der königlichen Würde in seiner Familie — das ist die Spitze seiner gnadenreichen Verheißung. Daher gab es keinen schöneren Gruß in Israel als: „Friede sei mit dir und mit deinem Hause und mit allem, was du hast!“ (1. Sam. 25, 6.) Daß auch Psalm 127 diesen Gedanken ausspricht, wird aus V. 3—5 klar. Es heißt nämlich dort: „Wo der Herr nicht das Haus bauet, da arbeiten umsonst, die daran bauen.“ Und dann fährt er erklärend fort: „Siehe, Kinder sind eine Gabe des Herrn und Leibesfrucht ist ein Geschenk.“

Mit dem Fortbestand des Hauses war die Erhaltung des Namens verbunden, worauf die Heilige Schrift kein geringes Gewicht legt. Da es keine eigentlichen Familiennamen gab, so muß man darunter mehr wie Gedächtnis oder Personenbezeichnung verstehen. Name ist das Eigentümliche des Wesens eines Menschen, seine Wesenseigentümlichkeit. Der Name war also in Israel und überhaupt im Altertum nicht eine bedeutungslose Bezeichnung, sondern die Summa aller wesentlichen Leibes- und Charaktereigentümlichkeiten. Bei der Zeugung gibt der Mann sein individuelles Dasein daran, ein neues Wesen, ihm ähnlich, zu setzen, so daß in ihm seine Art, sein eignes Wesen, das Charakteristische seines Geschlechtes sich fortpflanzt. Darum spricht der sterbende Jakob in seinem Segen über seine Söhne, Gen. 49, seine Beobachtungen in Betreff des Charakters derselben in kurzen Umrissen aus, weil er weiß, daß der Charakter des Vaters, sein Name, sich auf seine Kindeskinder vererben, ja dem ganzen aus ihm hervorgehenden Stamme das eigentümliche Gepräge geben wird. Darum sprechen auch die Weiber zu Naemi (Ruth 4, 14): „Gelobet sei der Herr, der dir nicht hat lassen abgehen einen Erben zu dieser Zeit, daß sein Name in Israel bleibe.“ Darum bringen sie dem Boas den Segenswunsch bei seiner Verheiratung dar: „Der Herr mache das Weib, das in dein Haus kommt, wie Rahel und Lea, die beide das Haus Israel gebauet haben.“ Als das schwerste Gottesgericht wird es empfunden, wenn jemandes Name aus Israel ausgerottet wird, d. h. wenn sein Geschlecht erlischt. Darum kommen die Töchter Zelophehads (Num. 27, 1) zu Mose und beklagen sich darüber, daß der Name ihres Vaters aussterben solle, weil er keinen Sohn habe, denn er sei nur an dem allgemeinen Gericht gestorben und habe keine besondere Sünde wider den Herrn begangen, weshalb er ein so schweres Gericht verdient habe. Daher heißt es Psalm 9, 6: „Des Gottlosen Namen vertilgest du,“ und Psalm 10, 7: „Des Gottlosen Name verwefet.“

Aber noch in anderer Beziehung hatte das Haus für den Israeliten einen hohen Wert. Es gab damals, als Gott das Gesetz gab, noch kein geordnetes Staatswesen in Israel, das durch Gesetze für das Wohl und die Sicherheit der Untertanen sorgte, und auch späterhin noch, als die Israeliten feste Wohnsitze bezogen und durch Richter und Könige be-

herrscht wurden, kamen immer wieder Zeiten, wo Unsicherheit im Lande war. Da wäre der einzelne verloren gewesen, eine Beute raubgieriger Nachbarn geworden, er wäre seines Lebens und seines Eigentums nicht sicher gewesen, wäre nicht das Haus gewesen. Das Haus übernahm im Kleinen die Aufgabe, die der Staat im Großen hatte und sorgte für das Leben und die Sicherheit seiner Glieder. Es bildete eine festgeschlossene Organisation, wo einer für alle und alle für einen standen. Wehe dem, der eins der Hausglieder tötete, er verfiel dem Blutbann, der Blutrache, die so furchtbar öfters wütete, daß die Geschlechter sich gegenseitig vernichteten, so daß das mosaische Recht sogenannte Freistädte einrichtete, um die Blutrache einzudämmen. Und wenn einem Gliede des Hauses anderweitiges Unrecht geschah, so trat das ganze Geschlecht wie ein Mann für ihn ein und erschien vor dem Richter und verlangte die Bestrafung des Frevlers. Daher heißt es Psalm 127, 3—5: „Siehe, Kinder sind eine Gabe des Herrn und Leibesfrucht ist ein Geschenk. Wie die Pfeile in der Hand eines Starken, also geraten die jungen Knaben. Wohl dem, der seinen Köcher derselben voll hat! Die werden nicht zu Schanden, wenn sie mit ihren Feinden handeln im Tor." Je größer das Geschlecht war, je mehr es sich ausbreitete, um so größer wurde auch die Hausmacht.

Gegen die Wechselfälle des Schicksals ist aber ein Haus nur dann gesichert, sein Fortbestand kann nur dann ein dauernder sein, wenn es auch einen entsprechenden Grundbesitz hat. Dieser muß groß genug sein, das ganze Geschlecht ernähren zu können. Er muß aber auch unveräußerlich sein, damit nicht leichtfertige Hände ihn verschleudern können. Das Gesetz sorgte auch für diese wichtige Angelegenheit. Jedes Geschlecht in Israel hatte einen seiner Größe entsprechenden Grundbesitz, der gemeinsames Eigentum des Hauses war und gemeinschaftlich oder parzelliert bebaut wurde. Der Verkauf war strengstens untersagt, denn das Gesetz spricht: „Ihr sollt das Land nicht verkaufen ewiglich, denn das Land ist mein, und ihr seid Fremdlinge und Pilger vor mir." Erlosch eine Familie, so erlosch damit zugleich ihr Anrecht an das Majorat. Wurde ein Haus durch feindlichen Einfluß aufgelöst, so wurde ihm auch sein Familienbesitz genommen. Ja gerade durch den Verlust des Familienbesitzes ging manches Haus zu Grunde. Kam der Hausvater durch eigne Schuld oder durch Unglück oder durch wucherische Aussaugung in Schulden, so mußte er sich und seine Familie verkaufen, und so war das Haus vernichtet, da es seiner Existenzmittel beraubt war. So sehen wir, daß es sich bei dem 9. Gebot auch um irdische Dinge handelte, nach denen man sehr wohl begehren konnte.

Anmerkung. Alles das sind natürlich nur Andeutungen und könnte weit ausführlicher behandelt werden. Doch nach dem Gesagten kann jeder Leser selbst mit Leichtigkeit die einschlägigen Stellen der Heiligen Schrift verarbeiten.

b. Das Haus als Trägerin göttlicher Ratschlüsse.

Der Grund, warum es aber als so ein entsetzliches Unglück empfunden wurde, wenn ein Haus in Israel erlosch oder zerstört wurde, war ein heilsgeschichtlicher. Das Haus war nämlich nicht bloß Gottesstiftung, sondern auch Trägerin göttlicher Ratschlüsse. Abrahams Haus oder das Haus Israel ist ja der ganzen Menschheit zum Segen gesetzt. Aus Israel sollte ja der Heiland der Welt kommen. Und als Israel zum großen Volke wurde, da hatte jeder einzelne Stamm, d. h. jedes Haus im weiteren Sinne, die Aufgabe, diesen allgemeinen Segen, den Jakob über jeden der Stammväter gesprochen, in sich zu verwirklichen. Und jedes Haus eines Stammes im engeren (von Jakobs Enkeln abstammend) und engsten Sinne hatte Teil an dieser Arbeit und Teil an diesem Segen. Deshalb wachte jedes Haus in Israel eifersüchtig darüber, daß es nicht verdrängt und um seinen ihm von Gott verheißenen Anteil an dem irdischen und ewigen Segen gebracht wurde.

Zu diesem Behufe wurden die genealogischen Register mit peinlicher Sorgfalt geführt und aufbewahrt. Sie sollen nicht bloß den kümmerlichen Erfolg haben, wie die ägyptischen, die Namen der einzelnen Familienglieder der Vergessenheit zu entreißen, sie sind nicht bloß aus Hochmut entstanden, wie unsere Adelsalmanache der Jetztzeit, sondern es prägt sich in ihnen ein tieferer Gedanke aus. Sie waren ein Bekenntnis der Hoffnung Israels. Israel ist das Volk der Sehnsucht, das in den genealogischen Registern die abgelaufenen Geschlechter zählt, bis der König kommt, der ihm verheißen. Man glaubte, dieser ewige König werde den Tod überwinden (Hos. 13, 14), die Toten auferwecken und mit den noch Lebenden und den Wiedererweckten zusammen (Jes. 26, 19) das verheißene Weltreich gründen. Darum verzeichneten sie so sorgfältig ihr Geschlecht; darum wurden die Namenrollen im Tempel aufbewahrt, damit so urkundlich ihre Zugehörigkeit zum Volke des Weltsegens erwiesen werden könnte. Man erwartete, daß beim Erscheinen des Messias die Bücher würden nachgesehen und die Namen würden verlesen werden. Welch ein Jammer für den, der vergessen worden wäre! In alle Ewigkeit war er von dem Volke des Heils ausgeschlossen, sein Name war erloschen! — Darum war es eine merkwürdige, aber dem Heilsplane Gottes völlig entsprechende Erscheinung, daß, als der König kam, und durch seinen Tod der Tod bezwungen und so die Auferstehung der Toten angebahnt war, die Geschlechtsregister ein Raub der Flammen wurden bei der Zerstörung Jerusalems durch die Römer. So erreicht also die Bedeutung des Hauses ihren Höhepunkt in christologischer Beziehung. Erst hieraus kann man völlig ersehen, wie jeder Angriff auf das Haus und sein Bestehen zugleich ein Angriff auf das ewige Heil der Hausglieder war. Wir können es gut verstehen, daß durch ein besonderes Gebot solch verderbliches Gelüste nach des Nächsten Haus untersagt werden mußte.

c. Die spätere Rezension des 9. Gebotes im Deuteronomium.

Doch liegt noch eine Schwierigkeit vor, die wir notwendigerweise besprechen müssen. Im Deut. heißt nämlich das 9. Gebot: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib," und das 10. Gebot: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus, Acker, Knecht, Magd, Ochs, Esel und alles, was sein ist."

Die Schwierigkeit liegt nicht in dem „Acker, Ochs und Esel," die hier mehr genannt sind, auch nicht in dem Haus; denn in dieser Zusammenstellung kann es nichts anderes bedeuten als „Wohnhaus". Es liegt also auf der Hand, daß „Haus" im 10. Gebot in der Zusammenstellung mit Acker, Ochs und Esel nicht dasselbe bedeutet, wie Haus im 9. Gebot, wo es allein steht. Doch manchmal wird Haus in derselben Erzählung in verschiedener Bedeutung gebraucht, z. B. 2. Kön. 8, 1—6. Das kann uns also nicht verwundern.

Wie aber stimmt das 9. Gebot in beiden Rezensionen überein, das ist die schwierige Frage, Haus in der Exod. und Weib im Deut.? Die einen haben den Text der Exod. für verderbt erklärt und Augustin und Kurtz folgen dem Text des Deut., ebenso Sonntag. Die anderen wieder schließen daraus, daß das 9. und 10. Gebot eben eins seien, und darum die Verschiebung der Objekte bedeutungslos.

Daß das 9. und 10. Gebot nicht eins sein kann, weil das Bilderverbot nur ein Zusatz zum Abgöttereiverbot ist, habe ich erwiesen. Es ist aber für mich wenigstens klar, daß die Bibel nicht willkürlich verfährt und daß sie keine Widersprüche enthält. Folglich muß ein Ausweg vorhanden sein, der beide Fassungen des 9. Gebotes in Einklang zu bringen ermöglicht. Ich will im folgenden einen solchen Ausweg angeben.

Das Weib hat nämlich eine doppelte Stellung im Hause; entweder ist sie Hausmutter oder sie ist Hausfrau. Im 9. ist sie Hausmutter, im 10. Hausfrau. Als Hausmutter baut sie das Haus, wie es Ruth 4, 11 von Rahel und Lea heißt. Wer die Mutter dem Haus nimmt, sei es durch List oder Gewalt, sei es durch Entfremdung, der hat damit den Bestand des Hauses in Frage gestellt. Von Ehebruch ist hier gar nicht die Rede, man kann eine Frau auch ohne das ihren Mutterpflichten entfremden (z. B. kann diese Entfremdung auch von einer anderen Frau, z. B. der Schwiegermutter, ausgehen). Die Bibel gibt uns ein Beispiel dafür. Als Abimelech, König von Gerar, Abrahams Weib holen läßt, ohne böse Absicht, denn er weiß ja gar nicht, daß sie Abrahams Weib ist, erscheint ihm der Herr des Nachts und spricht zu ihm: „Siehe da, du bist des Todes um des Weibes willen, das du genommen hast." Obwohl also Abimelech sie nicht berührt hatte, sollte er doch sterben und blieb nur auf Abrahams Fürbitte leben. Seine Handlung war nämlich ein Verbrechen gegen Gottes Ratschluß, ein Attentat auf Gottes Verheißung, die er dem Abraham gegeben, daß er von Sarah einen Sohn haben werde, durch den er zum großen Volke werden würde.

Seine Handlung war also eine Verletzung des späteren 9. Gebotes, ein Angriff auf das Haus Abrahams, das ihm durch Sarah gebaut werden sollte. — Dasselbe, nur nicht in so eminenter Weise, war bei jeder Hausmutter in Israel der Fall. Die Entfremdung der Mutter machte den Aufbau des Hauses und damit die Verwirklichung der göttlichen Verheißung, die er über jedes Haus in Israel gesprochen, unmöglich. Verlor das Haus die Mutter, ehe es gebauet war, so kam es in Gefahr auszusterben und der Verheißung verlustig zu gehen.

In diesem Sinne konnte Weib-Hausmutter sehr wohl metonymisch für das Haus, ebenso wie Mutterschoß für die Kinder gesetzt werden. So wird z. B. oft genug in der Heiligen Schrift Same für Nachkommen gebraucht.

Gehen wir nun zu der zweiten Stellung der Frau über, die sie im Hause einnimmt, nämlich als Frau = Hausherrin. Als solche hat sie den Hausstand zu führen und ist membrum praecipuum desselben. Als solche hat sie wohl den Hausherrn als ihren Herrn über sich, ist selbst aber Herrin über das Gesinde. Sie braucht auch nicht notwendig dieselbe zu sein, wie die, welche das Haus gebaut hat, sie kann auch nach dem Tode der ersten Frau erst als Herrin in das Haus gekommen sein, als „zweite Frau". Da sie gewöhnlich nicht vom selben Blute ist wie ihr Gatte, so gehört sie als Frau nicht eigentlich zum „Hause", obwohl sie anderseits wieder das Werkzeug für den Fortbestand des Hauses ist. Das Weib gilt dem Israeliten in der Tat nicht viel mehr als ein Werkzeug zur Ausbreitung des Geschlechtes; ja selbst noch im Neuen Testament wird es so genannt, 1. Petr. 3, 7; oder als ein Gefäß, 1. Thess. 4, 4. Mangel an Kindersegen führte öfters zur Entlassung des Weibes durch einen Scheidebrief. Das Weib konnte also metaphorisch für das Haus gesetzt werden, insofern sie es baut, darum ist sie aber noch nicht ein Glied des Hauses, d. h. des Geschlechtes, denn der Mann ist nicht ihr Vater, sondern ihr Herr. Sie gehörte vielmehr auch noch nach ihrer Verheiratung zum Geschlecht, aus dem sie stammte. Auch heute hat man noch dieselbe Ansicht in Deutschland. Denn was soll sonst der Zusatz bei dem Namen einer Frau, „geborene so und so", anders bedeuten, als daß sie trotz ihrer Verheiratung noch zu ihrem väterlichen Geschlechte gerechnet wird. Aus diesem Grunde wurden in die Geschlechtsregister der Israeliten wohl die Namen der Töchter, aber nicht der Frauen aufgenommen, außer da, wo sie als Ausländerinnen zu keinem israelitischen Geschlechte gehörten. Im großen und ganzen nahm das Weib also in Israel als Gattin, wenn nicht geradezu die Stelle einer Obersklavin, so doch keineswegs eine dem Manne gleichberechtigte Stellung ein, als Mutter dagegen stand sie in hohen Ehren, mit Stolz nennt sich die Prophetin Deborah „eine Mutter in Israel".

Um das Gesagte kurz zusammenzufassen, wie der Mann eine doppelte Stelle einnimmt im Hause als Vater und Herr, so auch das Weib. Als Hausmutter konnte es metaphorisch für das Haus, die Kinder, gesetzt werden, obwohl dann natürlich das Gebot einen engeren Sinn be-

kommt, als Hausfrau war es dem Manne zwar untergeordnet, doch die Herrin des Gesindes, und gehörte als solche dem Hausstande, nicht der Familie an.

Für das 10. Gebot ist es aber nicht von großer Bedeutung, ob das Weib ausdrücklich darin genannt ist oder nicht, da es nur jeder Beeinträchtigung der Hausherrschaft wehren will.

d. Haus und Gesetz.

Zu allen anderen Geboten des Dekalogs finden sich in der speziellen Gesetzgebung genauere Ausführungsbestimmungen, um den Inhalt des Grundgesetzes zu erläutern und seine Gedanken dem Volke klarer zu machen. Wir können daher annehmen, daß, wenn das: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus," wirklich ein selbständiges Gebot ist, auch in betreff des Hauses solche den Grundgedanken erläuternde Bestimmungen sich im Gesetz vorfinden werden.

Zunächst müssen wir aber davon reden, wie man das israelitische Haus gefährden konnte. Was soll das heißen: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus?" Das Begehren kann (cfr. oben) nur bedeuten: „innerliche und äußerliche Veranstaltungen zu treffen, die den Zweck haben, den Nächsten teilweise oder gänzlich zu hindern, seinen Verpflichtungen gegen sein Haus nachzukommen, wodurch der Fortbestand und die segensreiche Entwicklung des Hauses gehemmt oder gar unmöglich gemacht wird."

Sehen wir uns zunächst nach Beispielen aus der Bibel um. Da heißt es 2. Kön. 4, 1: „Und es schrie ein Weib unter den Weibern der Kinder der Propheten zu Elisa und sprach: Dein Knecht, dein Mann, ist gestorben, so weißt du, daß er, dein Knecht, den Herrn fürchtete; nun kommt der Schuldherr (soll heißen Gläubiger) und will meine beiden Kinder nehmen zu eigenen Knechten." Knechte hören auf, ein eigenes Haus zu bilden und zu bauen. Sie gehören nur zum Hausstande ihres Herrn, und dienen nur dazu, seine Hausmacht zu stärken. Heirateten sie nämlich erst, nachdem sie Knechte geworden waren, so blieben doch seine Frau und seine Kinder Eigentum seines Herrn, selbst wenn er im Halljahr wieder frei wurde (Exod. 21, 2—4). Wo also ein Haus seine Selbständigkeit verliert, da hört auch sein Fortbestand auf. Wucherische Ausbeutung Verarmter mag manchem Israeliten Ursache zur Dienstbarkeit geworden sein. Und wenn der Betreffende vielleicht auch nicht gezwungen war, sich und seine Familie zu verkaufen, so wurde er doch vielleicht genötigt, sein Erbe zu verkaufen und mußte dann auf Tagelohn gehen und konnte nur kümmerlich sich und die Seinen durchbringen und kam immer in Gefahr, in anderen Geschlechtern unterzugehen, da ihm der Grundbesitz als Rückhalt fehlte, der ihn an die Scholle fesselte. Das Gesetz nahm sich dieser verarmten Israeliten an. Lev. 25, 35 heißt es: Wenn dein Bruder verarmt und neben dir abnimmt, so sollst du ihn aufnehmen als einen Fremdling oder Gast, daß er lebe neben dir, und sollst nicht Wucher von ihm nehmen noch Uebersatz," und

V. 39: „Wenn dein Bruder verarmet neben dir und verkauft sich dir, so sollst du ihn nicht lassen dienen als einen Leibeigenen, sondern wie einen Tagelöhner und soll ein Gast bei dir sein." So schützt Gott das Haus vor den habgierigen Angriffen des Reichen.

Aber noch eine weitere Bestimmung finden wir, die den Zweck hatte, falls ein Haus seine Selbständigkeit verloren, sie ihm wieder zu erstatten. In dem 40. Vers der eben angeführten Stelle heißt es nämlich: „Bis an das Halljahr soll er bei dir dienen, dann soll er von dir loskommen und seine mitverkauften Kinder mit ihm und soll wiederkommen zu seiner Väter Geschlecht und zu seiner Habe: denn sie sind meine Knechte, die ich aus Aegypten geführt habe. Darum soll man sie nicht auf leibeigene Weise verkaufen." Wie liegt es dem Herrn daran, das Haus zu erhalten! Am Halljahr soll eine Restitution des Hauses stattfinden! Wir können daraus deutlich sehen, wie wichtig für Israel das Haus war. Durch diese Bestimmung wurde jeder Angriff auf des Nächsten Haus zwecklos gemacht, da ja nach sieben Jahren der Familienvater und seine Kinder wieder freigelassen und die gesamten liegenden Gründe ihm zurückerstattet werden mußten. Die Person eines Israeliten und sein Grundbesitz waren also unverkäuflich und konnten nur auf gewisse Zeit verpfändet werden. Jeder Israelite ist Gottes Knecht und das Land ist Gottes. Jeder Angriff auf das Haus war also ein direkter Angriff auf Gott.

Das Gesetz sorgte aber auch noch in anderer Weise für den Fortbestand des Hauses. Nach Deut. 20, 7 und 24, 5 war der jungverheiratete Israelit für das erste Jahre seiner Ehe vom Kriegsdienst befreit, auch dann konnte er zu Hause bleiben, wenn er seine Braut noch nicht heimgeholt hatte, er mußte sie dann sofort ehelichen. Alles zu dem Zweck, daß sein Haus nicht aussterbe, wenn er im Kriege falle.

Aber selbst dann, wenn ein Hausvater, ohne Kinder zu hinterlassen, starb, soll sein Haus nicht aussterben. Dies zu verhüten war die sogenannte Leviratsehe eingesetzt. Deut. 25, 5 heißt es: „Wenn Brüder beieinander wohnen und einer stirbt ohne Kinder, so soll des verstorbenen Weib nicht einen fremden Mann nehmen, sondern ihr Schwager soll sie zum Weibe nehmen und ehelichen. Und den ersten Sohn, den sie gebieret, soll er bestätigen nach dem Namen seines verstorbenen Bruders, daß sein Name nicht vertilgt werde aus Israel." In diesem Falle, wir sehen, wie wichtig das Haus dem Gesetz war, war sogar Polygamie geboten, was sonst nirgends der Fall war. Wenn also ein Fremder das Weib eines verstorbenen Israeliten geehelicht hätte, der kinderlos gestorben war, so beging er damit keineswegs Ehebruch, aber eine Sünde wider das neunte Gebot, da er damit das Haus seines Nächsten dem Erlöschen preis gab. — Ja es galt sogar als eine Sünde wider das neunte Gebot, wenn der überlebende Bruder sich weigerte, die Witwe zu ehelichen, um dadurch seinem Bruder ein Haus zu bauen, cfr. Deut. 25, 7—10; Ruth 4, 5 ff.

„Wehe," ruft daher Jes. 5, 8 über die, welche darauf aus sind, Häuser in Israel auszurotten, dadurch daß sie Häuser ankaufen und einen Acker zum anderen bringen, damit sie so allein das Land besitzen. Micha klagt daher 2, 2: „Sie reißen an sich Aecker und nehmen Häuser, welche sie gelüstet, sie treiben Gewalt mit eines jeden Hause und mit eines jeden Erbe." Denn der Grundbesitz bildet eben die Grundlage des Hauses. Ohne Grundbesitz zu sein, heißt Proletarier sein. Proletarier aber können keine Häuser bilden, da sie jedem Wechsel des Schicksals ausgesetzt sind. Deshalb weigert sich Naboth, seinen Weinberg an Ahab zu verkaufen. Und als Ahab ihn deshalb ermorden läßt, macht ihm Elias einen doppelten Vorwurf: Sünde gegen das fünfte und sechste Gebot, cfr. 2. Kön. 21, 19. Deshalb wird ihm auch eine doppelte Strafe angedroht. „Die Hunde sollen dein Blut lecken, wo sie das Blut Naboths geleckt haben," cfr. Gen. 9, 6 und die Ausrottung seines Hauses, weil er versucht habe, Naboths Haus auszurotten, 2. Kön. 21, 21. 22.

So habe ich denn gezeigt, daß das Haus in Israel einen so wichtigen Bestandteil des Volkes bildete, daß ein selbständiges Gebot zu seinem Schutze wohl berechtigt war. Es wird also im neunten Gebot verlangt: Integrität der Familie als einer Gottesstiftung und eines wichtigen Faktors der Heilsgeschichte.

Es bleibt mir noch übrig darzulegen:

e. Die Bedeutung des Hauses für unsere Tage.

Ich kann mich hier nur auf Andeutungen beschränken. Noch heute ist das Haus Gottes Stift, Gottes Schule, Gottes Tempel. Gott gründet noch heute das Haus als Stätte der Offenbarung seiner Gnade und Gerechtigkeit. Im Hause sollen die Glieder desselben lernen beten und arbeiten. Sie sollen herangebildet werden zu nützlichen Gliedern des menschlichen Geschlechts, des Staates, und zu Kindern Gottes. Im Hause sollen die einzelnen Glieder durch Ermahnung, Vorbild und Liebe erzogen werden, so daß sie imstande sind, ihren Pflichten gegen Gott und Menschen nachzukommen. Das Haus soll den Menschen lehren, daß er nicht für sich, sondern für andere zu leben hat, daß er nicht ein Einzel-, sondern ein Gemeinschaftswesen ist, daß er zum dienen und nicht zum herrschen da ist, daß die Pflicht im Irdischen, der Glaube im Himmlischen das Bestimmende ist.

So ist also das Haus einerseits die Pflanzstätte und Grundlage des Staates. Nur gute Kinder können gute Untertanen und Bürger werden. Anderseits ist das Haus eine Kirche, eine Gemeinde im kleinen. Deshalb muß der Hausvater Herr und Priester in seinem Hause sein. Wird ihm diese gottgewollte Stellung in seinem Hause in irgend einer Weise verkümmert durch Gesetze z. B., so begeht man damit eine Sünde gegen das neunte Gebot.

Das neunte Gebot richtet sich demnach gegen alle Einrichtungen, Zustände, Worte und Werke, durch welche das Haus und insbesondere

die Stellung des Hausvaters im Hause irgendwie beeinträchtigt wird.

Unsere Zeit hat sich schwer gegen das neunte Gebot vergangen. Zunächst der Staat: 1. Durch die Aufstellung des Maxims, daß der Staat nicht aus Familien, sondern aus Individuen besteht. So hat man versucht, dem Familienoberhaupt ganz oder teilweise die väterliche Gewalt zu entziehen, indem man z. B. den Kindern Rechte gab über und wider den Vater. Dadurch hat er der Zuchtlosigkeit und Verwilderung Vorschub geleistet.

2. Während das mosaische Gesetz die Wehrpflicht und Haftpflicht zu Gunsten des Hauses beschränkte, hat der moderne Staat solche Gesetze gegeben, die den Fortbestand des Hauses gefährden, indem sie das Heiraten erschweren, den Ernährer seiner Familie entziehen ohne Rücksicht darauf, ob Kinder da sind oder nicht, und indem sie den Hausvater in die Gewalt von Wucherern geben.

3. Die moderne Gesetzgebung hat einen Fortschritt darin gesehen, daß sie den Verkauf von Grundbesitz erleichterte und einen großen Teil der Majorate aufhob, indem sie die Bildung neuer Majorate erschwerte durch Auflage hoher Gebühren, und indem sie besonders die Bildung kleinerer Majorate gänzlich unmöglich machte. Durch die Einführung der Freizügigkeit, des Freihandels, der Gewerbefreiheit hat sie das Haus von der Scholle losgelöst und dem Proletariertum überantwortet.

4. Die heutigen Zustände machen es dem Familienvater fast unmöglich, seinen Pflichten gegen sein Haus nachzukommen. Alle die neueren Methoden der Knechtung, die man erfunden, sind alle Uebertretungen des neunten Gebotes: der Großgrundbesitz, der die kleineren Güter verschlingt; der Industrialismus, der in den Arbeitern nur lebende Maschinen sieht, deren man sich erledigt, sobald man ihrer nicht mehr bedarf oder sobald ihre Kräfte verbraucht sind; der Kapitalismus, der die kleineren Vermögen aufsaugt und durch Börsenmanipulationen zerstört; die Trusts und Syndikate, die unter dem Vorwand der Verbilligung der Herstellungskosten, kleinere Unternehmer und Geschäfte vernichten und darauf die Lebensmittel und Verbrauchsgegenstände unerschwinglich teuer machen; die Sonntagsarbeit, die es dem Menschen unmöglich macht, sich zu erholen und seinen Pflichten gegen Gott nachzukommen; die Beschäftigung Minderjähriger in Fabriken, die es ihnen unmöglich macht, die Schule zu besuchen und sich für das Leben die nötige Ausbildung zu verschaffen; die geringen Löhne, die nicht ausreichen, eine Familie zu ernähren; und nicht zum mindesten das Zeitungsunwesen, das eine falsche Freiheit und Selbständigkeit predigt und Wind sät zur Sturmesernte.

Das neunte Gebot verbietet jeden Mißbrauch der Not des Nächsten, um seine Habe oder sein Erbe an sich zu bringen. Vor Gott ist nicht alles rechtmäßig erworben, was mit barem Gelde ehrlich bezahlt ist.

Aber auch die Kirche hat sich an dem Hause des Nächsten versündigt, besonders dadurch, daß sie das neunte Gebot falsch ausgelegt und dadurch das Gewissen der Christenheit eingeschläfert hat. Hätte Luther schon den wahren Sinn des neunten Gebotes erkannt, ich bin überzeugt, unsere sozialen Zustände wären nie so unhaltbare und ungerechte geworden. Aber auch darin fehlt die Kirche, daß sie die priesterlichen Rechte des Hausvaters nicht genügend hervorhebt und anerkennt, sondern immer mehr versucht, das religiöse Leben aus dem Hause in die Oeffentlichkeit zu ziehen.

f. Das neunte und zehnte Gebot in ihrem gegenseitigen Verhältnis.

Im zehnten Gebot betreten wir ein vom Hause spezifisch verschiedenes Gebiet. Dieser Unterschied ist ein klarer und scharfer; dieser liegt aber nicht in den Verben, sondern den Objekten.

Das Objekt des neunten Gebotes ist das Haus als integrierender Bestandteil des heil. Volkes und Erbe der göttlichen Verheißung.

Die Objekte des zehnten Gebotes drücken den Besitz aus, welcher dem Israeliten von den Dingen dieser Welt zufällt, sie stellen sein Herrschaftsgebiet dar, seinen Anteil an der dem Menschen verliehenen Herrschaft über die Erde.

Das Objekt des neunten Gebotes ist ein Moment in der Verwirklichung des abrahamitischen Segens, ist ein organischer Teil der von Gott selbst auf wunderbare Weise gesetzten, mit der Anwartschaft auf die größten Gnadengüter ausgestatteten Nachkommenschaft Abrahams. Jedes Attentat auf das Haus ist ein Eingriff in Gottes Verheißung.

Dagegen die Objekte des zehnten Gebotes stellen den Wirkungskreis des Menschen dar, an dem sein Wille sich betätigen soll, die sämtlich aus ihrem Zusammenhang mit dem Hause entlassen werden können, ohne daß dadurch die dem Hause gegebene Verheißung im Geringsten angetastet wird.

Das neunte Gebot betrifft die Blutsverwandtschaft, das zehnte das Dienstverhältnis. Im neunten ist der Nächste Vater, im zehnten Herr über den ihm unterstellten Teil der Schöpfung.

Das Haus ist Gottes Stiftung; die Herrschaft über die Natur ist Gabe. Das Haus ist von Gott gewirkt, die Herrschaft unter Gottes Segen erworben. Das Haus ist Organ für die Offenbarung des göttlichen Willens, das Herrschaftsgebiet Organ für die Offenbarung des menschlichen Willens.

Die im zehnten Gebot genannten Objekte erschöpfen den Umfang desselben keineswegs, es umfaßt in Summa die ganze Lebensstellung des Menschen, sein irdisches Ziel. Dieses Gebiet sollen wir ihm durch keinerlei Eingriffe verletzen, die Freudigkeit im Wirken ihm durch keinerlei Neid und Mißgunst verkümmern, vielmehr so viel an uns ist dazu helfen, zu einer Gott wohlgefälligen Ausrichtung seines Herrenamtes.

Anmerkung 1. Das Kapitel von der Obrigkeit gehört also nicht ins vierte Gebot. Wir vermischen häufig die Begriffe von Herr und Vater, indem wir den Landesherrn oft Landesvater nennen, allerdings gegen die Bibel. In der Bibel sind nur zwei Stellen, die scheinbar für unsere Redeweise sprechen. Gen. 41, 43, wo Pharao vor Joseph herrufen läßt: „Dies ist des Landes Vater." Das soll aber nicht heißen, daß er den Joseph zum Landesherrn gemacht und sich selbst des Thrones begeben habe. Dem widerspricht schon Gen. 45, 8, wo Joseph zu seinen Brüdern sagt: „Gott hat mich Pharao zum Vater gesetzt." Pharao wurde aber dadurch nicht Josephs Untertan. Vater heißt nicht Herr, sondern Begründer und Erhalter der Wohlfahrt eines Hauses oder Volkes. Vielmehr heißen in der Bibel die obrigkeitlichen Personen „Götter". Allerdings ist das die Vollendung der Obrigkeit, wenn sie nicht bloß das Schwert führt, sondern väterlich regiert. Das kann aber nur bei einer christlichen Obrigkeit stattfinden, wo die ihr anvertraute Macht nicht zu trennen ist von der Liebe. Der Sultan ist zwar Landesherr, aber nicht Landesvater, sondern Landesverderber. Im Volke Israel war z. B. das Amt des Königs getrennt vom hohenpriesterlichen Amte. Der König hatte zu regieren, der Hohepriester aber hatte väterliche Funktionen zu verrichten, Rich. 17, 10. Die Obrigkeit ist also nicht Stellvertreterin der elterlichen Gewalt, sondern Stellvertreterin Gottes.

Sucht man daher nach einem Platz, wo man von der Obrigkeit handeln kann, so findet sich kein besserer als der Schluß der Gebote. Hier redet Gott von seiner Exekutivgewalt. Wie Gott jede Uebertretung der Gebote straft, so soll auch die Obrigkeit, die über dem Gesetze wacht, zeitliche Strafen über Uebeltäter verhängen. Wie aber der Herr, unser Gott (erstes Gebot) unser Vater geworden ist in Christo Jesu (erster Artikel), so soll auch die christliche Obrigkeit ein väterliches Regiment führen.

Anmerkung 2. Bei dieser Auffassung der Schlußgebote fällt also die willkommene Gelegenheit fort, über die Lust, die Erbsünde, die Tatsünde zu sprechen. Doch logisch sollte von der Sünde schon gehandelt werden, ehe man überhaupt vom Gesetz spricht. Das tut man am besten an der Hand der biblischen Geschichten, die von Schöpfung, Sündenfall u. s. w. handeln, bis das Gesetz eintritt. Denn es ist unrichtig, beim ersten Artikel die ganze Schöpfungsgeschichte abzuhandeln. Der erste Artikel richtet sich vielmehr nur gegen die philosophischen Träumereien (der Gnostiker), welche eine andere Weltentstehungsursache annehmen als die schöpferische Tätigkeit Gottes.

Zur Prinzipienerklärung.

Siehe No. 4, Juli 1903, des Magazins.

Wer sich die Mühe geben will, die im „Magazin" aus dem Handbuch der Synode zitierte „Prinzipienerklärung" mit dem Protokoll der Generalsynode von 1870, also ihrer Quelle, daraus sie geschöpft ist,

zu vergleichen, der wird finden, daß die Redaktion des Handbuchs sich eine Willkür erlaubte, die die wenigen noch lebenden Mitglieder der zum letztenmal in pleno versammelten Generalsynode eigentümlich berühren muß. Daß tatsächlich ein Akt der Willkür bei der Wiedergabe der in Frage stehenden Prinzipienerklärung von 1870 vorliegt, soll das Nachfolgende dartun. Der Synodalbeschluß, auf den das Handbuch zurückgeht, wurde gefaßt in jener denkwürdigen Zeit, da das vatikanische Konzil in Rom versammelt war und die Infallibilitätserklärung des römischen Papstes in sicherer Erwartung stand, gegen welche das protestantische Gewissen — ja selbst das Gewissen der deutschen Bischöfe — sich in der Tagespresse, auf den Kanzeln und auch in Konferenzversammlungen in kräftigen Zeugnissen kundgab. Jener Beschluß wurde gefaßt auf Anlaß des Berichtes des derzeitigen ehrw. Synodalpräses, Pastors A. Baltzer (siehe S. 34 des Prot.) und einstimmig. Derselbe entspricht ganz dem materiellen Inhalt des Berichtes. Es heißt da wie folgt: „In Rom ist man daran, den Herrn der Herrlichkeit, das einige Haupt der Kirche, das schon längst neben seinem menschlichen Stellvertreter auf Erden ziemlich übersehen war, gänzlich in den Ruhestand zu versetzen und einem armen Menschenkinde die Untrüglichkeit und damit die unbeschränkte Gewalt über die Kirche auf Erden und im Himmel anzudekretieren, und davon erwartet man eine Kirche von Einheit und Macht und Glorie und eine von der Kirche überwundene Welt."

Ganz dem Sinn und Geist dieses Zitates entspricht dann auch das Original des daraus geflossenen Beschlusses. Derselbe lautet auf Seite 11 a. wörtlich wie folgt: „Die Ev. Synode des Westens erklärt und bekennt gegenüber den Anmaßungen des Papstes, daß seine Unfehlbarkeit nach Gottes Wort eitel Lug und Trug ist, und daß unsre Synode durch diesen kräftigen Irrtum sich um so ernster angetrieben fühlt, in Demut und Glauben es einzig und alein mit dem unsichtbaren, allein unfehlbaren Haupte der Kirche, Jesus Christus, und seinem unfehlbaren Worte halten zu wollen."

Dagegen das im Handbuch wie im Magazin wiedergegebene sein sollende Zitat lautet wie folgt: „a. Gegenüber der Anmaßung des Romanismus, die einzig wahre Kirche Christi zu sein, erklären wir mit dem siebenten Artikel der Augustana die Versammlung aller Gläubigen als die heilige, christliche Kirche, in welcher das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sakramente laut des Evangelii gereicht werden."

Dieses ist sowohl substanziell als auch formell etwas anderes als das, wofür es gelten soll, wie ein Vergleich des einen mit dem andern auf den ersten Blick ersehen läßt. Zwar wird man ja dem Zitat aus der Augustana als solchem voll und ganz freudig zustimmen müssen. Jedoch darum handelt sich's hier eben nicht. Vielmehr handelt sich's dar-

um, was die Generalsynode von 1870 sagen wollte und was sie in Wirklichkeit gesagt hat.

Es liegt klar auf der Hand, sie wollte dem kräftigen römischen Irrtum gegenüber, den sie in der Unfehlbarkeitserklärung, die in Sicht war, und man kommen sah, sich nicht sowohl zur einzig wahren, heiligen, christlichen Kirche als solcher, sondern vielmehr zum „allein unfehlbaren Haupte der Kirche, Jesus Christus, und zu seinem unfehlbaren Worte"* bekennen. Dort im einstimmigen Beschluß der Generalsynode von 1870 ist das wirkliche und wesentliche Haupt der Kirche, Jesus Christus, d. i. seine Person, Gegenstand des gläubigen Bekenntnisses. Hier dagegen ist es die Versammlung aller Gläubigen, d. i. die heilige, christliche Kirche.

Es liegt da eine Verschiebung vor der beiden Objekte des Glaubens und Bekenntnisses: Jesus Christus und seiner Kirche; man könnte auch sagen, eine Verdrängung des ersteren durch die letztere. Das dabei zur Geltung gekommene Motiv ist schwer zu verstehen. Daß ein solches vorliegt, muß angenommen werden, da nur der erste Teil des Originals unter a. im Zitat verändert ist, wogegen Teil b. und c. unverändert geblieben sind. Man muß auch annehmen, daß das Motiv ein schwerwiegendes sein muß, da der Paragraph, der geändert ist, eine Erklärung und ein Bekenntnis der Synode in pleno ist, die in dergleichen Dingen und deren Behandlung Gewissenhaftigkeit erwarten muß.

Die Befugnis, eine zu Recht bestehende Prinzipienerklärung substanziell abzuändern, wie in unserem Fall leider geschehen, steht nicht einem einzelnen Gliede zu, sondern ist Sache der Körperschaft selbst, die sie gab. P. Göbel.

St. Liguori und die römische Sittlichkeit.

Von P. G. F. Schütze.

Der im Jahre 1787 als Bischof von Santa Agata de Goti gestorbene Alphons Maria de Liguori würde um seiner Persönlichkeit willen nie unsere Gedanken beschäftigen können, wenn er auch 1839 heilig gesprochen ist. Dafür gibt es zu viele italienische Bischöfe und Abgötter. Weswegen wir uns mit ihm zu befassen haben, ist vielmehr seine Lehre, die einerseits der Entwickelung der katholischen Lehre um 100 Jahre vorauseilt, andrerseits aber noch heute für weite katholische Kreise typisch ist. Wenn nach vielen Jahren ein Druck der beiden Hauptwerke Liguoris "Glorie di Maria" und "Theologia moralis" ohne Namen und Jahreszahl gefunden würden, so würden alle Gelehrten sie frühestens als im Jahre 1870 geschrieben erklären, so modern erscheinen sie mit ihrer Verteidigung der Infallibilität des Papstes (Theol. mor. Lib. I., Tract. 2, Cap. 1 de potestate Pontificis) ihrer Verteidigung der unbefleckten Geburt der Maria und ihrem bis zum Fanatismus gesteigerten Ketzerhaß. Und dieser selbe Geist beseelt auch seine Stiftung, den Orden der Liguorianer oder Redemptoristen (nach dem lat. Namen: Congregatio Sanctissimi Redemptoris). Sein Hauptwerk aber ist

seine Theologia moralis (ins Deutsche übersetzt von Schmöger, 5. Aufl. 1874, Regensburg*), die eine bis ins Aeußerste durchgeführte Kasuistik ist. Die Kasuistik nämlich, „diejenige Art der moralischen Unterweisung, welche für jeden überhaupt möglichen Fall, für jede Lage, in die der Mensch geraten kann, ganz bestimmte Verhaltungsmaßregeln gibt," bildete sich in der katholischen Kirche immer stärker aus, begünstigt durch den gesetzlichen Charakter der römischen Moral, wie er in der Ohrenbeichte zu Tage tritt. Für den Beichtstuhl war allerdings die Kasuistik eine vortreffliche Hilfe. So ist es auch nicht wunderbar, daß gerade die Jesuiten, die Meister im Beichtstuhle, auch die eifrigsten Förderer der Kasuistik wurden. Liguoris Moraltheologie aber wandelt ganz in den Bahnen der Jesuiten; ja sie ist eigentlich nur eine erweiterte Ausgabe der "Medulla theologiae moralis" des Jesuiten Hermann Busenbaum, deren Text L. paragraphenweise seinen Erörterungen vordruckt. Hierdurch wird L. nun aber zum Bindeglied zwischen dem alten Jesuitismus vor seiner Auflösung und der Jetztzeit; denn auf Liguoris Schultern steht ganz und gar Gury in seinem Kompendium der Moraltheologie, das hier wie in Deutschland das offizielle Lehrbuch der Ethik auf den meisten Priesterseminarien ist.

Bei der kasuistischen Behandung der Ethik liegt aber die Gefahr der Verflachung der Sittlichkeit erschrecklich nahe. Rückt man den Schwerpunkt der Ethik aus dem eigenen Gewissen hinweg in die Entscheidungen der Moralautoritäten über die einzelnen Gewissensfälle, so werden diese Entscheidungen, nachdem sie päpstlich approbiert sind, zu einer Norm, nach der sich der Beichtvater zu richten hat, mit einem Wort, zu einem Strafgesetzbuch mit so und so vielen Einzelparagraphen. Man vgl. dazu Stimmen aus Maria Laach, Juli 1901, S. 17: „Der Beichtvater, welcher ... über alle Sünden nach Zahl und Art, auch über die geheimsten und nur in Gedanken begangenen, zu richten hat, ... er soll unwissend sein dürfen in den Dingen, die der Strafrichter, vor den nur äußere Tatsünden kommen, genau wissen muß?" (Pastor Lehmkuhl, S. J.). Die katholische Ethik sinkt damit zur Zuchthausmoral herab, d. h. einer sogenannten Moral, deren oberstes Prinzip ist, das Zuchthaus und Strafgesetz beliebig nahe zu streifen und sich nur zu hüten, nicht hineinzukommen. Wird der Priester zum Strafrichter, so wird der Laie zum Verbrecher, der das Böse nur aus Furcht vor der Strafe unterläßt. Es wird ja auch durch dieses Verfahren dem katholischen Laien die Bildung eines eigenen sittlichen Urteils unmöglich, wenn sein Gewissen stets der Korrektur des Priesters unterworfen ist. Das Katechumenatsziel des Protestantismus ist die Erziehung sittlicher Charaktere, die auch in Gewissensfällen aus sich selbst den rechten Weg zu finden vermögen. Das Katechumenatsziel Roms ist — der Tod. Im

*) Weitere Litteratur über Liguori findet man in: Döllinger und Reusch: Geschichte der Moralstreitigkeiten in der römisch-katholischen Kirche. 1899. Graßmann: Auszüge aus der Moraltheologie des heil. Liguori. Graf Hoensbroech: Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit, Bd. 2, 1902.

Leben kommt der Laie nicht aus der Unterweisung seines Beichtvaters und dessen Handbuch der Kasuistik heraus. Es ist auf dem Gebiete der Ethik dieselbe Knechtung, wie auf dem Gebiet des Glaubens durch die Lehre von dem unbedingten Glauben auf die Autorität der Kirche hin. Wie der echte Katholik unbedingt alle kirchlichen Lehrentscheidungen anerkennen muß, so gehört zur katholischen Moral auch die unbedingte Unterwerfung unter alle kirchlichen Moralentscheidungen. Aber auch für den Priester selbst wird die Kasuistik verhängnisvoll, denn sie macht sein Tun zu einem rein mechanisch äußerlichen und zerstört so ganz sicher den Segen, der unter Umständen aus der Beichte für Beichtvater und Beichtkind entstehen kann.

Alle diese Mängel aber haften auch Liguoris Moraltheologie an. Dies Abwägen, wo fängt die Sünde an, und das Abfeilschen, was ist noch zum Erlaubten zu rechnen, wird bis zu lächerlicher Kleinigkeitskrämerei durchgeführt, so z. B. im Buch III, Traktat 3, No. 55 in der wichtigen Frage, wie weit darf eine Frau in der Mode gehen, ohne zu sündigen. Weiter aber muß der Priester die festgestellte Sünde noch wägen, ob sie eine Tod- oder eine läßliche Sünde ist. Evangelische Ethik weist diesen Unterschied überhaupt ab — nur die Sünde wider den Heiligen Geist ist Todsünde —; katholische Kasuistik macht einen mechanischen Gesetzesapparat daraus. Ein Beispiel für viele. Bei Besprechung des achten Gebotes (B. N. Tr. 5, Kap. 1, Deb. 2) untersucht L., wie viel man stehlen dürfe, ohne Todsünde zu tun. Nach Anführung verschiedener Moralautoritäten gibt er unter No. 528 seine eigene Minimaltaxe: Todsünde tut, wer da stiehlt, einem Bettler 1 Carolinus — Numismatiker mögen ausrechnen, wie viel das ist. Ich schätze ungefähr 5—10c —, einem Tagelöhner 2 Car., einem Handwerker 2½, einem mäßig wohlhabenden Manne 4, einem wirklich reichen Manne 5—6, einem sehr reichen Magnaten 1 Dukaten, einer vermögenden Korporation 1½ Duk. und einem Könige endlich 2 Duk. Und das nennt sich christliche Ethik! Man kann sich kaum das Lachen verhalten! Man vergleiche diese Diebstahlstaxe mit dem Geist der Bergpredigt, der sogar den diebischen Sinn für sündig erklärt; dann wird die Ungeheuerlichkeit dieser Kasuistik erst recht klar. Oder man vergleiche Matth. 5, 28 mit Lig. B. N. Kap. 2, wo seitenlang alle möglichen sexuellen Ausschweifungen und Verirrungen ausführlich besprochen werden, oder mit B. VI, Tr. 6, Kap. 2, wo alle nur erdenklichen Formen des ehelichen Geschlechtsverkehrs eingehend untersucht werden. Unwillkürlich möchte man auf L. die Stelle 2. Petr. 2, 22 anwenden. Und in diesen Sündenschmutz wird der junge Priester mit Absicht, systematisch hineingeführt, wie Lehmkuhl a. a. O. betont, daß eine gute kasuistische Schulung für den Priester die Hauptsache sei. Fassen wir also unser Urteil über die Methode der Liguorischen Kasuistik zusammen, so erscheint sie uns als verwerflich und verderblich, weil sie das Hauptziel der Ethik, die Erziehung zu sittlichen Persönlichkeiten, ganz zurücktreten läßt und sich auf eine Schilderung der Sünde und ihrer

Grenzprovinzen beschränkt, die unleugbar auch für den priesterlichen Leser eine schwere sittliche Ansteckungsgefahr birgt.

Weit schlimmer aber noch als die Methode ist der Inhalt von Liguoris Moral, der den landläufigen bösen Begriff „Jesuitenmoral" völlig rechtfertigt. Daß die Ethik der Gesellschaft Jesu eine sehr laxe, und zwar mit bewußter Absicht laxe ist, ist weltbekannt. Einen interessanten Beleg dafür gibt z. B. Döllinger (a.a. O. S. 176) in einem Brief des Consultor der Inquisition, H. Noris an Großherzog Cosimo III. von Florenz, der ungefähr folgendes sagt: „Als Beichtväter so vieler Fürsten, Prälaten und Hofleute dürften sie (d. h. die Jesuiten) nicht so streng sein, um nicht ihre Aemter zu verlieren." Es ist eben die alte Geschichte: Um die Seelenherrschaft über die Welt unter allen Umständen aufrecht zu erhalten, muß man dem Weltgeist Konzessionen machen. Die drei Haupteinwände gegen die Jesuitenmoral finden wir nun aber in den drei Lehren des Probabilismus, der Heiligung der Mittel durch den Zweck und des geistlichen Vorbehalts. Alle diese drei Irrlehren finden sich auch bei L. deutlich ausgeprägt. Zwar den einfachen Probabilismus vertritt auch L. nicht mehr; dazu war er durch Pascals lettres provinciales doch zu anrüchig geworden; aber den gemilderten Aequiprobabilismus, der eine Uebertretung der Gesetze erlaubt, wenn ein ebenso haltbarer Grund gegen wie für das Gesetz spricht, den finden wir auch bei L. Und dieser probable Grund, der Meineid, Mord, Ehebruch u. s. w. rechtfertigt, schließt sogar die gute Absicht, den löblichen Zweck, den Vorteil der Kirche und anderes mehr ein. Cf. dazu Röm. 3, 8; 6, 15. So erscheint selbst der gemilderte Aequiprobabilismus als ein satanisches Zerrbild der evangelischen Freiheit. Es ist z. B. nach L. IV, Kap. 2, No. 522 probabel, daß Dienstboten sich durch heimliche Entwendungen für zu niedrigen Lohn schadlos halten. Besonders empörend ist aber beim neunten Gebot, daß L. geradezu Zweideutigkeit und Lüge sanktioniert (B. N. IV, Tr. 2, No. 151 gestattet z. B. die Antwort "dico non" zu brauchen, d. h. „ich sage nein", wenn man nur dabei denkt: „Ich spreche das Wort 'nein' aus." Dies begründet L. so: „Wir täuschen dann unseren Nächsten nicht, sondern lassen aus einer gerechten Ursache nur zu, daß er sich selbst täuscht." Da haben wir den geistlichen Vorbehalt im höchsten Maße, den L. als erlaubt erklärt, falls er nicht bloß auf die Gedanken des Redenden sich beschränkt, sondern aus den Umständen erkannt werden könnte, wenn er auch voraussichtlich nicht erkannt werden wird. Nur ein Beispiel dafür, das aber besser ist als 1000 Bände Erklärung. Nach Buch IV, Tr. 2, No. 162 darf eine Frau einen Ehebruch ihrem Mann ableugnen, wenn sie dabei denkt, sie habe ihn nicht so begangen, daß sie ihn gestehen m ü s s e. Oder sie kann sagen, sie habe die Ehe nicht gebrochen, da die Ehe (denkt sie) ja noch fortbestehe. Hat sie aber den Ehebruch dem Priester schon gebeichtet und Absolution dafür empfangen, so darf sie mit gutem Gewissen sagen, daß sie nicht schuldig sei, da ja der Priester

die Schuld von ihr genommen habe (letzteres aber braucht sie nur zu denken, nicht zu sagen).

Gegenüber solchen Proben der katholischen Moral, die leicht tausendfach vermehrt werden können, nimmt es sich wunderbar aus, wenn von katholischer Seite immer wieder gesagt wird, die Reformation sei die Quelle aller Sittenverderbnis. Deshalb sind auch für uns Bücher, wie L.s Moraltheologie wertvoll, weil sie uns in den Stand setzen, den ja jetzt in der römischen Kirche allmächtigen Jesuitismus mit seinen eigenen Waffen zu bekämpfen. Auf solche Vorwürfe, wie sie seit dem Syllabus in Rom Mode sind, können wir dann mit Recht hinweisen auf die Moral der Jesuiten, aus deren Reihen „um das Joch Christi zu erleichtern" das schier unglaubliche Wort hervorging, „der Weg zum Himmel sei zwar schmal, aber doch nicht sehr schmal."

Ein Urteil Tolstois über Nietzsche.

In der Schrift: „Was ist Religion?" (Leipzig, bei E. Dietrichs, 1902) spricht sich der berühmte und vielgelehrte russische Schriftsteller über den ebenso berühmten und vielgelesenen Philosophen Fr. Nietzsche folgendermaßen aus: „Wenn noch irgend jemand an der furchtbaren Verdummung und Vertierung zweifelt, bis zu der in unserer Zeit die christliche Menschheit gesunken ist, so könnte schon allein der ungewöhnliche Erfolg der Schriften Nitzsches als Beweis dienen. Es erscheinen unzusammenhängende, nach Effekt haschende Schriften eines von Größenwahn besessenen, kühnen, aber beschränkten und unnormalen Deutschen. Diese Schriften haben weder durch ihr Talent, noch durch Gründlichkeit ein Recht auf die Aufmerksamkeit des Publikums; sie würden zur Zeit eines Kant, eines Leibniz, eines Hume keine Aufmerksamkeit erweckt haben. In unserer Zeit dagegen beschäftigt sich die ganze sogenannte gebildete Menschheit mit den Fieberphantasien von Herrn Nietzsche, bestreitet und zergliedert sie, und seine Werke werden in allen Sprachen und einer Unzahl von Exemplaren gedruckt.

Turgeniew sagt scharfsinnig, daß es wiederkehrende Gemeinplätze gibt, welche oft von unbegabten Leuten, die aber Aufmerksamkeit auf sich zu lenken wünschen, gebraucht werden. Alle Welt weiß z. B., daß Wasser naß ist, und plötzlich sagt ein Mann mit ernster Miene, daß das Wasser trocken sei — nicht etwa das Eis, sondern das Wasser sei trocken — und wenn eine solche Behauptung mit dem gehörigen Nachdruck gesagt wird, so lenkt sie die Aufmerksamkeit auf sich. Ganz ebenso weiß die gesamte Welt, daß die Tugend in der Unterdrückung der Leidenschaften, in der Selbstverleugnung besteht. Dies weiß nicht allein das Christentum, gegen welches Nietzsche ausschließlich kämpft, sondern dies ist ein ewiges höchstes Gesetz, in welchem sämtliche Anhänger des Brahmaismus, des Buddhismus, des Confucius und die in der altpersischen Religion emporgewachsen sind. Und nun erscheint plötzlich ein Mann, welcher verkündet: er habe sich überzeugt, daß die Selbstverleugnung, die

Sanftmut, die Demut, die Liebe — alles Laster seien, welche als Geschwüre am Organismus der Menschheit auftreten. Es ist begreiflich, daß eine derartige Behauptung in der ersten Zeit stutzig macht. Aber wenn man ein wenig darüber nachdenkt und in dem Buche selbst keine Beweise für diese sonderbare Satzung findet, so sollte jeder vernünftige Mensch ein solches Buch zur Seite schieben und sich darüber wundern, daß es in unserer Zeit nicht eine Dummheit gibt, welche nicht ihren Verleger findet. Aber mit den Büchern Nietzsches verhält es sich nicht so. Die Mehrzahl der vermeintlich aufgeklärten Leute zergliedern ernsthaft die Theorie vom Uebermenschentum, erkennen ihren Urheber als einen großen Philosophen und als einen Nachfolger von Descartes, Leipnitz und Kant an.

All dieses geht daraus hervor, daß für die Mehrzahl der vermeintlich aufgeklärten Leute unserer Zeit die Erinnerung an die Tugend unangenehm ist, — die Erinnerung an die Selbstverleugnung und die Liebe, welche ihr tierisches Leben belästigen und verurteilen, dagegen ist es jenen Leuten angenehm, in irgend welcher Form, sei es auch unvernünftig und ganz unlogisch ausgedrückt, die tierischen Triebe im Menschen verherrlicht zu sehen." G. Moser.

„Ich habe dich zum Wächter gesetzt."

Ordinationsrede über Ezech. 3, 17–21, von Bischof Dr. Brammer (†) zu Aarhus.

Eingesandt von P. K. Wiegmann.

Ezechiel war durch die Offenbarung des Herrn zum Propheten für das widerspenstige Volk Israel geweihet worden. Nach dem Befehl Gottes hatte er die Buchrolle, worin die Strafgerichte über das Volk aufgezeichnet waren, gegessen. So eignete er sich den Inhalt des Buchs zu. Dasselbe war ihm süß wie Honig, weil die Hand des Herrn es ihm gereicht hatte, weil er im Auftrage des Herrn ausziehen sollte; allein es wurde ihm bitter, während er sich dasselbe zueignete, denn es war voll von Klagen, Ach und Wehe. Er gehörte selbst zu dem Volke, an dessen Sünden er ein Aergernis nahm und dessen Züchtigung er verkündigen sollte. Darum wurde er durch seine Berufung auf mehrfache Weise heftig im Geiste bewegt. Brennend vor Eifer wartete er unter seinen weggeführten Landsleuten beim Fluß Chebar auf die Stunde, in welcher der Herr ihm gebieten würde, seine prophetische Tätigkeit zu beginnen. Da wurde er nun nach Verlauf von sieben Tagen durch jene eben verlesenen Worte vom Herrn als Bußprediger eingesetzt. Zur Buße vor dem heiligen und gerechten Gott sollte er zu allervörderst sein Volk ermahnen. Als der Heilige und Gerechte, als der allmächtige Richter, der ein verzehrendes Feuer gegen die Sünde ist, hatte Gott sich ihm geoffenbart, während das Rauschen der Flügel der Cherubim wie das Brausen gewaltiger Wasser klang. Jedoch — Regenbogenglanz umgab die Herrlichkeit Gottes. Darin erblickte der Prophet ein Gnadenzeichen von dem Bundesgott, und dem entspricht auch der Schluß

seines prophetischen Buchs mit dem lieblichen Zukunftsbild von der Erweckung des erstorbenen Volkes Gottes und der Wiedervereinigung der getrennten Stämme, von dem Siege des Herrn über seine Feinde und von der Verherrlichung des neuen Bundes mit dem neuen Tempel in der Stadt Gottes im heiligen Lande.

Liebe Brüder, die ihr durch Gottes Lenken berufen worden seid, sein Wort zu verkündigen und sein Werk in der Gemeinde des neuen Israel auszuführen, und die ihr heute in dies Gotteshaus getreten seid, um die Weihe zu empfangen! Dünket es euch nicht zu kühn, daß ich eine Stelle aus diesem Propheten für eure Ordinationsrede ausgewählt habe? Gewiß — zu kühn wäre es auch von mir gewesen und ich würde über die Bestimmung dieses Tages hinausgehen, wenn ich in der Auslegung dunkler und schwerer Aussprüche Ezechiels bestrebt wäre, euch seine symbolische und typische Lehrweise zur Nachahmung anzuweisen; zu kühn wäre es von mir und ich würde das Recht überschreiten, das ein Mensch einem anderen gegenüber hat, zu prüfen und Forderungen zu stellen, wenn ich, um euch fürs Predigtamt tüchtig zu finden, gefordert hätte, daß ihr eine besondere Offenbarung, eure Erwählung vom Herrn betreffend, hättet empfangen sollen; zu kühn von euch und nur wenig im Einklang mit der Demut der evangelischen Kirche, wenn ihr hofftet, daß eure Ordination es bewerkstelligte, daß ihr nun auf Prophetenweise wunderbarlich von der Hand des Herrn geleitet und von seinem Geiste erleuchtet würdet. Allein gleichwie es keineswegs von euch zu kühn ist, zu hoffen und euch dessen zu trösten, daß der Dreieinige Gott, in dessen Namen das heilige Amt euch überantwortet wird, euch, so ihr von Herzen euch ihm zum Dienst in der Kirche hingebt, darin leiten und stärken und segnen wird, so ist es auch von mir nicht zu kühn, von eurem Gewissen zu fordern, daß ihr in Wahrheit sagen könnt, daß diese Hingabe bereits begonnen hat, wenn auch nur wie ein zurechtgelegtes Opfer, das auf die Stunde des Herrn wartet, um angezündet zu werden, so doch auch bezeugt durch den Heiligen Geist, der uns mit unaussprechlichem Seufzen vertritt; nicht zu kühn ist es von mir, den aufrichtigen Vorsatz bei euch vorauszusetzen, daß ihr, soweit das nicht schon geschehen ist, in gewisser Weise wie der Prophet hinfort euch selbst sowohl das für Fleisch und Blut bittere Gesetz mit den Strafgerichten zur Buße als auch die für ein zerschlagenes Herz erquickenden Verheißungen als eine herrliche Hoffnung zueignen und unter dieser täglichen durchgreifenden Zueignung des göttlichen Wortes dasselbe freudig und für seine Ehre eifernd verkündigen wollt. So ist es denn auch nicht von mir zu kühn, diesen Vorsatz bei euch schärfen und stärken zu wollen, indem ich euch den klaren und bestimmten Text ans Herz lege, mit welchem Ezechiel zum Bußprediger für seine Zeit und sein Volk eingesetzt wurde. Da die Sünde allgemein, aber das lebendige Sündenbewußtsein und die tiefe Reue über die Sünde in unsrer Zeit und unter unsrem Volk selten ist, so soll zur Erweckung und zur göttlichen Traurigkeit gepredigt

werden. Deshalb habe ich diesen Text gewählt. Derselbe hat Kraft und Nachdruck. Suchte ich, um Menschen zu gefallen, etwas von dem Feuer zu löschen, so müßte ich selbst dem Fluch anheimfallen, den derselbe über die Knechte des Herrn ausspricht, die schweigen, wo man reden muß.

„Du Menschenkind“ (eigentlich: Menschensohn) redet Jehova den Propheten an. Sollte nicht diese bedeutungsvolle Anrede, wodurch der Herr zugleich den Ezechiel vor andern Propheten auszeichnet, ihm einprägen, daß er nicht als Sohn Busis, nicht in seinem eigenen Namen unter seinem Volke auftreten sollte, und ferner, daß die prophetischen Visionen, die sich seinem Blick auftaten, nicht bloß sein Volk, das Volk Israel, angehen, sondern auch für andere Völker, für das ganze Menschengeschlecht Vorbilder enthalten sollten? Ezechiel teilte das Los des Menschengeschlechtes, er war ein Adamskind, in Sünden geboren und durch seine Uebertretungen dem Zorn Gottes anheimgefallen, es sei denn, daß er sich vom Herrn in der Buße und im Glauben führen ließ. Das sollte er in Demut fühlen und nicht selbst gegen den Befehl Gottes widerspenstig sein, wenn er seinen Landsleuten die gerechten Strafgerichte vorhielt, die auf sie um ihrer Widerspenstigkeit und Gottlosigkeit willen fallen mußten. Allein durch seine Berufung als „Menschensohn“ sollte er zugleich gehoben und gestärkt werden, denn ein Mittleramt war ihm anvertraut worden, als ein Vorbild auf den Eingeborenen Gottes, der, vom Weibe geboren, sich selbst des Menschen Sohn nannte und der einzige vollgültige Mittler zwischen Gott und den Menschen war (1. Tim. 2, 5). Wer in unsern Tagen wirklich von oben berufen ist und er widersetzt sich dem nicht, berufen, als Bote Gottes unter seinem Volk aufzutreten, wolle doch im Bewußtsein seiner Sünde demütiglich seines Schöpfungstages gedenken und sich in seinem Herzen nicht über seine Väter oder Brüder erheben. Und ein evangelischer Geistlicher — wie sollte er, als wäre der geistliche Stand in papistischem Sinn ein Mittlerstand zwischen dem Herrn und der Gemeinde, etwas finden können, um deswillen er in seinem kirchlichen Amt sich über seine Mitchristen erheben dürfte! Doch hat dasselbe, wie es vom Herrn der Kirche gestiftet ist, eine geistliche Kraft mit Vollmacht und Verheißungen, die ihn über seine persönlichen Verhältnisse erheben sollen, eine Gnadenkraft in Christo, die mächtiger ist als seine menschliche Schwachheit. Diese Kraft soll er sich durch den Glauben in seinem heiligen Amt zueignen. Das soll er; das sollt ihr, auf deren Schultern die Lasten des Amtes in dieser Stunde gelegt werden. Wahrlich, ihr könnt sie nicht tragen, wenn nicht die Kraft der Gnade die wankenden Kniee stärkt und euch aufrecht hält.

„Ich habe dich zum Wächter gesetzt über das Haus Israel; du sollst aus meinem Munde das Wort hören und sie von meinetwegen warnen.“ Zu diesem heiligen Amt wurde Ezechiel geweiht und ausgesandt. Einen Wächter nennt der Herr ihn. Wachen sollte er beim Schlaf des Volks. Mit klarem Auge sollte er die Gebrechen und Gefah-

ren desselben sehen, mit scharfem Ohr den Jammer desselben und das Waffenklirren der Feinde vernehmen und seine Stimme nicht schonen, wenn es galt die Schläfer zu wecken, ehe es zu spät war. Allein er sollte auch mit klarem Auge die Zeichen seines Herrn sehen und mit scharfem Ohr die Worte aus seinem Munde erfassen und sie warnen von seinetwegen im Namen dessen, welcher der Menschenhüter genannt wird, der weder schlummert noch schläft (Ps. 121, 4; Hiob 7, 20). Damit ihr über den kleinen Teil des neuen Hauses Israel, der euch anvertraut wird, wachet, werdet ihr nun geweihet und ausgesandt. Wenn ihr nun hingegangen seid, ein jeder an die ihm zugewiesene Stelle, und habt angefangen, eures Amtes zu warten in euren Gemeinden, und es geschieht, daß ich von Amts wegen zur Visitation zu euch und euren Gemeinden komme, würdet ihr es nicht in der Ordnung finden, daß ich dieselben ermahnte: Gehorchet euren Lehrern und folget ihnen, denn sie wachen über eure Seelen, als die da Rechenschaft dafür geben sollen, auf daß sie das mit Freuden tun und nicht mit Seufzen, denn das ist euch nicht gut (Ebr. 13, 17)!? Allein würde das in jedem Fall in der Ordnun sein? Bezeugt es euer Gewissen nicht, daß es eine unbillige, ja tyrannische Forderung an die Gemeinde wäre, daß sie euch gehorchen und folgen sollte, wenn sie über euch seufzen müßte, wenn ihr sie nicht zu Christo, der der Weg zum Vater ist, sondern von Christo weg führtet, wenn ihr nicht die Gedanken und Gebote des Herrn, sondern eure eigenen der Gemeinde klar zu machen suchtet, wenn ihr nicht wachtet über die euch anvertrauten Seelen, die euch teurer als Gold und Silber sein sollten, da sie teuer erkauft sind, wenn ihr wohl Wächter auf Zions Mauern genannt würdet, allein auf eurem Posten schliefet oder, wo ihr halbwach wäret, doch nicht den Mut hättet, die Schläfer aus ihrem todesgefährlichen Schlaf zu wecken, sondern stummen Hunden glichet? Darum wachet und betet, daß ihr nicht in Versuchung fallet! Die Versuchung zum Einschlummern deucht euch jetzt vielleicht nicht groß und gefährlich zu sein. Es ist ja nun auch die Morgenzeit in eurem Pfarrleben. Allein dem einen unter euch mag ein Arbeitstag voll Last und Hitze bevorstehen. Fängt er da an, müde und matt die Hände sinken zu lassen, so wird er plötzlich vom Schlafe überrumpelt werden. Einem andern mögen milde und ruhige Zeiten bevorstehen bei einer unerweckten Gemeinde, die auf äußern Kirchgang hält und gegen den Pastor wohlgesinnt ist. Auch bei ihm kann der geistliche Schlaf sich nach und nach einstellen. Einem dritten unter euch mag manche fruchtlose Arbeit, kummervolle, dunkle Zeiten mit schweren Anfechtungen bevorstehen. Da kann er wie ein verzagtes Kind darin seinen Trost suchen, daß er sich in den Schlaf weint. O, der listige Feind der Kirche schlummert nicht. Zweifelt nicht daran, daß er viele einschläfernde Mittel für eure Seelen in Bereitschaft hat! Allein entsetzet euch nicht, seid nicht verzagt, der Schirmherr der Kirche achtet auf euch. Schauet im gläubigem Gebet auf ihn, euren rechten Bischof, euren himmlischen Oberhirten! Bleibet stets wachsam, denn ihr wisset nicht, zu welcher Stunde er erscheinen

wird (Luk. 12, 36 ff.)! Seine Worte sind euch geoffenbart und sie sollt ihr der Gemeinde kund tun. Wenn ihr gepredigt habt, sollen, die euch gehört haben, mit Wahrheit sagen können: „Heute sind wir in der Kirche gewesen und haben das Wort Gottes gehört." Damit soll nicht bloß der biblische Text, den ihr vorlaset, gemeint sein, sondern auch eure biblische Auslegung des Textes. Lernt von Ezechiel, eure eigenen Meinungen und Vorstellungen nicht in den Text zu mischen, es nicht darauf anzulegen, eure Zuhörer dadurch zu rühren, daß ihr von euren persönlichen Gefühlen predigt, worin oft etwas Dunkles und Unreines und nie etwas sein kann, das mit Sicherheit als Regel für andere aufgestellt werden kann. Nur wenn ihr euch an Gottes klares und reines Wort haltet, habt ihr die priesterliche Vollmacht, die Gemeinde um des Herrn willen zu mahnen. Fleischlicher Eifer, bittere Ausbrüche persönlichen Zorns gehören keineswegs in das Verhältnis eines Pastors zu seiner Gemeinde. Was er von den Erfahrungen seines äußeren und inneren Lebens bei vertraulichen Zusammenkünften aufrichtigen Seelen mag mitzuteilen haben, gehört nicht auf die Kanzel. Wollt ihr für Gottes Haushalter und Botschafter an Christi Statt gehalten werden, so verfälschet und verschlechtert das Wort Gottes nicht, sondern mahnet an seinen heiligen Willen vor seinem Angesicht und bittet an Christi Statt: Laßt euch versöhnen mit Gott (2. Kor. 2, 17; 5, 20)!

Als ein Wächter über das Haus Israels sollte Ezechiel dem Volke insgesamt Buße predigen. Allein durch eine allgemeine Rede hätte er seiner Sendung nicht Genüge geleistet; auch an den einzelnen hatte er im Namen seines Herrn ein warnendes Wort zu reden. Versäumte er das, so lag die Verantwortung auf ihm als auf einem ungetreuen Knechte. Als zweierlei Menschen werden die einzelnen bezeichnet: als Gottlose und als Gerechte. Von den Gottlosen heißt es: „Wenn ich dem Gottlosen sage: du mußt des Todes sterben und du warnest ihn nicht und sagst es ihm nicht, damit sich der Gottlose vor seinem gottlosen Wesen hütet, auf daß er lebendig bleibe, so wird der Gottlose um seiner Sünde willen sterben, aber sein Blut will ich von deiner Hand fordern. Wo du aber den Gottlosen warnest und er sich nicht bekehrt von seinem gottlosen Wege, so wird er um seiner Sünde willen sterben, aber du hast deine Seele errettet." Gleichwie es zur Zeit der Propheten zweierlei Menschen gab, — die einen wandten ihr Herz und ihren Wandel von dem Bundesgott ab, die andern wandelten mit aufrichtigem Herzen nach Gottes Willen — so ist es auch in unseren Tagen, nachdem der neue Bund mit Jesu Christo als Mittler und unter besseren Verheißungen gegeben ist. Dies dürfen wir weder als Prediger vor der Gemeinde in der Kirche, noch als Seelsorger bei den einzelnen in den Häusern vergessen oder verhüllen. Denn wohl sind es nur einige, aus deren Unglauben und Gottlosigkeit uns offenbar ist, wessen Kinder sie sind, und wiederum nur einige, deren Glaubensfrüchte in Wort und Werk klärlich bezeugen, daß sie Gottes Kinder sind; wohl ist es nur der Herr, der die Seinen völlig von denen, die seinem Heiligen Geiste wider-

streben und auf Wegen des Verderbens wandeln, unterscheiden kann; allein daß auf dem Acker der Kirche Unkraut unter dem Weizen wächst, und daß ein wesentlicher Unterschied zwischen den Kindern des Lichts und den Kindern der Finsternis ist, so gewiß wie ein Unterschied zwischen Christo und Belial und zwischen Himmel und Hölle ist, das darfst du, der du dich senden lässest, um die Gemeinde in Christi Namen zu warnen, nicht zu verschweigen wagen, als wäre es genug, um ein Kind des Lichtes zu sein und ein Miterbe Christi zu werden, daß man durch die heilige Taufe dazu geweiht worden ist und nun mit zur Gemeinde gerechnet und wohl auch unter den Kirchgängern und Abendmahlsgästen gefunden wird. Wahrlich, sowohl für dich als auch für deine Gemeinde wird es ein gefährlich Ding sein, wenn du sie in der Dämmerung sich beruhigen lässest. Nein, sowohl von der Kanzel aus als auch im Kämmerlein sollst du, frei von aller Menschenfurcht und Menschengefälligkeit, klar und ohne Vorbehalt der großen Versammlung wie dem einzelnen bezeugen, daß nach Gottes Gesetz der Gottlose sterben soll, daß der Tod der gerechte Sold der Sünde ist, und daß Trübsal und Angst über alle Seelen der Menschen kommen wird, die Böses tun (Röm. 6, 23; 2, 9). Laß niemand darüber im Ungewissen, was du nach dem Wort des Herrn unter den Gottlosen verstehst! Nenne das Ding beim rechten Namen! Was die Schrift eine Uebertretung nennt, nenne du nicht einen Fehltritt. Was die Schrift als fleischlich gesinnt sein verdammt, entschuldige du nicht als Schwachheit und Leichtsinn! Laß den, der sich auf sein bürgerliche Gerechtigkeit stützt, und den, der sich mit seiner äußerlichen Teilnahme am Gottesdienst tröstet, und den, der sich für gut hält auf Grund seiner natürlichen Gutmütigkeit und seines gefühlvollen Herzens, mit Hilfe des Wortes, das durchdringt wie ein zweischneidiges Schwert, verstehen und verspüren, daß er doch ein gottloser Mensch ist, wenn seine Gerechtigkeit ohne Gottesfurcht ist, und wenn sein Gottesdienst ohne wahre Liebe zu Gott ist, und wenn seine natürliche Gutmütigkeit nicht von dem Heiligen Geist wiedergeboren und sein gefühlvolles Herz nicht durch den Glauben an Christi Blut gereinigt ist. Und redest du von dem Tode als dem Sold der Sünde, so rede so, daß die schlaftrunkenen Seelen geweckt werden können, so daß sie verstehen und zu ihrem Schrecken verspüren, daß du weder bloß einen leiblichen, zeitlichen Tod meinst, noch auch bloß eine minder vollkommene Seligkeit, ein minder erfreuliches Dasein nach dem Tode, sondern ein wirkliches Verlorensein, ein Fernsein von der allein beseligenden Gemeinschaft mit Gott, ein hoffnungsloses, grauenhaftes Bewußtsein davon, daß man in die äußerste Finsternis, wo Heulen und Zähneklappen ist, hinabgestoßen ist! Im Namen Christi sollst du sie warnen. Er ist die lebendige Wahrheit, dazu von Ewigkeit geboren und in der Fülle der Zeit in die Welt gekommen, daß er von der Wahrheit zeugte. Verheimlichst du irgend eine Wahrheit, die sündigen Menschen, um derentwillen er auf die Welt gekommen, zu wissen not tut, so bist du ein untreuer Zeuge, und dein Los wird das der treulosen Knechte sein, welche ihr Herr verstößt, ja

das Los der Totschläger (denn durch deine Vernachlässigung ging eine Seele verloren), und mit den Verlorenen aus deiner ehemaligen Gemeinde wirst du da zusammentreffen, wo gottlose Eltern und irregeführte Kinder, Verführer und die Verführten einander martern. Laß das nicht geschehen! Bezeuge treulich allen den Rat Gottes, daß du rein sein könnest von aller Blut (Act. 20, 26. 27)! Allein da du im Namen Christi warnen sollst und er nicht in die Welt kam, damit die Welt verdammt, sondern durch ihn selig würde, und da seine Augen weinten und sein Herz blutete aus Mitleid mit armen Sündern, so sollst du sündiger Mensch nicht mit stolzen Augen verächtlich auf dieselben herabblicken und mit kaltem oder mit Bitterkeit erfülltem Herzen ihr Todesurteil aussprechen. Gott will nicht, daß sie sterben sollen, sondern daß sie sich bekehren und leben. Aus innigem Mitleid mit ihrer großen Gefahr sollst du als sein Botschafter sie warnen vor dem Wege des Todes, worauf sie wandern. In der Hoffnung, daß ihre Rettung möglich ist durch den, der dich gerettet, sollst du suchen, sie auf den schmalen Weg zum Leben zu bringen. Wie kannst du auch anders, wenn dir selbst in Christo Erbarmung widerfahren ist! Wollen sie dich doch nicht hören, doch nicht Buße tun, doch nicht die Gnadenhand ergreifen, doch nicht glauben und sich retten lassen, so sollst du nicht um ihrer Widerspenstigkeit willen verloren gehen, denn als ein aufrichtiger und wackerer Zeuge hattest du sie gewarnt, solange es noch die angenehme Zeit des Herrn war.

Der Herr sprach endlich zu Ezechiel: „Wenn sich ein Gerechter von seiner Gerechtigkeit wendet und tut Böses, so werde ich ihn lassen anlaufen, daß er sterben muß. Denn weil du ihn nicht gewarnt hast, wird er um seiner Sünde willen sterben müssen und seine Gerechtigkeit, die er getan hat, wird nicht angesehen werden; aber sein Blut will ich von deiner Hand fordern. Wo du aber den Gerechten warnest, daß er nicht sündigen soll, und er sündigt auch nicht, so soll er leben, denn er hat sich warnen lassen, und du hast deine Seele errettet."

David war ein Gerechter, der im Fallstrick der Versuchung fiel, allein Nathan warnte ihn. Hiskias war ein Gerechter, welcher tat, was nicht recht war vor dem Angesichte des Herrn, allein Jesajas warnte ihn. Joas war ein Gerechter gewesen, der sich vom Wege seiner Gerechtigkeit wandte, allein Sacharja, Jojadas Sohn, warnte ihn (2. Sam. 12, 1 ff.; 2. Kön. 20, 14 ff.; 2. Chron. 24, 20). Von Nathan, Jesajas und Sacharja sollte Ezechiel und sollt auch ihr lernen, daß kein Gerechter, kein Bekehrter, kein Gläubiger über eine Warnung vor einem Fall und Rückfall erhaben ist, und daß ihr keineswegs die Warnung zurückhalten dürft in dem leichtsinnigen Gedanken, daß ein erweckter Christ keiner Warnung vor dem Wiedereinschlummern bedürfe oder daß der Herr es mit den Vergehungen seiner Kinder nicht so genau nehme, wie mit denen der Gottlosen. Durch geistliche Trägheit und Parteilichkeit für seine Glaubensverwandten kann solch ein leichtsinniger, ja unchristlicher

Gedanke sich selbst bei einem christlich gesinnten Pastor einschleichen. Allein ich bitte euch zu bedenken, daß einige, die im Geiste begannen, im Fleische endeten, und daß ihr als Boten Gottes nicht seine Kinder mit der Züchtigung des Wortes verschonen dürft, sintemal er gerade das Kind, welches er lieb hat, züchtigt. Ich bitte euch zu bedenken, ob es euch dienlich wäre, hier die Gunst eurer vom Glauben abgefallenen Freunde zu bewahren, die den Schein des göttlichen Wesens haben, allein die Kraft desselben verleugnen, da ihr dadurch Feinde Gottes würdet und dort zugleich mit ihnen seine Ungnade und Zorn erfahren würdet, weil ihr der Wahrheit nicht gehorchtet, sondern euch von der Ungerechtigkeit überreden ließet. Sollte es euch nicht dienlicher sein, lieber mit Paulus von den verblendeten Mitgliedern der Gemeinde für ihren Feind gehalten zu werden, weil ihr ohne Ansehen der Person ihnen die Wahrheit vorhieltet (Gal. 4, 16)? O möchten eure Herzen voll einer in Wahrheit priesterlichen Liebe sein, wie die war, aus welcher Paulus seiner korinthischen Gemeinde schrieb: Ich will aber ganz gern das Meine darlegen und selbst dargelegt werden für eure Seelen, wiewohl ich euch gar sehr liebe und doch wenig geliebt werde (2. Kor. 12, 15). Dann werdet ihr sowohl mit Ernst wie Milde die Gerechten vor Sünde und Rückfall so warnen, daß sicherlich sich doch etliche warnen lassen und dem Heiligen Geist Raum geben, und werdet so von der Rechtfertigung durch den Glauben predigen, daß aufrichtige Seelen davor zurückschrecken, auf Gnade zu sündigen, allein durch Jesum Christum tüchtig gemacht werden, um Früchte der Gerechtigkeit zu bringen, Gott zu Lob und Ehre. Würdest du nur ein einziges Gotteskind auf dem Wege der Heiligung und des Lebens erhalten und fördern, so hättest du doch nicht vergeblich gewacht und gewirkt, und deine priesterliche Liebe würde nicht unbelohnt bleiben. Wie selig ist es nicht hier schon jemand zu lieben und von jemand sich wieder geliebt zu wissen, für den man gern ein Werkzeug zum Heil der Seelen sein möchte, und der Herr gab seinen Segen dazu! Was kann ich euch daher Seligeres wünschen, als daß ihr mit den treuen Zeugen Gottes und mit den vielen Seelen, zu deren Rechtfertigung in Christo ihr gesegnete Rüstzeuge gewesen, einst möchtet nach der Auferstehung der Gerechten in der Stadt des lebendigen Gottes versammelt werden, welche Ezechiel im Geiste sah, und wovon ein anderer Prophet bezeugt, daß die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich leuchten werden (Dan. 12, 3). Amen.

Beichtrede.

P. Fritz Hahn.

Lukas 15, 1–11.

Zum öftern haben die Feinde Jesu mit ihren bösen Angriffen und argen Reden wider ihn ohne Wissen und Willen der Sache Gottes dienen müssen. So wurde der Hohepriester Kaiphas, ohne daß er's wußte, zum Propheten des Evangeliums, als er den Rat gab: „Es ist besser,

daß e i n Mensch sterbe für das Volk, denn daß das ganze Volk verderbe. So mußte Pilatus zum Werkzeug der ewigen Wahrheit werden, als er an das Kreuz das Urteil anheften ließ: „Jesus von Nazareth, der Juden König." — So dienten die Spötter unter dem Kreuz der ewigen Weisheit, als sie, die Köpfe schüttelnd, den Dulder verhöhnten: „Wie fein zerbrichst du den Tempel und bauest ihn in drei Tagen." — Und so sollten die Pharisäer und Schriftgelehrten, denen wir hier im Texte begegnen, gegen ihren Wunsch und Willen den Kern des ganzen Evangeliums aufdecken, als sie wider Jesum murrten: „Dieser nimmt die Sünder an!" — Sie wollten sich selber rechtfertigen und sie verurteilten sich; sie wollten den Heiland schmähen und sie verherrlichten ihn; sie wollten die armen Sünder betrüben, und sie sprechen ihnen den köstlichsten Trost zu. Wir aber preisen Gott, daß er die Feinde des Evangeliums zwingt, daß sie solche frohe Botschaft bringen müssen.

Dieser nimmt die Sünder an.

1. Wir legen zum ersten den Finger auf das Wort „S ü n d e r", und das nennt uns die Verlorenen, die gerettet werden sollen.

2. Sodann verweilen wir bei dem Wörtlein „d i e s e r", und das zeigt uns den barmherzigen Retter der Verlorenen.

3. Endlich betrachten wir das Wort „n i m m t a n", und das führt uns in die Liebesmühe des barmherzigen Retters der Verlorenen.

1.

„S ü n d e r", so urteilen d i e F e i n d e J e s u in ihrer harten Selbstgerechtigkeit.

„Sünder", so sagt auch d e r H e i l a n d in seiner herzlichen Barmherzigkeit.

„Sünder", so seufzen auch d i e a r m e n V e r l o r e n e n selbst in ihrer tiefen Not.

J e s u s z i e h t d u r c h d i e L a n d e! Wen ruft er zu sich? Die Zöllner und Sünder, die sich nicht satt hören können an seinem milden Evangelium: „Des Menschen Sohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist." Die Pharisäer, die Feinde der Gnade, sagen mit scharfem Urteil: Ja Sünder sind's, offenbare Sünder; Menschen, der Dieberei überführt, mit Ehebruch befleckt, durch Vermengung mit den Heiden unrein geworden — der Auswurf der Menschheit! — So die Feinde der Gnade damals, und die Pharisäer von heute? Es ist viel Strauchelns und Fallens, aber der Hände sind wenige, die aufhelfen wollen. Der verlorenen Söhne und Töchter gibt's genug und viele, die sich auf den Kirchenbänken breit machen, sehen mit Schadenfreude auf sie. Wie suchen sie, die Tugendhelden, die Armen zu ganz besonderen Sündern zu stempeln, an denen alle Hilfe umsonst ist! Wie lang wird der zeigende Finger, wie spitz die stechende Zunge, wie scharf das verletzende Wort: d e r S ü n d e r d a!

J e s u s z i e h t d u r c h d i e L a n d e! Mit wem macht er

sich zu schaffen? Er selbst in seiner herzlichen Barmherzigkeit sagt euch: „Sünder sind's." Aber wie ganz anders meint er's! Jesus sieht mit erbarmungsreichem Liebesblick nur herzzerreißendes Elend, das zum Himmel schreit. Er sieht in den Ausgestoßenen das verlorene Schaf, den verlorenen Groschen. Das Schaf stellt die Seele in ihrer Hilflosigkeit dar. Die Hilflosigkeit der Elenden jammert ihn. Die irrende Seele hat sich aus der himmlischen Heimat verlaufen und ist den Gefahren der wüsten Welt preisgegeben: dem Satan, der wie ein brüllender Löwe sie zu verschlingen sucht; den Versuchungen, die wie Giftschlangen ihr nach dem Leben stehen; den Sorgen, der Verzweiflung, die wie Wölfe und Raubvögel ihr nachjagen; den Todesnöten, die sie wie Dornen gepackt haben. Und das Bild vom verlorenen Groschen? Jesus sieht in dem verlorenen Sünder auch den Wert einer Menschenseele. Gottes Hand hat sein Bild in die Menschenseele gezeichnet, und nun ist es entstellt, verwischt, unkenntlich. Ihm will sein Herz brechen ob der Inschrift, die Gottes Hand unter dieses Bild gesetzt: Gottes Kind; und nun ist das Wertzeichen bedeckt mit Sündenschmutz, unleserlich. Doch, du verlorenes Schaf, wie weit du auch verirrt bist, Jesus will dein Retter werden. O du kostbare Münze, wie du auch aussehen, wie tief in der Verlorenheit du auch stecken magst, Jesus will dich suchen und du wirst gefunden werden! Das sind die Sünder in Jesu Augen.

Jesus zieht durch die Lande! Wer naht sich ihm? Sie selber seufzen in ihrer tiefen Not: Sünder, arme Sünder! Wir glaubten, wir lebten, aber wir haben nur den Namen davon, in Wahrheit sind wir tot. Wir dachten, wir wären auf dem rechten Wege, aber nun sehen wir's, es ist ein Irrweg. Wir meinten, wir hätten Frieden mit Gott und uns selbst, aber es ist ein falscher Friede und unsere Ruhe erlogen; wir hielten uns für rechtschaffen vor Gott und Menschen, aber vor dem Spiegel des göttlichen Wortes ist es uns klar geworden, daß wir sündig, ach wie sündig sind. Und darum sind wir so trostlos und verzagt und suchen nach einem Manne, der uns unsere Sünden abnimmt und unsere Schuld durchstreicht. Und nun haben wir ihn gefunden. Dieser Jesus nimmt die Sünder an! Das sind ja wir! Das trifft ja uns! O seliges Finden, nun ist unsere totkranke Seele genesen.

2.

Dieser nimmt die Sünder an!

„Dieser", so sagen die Feinde Jesu und verdammen ihn damit.

„Dieser", sagt auch Jesus selbst und legt dabei die Hand auf sein liebevolles Heilandsherz.

„Dieser", sagen auch die armen Sünder und das klingt wie lauter Halleluja.

Jesus zieht durch die Lande! Und tausend Stimmen rufen vor ihm her: Der verheißene Retter ist da! Mich hat er

sehend gemacht, mir hat er das Ohr aufgetan, mich hat er vom Aussatz befreit, mir hat er die Zunge gelöst, mir hat er den Sohn wieder lebendig gemacht, mir die Tochter vom Sterbebett erstehen lassen, uns den Bruder aus dem Grabe ins Leben zurückgerufen, mir hat er den Frieden des Herzens wiedergegeben, und zwar mit einem Wort. Aller Augen sehen auf ihn, auch die Pharisäer, und sie erwarten, daß er das verfallene Reich Davids wieder bauen soll. Anstatt dessen verliert er seine Zeit mit Zöllnern und Sündern, dem Abschaum der Völker! Da schütteln sie die Köpfe über ihn und zeigen mit Fingern auf ihn: „dieser" — „dieser" — „dieser" will der Messias sein. Sein Verkehr mit den Zöllnern und Sündern ist ihnen so verhaßt, daß sie alle seine Zeichen und Reden vergessen und ihn samt der verächtlichen Gesellschaft abtun: dieser — dieser!

Jesus geht durch die Lande! Und wo er Mühselige und Beladene antrifft, da spricht er: Ich will Retter sein. Während die Führer des Volkes von einem Messias träumen, der Kronen trägt und Kronen verteilt und die Feinde Israels danieder wirft, wird in Jesu Seele ein anderes Bild lebendig, das Bild vom guten Hirten, der das Verlorene sucht und wiederbringt, das Bild der treuen Hausmutter, die nicht eher ruht, bis sie die Zehnzahl ihrer Groschen wieder voll hat. Während die Pharisäer ihre ganze Verachtung in das Wort „dieser" legen, fühlt Jesus, wie um seiner Sünderliebe willen das Auge seines himmlischen Vaters mit der Sonnenglut der Liebe auf ihm ruht und wie ein seliges Echo zieht es durch seine Seele: „Dieser ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe."

Jesus zieht durch die Lande! Und auch die armen Sünder sprechen: Ja dieser allein nimmt uns an! Wir klopften in unserer Verlassenheit bei einem Manne an, der in dem Rufe stand, ein bekehrter Gottesmann zu sein, aber er schlug uns die Tür wieder zu und schalt uns: erst bessert euch und dann kommt wieder. Wir klopften bei einem anderen an, der ein Tugendleben führt, aber er wies uns ab: Warum habt ihr gesündigt! Geschieht euch schon recht! Wir wandten uns an den Priester und riefen: Mann Gottes, hilf uns! Aber er sprach: Ich kümmere mich nur um solche, die zu meiner Gemeinde gehören. Macht, daß ihr fortkommt! Und so gingen wir von einem zum andern, aber alle wiesen uns ab. Da kamen wir zu Jesus und der sprach: Kommet zu mir, ich will euch erquicken. O welch ein Friedensstrom ging durch unsere Seele! Wie eine Zentnerlast fiel es von unserm Gewissen. Da jubelten wir unter Tränen: Dieser, dieser allein ist es, dieser nimmt die Sünder an, auch uns hat er angenommen. Halleluja, Halleluja!

3.

Dieser nimmt die Sünder an!

„Er nimmt die Sünder an," so ärgern sich die Feinde des Herrn.

„Ja, ich nehme sie an," so spricht Jesus, „denn das ist meine Sendung."

„O wohl uns, er nimmt die Sünder an," so frohlocken die Geretteten, rühmen die Himmel, preisen die Engel.

Jesus zieht durch die Lande! Als ihn die Pharisäer von allerlei Sündern umringt sehen, können sie das Murren nicht unterdrücken. Seht, er reicht ihnen die Hand, diesen verworfenen Kreaturen, er spricht ihnen freundlich zu, ja ladet sich bei ihnen zu Gaste. Anstatt sie zu strafen, tröstet er sie. Das kann nicht der Messias sein, der Heilige in Israel! Nimmermehr!

Jesus zieht durch die Lande! Unbeirrt durch den Groll seiner Feinde, läßt er sich die Sünder nicht nur gefallen, sondern er gibt sich sogar Mühe um sie, wie ein Hirte um ein entlaufenes Schaf, wie die Hausmutter um den verlorenen Groschen. Er achtet nicht des Abgrunds, nicht der brüllenden Löwen; er steigt in den Staub der Arbeit, ob auch der Schweiß wie Blutstropfen von seiner Stirne rinnt, er beugt sich unter den Zorn Gottes, ob auch seine Seele zittert; er nimmt die ganze Last auf sich, ob er auch unter dem Kreuz zusammenbricht, er steigt hinab in das entsetzliche Dornengewirr, ob sie auch sein Haupt blutig zerreißen: er will um jeden Preis der gute Hirte sein, der sein Leben für die Schafe läßt. — Ja er zündet das helle Licht des Evangeliums an, er fegt bald mit sanftem Säuseln, bald mit mächtigem Geisteswehen das Haus, um den verlorenen Groschen wieder zu finden.

Jesus zieht durch die Lande! Wenn sich eine Seele von ihm finden läßt! O welch eine Freude im Heilandsherzen Jesu! Das Schaf gerettet, der Groschen gefunden! Freuet euch mit mir, alle die ihr mich liebt! Da tritt wohl ein Vater hinzu und schließt den verlorenen Sohn in die Arme; da kommt eine Mutter und drückt ihre gefallene Tochter ans Herz; da kommt vielleicht ein Freund und drückt dir tief bewegt die zitternde Hand; da kommt auch der Seelsorger und segnet die Stunde, wo er sein Konfirmandenkind endlich wieder bei Jesus sieht. — Und ein Freuen geht durch die Himmel! Es freuen sich die Patriarchen, daß die Seele nach Kanaan gekommen ist, es freuen sich die Propheten, daß ein Menschenkind den Messias gefunden; die Apostel, daß das Blut des Lammes seine Kraft bewährt hat; es freuen sich die Engel mit hellem Halleluja, daß wieder ein Sünder durch Jesu Gnade gerettet ist. Und der Geist Gottes läßt die Harfen rauschen, und Christus hält die Krone des Lebens bereit und Gott der Vater tut sein weites Herz auf, die gerettete Seele darin aufzunehmen! Halleluja! Amen!

Predigtentwürfe.

Von P. Fr. Hahn.

Luk. 10, 23–37.

Sehr viele Menschen sind der Meinung, die Seligkeit sei für jedermann eine ausgemachte Sache. Warum also darum sorgen? Steht nicht geschrieben: Gott will, daß allen Menschen geholfen werde?

Warum sollte er mit diesem oder jenem eine Ausnahme machen und ihn nicht selig werden lassen? Daß aber die Fortsetzung des Spruches lautet: „— und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen“ — übersehen sie. Das Seligwerden ist durchaus nicht eine ausgemachte Sache für jedermann, erfordert vielmehr eine gründliche Erkenntnis. „Schaffet, daß ihr selig werdet mit Furcht und Zittern!“ mahnt der Apostel mit heiligem Ernst. Darum tut es not, beizeiten den gewissen Weg zum ewigen Leben zu finden. Aber wer bringt uns auf den gewissen, sichern Weg zum Leben? Das vermag einzig und allein nur der, der von sich selber sagen konnte: „Ich bin der Weg!“ und abermals: „Ich bin die Tür!“ Jesus Christus, der vom Himmel zu uns ist herniedergekommen und wiederum in die Herrlichkeit Gottes zurückgekehrt ist, darf sprechen: „Niemand kommt zum Vater, denn durch mich!“ Auf Grund des Textes sei der Gegenstand unserer Andacht:

„Der Weg zum ewigen Leben“

1. scheinbar ein doppelter Weg;
2. in Wahrheit ein einziger Weg.

1.

Die 70 Jünger, die Jesus vor sich hergesandt hat, sind zu ihm zurückgekehrt. Sie freuen sich ihres Erfolges, besonders aber darüber, daß auch die unsauberen Geister ihnen untertan waren. Jesus freut sich mit ihnen, aber um ihrer Freude die rechte Richtung zu geben, spricht er zu ihnen: „Freuet euch vor allem darüber, daß eure Namen im Himmel angeschrieben sind! — Was hat diese armen, ungelehrten Leute so groß gemacht in Gottes Augen? Der Grund ist: sie sehen Jesum. Aber macht es das Sehen? Haben ihn nicht manchen Tag viele gesehen, auch Pharisäer und Sadducäer? — Sie haben ihn mit anderen Augen gesehen als diese. Sie sehen in ihm ihren Heiland. Sie haben ihn mit begnadigten Augen gesehen und mit begnadigten Ohren seine Reden gehört, sie haben erkannt und geglaubt: „dieser ist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.“ Darum sind sie dem Zuge ihres Herzens gefolgt, sind in Lebensgemeinschaft mit ihm getreten und haben einen Herzensbund mit ihm geschlossen, darum sind sie hochbegnadigt vor allen Königen und Propheten des A. T. In dem glückseligen Anschauen seiner liebwerten Person haben sie einen Vorschmack der zukünftigen vollendeten Seligkeit: „Selig sind die Augen, die da sehen, was ihr sehet! — Es gibt also keinen anderen Weg zur Seligkeit als ihn sehen, hören und annehmen im Glauben. Willst du Jesum sehen und hören, so lies die Evangelien. Lies sie unter dem Gebet: Erleuchte meine Augen! Präge sein Lebensbild in dein Herz und halte es darin fest bis zur letzten Stunde — dann lebst du selig und stirbst wohl. Der Weg zur Seligkeit ist der Weg des Glaubens.

Zeigt sich daneben nicht noch ein zweiter Weg? Der Herr hat

sich hingestellt als den alleinigen Weg zur Seligkeit. Daran nimmt ein Schriftgelehrter Anstoß. Er hält den *Weg des Gesetzes* für den allein richtigen zur Seligkeit. Diesen Weg hat Jesus übersehen. Darum fragt er: *Was muß ich tun?* Er will damit sagen: Dein Wort, daß der Glaube an dich allein selig macht, stimmt nicht überein mit der Forderung des Gesetzes, welches gewisse Werke von seiten des Menschen verlangt. — Der Herr durchschaut sofort, daß dieser Schriftgelehrte weniger ein *Suchender* als ein *Versuchender* ist und ihn zu einer Antwort nötigen will, aus welcher er ihn der *Gesetzesverachtung* überführen könne. Der Herr verweist ihn darum durch eine Gegenfrage *auf das Gesetz*, das ihm über das *Tun* die nötige Unterweisung gebe. „*Wie steht im Gesetz geschrieben?*" Der Schriftgelehrte gibt ihm zweifellos die richtige Antwort, indem er den *Kernpunkt* des ganzen Gesetzes hervorhebt: Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüte und *deinen Nächsten als dich selbst*. Jesus bestätigt die Richtigkeit seiner Antwort, indem er erwidert: „Tue das, so wirst du leben." Liebe Gott mit deinem ganzen Ich, das ist die Forderung des Gesetzes. Aber was kannst du *ihm* bieten? Darum verweist dich Gott an seine Kinder. Willst du ihm deine *Gegenliebe* beweisen, so liebe deinen *Nächsten*, denn er trägt Gottes Bild; auch der *Geringste* ist nach ihm geschaffen, auch der *Fremdeste* ist dir in Gott verwandt, auch der *Unwürdigste* von ihm geliebt und getragen. Wer kann es also leugnen: der Weg der Gesetzeserfüllung, der Gottes- und Nächstenliebe müßte selig machen. Das wäre also scheinbar ein anderer Weg zum Leben.

2.

Doch nein, die beiden Aussprüche des Herrn widersprechen sich nicht. Es gibt nicht zwei Wege zum Leben, zwischen denen der Mensch wählen könnte, den des Glaubens und der Gesetzeserfüllung. Es bleibt dabei: Es ist in keinem andern Heil! Der Herr hat zu dem Schriftgelehrten gesagt: Tue das, so wirst du leben. Aber sein eigenes Gewissen überführt ihn, daß er weder Gott *mehr als sich*, noch seinen Nächsten *wie sich selbst* geliebt hat. Aber anstatt seine Sünde und Ohnmacht demütig zu *bekennen*, sucht er sich selbst zu *rechtfertigen*; weil das Gewissen gegen *ihn* streitet, streitet er gegen das *Gewissen*, da er den *Heiligenschein* um sein Haupt verblassen sieht, wird er zum *Scheinheiligen*. Er fragt: Wer ist denn mein Nächster? Wer unter den vielen, die meine Nächsten zu sein vorgeben, ist der *Allernächste*, der meiner vollen Liebe und Barmherzigkeit *wert und würdig* ist? Wie bleibe ich vor dem Fehler bewahrt, meine Liebe an einen *Unwürdigen* zu verschwenden, der sein Unglück selbst *verschuldet* hat. Die Schuld des anderen wird ihm zur *Entschuldigung* ihm nicht zu helfen. An-

statt zu lieben um jeden Preis, richtet er, um sich um die Hilfe herumzudrücken. — Der Pharisäer soll daher zu seiner Beschämung selbst es aussprechen, daß jeder, den seine Hilfe erreichen kann, sein Nächster ist. Darum antwortet der Herr ihm mit dem köstlichen Gleichnis vom „barmherzigen Samariter“. In diesem enthüllt er dem kalten, herzlosen Schriftgelehrten den ganzen Umfang der Nächstenliebe, und als der Pharisäer widerwillig den verachteten Samariter als einen selbstlosen, wahrhaftigen Erfüller des Gebotes der Nächstenliebe hat erkennen müssen, wiederholt Jesus seine Mahnung: So gehe hin und tue desgleichen! Höre nun auf zu fragen, sondern fange endlich an, deine Liebe an jedem Menschen zu beweisen. Frage nicht: wer ist mein Nächster? sondern sieh dich um, wem du der Nächste werden kannst; und hilf ihm in seiner Bedrängnis mit solchem Mitleiden wie der Samariter, tue es unaufgefordert, ungesehen, schnell, gründlich, denke nicht, was ich begonnen, mögen andere vollenden, sei unermüdlich und unverdrossen und denke bei allem: in diesen ärmsten unter den Menschenkindern diene ich meinem Gott und meinem Helfer.

Wenn du das aber nicht fertig bringst, so liebevoll und selbstlos zu sein, dann komm zu mir und bekenne deine Sünde und Ohnmacht: Ja, Herr, das Gesetz ist heilig, recht und gut, aber ich bin fleischlich und unter die Sünde verkauft, ich kann es nicht erfüllen! Darum erbarme du dich meiner und hilf mir's erfüllen! Wenn du so im Glauben sprichst, sollst du aus dem Tode der Lieblosigkeit errettet werden und selig werden. Scheinbar gibt's zwei Wege zur Seligkeit, in Wahrheit aber nur einen, das ist der Glaube an Jesus.

Gal. 5, 16–24.

Der ganze Galaterbrief handelt davon, wie wir zu der seligen Freiheit der Kinder Gottes gelangen. Der natürliche Mensch liegt ja in den Banden der Sünde, „er ist fleischlich und unter die Sünde verkauft.“ Aus dieser für ein Kind Gottes — denn alle Menschen sind Kinder Gottes, wenn auch verlorene Kinder — unwürdigen Knechtschaft hat uns Jesus, durch sein unschuldiges Leiden und Sterben allerdings losgekauft — aber nur prinzipiell. Die Sache des einzelnen ist es, auf Grund der Erlösung, so durch Jesum Christum geschehen ist, nun auch wirklich die Freiheit anzutreten und im Glauben an Jesu Gerechtigkeit und Sieg die Sünde in sich zu bekämpfen und sich von ihr zu befreien. Von diesem uns verordneten Kampfe handelt unser Schriftabschnitt.

Auf zum Kampf gegen die Lüste des Fleisches.

1. Diese Aufforderung tut not, denn bei nicht erweckten Menschen gibt es keinen Kampf gegen die Sünde und ihre Äußerung, die böse Lust. Er hat solange der Sünde gedient, daß er selbst Sünde geworden ist, er hat die Lüste des Fleisches immer vollbracht von Jugend auf,

daß er selbst fleischlich geworden ist und die Sünde und Lust nicht mehr als Knechtschaft, als widernatürlichen Zustand empfindet, sondern als sein Lebenselement. Ausspruch des Sokrates: Der Mensch denkt, er sei frei, wenn er tut, was er will, wozu er gerade Lust hat. „Werke der Finsternis."

2. Gott aber gab den in der Sünde verlorenen Menschen nicht auf. Er wollte ihn retten. Dazu mußte er aber zunächst dem Menschen es fühlbar machen, daß er unfrei sei und unter einer ihm von Natur fremden Macht stehe, der er dienen müsse. Darum gab Gott das Gesetz, welches anknüpfte an das in jedes Menschen Herz beschriebene Gesetz des Gewissens, das aber in der Sünde erstorben war. Durch das Gesetz wurde das Gewissen lebendig und der Mensch veranlaßt, gegen die Sünde und die Lüste des Fleisches anzukämpfen.

3. Mit den besten Vorsätzen und frohem Mute ging er an diesen Kampf, aber bald mußte er seine Ohnmacht einsehen. Je mehr er kämpfte, desto mehr fühlte er seine Ketten. Er machte die Erfahrung: Wollen habe ich wohl, aber vollbringen das Gute finde ich nicht. Das Gute, das ich will, tue ich nicht, aber das Böse, das ich nicht will, das tue ich. O ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes! Die Sehnsucht nach einem Heiland, nach einem Führer in diesem Kampf erwachte in ihm.

4. Diese Sehnsucht wurde erfüllt. Jesus, der Sohn Gottes, kam vom Himmel auf die Erde, er erwählte eine Anzahl Jünger und lehrte sie Gottes Wort und zeigte ihnen, wie man leben und kämpfen müsse. Er war nicht fleischlich, obwohl er im Fleische wandelte, sondern wandelte im Geiste und brachte hundertfältige Geistesfrucht. Und zuletzt erlitt er den Tod, unschuldig, und kaufte uns damit aus der Macht der Sünde los. Allen Menschen hat er die Freiheit erworben, alle wurden aus der Leibeigenschaft der Sünde erlöst. Nun hatte die Sünde keine Macht über die Menschen mehr, es sei denn, daß sie es vorzogen, freiwillig darin zu bleiben oder in sie zurückzukehren.

5. Wer aber frei werden wollte, der hatte nun einen Führer an Jesus. Wenn er ihm nachfolgte und angehörte und wie er im Geiste wandelte, war ihm der Sieg gewiß. Nun vollbrachte er nicht mehr die Lüste des Fleisches, sondern war imstande, sein Fleisch zu kreuzigen samt den Lüsten und Begierden.

6. Ja noch mehr. Je mehr es ihm gelang in Jesu Nachfolge und Geist das Fleisch zu töten, um so mehr gelang es ihm auch positiv Gutes zu tun, d. h. wie Jesus auch Früchte des Geistes zu bringen. Das Gesetz war für ihn abgetan, denn er kämpfte und siegte ja, er hatte Jesum gefunden und folgte ihm nach. Das äußerliche Gesetz brauchte er nicht mehr, sein Gewissen ist stark genug, ihn zu leiten und zu führen. O seliger Kampf! O herrlicher Sieg! Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum.

Luk. 14, 1–11.

Unser Evangelium führt uns heute in das Haus eines Pharisäers. Es ist Sabbat, und der reiche Hausherr hat seine Freunde und Verwandten geladen, den Ruhetag mit ihm in festlicher und fröhlicher Weise zu feiern. Unter den Gästen ist auch Jesus und seine Jünger. O selig Haus, wo man dich aufgenommen! so sprechen wir bei diesem Anblick. Wie glücklich wären wir, wenn wir den Herrn einmal an unserm Tische haben könnten! Aber hier in des Pharisäers Haus ist wenig von dieser Freude zu merken. Es scheint mehr, als habe der Gastgeber den Herrn geladen, nicht um ihn zu ehren, sondern um seinen Gästen den berühmten Mann zu zeigen und so sie recht gut zu unterhalten. Auch wollte er dem Heiland bei der Gelegenheit eine Falle stellen, um ihn vor recht vielen Zeugen als Sabbatschänder zu entlarven. Darum hatte er einen wassersüchtigen Menschen bestellt und recht auffallend an der Eingangstür postiert, so daß Jesu Augen auf ihn fallen mußten. Und alle die Gäste hielten auf ihn, d. h. sie lauerten auf den Augenblick, wo Jesus den Kranken erblicken würde, doch Jesus durchschaute ihre Absicht. Er wendet sich daher zu den Gästen und fragt sie: „Ist es auch recht, auf den Sabbat heilen?" Sie aber schwiegen stille. Hätten sie nämlich „ja" gesagt, dann hätten sie sich ja selbst ihr Spiel verdorben. „Nein" wollten sie aber auch nicht sagen, denn ihr Gewissen war durch Jesu Frage geweckt worden. Keine Antwort ist aber auch eine Antwort. Jesus sieht sie traurig und vorwurfsvoll an wegen ihrer Herzenshärtigkeit und heilt den Kranken durch die bloße Berührung mit seiner Hand. Dann aber sprach er: Ihr geistlich Hochmütigen, mich haltet ihr jetzt für einen Sabbatschänder, weil ich diesen Unglücklichen gesund gemacht habe, ihr aber tut dasselbe, wenn euch ein Ochse in den Brunnen fällt. Ihr findet es ganz in der Ordnung, das unvernünftige Vieh am Sabbat zu versorgen und zu retten, mich aber tadelt ihr, weil ich einen Menschen, nach dem Bilde Gottes gemacht, geheilt habe? Ihr Heuchler!

Keiner wagte es, dem Herrn zu widersprechen. Ihr eignes Gewissen zeugte wider sie. Daher sind alle froh, daß jetzt gemeldet wird, daß angerichtet sei. Und wieder tritt der Hochmut der Gäste häßlich hervor. Nach pharisäischer Sitte wurde der Ehrenplatz dem Frömmsten zu teil, die Tischordnung wurde nach der Frömmigkeit gemacht. Nun hielt sich jeder für frömmer als der andere und wollte obenan sitzen. Jesus sieht dies Drängen und Gieren nach Ehre und strafend warnt er sie vor solchem Tun. Nicht nach Ehre vor den Menschen, sondern nach Ehre vor Gott sollten sie trachten. In Gottes Augen gelte aber nur Demut und Bescheidenheit. Jede Art Hochmut, besonders geistlicher, sei ihm verhaßt. Denn in seinen Augen sei niemand rein. „Wer sich selbst erhöhet, soll erniedrigt werden, und wer sich selbst erniedrigt, der soll erhöhet werden."

Zu unserer Demütigung laßt uns daher:

„den geistlichen Hochmut und seine charakteristischen Merkmale"
betrachten.

1. Der geistliche Hochmut will immer ein Frömmigkeitsgesetz aufstellen — das bloße Gotteswort genügt ihm nicht — dessen Befolgung Anspruch auf den Namen eines „Frommen" gibt, dessen Nichtbefolgung aber bei ihnen in den Ruf eines Gottlosen bringt. Während nach der Lehre der Schrift nur der Glaube an Gottes Wort selig und gerecht macht, legten die jüdischen Pharisäer das Hauptgewicht auf den Sabbat, das Gebet, den Zehnten; die katholischen Pharisäer halten Armut, Ehelosigkeit und blinden Gehorsam für wichtiger und für ein Zeichen höherer Frömmigkeit als den Glauben; viele Methodisten halten jeden für verloren, der kein Temperenzgelübde abgelegt hat, viele Lutheraner sehen in jedem Logenbruder einen Ketzer und Heiden, manche Theologen halten Leute, die nicht an eine absolute Prädestination glauben oder die über die Entstehung des Pentateuchs eine andere Meinung haben, für „ungläubig" und „negativ". Andere richten ihre Brüder, weil sie nicht an die sog. Verbalinspiration der ganzen Bibel glauben u. s. w. Und doch ist alles Richten nur ein Zeichen des geistlichen Hochmuts, der in ihren Seelen wohnt.

2. Die Folge davon ist, daß der geistliche Hochmut alle anderen mit scharfem Auge beobachtet, ob sie auch das von ihnen aufgestellte Frömmigkeitsgesetz genau halten. Jene Pharisäer hielten auf Jesus, ob er den Wassersüchtigen heilen würde. So machen es auch die heutigen Pharisäer. Einer lauert dem andern auf, selbst ganze Synoden verketzern und exkommunizieren sich! Wie abscheulich! Gott verzeiht aber leichter einen Fehler in der Lehre, als die lieblose Verurteilung eines andern.

3. Daher sehen wir es oft, daß die Pharisäer aller Zeiten ihrem Frömmigkeitsgesetz zuliebe sogar Gottes Gebote außer acht lassen. Die Summe aller Gebote ist aber „Liebe." Wie geht's oft in christlichen Anstalten und Synoden zu! Vor lauter Frömmigkeit hassen sich die Brüder und machen sich das Leben zur Hölle. Einer will dem andern Fehler nachweisen und sich selbst ins beste Licht stellen. O wie verächtlich! Wer Jesu Liebe im Herzen hat, der sucht über die Fehler des Nächsten den Mantel der Liebe zu decken, der hat Geduld und Nachsicht mit seinen Schwächen und sucht alles zum Besten zu kehren.

4. Dagegen macht man die Erfahrung, daß die Pharisäer aller Zeiten augenblicklich bereit sind, ihr Frömmigkeitsgesetz zu brechen, sobald ihr eigner irdischer Vorteil ins Spiel kommt. Fällt ihr eigner Ochse in den Brunnen, dann ziehen sie ihn sofort heraus, ob's Sabbat ist oder nicht. Mancher redet darüber, wenn andere am Sonntag arbeiten, bei drohendem Wetter fährt er aber selber ein. Mancher verachtet seinen Bruder, wenn er, um seine Familie vor der

dringendsten Not zu schützen, sich einem Unterstützungsverein anschließt, er selbst aber versichert sein Leben auf viele Tausende.

5. Doch die Ehre wollen sie haben! Jeder will obenan sitzen. Der geistlich Hochmütige meint Anspruch auf besondere Ehre und Hochachtung von seiten anderer zu haben. Wer 12 Dollars Gemeindebeitrag gibt, will vom Pastor mehr geehrt werden als wie der, der wegen seines Alters oder seiner großen Familie nur 6 oder 8 Dollars zahlen kann. Wahrlich, er hat seinen Lohn dahin. Sobald du das, was du getan oder gegeben, überhaupt nur erwähnst, auch nur vor dir selber, ist der Segen fort. Sobald deine Wohltat in der Zeitung steht, streicht Gott sie aus dem Buch des Lebens aus. Sprichst du von dir selber, so hast du deine Ehre dahin und droben keine mehr zu erwarten. — Je weniger du dagegen aus dir selber machst, um so höher bist du geachtet in Gottes Augen. Darum bekämpfe das Gefühl in dir: Ich möchte mehr als die andern, ich möchte der erste sein. Wer sich selbst erhöhet, der wird erniedrigt werden, und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöhet werden.

Zur "Christian Science."

Die Sache der sogenannten "Christian Science" bewegt die Gemüter vieler immer noch. Hie und da werden Körnchen der Wahrheit so mit der Lüge vermengt, daß manche Herzen beirrt werden und das Ganze für Wahrheit halten. Die mit etwas Wahrheit vermengte Unwahrheit wird leichter gefährlich, als die nackte Lüge, gerade wie das mit Zucker versetzte Gift schneller einen Mißgriff ermöglicht, als dasjenige, welches durch seine Bitterkeit sich sogleich verrät. Dr. Munhall führt etliche Irrtümer der Christian Science-Leute an, welche wir in folgender Uebersetzung wiedergeben.

„Es ist zur Genüge klar, daß die Anhänger der sogenannten Christian Science das Wort Gottes betrüglich auslegen und die Schrift nach ihren eigenen Herzen drehen, denn sie verneinen jede Fundamental-Lehre der Bibel. Laßt mich diese Angabe beweisen.

1. Sie leugnen einen persönlichen Gott. „Gott ist Geist (mind). Er ist göttliches Prinzip, nicht Person." — Science and Health, S. 377.

2. Sie leugnen einen persönlichen Christus. „Unsere Kirche ist auf Christus erbaut, nicht einer Person, aber dem Prinzip, daß Christus gesagt, daß er der Weg, die Wahrheit und das Leben sei. Christian Science ist der Weg" (dies ist Lästerung) „und dessen Grundlagen sind ewig." — Science and Health, S. 152.

3. Sie leugnen einen persönlichen Heiligen Geist. „Der Heilige Geist ist göttliche Wissenschaft." — Science and Health, S. 151.

4. Sie verleugnen einen persönlichen Menschen. „Eine Illusion." (S. 183.) „Es gibt keine Materie." S. 147.

5. Sie leugnen die Tatsache der Sünde. „Alles ist gut; es gibt kein Böses." — S. 147. Daher, was man auch tut, ist recht!

6. Sie leugnen die Vergebung der Sünde, „Gott, der da Leben, Wahrheit und Liebe ist, vergibt nie Sünden." — S. 150.

7. Sie leugnen, daß Christus im Fleisch erschien. „Ein Irrtum des persönlichen Glaubens; eine Illusion; ein Glaube, daß das, was man Materie nennt, Empfindung habe." — S. 183. Dies letztere ist eine Gestalt des Antichrist; man lese 1. Joh. 4, 3 und 2. Joh. V. 4.

So weit Dr. Munhall. Laßt uns an einem persönlichen, dreieinigen Gott festhalten, der die Sünde straft, aber in Christo Jesu Gnade vor Recht ergehen läßt, und bitten, daß er uns diese Gnade bewahren wolle.

(Ref. K.-Ztg.)

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Die Evang. Gemeinschaft beginnt ihre 23. Generalkonferenz am 1. Oktober 1903 in Berlin, Ont., Canada. Der „Chr. Botsch." schreibt davon: „Auf Einladung von Br. L. J. Breithaupt, gewesenem Parlaments-Mitgliede, hin wird der Premier von Ontario, der Achtb. J. W. Roß, am Donnerstagnachmittag eine Bewillkommnungsrede halten. Herr J. Eden, Mayor von Berlin, wird im Namen der Stadt, und Br. L. J. Breithaupt im Namen der Gemeinden Berlin und Waterloo die Delegaten willkommen heißen. Zu diesen Eröffnungsversammlungen wie zu den Sitzungen der Generalkonferenz überhaupt, sind unsere Freunde von Berlin und Umgegend, sowie alle Besucher freundlichst eingeladen.

Die Canada-Synode des Generalkonzils versammelte sich anfangs Juni in Conestoga, Ont. Von 40 Pastoren waren 28 erschienen und aus 40 Parochien nur 17 Laiendelegaten. Zehn Missionsdistrikte sind im verflossenen Jahr mit $1980 unterstützt worden. Den Lehrverhandlungen lagen Thesen über die Kirche zu Grunde. Die zehnte These lautete: „Zur Erlangung der Seligkeit ist unbedingt nötig die Zugehörigkeit zur sichtbaren Kirche (sofern man nicht eine besondere Kirchengemeinschaft darunter versteht), sie ist relativ notwendig als ein Bekenntnis und weil außer dem Haufen der Berufenen keine Auserwählten sind." Die Synodalgewalt betreffend wurde folgende These angenommen: „Die Synode hat ihren Gemeinden zu dienen; sie ist keine Kirchenobrigkeit mit zwingender Gewalt in dem Sinne einer weltlichen Obrigkeit, doch sind ihre Beschlüsse, geboren aus dem Motiv der Freiheit und des Ordnungssinnes der Vertreter der Gemeinden, bindend für alle Gemeinden, so lange sie im Synodalverband verharren."

Die Zentralkonferenz amerikanischer Rabbiner hat in Detroit beschlossen, den jüdischen Sabbat beizubehalten, obwohl sich eine starke Strömung dafür geltend machte, aus praktischen Gründen die Feier auf den Sonntag zu verlegen. Doch blieb schließlich das Reformelement in der Minderheit, und nach achtstündigem Redekampf wurde folgender Antrag von Dr. Silvermann angenommen: „Die Konferenz erklärt sich für Beibehaltung des historischen Sabbats als einer Fundamentalinstitution der jüdischen Religion, verpflichtet sich, keine Mühe zu scheuen, um eine bessere Observanz des Sabbattages herbeizuführen, und beauftragt das Exekutivkomitee ein Spezialkomitee zu ernennen, welches der praktischen Ausführung dieser Ideen näher treten soll."

„Elias" Dowie hat es nun ernstlich auf New York abgesehen. Er hat den dortigen Madison Square-Garden auf zwei Wochen gepachtet und wird mit einem großen Kirchenchor und etwa hundert Beamten seines Zions vom 18. Oktober bis 1. November eine große Mission veranstalten. Es werden Vorbereitungen zur Unterbringung von 1000 Mitgliedern Zions in New York getroffen.

Für neue Kirchbauten bringt das amerikanische Volk jährlich

gegen $40,000,000 auf, und für jeden Tag im Jahre werden von 12 bis 15 neue Kirchen gebaut und eingeweiht.

Das Jahrbuch der Christlichen Jünglingsvereine berichtet 323,224 Vereine für die Ver. Staaten — eine Zunahme von 54,747 Vereine über das Vorjahr. Die „Association" besitzt Gebäude im Werte von 24 Millionen Dollars. Dieselbe beschäftigt nicht weniger als 1612 Sekretäre.

Abendmahlskelch. Gegen das Trinken aus einem Kelche beim Abendmahl pflegt man die Gesundheitslehre ins Feld zu führen. Wie inkonsequent und töricht dies ist, zeigt ein Gutachten der theologischen Fakultät von Mount Airy, aus welchem das „Luth. Kirchenblatt" folgendes mitteilt: „Bewiesen sei bis jetzt nicht ein einziger Fall von Ansteckung oder Krankheitsübertragung durch den Abendmahlsgenuß; ebenso wenig als Trunksucht einzelner auf den Genuß von Wein im Abendmahl zurückgeführt werden könne. Die moderne Bazillenfurcht beim Abendmahlsgenuß beruhe nur auf Hypothesen. Würde man im alltäglichen Verkehrsleben dieselben Vorkehrungen treffen wollen, die man für den Abendmahlsgenuß vorschlage, so käme man auf ein undurchführbares Isoliersystem. Wir führen in überfüllten Straßenbahnwagen, in denen oft eine entsetzliche Atmosphäre herrsche, wir täten das vierzehnmal in der Woche und weigerten uns nun, ein- bis viermal im Jahre den Kelch an die Lippen zu setzen. Unser Publikum trinke den ganzen Sommer hindurch Sodawasser aus oft nachlässig gespülten Gläsern, vielleicht aus nie gereinigten. Was für Wasser befinde sich in den Schüsseln, in denen diese Sodawassergläser abgespült werden, Dutzend nach Dutzend? Man tränke da das ganze Glas leer, aber weigere sich, einen Schluck Abendmahlswein aus dem gemeinsamen Kelch zu genießen. Wir gingen in Gasthäuser, äßen da von Tellern, die andere berührt, tränken aus Tassen, die eben noch der schwarze Aufwärter in der Hand gehabt; das alles ohne den geringsten Gedanken an Gefahr. In den Schulen tränken die Kinder aus einem Becher, und in den Bahnhöfen komme der Becher am Eiswasserbehälter nie zur Ruhe." — Das Abendmahl ist und heißt Kommunion. Und symbolisiert wird diese Tatsache gerade auch durch das Trinken aus einem gemeinsamen Kelche. Diese Symbolik sollte einer törichten Bazillenfurcht nicht zum Opfer fallen. (L. und W.)

Die Fakultät des theolog. Seminars zu Philadelphia hat auf Ersuchen der Pennsylvania-Synode im Mai d. J. ein Gutachten veröffentlicht, das diesen Gegenstand behandelt. Es wird darin etwa folgendes gesagt:

Die Frage des individuellen Abendmahlskelches gehört zum Unwesentlichen im Sakrament; dasselbe wird durch die Veränderung in der Austeilung nicht zerstört. Trotzdem ist es keine geringfügige Sache. Die vorgeschlagene Aenderung widerspricht der Praxis der ganzen Kirche seit der Einsetzung Christi, wo immer man den Laien den Kelch nicht entzogen hat; und kein Pastor oder einzelne Gemeinde sollte darin eine Aenderung treffen, ohne Beratung und Zustimmung der Synode. Obgleich im heil. Abendmahl jedes Individuum persönlich der Sündenvergebung versichert wird, so soll doch die Kommunion die gläubigen Kinder Gottes nicht voneinander trennen, sondern miteinander vereinigen. Als Mittel (eig. pledge) solcher Union legt die lutherische Gottesdienstordnung besonderen Nachdruck auf den

Abendmahlskelch. — Das Prinzip ist nicht, daß notwendig die ganze Gemeinde auf einen Kelch beschränkt sein soll, sondern daß eine Anzahl Teilnehmer aus demselben Gefäß trinke, als ein Zeugnis des gemeinsamen Bandes, das sie in Seele und Leib vereinigt durch Teilnahme an demselben Herrn. Was sie anderswo sich weigern würden zu tun, das tun sie bereitwillig hier in Anerkennung der unaussprechlichen Liebe ihres Herrn zu ihnen und zu jedem, auch dem geringsten und gemeinsten ihrer Brüder.

Bezüglich des Einwands der Ansteckungsgefahr bildet die Liste von hunderttausenden von Abendmahlsfeiern, die jährlich in allen protestantischen Kirchen gefeiert werden, und das seit nahezu 400 Jahren, einen stärkeren Grund für Beibehaltung der Praxis, als alles, was man an wissenschaftlichen Gründen dagegen vorbringen mag.

Ueberhaupt hat wohl die verfeinerte Lebensweise der Gegenwart mehr mit der Sache zu tun als Gesundheitsrücksichten. Zugegeben muß werden, daß die Pastoren alle Vorsicht bei der Austeilung des Kelches anwenden und den Kelch rein halten sollten (fulfill every requirement suggested by regard for cleanliness and decency). Schon gewöhnliche Klugheit wird lehren, besondere Sorgfalt zu gebrauchen bei Kommunikanten, deren Teilnahme am heil. Abendmahl, sei es wegen Krankheit oder irgend einer anderen natürlichen Ursache, andere unwillig machen kann, nach ihnen am Kelch teilzunehmen.

Eine wichtige Entscheidung in Ehescheidungsangelegenheiten, wichtig genug, um auch hier verzeichnet zu werden. Unsere Bundesverfassung bestimmt, daß die amtlichen Handlungen eines Staates in jedem anderen Staate volle Geltung haben und als rechtsgültig anerkannt werden sollen. Auf der Basis dieser an und für sich ganz naturgemäßen und segensreichen Bestimmung hat sich nun unsere Ehescheidungsindustrie aufgebaut, die sich besonders in den beiden Dakotas zu einer hohen Blüte entwickelt hat. Man folgerte aus der angeführten Bestimmung, daß wenn ein Dakotaer Gerichtshof nach Erfüllung der Vorbedingung des sechsmonatlichen Aufenthaltes im Staate eine Ehe aufgelöst hat, diese Lösung auch in allen anderen Staaten Geltung haben müsse. Unter dieser Bestimmung ist besonders Süd-Dakota zum Wallfahrtsort aller geworden, die unter strengeren Gesetzen ihrer eigenen Staaten keine Scheidung erlangen konnten.

Süd Dakota machte indessen von der Anerkennung, welche andere Staaten seiner Ehescheidungs-Praxis zu teil werden ließen, einen so weitgehenden Gebrauch, daß die Sache sich nach und nach zu einem öffentlichen Gemeinschaden entwickelte. Dies führte naturgemäß zu einer Reaktion. In mehreren Staaten wurde die Gültigkeit der Süd Dakotaer Ehescheidungen angefochten und die Einwände wurden auch hier und da von den Gerichten der betreffenden Staaten aufrecht erhalten. Andere Gerichtshöfe verwarfen die Einwände wieder und die Konfusion wurde immer größer. Jetzt ist dieser Konfusion ein Ende gemacht und eine allgemein gültige Norm aufgestellt worden.

Die Gerichtshöfe in Massachusetts weigerten sich in allen Instanzen, eine in Süd Dakota ausgesprochene Scheidung als für Massachusetts gültig anzuerkennen. Die betroffene Partei gab sich damit nicht zufrieden, sondern appellierte auf Grund der Verfassungsbestimmung, daß Amtshandlungen eines Staates in jedem anderen Staate der Union anerkannt werden sollen,

an das Bundes-Supremegericht in der Erwartung, daß dasselbe das Vorgehen der Gerichtshöfe von Massachusetts als verfassungswidrig bezeichnen werde.

In dieser Erwartung hat man sich indessen getäuscht. Das Bundes-Supremegericht hat mit einer Mehrheit von drei aus fünf Richtern entschieden, daß ein „gesetzlicher Aufenthalt" in Süd Dakota, d. h. die von dem dortigen Gesetz geforderte sechsmonatliche Anwesenheit im Staate, als Berechtigungsbedingung der Scheidung kein bona fide Aufenthalt im Staate in dem Sinne sei, daß der Bewerber um die Scheidung dadurch seine Angehörigkeit in einem anderen Staate verliere, und das Bürgerrecht in Süd Dakota erwerbe. Eine unter dieser Bedingung erworbene Scheidung habe daher für andere Staaten nicht mehr Gültigkeit, als wenn der Applikant sein Scheidungsgesuch gestellt hätte, ohne überhaupt jemals im Staate Süd Dakota gewesen zu sein, oder ein Scheinrecht als Bürger erworben zu haben.

Diese Entscheidung bezieht sich nicht allein auf den speziellen Fall von Massachusetts, sondern hat allgemeine Geltung. Sie enthebt alle anderen Staaten ihrer angeblichen Verpflichtung, das Mißachten und Umgehen ihrer eigenen Gesetze durch und mit Hilfe der Behörden eines anderen Staates stillschweigend hinnehmen und sanktionieren zu müssen. Im Territorium Oklahoma haben die Gerichte bereits das Beispiel von Massachusetts befolgt und Süd Dakotaer Scheidungen ihre Anerkennung verweigert.

Voraussichtlich wird dies nun, nachdem eine rechte Basis für diese Weigerung von der höchsten gerichtlichen Autorität unseres Landes geschaffen ist, auch von den meisten anderen Staaten geschehen.

Der ganze Vorgang zeigt übrigens, zu welchen Auswüchsen und Unzulänglichkeiten das Fehlen eines gemeinsamen Ehe- und Scheidungsgesetzes für die ganzen Ver. Staaten führt und wird, wie zu hoffen ist, dazu beitragen, die Befürworter eines solchen Bundesgesetzes zu neuem Eifer in ihren löblichen Bemühungen anzuspornen. („Cin. Freie Presse.")

Ein kirchlicher Zensus. Der Zensus-Direktor North beabsichtigt, in nächster Zeit mit den Vorarbeiten für die Aufnahme eines speziellen Zensus der religiösen Körperschaften zu beginnen. Derselbe soll im allgemeinen ähnlich wie derjenige des Jahres 1890 durchgeführt werden, obschon Modifikationen eintreten mögen, um die Arbeiten rascher und eventuell mit Rücksicht auf manche Einzelheiten vollständiger zu gestalten. Die eigentliche Zensusaufnahme soll im Januar ihren Anfang nehmen. Der Zensus soll Statistiken über die Zahl der Konfessionen und Sekten, deren Mitgliederschaft, die Zahl der Kirchen und der vermieteten Kirchenstühle liefern; ferner Angaben über das Einkommen der Kirchengemeinden, über die Missionen, die Zahl der Waisen und Bedürftigen, welche von den Gemeinden, resp. Denominationen, unterhalten werden, über die Zahl der Geistlichen und deren Saläre, über den Wert des Kircheneigentums, die religiösen Zeitschriften und andere Dinge. Man erwartet, daß die Zensusaufnahme im Laufe von sechs oder acht Monaten nach Beginn derselben im nächsten Januar, beendet sein wird.

Das Vermögen der Lehranstalten in den Ver. Staaten. Präsident C. F. Thwing, D. D., LL. D., von der Western Reserve-Universität, hat die Berichte von zwischen ein- und zweihundert der

Kollegien in den Ver. Staaten, mit Bezug auf die Finanzen derselben, gesammelt. Diese Berichte zeigen, daß mindestens Vierfünftel aller produktiven Gelder dieser Lehranstalten in Obligationsscheinen (Bonds) und Hypotheken (Mortgages) angelegt sind. Nur wenige derselben haben einen Teil ihres Vermögens in Aktien angelegt. Einige derselben besitzen viel Grundeigentum, wie Stanford, Columbia und Harvard-Universität. Die Cornell-Universität hat etwa $4,000,000 in Obligationsscheinen und etwa $2,000,000 in Hypotheken. Die Universität von California besitzt über $2,000,000, von denen die Hälfte in Obligationsscheinen und die andere Hälfte in Hypotheken angelegt sind. Die Wesleyan-Universität besitzt $1,125,000, davon $81,000 in Grundeigentum, $260,000 in Obligationsscheinen, $77,000 in Aktien und $868,000 in Hypotheken. Von den $3,000,000 welche die Northwestern-Universität besitzt, sind $150,000 in Gebäuden, Obligationen und Hypotheken und das übrige in Ländereien und Pachten („Leases") angelegt. Das Vermögen der Pennsylvania-Universität von mehr als $2,500,000 ist angelegt wie folgt: $357,000 in Gebäulichkeiten, $514,000 in Obligationen, $127,000 in Aktien, $429,000 in Hypotheken und das übrige, nach Angabe des Schatzmeisters, „in anderen Sicherheiten". Das Vermögen der Harvard-Universität wechselt in der Form der Anlage mehr als das irgend einer anderen der großen Lehranstalten; zehn oder mehr Millionen sind in Eisenbahn-Obligationen und Grundeigentum angelegt.

Es gibt in den Ver. Staaten nicht weniger als zwanzig Lehranstalten, die ein produktives Vermögen von mehr als $1,000,000 besitzen. Harvard hat ein Vermögen von mehr als $10,000,000, Yale etwa $5,000,000. Columbia hat ein Jahreseinkommen von ihrem Vermögen von $425,000. Cornell besitzt etwa $6,000,000, die Universität von Chicago $8,000,000 oder mehr, die Johns Hopkins-Universität $3,000,000, die Northwestern-Universität $3,000,000 und die Universität von Pennsylvania mehr als $2,500,000. Die Wesleyan-Universität in Middletown besitzt über $1,000,000, die Amherst- und Boston-Universität je $1,000,000, die Rochester-Universität $1,200,000. Die Tulane-Universität von Louisiana und die Western-Reserve-Universität in Cleveland, Ohio, besitzen ebenfalls eine Million oder mehr Vermögen. Mehrere der Staats-Universitäten besitzen entweder einen Erhaltungsfonds oder ein Staatseinkommen, das ein Vermögen von einer Million oder mehr repräsentiert.

Es gibt im ganzen in den Ver. Staaten etwa vierhundert höhere Lehranstalten, die mehr oder weniger vollständige Berichte an das nationale Erziehungs-Bureau einsenden. Wenn daher die Zahl der Lehranstalten, die mehr als eine Million im Vermögen besitzen, so gering ist, so liegt es auf der Hand, daß die große Mehrzahl derselben arm ist. Die Zahl derjenigen Lehranstalten, welche weniger als $200,000 produktives Vermögen haben, ist bedeutend größer, als die Zahl derer, deren Vermögen diese Summe übersteigt. Die letzten Berichte zeigen, daß die ganze Summe des Vermögens, von dem sämtliche Lehranstalten Einkommen beziehen, etwa $150,000,000 beträgt. Diese große Summe ist gut und sicher angelegt und es ist eine große Seltenheit, daß etwas davon durch unsichere Anlage verloren geht.

Das Salär der am höchsten besoldeten Professoren beträgt im Durchschnitt etwa $2000 und das Salär der meisten anderen etwa $1500. Die Durchschnittszahl der Mitglieder der Fakultät von 124 Lehranstalten ist etwas über sechzehn. Zwei oder drei Lehranstalten zahlen einigen Professoren

ein Salär von $7000 und etwa zehn ein Salär von $4000. Die gegenwärtige Tendenz ist eine Erhöhung der höchsten Saläre und eine Verringerung der geringeren. Eine Gabe für Erziehungszwecke von einer Million Dollars ist heute so häufig als vor fünfzig Jahren von fünfzigtausend Dollars.

Ueber die Frage, ob in öffentlichen Schulen Religionsunterricht erteilt werden soll, hat sich W. T. Harris, L. L. D., Ver Staaten-Erziehungskommissär im „Independent" vernehmen lassen. Er vertritt dabei den rein weltlichen Standpunkt und verwirft prinzipiell jedwede Beimischung des religiösen Elements in dem Unterricht. Er meint, daß der Unterricht in den öffentlichen Schulen, wenn es gilt eine lebendige Religion zu lehren, eine denominationelle Form annehmen muß, und derselbe muß auf Autorität beruhen und an den religiösen Sinn und nicht an den bloßen Verstand appellieren. Er schließt seinen Artikel mit folgenden sehr bezeichnenden Worten: „Vor allem dürfen diejenigen, in deren Händen die Leitung der Kirche liegt, sich nimmermehr dem Wahne hingeben, daß man mit der Zeit auf einen unsektiererischen Religionsunterricht in den Elementarschulen zur Beförderung wahrer Religion wird rechnen dürfen. Ebenso wenig wird man darauf rechnen dürfen, daß Parochialschulen wieder an die Stelle von Freischulen unter der Kontrolle der Regierung und unterstützt von den öffentlichen Steuern werden eingeführt werden."

Wie weit aber der öffentliche, religionslose Unterricht in den Schulen führt, wenn die Kinder so zu sagen atheistisch und als prinzipiell religionslose Menschen, ohne feste moralische Prinzipien erzogen werden, das zeigt die bodenlose Korruption in allen Regierungszweigen von oben herab bis hinunter. Möchten doch unserem Volk die Augen aufgehen, welche Früchte auf seinem Erziehungsboden wachsen.

Für Gründung einer Journalistenschule in Verbindung mit der Columbia-Universität hat Jos. Pulitzer, der Editor und Eigentümer der „N. Y. World", einen Stiftungsfonds von $2,000,000 geschaffen. Die eine Hälfte dieser Summe ist schon in den Händen der Universitätsbehörde, und die andere Hälfte soll nach Verlauf von drei Jahren eingehändigt werden, wenn die Schule sich unterdessen als ein Erfolg erwiesen hat. Diese Schule soll zur Columbia-Universität im nämlichen Verhältnis stehen, wie die anderen professionellen Schulen der Medizin, der Rechtslehre, der Metallurgie u. s. w., und einen nationalen Charakter besitzen. Folgende Persönlichkeiten hat er sich als „ratgebenden Board" zur Entwerfung des Studienplans und anderer Pläne, nach welchen die projektierte Schule geleitet werden soll, auserkoren: Whitelaw Reid, Staatssekretär John Hay, Andrew D. White, Viktor F. Lawson von Chicago; Charles W. Eliot, Präsident der Harvard-Universität, und andere. Der provisorisch von letzterem entworfene Unterrichtsplan umfaßt folgende Hauptdepartements: Die Organisation und Leitung einer Zeitung (10—12 Unterabteilungen); die mechanische Herstellung einer Zeitung (8—10 Unterabteilungen); gesetzliche Schranken einer Zeitung (9 Unterabteilungen); journalistische Ethik; die Geschichte der Presse; litterarische Regeln; spezielle intellektuelle Ausbildung.

Der Studienkursus soll sich über einen Zeitraum von zwei Jahren erstrecken. Die Summe von $500,000 ist zur Errichtung eines passenden Ge-

bäudes auf dem Grundeigentum der Columbia-Universität, „Morningside Heights", bestimmt worden und man erwartet, daß dasselbe bis Herbst 1904 vollendet und die Schule eröffnet werden soll.

Ausland.

Professor Dr. Sellin in Wien hat über die kulturgeschichtlichen Ergebnisse seiner mit Unterstützung der Akademie der Wissenschaften und des Unterrichtsministeriums unternommenen Ausgrabungen in Palästina der Akademie eine Abhandlung überreicht, welcher zu entnehmen ist, daß vier große Kulturepochen festgestellt werden konnten, und zwar: erstens eine kanaanitische Periode, deren Bauwerke aus unbehauenen harten Kalksteinfelsen hergestellt sind, mit stockartigem Aufbau der Außenmauern, die Funde, wie Waffen, Messer, Werkzeuge, sind alle aus Stein hergestellt. Die zweite oder altisraelitische Periode zeigt Bauten aus viereckig behauenen oder weichen Kalksteinfelsen mit Pfeilern und Ecktürmen; die Funde sind schon vorherrschend aus Bronze gearbeitet. Die dritte oder spätisraelitische Gruppe hat ähnliche Bauten aufzuweisen, an den Funden erkennt man, daß bereits das Zeitalter des Eisens angebrochen war. Die vierte Periode stellt das arabische Zeitalter dar, die Burg mit viereckig behauenen Steinen und Rundbögen und Marmorsäulen. Von den Begräbnisstätten waren die Felsengräber fast durchweg ausgeraubt. Aus kanaanitischer Zeit wurde ein Kinderfriedhof aufgefunden mit in Krügen beigesetzten Kinderleichen. Es handelt sich wohl um Erstgeburten, die zu damaliger Zeit als Opfer lebendig begraben wurden. Von besonderer Bedeutung ist ein im Fürstenhause gemachter Tontafelfund. Abgesehen von den vielen interessanten Einzelzügen, die sich für das Bild des damaligen Kulturlebens ergeben, ist die Tatsache von Wichtigkeit, daß durch die vier Tontafeln zum ersten Male authentisch dargetan ist, daß die kanaanitischen Fürsten untereinander in babylonischer Keilschrift korrespondierten, ja sogar die staatlichen Listen in dieser Schrift geführt haben.

Baden.

In der 39. Hauptversammlung des Wissenschaftlichen Predigervereins der evangelischen Geistlichkeit des Großherzogtums Baden hielt zu Karlsruhe der Heidelberger Ordinarius für orientalische Philologie, Prof. Dr. Bezold, einen Vortrag über das Thema: Die babylonisch-assyrischen Keilinschriften und ihre Bedeutung für das Alte Testament. Er verhält sich gegenüber einer Anzahl von assyriologischen Ansichten, die in weitere Kreise gedrungen sind, skeptisch oder ablehnend: „Der Babylonierkönig Chammurabi läßt sich bis jetzt noch nicht sicher als der Amraphel des ersten Buches Moses erweisen, so daß die Zeit des biblischen Erzvaters Abraham nach wie vor unbestimmt bleibt. Von Monotheismus ist in den Keilinschriften kein Hauch zu verspüren, und der hebräische Sabbat läßt sich auf eine babylonische Institution nicht zurückführen. Auch der biblische Sündenfall hat keine Analogie in den bis jetzt in Mesopotamien ausgegrabenen Denkmälern." In der Herausgabe der Entzifferung der nach Tausenden zählenden, noch unedierten Inschriften, erblickt Bezold zur Zeit die wichtigste Aufgabe der Assyriologie.

Sachsen.

Auf der Hohensteiner Konferenz hielt am 1. Juli Pastor Vogel aus Lugau einen interessanten Vortrag über die Frage: „Wie kann das Verständnis für Kirchenzucht in unseren Gemeinden gefördert werden?“ Der Referent gab in der Einleitung einen geschichtlichen Ueberblick über ursprünglichen Sinn, Verfall und neue Anfänge der Kirchenzucht auf lutherischem und sächsischem Gebiet. Hierauf erläuterte er durch zahlreiche Beispiele und kurze Bemerkungen die folgenden Thesen: „1. Wie überall auf dem Gebiet der lutherischen Reformation ist auch in unserer Landeskirche die Kirchenzucht wesentlich als Abendmahlszucht gefaßt, ihr Zweck in dem Schutz der Sakramente vor Entweihung durch Unwürdige gesehen, ihre Ausübung aber in die Hände der landesbischöflichen Behörden gelegt worden. 2. Nachdem in der rationalistischen Periode die Kirchenzucht bis auf kümmerliche Reste aus der Uebung gekommen war, hat von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an erwachtes christliches Leben innerhalb und außerhalb der Landeskirche aufs neue Kirchenzucht gefordert. 3. Desgleichen hat die neuere genossenschaftliche Verfassung der Kirche und ihre durch die Zivilstandsgesetzgebung vollzogene Loslösung vom Staate die Möglichkeit ebenso wie die Notwendigkeit eines gewissen Maßes von Kirchenzucht gegeben. 4. Während nun die ältere Kirchenzucht (These 1) unter den heutigen Verhältnissen immer weniger durchführbar erscheint, so daß sie nur in einer möglichst intensiven Abendmahlsseelsorge weiterleben wird, bieten die neueren Bestimmungen, trotz aller ihnen anhaftenden Mängel, doch hoffnungsvolle Ansätze für eine wirkliche Kirchenzucht, d. h. für eine Selbstzucht der Gemeinde durch ihre eigenen Organe an ihren pflichtvergessenen Gliedern zum Schutz ihrer heiligen Ordnungen, zur Verhütung von umsichgreifender Fäulnis und zur Besserung der davon betroffenen Personen. 5. Dieser Kirchenzucht gegenüber hat man in unseren Gemeinden zumeist mit zwei Strömungen zu rechnen, einer breiten liberalen, der schon diese Ansätze zu weit gehen, und einer tiefen ernsteren, die straffere und weitergreifende Zucht in der Kirche verlangt. 6. In Bezug auf die liberale, unkirchliche Richtung ist vor allen Dingen größere Gleichmäßigkeit in der Ausübung der Kirchenzucht zu erstreben, sowohl bei Durchführung der allgemein gültigen Bestimmungen, als auch bei Einführung von Lokalstatuten und selbstverständlich auch durch volle Gerechtigkeit gegenüber den in Frage kommenden Personen. Nicht mehr durchführbare und deshalb Aergernis erregende Bestimmungen sind aufzugeben. 7. In Bezug auf die ernstere, kirchlichere Richtung ist zu fordern, daß nicht bloß wegen Unterlassung kirchlicher Pflichten mit Zucht eingeschritten, sondern auch die grobe, öffentliche, beharrliche Verletzung der göttlichen Gebote Gegenstand der Kirchenzucht werde. Wertvolle Ansätze dazu sind in dem Wahlparagraphen der Kirchenvorstandsordnung, in § 19 der Trauordnung u. a. m. gegeben. Auf diesem Grunde mit Vorsicht weiter zu bauen, und zwar bis zur Wiedergewinnung einer gewissen Abendmahlszucht, dürfte eine der Hauptaufgaben der Zukunft auf diesem Gebiete sein. 8. Da die Gemeinde die Kirchenzucht durch den von ihr gewählten Kirchenvorstand ausübt, so ist es eine Aufgabe des Geistlichen, sowohl auf eine rechte Zusammensetzung desselben bedacht zu sein, als auch ihn für diese Arbeit, die er nach § 18, 1 der Kirchenvorstandsordnung als erste seines Wirkungskreises ansehen müßte, zu erwärmen. 9. Vorbereitender Dienst wird bei diesem allen immer eine nicht weichliche, sondern ernste Verkündigung des

Wortes Gottes in Predigt, Kasualrede und bei der Seelsorge sein, die die heilsame Gnade Gottes so darbietet, daß sie uns züchtigt, daß wir sollen verleugnen das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste und züchtig, gerecht und gottselig leben in dieser Welt. 10. So weit bei der Ausführung der Kirchenzucht der Geistliche beteiligt ist, wird er sich vor allem schroffen Eifer, aber auch vor einer kalten, juristischen Weise zu hüten haben, vielmehr dabei die rechte seelsorgerliche Art walten lassen müssen. — Immer wird es zu bedenken gelten, daß schließlich nicht Kirchenzucht die Hauptlebensäußerung und -tätigkeit unserer Kirche ist, sondern die Pflege des gottesdienstlichen Lebens um Wort und Sakrament, ohne das auch alle Kirchenzucht tot und wertlos sein und bleiben würde."

Der Leipziger Hauptverein der Evangelischen Gustav Adolf-Stiftung hielt seine 54. Jahresversammlung vom 22.—24. Juni in Roßwein ab. Geleitet ward sie an Stelle von Dr. Hölscher, der schon auf dem Wege zu seiner indischen Visitationsreise begriffen war, vom stellvertretenden Vorsitzenden Pfarrer Dr. Hartung in Leipzig. Die Jahreseinnahme betrug 118,794 Mk., womit Leipzig seine vierte Stelle unter den Hauptvereinen behauptet hat. Die Reformationsfestkollekte aus den 20 dem Leipziger Hauptverein zugehörigen Ephorien betrug 12,295 Mk. Es gehören zu ihm 48 Zweigvereine und 19 Frauenvereine. Für die Liebesgabe waren vorgeschlagen Sadliecken in Westpreußen, Stahlheim in Lothringen, Weipert in Böhmen. Letzteres siegte und erhält 4000 Mk., die anderen beiden bekommen je 1500 Mk. Die Festpredigt hielt Pfarrer Vierling aus Wahren bei Leipzig über 1. Mose 21, 14—19.

Baiern.

Bei der Familienfeier der altkatholischen Gemeinde Münchens anläßlich der Gegenwart des Bischofs Dr. Weber aus Bonn hat Prof. Friedrich interessante Mitteilungen gemacht über die in der damals in Augsburg herausgegebenen „Allg. Ztg." während des vatikanischen Konzils erschienenen „Briefe vom Konzil", die so großes Aufsehen in der ganzen Welt erregten. Er berichtete: „Ich war damals in Rom und es hieß daher allgemein, ich sei derjenige, der diese Briefe geschrieben hat. Nachdem von allen Beteiligten niemand mehr am Leben ist als ich, so will ich heute bekannt geben, wer die Briefe schrieb, da nach mir niemand mehr in der Lage wäre, dies zu tun. Die Sache war so: Ich schrieb von Zeit zu Zeit aus Rom Briefe an Döllinger, ebenso Lord Akton. Aus diesen Briefen und aus Artikeln, die in französischen Zeitungen erschienen sind, hatte Döllinger ein ungeheures Material, und aus diesem Material schuf *er* die Briefe, die unter „Quirinus" in der „Allg. Zeitung" erschienen sind. Er hat die Briefe von Tag zu Tag redigiert und weiter gegeben. Niemand wußte das. Man glaubte, er beschäftige sich nicht mit dem Konzil. Das Geheimnis wurde dadurch gewahrt, daß Döllinger nie persönlich mit der Redaktion der „Allg. Zeitung" verkehrte. Er hatte dafür seine Mittelsperson. Das war der verstorbene Professor Johannes Huber. Dieser übermittelte die Briefe ohne Namensnennung der Redaktion. Es ist allerdings auch vorgekommen, daß Briefe direkt aus Rom an die Redaktion gelangten. Diese Briefe waren von dem Grafen Louis Arco, der damals ein Attaché in Rom war und eine tiefe Sachkenntnis hatte. Auf diese Weise sind die Briefe vom Konzil entstanden."

In Staffelstein, dem bekannten unter dem Staffelberge am Maintale gelegenen schönen Städtchen, wurde am Feste Johannes des Täufers der evangelische Betsaal eingeweiht. Als bemerkenswert in unserer von ultramontanen Hetzereien widerhallenden Zeit sei hier erwähnt, daß an der Feier nicht nur die Stadtverwaltung fast vollzählig, sondern auch die katholische Geistlichkeit sich beteiligte. Der katholische Bürgermeister hob in seiner Rede beim Festdiner ausdrücklich hervor, daß es der Stadtverwaltung Staffelstein stets ein ernstes Anliegen gewesen sei, die geistliche Versorgung der protestantischen Gemeindeglieder zu fördern, wie denn auch die Stadt der protestantischen Gemeinde ohne jedes Gegenreichnis einen Bauplatz zur Errichtung einer Kapelle zur Verfügung gestellt habe. Die Freude und Dankbarkeit der evangelischen Gemeinde gegenüber dem freundlichen Verhalten der katholischen Einwohnerschaft kam auch wiederholt zum Ausdruck. Von diesen Verhältnissen angeregt, hatte Konf.-Rat Beck von Bayreuth in seiner Weiherede ausgeführt, es könne nur segensreich wirken, wenn die Konfessionen in der Diaspora einander näher kämen. Man lerne sich gegenseitig besser kennen, manches Vorurteil schwinde, die gegenseitige Achtung und Anerkennung werde gefördert. Wie ganz anders liegen die Verhältnisse in Staffelstein, als in Fürth, wo ein sich „liberal" nennender Beamter den Protestanten ein Verbrechen daraus macht, daß sie die Grundsteinlegung ihres Kirchleins auf einen Marientag ansetzten, oder wie in Kronach, wo das „Tageblatt" in Besprechung des Kampfes wider das Jesuitengesetz schreibt: „Am wütendsten gebärden sich dabei protestantische Pastoren, denen keine Lüge zu groß, kein Schwindel zu gemein ist, um gegen die „Katholischen" zu Felde zu ziehen."

Frankreich.

Die Trennung der Kirche vom Staate erregt die Gemüter im höchsten Grade. Obschon die Frage ein erstes Mal in der Abgeordnetenkammer abgewiesen worden ist, wird sie doch wieder auf die Tagesordnung kommen und niemand kann voraussagen, wie der definitive Beschluß ausfallen wird. Protestantischerseits hat sich der 80jährige Rechtsgelehrte Jalabert und noch ein anderer laut gegen die Trennung ausgesprochen. Die Reformierten Frankreichs würden durch dieselbe einen Schaden von 2½ Millionen Frcs. erleiden, ohne von dem sittlichen und religiösen Nachteil zu reden.

Japan.

Unter der Ueberschrift: „Prof. Dr. Harnacks Wesen des Christentums in Japan," meldet die „Ztschr. für Missionskunde und Religionswissenschaft" folgendes: Wie unseren Lesern bekannt sein wird, ist eine japanische Uebersetzung von Harnacks „Wesen des Christentums" in Arbeit, die in der Reihe der Bände unserer Theol. Bibl. erscheinen soll. Inzwischen ist bereits eine andere, nicht autorisierte Uebersetzung erschienen. Eine deutsche Missionarin der englischen Kirchenmission, Namens Huhold hat sich gedrungen gefühlt, gegen Harnacks Buch, zuerst privatim, sodann aber öffentlich in einer längeren Zuschrift an den Herausgeber des „Japan Evangelist" Front zu machen. Unser Missionar, Pastor Wendt, hat sich der Mühe unterzogen, diese Polemik zu beleuchten. Sein Artikel, in dem er mit der Anklägerin Harnacks ins Gericht geht, gelangte in der „Japan Mail" zum Abdruck. — Also ein Missionar des Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins geht

in einer Zeitung, deren Leser größtenteils Heiden sind, mit einer Verteidigerin des positiven Christentums ins Gericht. In der Tat eine erbauliche Art Mission zu treiben! (A. E. L. Kztg.)

Australien.

Ein ebenso erbauliches Seitenstück römischer Mission bietet folgender Bericht derselben „A. E. L. Kztg.“:

Verbrennung von Bibeln durch katholische Missionare. Die „Schles. Ztg.“ vom 21. April 1903 (No. 274, 2. Bogen) brachte folgende Mitteilung: „Der Vorstand der Wesleyaner-Missionsgesellschaft in Sidney erhielt ein Telegramm aus Suva, dem Hauptorte der Fidschi-Insel Viti Levu: „Große Aufregung in Suva und Provinz; die Eingeborenen verbrennen ihre Bibeln und Testamente im Kalkofen von Naililili.“ Dieser Vorgang bedeutet einen Versuch, die nahezu unbeschränkte Herrschaft der Wesleyanischen Missionare auf der Inselgruppe zu brechen. Von den 95,000 Eingeborenen auf den Fidschi-Inseln sind neun Zehntel von den Wesleyanern „bekehrt“; ein Zehntel sind Katholiken. Den Wesleyanischen Missionaren wird nun mit Recht der Vorwurf gemacht, daß sie möglichst viel Geld aus den Eingeborenen herauszuschlagen suchen, wobei sie auf deren Eitelkeit spekulieren. „Liebesgaben“ von 10 Mk. aufwärts werden in den gedruckten Quittungslisten lobend aufgeführt und in den „Gebetsversammlungen“ auch noch ausdrücklich erwähnt, wobei je nach Höhe des Betrages durch mehr oder weniger lautes Händeklatschen dem Geber gedankt wird. Die Eingeborenen haben nun wohl die Erpressungen der Missionare satt, von anderer Seite mag nachgeholfen worden sein, und so entschlossen sich mehrere Stämme ganz kurz, warfen ihre Bibeln, die sie als eine Art von Hausgötzen betrachteten, ins Feuer und traten zum katholischen Glauben über. Bei der noch ungebrochenen Wildheit der Inselbewohner, die bis Ende der siebziger Jahre die gefürchtetsten Menschenfresser der Südsee waren, wird es ohne Blutvergießen und Grausamkeiten kaum abgehen.“ Darauf antwortet Warneck im „Reichsboten“: Es geht mir heute (am 12. Mai) die „Australian Methodist Missionary Review“ vom 4. April 1903 zu, nach welcher der in dieser Mitteilung — vermutlich durch katholische Federn — entstellte Vorgang in wesentlich eine andere Beleuchtung tritt. 1. lautete das betreffende Telegramm: „Suva, Freitag. Die Eingeborenen des Namosidistrikts, Fidschi, welche bis jetzt Wesleyaner waren, haben sich den römischen Katholiken zugewendet, und 238 Bibeln sind auf der katholischen Missionsstation Naililili öffentlich verbrannt worden“. 2. Die Verbrennung der Bibeln hat nicht durch die Eingeborenen, sondern durch die katholischen Patres oder Nonnen, jedenfalls durch katholische Kirchendiener, stattgefunden. Als dieses Aergernis einer öffentlichen Bibelverbrennung in einer englischen Kolonie bekannt wurde und einen Sturm der Entrüstung erregte, wurde seitens der katholischen Autoritäten zuerst abgeleugnet, dann erklärt, es seien „alte und nutzlose Bücher“ und „unautorisierte“ Bibeln gewesen, dann gesagt, sie seien „nicht öffentlich verbrannt worden und die Schwestern hätten keine verächtlichen Worte bei der Verbrennung gebraucht“, dann darüber geklagt, daß die Methodisten die Tatsache veröffentlicht hätten, ohne vorher bei dem betreffenden Pater Rougier authentische Information eingeholt zu haben. Kurz, unter allerlei Spitzfindigkeiten wurde das Aergernis verschleiert, als die Ableugnung nicht mehr möglich war. 3. Mit der sog. „Bekehrung“ war

es folgendermaßen zugegangen: Der einflußreiche Häuptling des betreffenden Distrikts — von „mehreren Stämmen“ ist keine Rede — hatte Zerwürfnisse gehabt sowohl mit der Regierung wie mit dem wesleyanischen Pastor und aus Aerger wollte er sich den Adventisten des siebenten Tages anschließen, wurde aber von diesen abgewiesen, da man Konvertiten aus solchen Motiven nicht annehme. Die Katholiken, an die er sich nun wandte, waren mit Freuden bereit, ihn aufzunehmen und mit ihm seine Untergebenen, die von ihm genötigt wurden, auch katholisch zu werden. Das geschah einfach durch die Aushändigung von Rosenkränzen, die man den Willigen in die Hand gab, den Unwilligen um den Hals hängte und den Abwesenden in die Häuser legte. So waren sie katholisch geworden. 4. Die statistischen Angaben der „Schles. Ztg.“ sind annähernd richtig, aber was dieselbe hämischerweise „Erpressungen“ nennt, das sind die Beiträge der Eingeborenen zu ihrer kirchlichen Selbstunterhaltung, die sie wesentlich aus eigenen Mitteln bestreiten. Bei der Aufbringung derselben mag es an methodistischer Treiberei nicht fehlen; aber wenn dem Leser glauben gemacht werden soll, die Gelder würden zu egoistischen Zwecken verwandt, so ist das eine Verleumdung. Und es ist nicht wahr, daß die Konvertierungen im Distrikte Namosi stattgefunden hätten, weil die dortigen Leute „die Erpressungen der Missionare satt gehabt“ hätten. 5. Ebenso ist es eine Verleumdung, von einer „noch ungebrochenen Wildheit“ der Eingeborenen zu reden. Das ist so die übliche Redeweise der Katholiken. Erst wenn sie kommen und die Evangelischen katholisch machen, dann wird die Wildheit gebrochen. 6. Endlich ist es eine Verleumdung, die Eingeborenen hätten „die Bibeln als eine Art von Hausgötzen betrachtet“ und dieselben selbst ins Feuer geworfen. Für die Fetische sorgen die Katholiken mit ihren Medaillen, Rosenkränzen, Heiligenbildern, Skapulieren u. s. w. Und die Bibelverbrennung ist durch die katholischen Missionare geschehen.

Die Münchener „Allg. Ztg.“ veröffentlicht einen Artikel des verstorbenen katholischen Gelehrten Prof. F. H. Kraus über Leo XIII., in welchem derselbe mitteilt, daß Leo XIII. in den ersten Jahren seines Amtes an die deutsche Regierung das Ansinnen gestellt habe, ihm zur Wiederherstellung seiner weltlichen Herrschaft zu verhelfen, es aber vom Kaiser Wilhelm I. ebenso entschieden abgelehnt wurde, wie ein durch den Kardinal Ledochowski 1870 nach Versailles an ihn gerichtetes ähnliches Ansinnen: Kraus schreibt dann: „Seit Deutschland die positiv gestellte Forderung rendez-moi Rome ebenso positiv abgelehnt, wandte sich die Politik des Vatikans nicht bloß von uns, sondern gegen uns. Dem Unterhändler von 1879 bis 1889 hatte Leo XIII. die Erklärung gegeben: er sei überzeugt, Deutschlands Kaiser, obgleich Protestant, sei als Hüter der monarchischen Prinzipien berufen, an der Spitze der europäischen Zivilisation einherzugehen — und er, Leo XIII., sei bereit und gewillt, seine Hand in diejenige Wilhelms I. zu legen. Noch in der November-Enzyklika von 1889 verurteilte der Papst, denselben Einflüssen hingegeben, das Regimen populare als eine in ihrem Prinzipe unvernünftige, dem Geiste des Christentums widersprechende, in ihren Konsequenzen die staatliche Ordnung zerstörende Institution, und er wollte, daß man an maßgebender Stelle in Deutschland von dieser seiner Aeußerung Kenntnis nehme. Aber zwischen 1886 und 1899 sank die Hand des Papstes immer mehr in diejenige Frankreichs und der antimonarchischen Demokratie.“ Der Ver-

fasser führt dann aus, wie Leo mit Hilfe Rampollas immer mehr in die dreibundfeindliche und revolutionäre Richtung hineinsteuerte und schließlich für seinen Plan die Unterstützung der Jesuiten annahm, in deren Gewalt er allmählich vollständig geriet, da sie sich ihre Unterstützung natürlich teuer bezahlen ließen. Ueber die Schwenkung der Politik Leos sagt der Verfasser noch: Ein gewichtiges und höchst bedeutungsvolles Blatt war damit in der Geschichte des Papsttums und der modernen Menschheit umgeschlagen. Daß die wenigsten etwas davon bemerkt haben, beweist die grenzenlose Gedankenlosigkeit, mit der unsere den materiellen Interessen ganz hingegebenen Zeitgenossen den geistigen Evolutionen gegenüberstehen.

Vorschlag des orthodoxen Patriarchen betreffend Einigung der christlichen Kirchen. Der sogenannte „heilige Synod" veröffentlicht in der letzten Nummer seines Organs („Zerk. Wjedom.") ein Sendschreiben des ökumenischen Patriarchates vom 30. Juni vorigen Jahres, das ihm seinerzeit zugegangen ist. Dasselbe ist vom Patriarchen Joachim von Konstantinopel und den Mitgliedern der Patriarchatssynode unterzeichnet und fordert die selbständigen griechisch-katholischen Kirchen zu einem Gedankenaustausch über die eventuell zu ermöglichende Einigung aller christlichen Kirchengemeinschaften und zum Schlusse auch zur Annahme eines einheitlichen Kalenders auf. Vor allem solle die Einigung aller griechisch-katholischen Kirchen angestrebt werden, damit die „orthodoxen" Völker, eins im Glauben und in der Liebe, ihren heiligen „orthodoxen" Glauben festigen und „gegen den widrigen Geist dieser Zeit" besser verteidigen könnten. „Es ist aber auch Gott wohlgefällig und dem Evangelium entsprechend, die Meinung der heiligen autokephalen Kirchen über unsere jetzigen und künftigen Beziehungen zu den zwei großen Zweigen der Christenheit — der occidentalischen und der protestantischen Kirche — zu erfragen. Bekanntlich wird in unserer Kirche die Regel der ständigen Gebete und Fürbitten für dieselben beobachtet, und jeder wahre Christ, welcher die evangelische Lehre von der Einigung befolgt, steht ihnen und allen an Christum Glaubenden gegenüber im Verhältnis der frommen Liebe und der Herzenseinigung. Gleichzeitig ist es aber nicht unbekannt, daß diese Gott gefällige Liebe mit dem unerschütterlichen Verharren dieser Kirchen in Meinungsverschiedenheit kollidiert. In dieser, wie auf einer durch die Zeit gefestigten Grundlage verbleibend, scheinen sie durchaus nicht geneigt, den Weg der Einigung zu betreten, der durch die evangelische Wahrheit gewiesen wird, oder zeigen sich zwar dazu bereit, aber innerhalb solcher Grenzen und in einem Maße, in welchem die erwünschte dogmatische Eintracht und Gemeinsamkeit uns unannehmbar erscheint." — „Was aber bei den Menschen unmöglich ist, das ist bei Gott möglich. Deshalb muß man hoffen, daß unter dem Beistande der göttlichen Gnade dereinst auch die Einigung aller möglich sein wird, wenn die Menschen die Pfade der evangelischen Liebe und des Friedens betreten. In Anbetracht dessen muß man darauf achten und dafür Sorge tragen, daß der zu diesem Ziele führende, augenblicklich unrichtige Weg nach Möglichkeit gereinigt werde, daß Möglichkeiten zum Uebereinkommen, zur Vereinigung und zu erlaubten gegenseitigen Konzessionen ausfindig gemacht würden, bis dieses Werk vollendet ist, und sich dadurch zur Freude und zum Nutzen aller der Ausspruch unseres Herrn und Heilandes

Jesus Christus von dem einen Hirten und der einen Herde erfüllt. In der Annahme, daß der Vorschlag einer solchen Forschung den heiligen Brüdern angenehm sein wird, stellen wir kühn diese brüderliche Frage: wird es nicht für zeitgemäß erachtet werden, dieses vorläufig in Erwägung zu ziehen, um einen glatten und breiten Weg zur liebevollen gegenseitigen Annäherung zu bereiten und im Einvernehmen mit den Mitgliedern unserer ganzen orthodoxen Kirche die Grundlagen, das Maß und die Mittel festzusetzen, welche zu diesem Zwecke als die besten erkannt werden?" — Auch die Vereinigung der Altkatholiken mit der griechisch-katholischen Kirche erscheint dem Patrarchat möglich, und es erachtet es daher für sehr wünschenswert, daß die selbständigen griechisch-katholischen Kirchen sich darüber äußern, wie diese Vereinigung verwirklicht werden könnte.

Da der „heilige Synod" dieses Sendschreiben von sich aus veröffentlicht, so ist wohl anzunehmen, daß er demnächst auch sein Antwortschreiben veröffentlichen wird, und man kann wohl auf dasselbe gespannt sein. Schön klingende Worte von „evangelischer Liebe und Frieden" wird man sicherlich zu hören bekommen, der polizeilichen Verfolgung der Andersgläubigen wird in Rußland wohl — fürs erste wenigstens — kaum Eingehalt getan werden.

Betreffend die Einigung auf einen bestimmten Kalender schreibt der Patriarchat: „Auch in dieser Hinsicht sehen wir, daß die Meinungen unserer Orthodoxen geteilt sind, denn die einen sehen in dem von altersher bei uns angenommenen (julianischen) Kalender den für die Kirche einzig schicklichen, da wir ihn von den Väter überkommen haben, und da er von der Kirche verkündet ist. Auf Grund der von ihnen angeführten Argumente finden sie, daß eine Abänderung des Kalenders nicht nur überflüssig sei, sondern auch vermieden werden müsse. Die anderen, welche die möglichste chronometrische Genauigkeit und allgemeine äußere Tauglichkeit in den Vordergrund stellen, erklären sich für den occidentalischen Kalender, erachten ihn für passend und erwarten von der occidentalischen Kirche einen religiösen Nutzen nach ihrer besonderen Auffassung." Der Patriarch bittet die selbständigen orthodoxen Kirchen, in einen Meinungsaustausch zu treten, damit die gesamte orthodoxe Kirche die Entscheidung fälle, wie man die möglichste wissenschaftliche Genauigkeit mit der Wahrung der „geheiligten kirchlichen Bestimmungen" vereinigen solle. Darauf hat jetzt der „heil. Synod" eine Antwort erlassen, die in den „Zerkown. Wed." abgedruckt ist. Wir entnehmen dem vom Petersburger und Moskauer Metropoliten und von vier Bischöfen unterzeichneten Sendschreiben nach der „Düna-Ztg." vom 16. (29.) Juni auszugsweise nachstehendes:

„Was unser Verhältnis zu den beiden großen Zweigen der Christenheit — dem römisch-katholischen und protestantischen — anbelangt, so verharrt die russische Kirche, vereint mit den autokephalen rechtgläubigen Kirchen, in Gebet, Erwartung und flammendem Wunsch, daß diese einstigen Kinder der Mutterkirche und Schafe der alleinigen christlichen Herde, die jetzt durch Neid und List des Feindes abgetrennt sind und sich verirrt haben, Reue zeigten und zur Erkenntnis der Wahrheit gelangten, daß sie von neuem zurückkehrten in den Schoß der heiligen, allgemeinen und apostolischen Kirche und zu ihrem alleinigen Hirten. Wir glauben der Aufrichtigkeit ihres Glaubens an die heil. Dreieinigkeit und nehmen sie daher zur Taufe an. . . . Unser Herz ist weit (2. Kor. 6, 11), und wir sind bereit, alles nur mögliche zu tun, um die ersehnte Einigung auf Erden zu erreichen. Aber zu unserem großen

Leidwesen und zur allgemeinen Trauer aller wahren Kinder der Kirche ist in unseren Tagen nicht daran zu denken, unsere Beziehungen zu den westlichen Christen zu mildern und sie in liebreicher Weise zur Vereinigung mit uns heranzuziehen. Vielmehr herrscht der Gedanke vor, wie wir die uns anvertrauten Schafe in unermüdlichem und wachsamem Kampf vor den unaufhörlichen Angriffen und mannigfaltigen Verführungsversuchen von seiten der Römisch-Katholischen und der Protestanten schützen."

Es folgt eine Charakteristik der römischen Kirche, die darin gipfelt, daß die Bekehrung Rußlands und des russischen Volks einen altüberlieferten Wunsch und das unverhüllte Ziel des heutigen Papsttums bilde. Darum könnten auch „die friedlichsten Reden und die absichtlich uns gegenüber hervorgekehrten Liebes- und Achtungsbezeugungen uns nicht über die wahren Bestrebungen täuschen."

„Womöglicher noch unzugänglicher zeigt sich in unserer Zeit der Protestantismus. Die protestantischen Gemeinden verstehen das kirchliche Leben nicht und fordern äußerliche greifbare Werke, hauptsächlich gesellschaftlich sozialen Charakters. Sie betrachten unsere Kirche als ein Gebiet geistlichen Stillstandes, undurchdringlicher Finsternis und Verirrung. Ja, sie scheuen sich sogar nicht davor, uns Götzendienst vorzuwerfen. Deshalb und aus falsch verstandenem Eifer für Christus, sparen sie weder materielle Mittel noch ihre Kräfte, um unter den Kindern der rechtgläubigen Kirche ihre protestantischen Verirrungen zu verbreiten. Sie lassen keine Gelegenheit ungenützt, die Autorität der rechtgläubigen Hierarchie zu untergraben und den Glauben an die Heiligkeit der christlichen Ueberlieferung zu erschüttern. Religiöse Abgeschlossenheit, ja Fanatismus, verbunden mit einem auf die Orthodoxie verächtlich herabblickenden Hochmut — dies kennzeichnet die Protestanten im höheren Maße, kann man sagen, als die Katholiken. Natürlich ist vieles hierbei durch die althergebrachten Vorurteile und den engen Gesichtskreis der deutschen Theologie und daher auch der protestantischen Kirchenmänner erklärlich. Dies legt unseren Gelehrten die wichtige Aufgabe auf, dem Westen die wahre Größe und unverfälscht christliche Reinheit der Orthodoxie ins Bewußtsein zu rufen. Doch wir müssen warten, bis das schwierige und undankbare Werk der Saat auf dem steinigen Boden des Kulturstolzes und gegenseitigen Nichtverstehens Früchte getragen hat. Bis dahin müssen wir Vorsteher der Kirchen, insonderheit der russischen, alle unsere Kräfte anspannen im Kampfe gegen die verschiedenartigen Listen dieses gefährlichen Feindes der Kirche und unaufhörlich unseren höchsten Seelenhirten anflehen, er möge unsere treuen Schafe vor diesem Feinde schützen."

Anders verhielten sich die Anglikaner zur Orthodoxie. Sie seien geneigt, die apostolische Kirche und nicht Rom als die eigentliche Hüterin der Ueberlieferungen anzusehen und brächten ihr Achtung und Liebe entgegen. Doch auch hier könne man, trotz der Hoffnung auf Vereinigung, noch lange keinen bestimmten Schritt unternehmen, da bisher nur eine Fraktion der anglikanischen Kirche, die High Church, zur Orthodoxie neige, die bei weitem größere kalvinische Richtung aber die Kirche, „wie wir sie verstehen", überhaupt leugne.

Zur Kalenderfrage verhält sich der „heil. Synod" gleichfalls ablehnend. Eine solche Abänderung müßte die ehrwürdige und vielmals von der Kirche geheiligte Ordnung ins Schwanken bringen und würde unzweifelhaft mit Erschütterungen im Kirchenleben verbunden sein.

Litteratur.

Aus dem Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh: L o n g i n o s : U e b e r d a s E r h a b e n e. Verdeutscht und eingeleitet durch Dr. Friedrich Hashagen. Preis 1.20 M.

Dieses 118 Seiten starke Bändchen wendet sich allerdings zunächst an klassisch gebildete und für altklassische Litteratur interessierte Leser. Doch hat es für alle, die sich der Redekunst befleißigen, Wert und Interesse. Nach einer längeren Einleitung gibt Dr. Hashagen eine Uebersetzung der berühmten Schrift: „περὶ ὕψους," die — ob mit Recht oder Unrecht mögen die Fachgelehrten entscheiden — dem Philosophen, Rhetor und Grammatiker Longinos aus Athen, der 213—273 n. Chr. lebte, zugeschrieben wird. Zuerst wird erörtert, worin das Erhabene in der Rede besteht, sodann werden die Quellen und Mittel des erhabenen Stils nachgewiesen und zahlreiche Beispiele aus den griechischen Klassikern weisen nach, welche Abwege zu vermeiden sind und worin die Kunst der erhabenen Rede und Ausdrucksweise besteht. Auch für die geistliche Redekunst noch heute vielfach wertvoll und brauchbar. Nur e i n Beispiel sei hier angeführt. Seite 113 heißt es: „Wer Großes zu beschreiben hat, darf nichts Geringes und Verächtliches mit anführen, es sei denn, daß irgend eine unbedingt zwingende Notwendigkeit dies erfordert. Unsere ganze Ausdrucksweise, so geziemt es sich, muß des Inhalts, den wir in Worte bringen, würdig sein." Welch ein feiner Wink auch für Pastoren, die das Größte, das Evangelium von Jesu Christo zu verkündigen haben, stets dem hohen Inhalt angemessen zu reden, die goldenen Aepfel in silbernen Schalen anzubieten und alles Unschöne zu vermeiden! K. K.

L a n d u n d S a m e, H e i l u n d R e i ch. Einige Betrachtungen über Sonntagschul-Lektionsabschnitte im 3. und 4. Quartal, 1903, von A. E. F. Schade, Dr. philos., Cleveland, Ohio.

Hätte der Herr Verfasser seine Broschüre etwa unter dem Titel: „Anfänge des israelitischen Königtums" ausgehen lassen, so könnte sie als ein beachtenswerter Beitrag zur Charakterisierung der drei ersten Könige bezeichnet werden. Aber durch den Beisatz auf dem Titelblatt: „Einige Betrachtungen über Sonntagschullektionen im 3. und 4. Quartal, 1903," wird sie als ein Beitrag für den Unterricht in den Sonntagschulen bezeichnet, und dazu ist sie wegen ihrer schwerfälligen, gelehrten, philosophisch gefärbten Sprache nicht geeignet. Wer sollte sich ihrer bedienen? Die Kinder sind selbstverständlich ausgeschlossen. Ebenso die Sonntagschullehrer, bei denen jede Voraussetzung zum Verständnis einer derartigen Sprache fehlt. Es bleiben also nur die Pastoren, von denen aber auch die wenigsten Zeit und Lust haben dürften, sich zur Vorbereitung auf die Sonntagschule in diese Gedankengänge zu vertiefen und sie zur kleinen Münze zu verarbeiten.

K. K.

D e r B r i e f P a u l i a n d i e E p h e s e r. Der griechische Text übersetzt und erklärt von E m i l K r u k e n b e r g. Bertelsmann, Gütersloh, 1903. Preis: 1.80 Mk., geb. 2.40 M.

Die äußere Anlage dieses Hilfsmittels für „Geistliche, Religionslehrer und Studierende", will offenbar nicht der Bequemlichkeit dienen. Zwar findet sich an erster Stelle ein guter griechischer Text als Grundlage für das

Ganze; aber die Uebersetzung, obwohl durch fetten Druck hervorgehoben, findet sich durchaus unübersichtlich zerstückelt zwischen exegetischen, grammatischen und textkritischen Erläuterungen und Anmerkungen eingestreut. Ob sich da nicht ein besserer Weg finden ließe?

Erwarten ließe sich auch in einer solchen Handreichung, die nicht nur dem praktischen Amt, sondern auch den Studierenden dienen will, eine, wenn auch noch so kurzgefaßte, Angabe der Gründe, die bei der Wahl des griechischen Textes maßgebend waren. Jedenfalls sollte sie nicht fehlen bei Lesarten, wo die Wahl zu treffen war zwischen zwei fast gleich stark bezeugten Varianten. Wir machen nur auf eine Stelle aufmerksam, (1, 20), wo die Perfektform ἐνήργηκεν dem ebenfalls gut bezeugten Aorist ἐνήργησεν vorgezogen wird, und im nämlichen Vers die partizipiale Wendung καθίσας für ἐκάθισεν, das besonders an den alten Uebersetzungen einen starken Rückhalt hat. — Wir sprechen hiermit keinen Tadel, sondern nur einen Wunsch aus.

Freilich ernstlich zu beanstanden ist die Auffassung von 1, 16, wo gesagt wird: „ἵνα führt den Inhalt der Bitte ein" (vgl. S. 15 unten); denn ἵνα steht auch im Neuen Testament nie ohne weiteres für ὅτι, darf darum auch hier nicht einfach mit daß wiedergegeben werden; dem Sinn entsprechend wäre: damit oder auf daß. ἵνα leitet den Satz ein, der sagt, was Paulus mit seinem unablässigen Gebet für die Epheser beabsichtigt oder bezweckt. Er betet für sie, damit Gott ihnen geben möchte u. s. w.

Abgesehen von solchen Einzelheiten bietet der Verfasser in seinem Werkchen wirklich eine treffliche Handreichung zum Verständnis dieses durch hohen Gedankenflug sich auszeichnenden paulinischen Sendschreibens. Die Zitate aus Bengel und anderen älteren Auslegern sind gut gewählt, und auch des Verfassers eigene Beiträge zum Verständnis dieses Briefes sind meistens gediegen, und erschließen den Gedankenreichtum des Epheserbriefes. Die Arbeit Krukenbergs kann ganz besonders solchen Geistlichen und Religionslehrern empfohlen werden, die zu einem gründlicheren Schriftverständnis gelangen möchten, aber zu eigenen, umfassenderen Studien keine Zeit haben. Hier ist ihnen in knapper Form ein gutes Hilfsmittel geboten, das wir überhaupt allen Brüdern im Amt nur empfehlen können. G. Br.

Die Religion in den Assyrisch-Babylonischen Bußpsalmen. Von Dr. W. Caspari. Bertelsmann, Gütersloh. Preis: 1.80 M. (Beiträge zur Förderung christlicher Theologie VII, 4, 1903.)

Diese gründliche Arbeit orientiert, so weit es der gegenwärtige Stand der Assyriologie zuläßt, vollständig über das im Titel gestellte Problem.

Ein einleitender Abschnitt (S. 7—12) handelt von den stets verbesserten und durch neues Material bereicherten Ausgaben dieser keilschriftlichen Bußpsalmen, die von Schrader an bis auf Delitzsch von manchen Assyriologen ungebührliches Lob empfangen haben.

Auch Caspari anerkennt die Bedeutung der babylonischen Ausgrabungen für das Abendland rückhaltlos. Denn 1. zeigen die Ergebnisse der assyr. Forschung Berührungspunkte auf mit dem geschichtlichen Hintergrunde des christlichen Glaubens.

2. Bietet die in diesem Schrifttum niedergelegte Religion eine besonders wertvolle Fundgrube für die religionsgeschichtliche Forschung; und

3. hängt mit dieser zweiten, theoretischen Bedeutung eine dritte eng zusammen. „Der Herzpunkt eines jeden geschichtlich begrenzten Menschentums öffnet sich unserer Forschung in seiner Religion." Da uns nun als die ausgezeichnetste Frucht der babylon. Religion die Bußpsalmen empfohlen werden, so sind sie am allerehesten im stande, uns das richtige Verständnis der babyl. Religion überhaupt zu erschließen. —

Die Auslegung dieser Bußpsalmen hat zwei Probleme zu berücksichtigen: Das erste ist Feststellung des religiösen Gehaltes dieser Lieder; das zweite ihr Verhältnis zu den alttestamentlichen Bußpsalmen. Da sich aber die Antwort auf die zweite Frage schon ergibt aus der Fixierung des religiösen Gehaltes der Psalmen Babylons, so erfordert sie keine selbständige Untersuchung. Damit hat sich der Verfasser seine Aufgabe umschrieben, die er sich stellt, und in den folgenden Abschnitten ebenso klar und sachlich, wie gründlich und überzeugend gelöst hat.

Im zweiten Abschnitt (S. 12—14) folgt eine kurze Darlegung des keilinschriftlichen Bestandes an Bußpsalmen. Das vorliegende Material ist überaus dürftig und zum Teil sehr lückenhaft. Auch das Verständnis mancher erhaltenen Bruchstücke ist uns bis jetzt noch nicht völlig erschlossen. Dazu kommt, daß die uns überlieferte Textgestalt jedenfalls nicht immer die ursprüngliche ist. Die Möglichkeit einer wechselvollen Textgeschichte, welche der späteren Fixierung in Ton oder Stein voranging, muß darum auch für die Bußpsalmen zugegeben werden.

Ein dritter Abschnitt bringt Mutmaßungen über die Herkunft der Bußpsalmen, wobei die wenigen, an sich unsicheren Anhaltspunkte, welche die Lieder selbst bieten, gründlich erwogen, und so weit es überhaupt möglich ist, zu Rückschlüssen auf Ort und Zeit der Entstehung verwendet werden. (S. 14—20.)

Von allgemeinerem Interesse sind dann die Abschnitte 4—8, in denen das eigentliche Problem behandelt wird. Berührungen der Bußpsalmen mit anderweitiger religiöser Litteratur Babyloniens werden zunächst aufgezeigt, nämlich mit Gebeten und Beschwörungen, die wie auch die Bußpsalmen einer geregelten kultischen Verwendung dienten (S. 21—35). Unter den Gebeten an den Sonnengott für Staat und königliches Haus finden sich nur zwei, welche sich in einzelnen Punkten mit den Bußpsalmen berühren. Sie unterscheiden sich aber dadurch wesentlich von ihnen, daß sie *nur* um ein Zeichen bitten, sowie daß nicht der König selbst, dem doch das erbetene Zeichen gelten soll, sondern ein Sachverständiger für ihn bittet. Auch von sittlicher Verfehlung des Betenden reden diese Gebete nicht, während die Beschwörungen uns darüber belehren, daß auch die babylonische Religion solche kennt. **Surpu**, Tafel II, enthält z. B. auf mehr als hundert Zeilen eben so viele Sünden und Verfehlungen; einen Lasterkatalog, der sonst nirgends seinesgleichen hat. — An wörtlichen Berührungen wird nun nachgewiesen, daß diese Beschwörungen zu den Bußpsalmen in enger Beziehung stehen. Was indes die letzteren wiederum von den ersteren unterscheidet, ist die *Selbstanklage*, die in diesen fehlt.

Ein fünfter Abschnitt (S. 35—42) charakterisiert die Lage des Beters in den Bußpsalmen. Durch die ständige, überschwängliche Verherrlichung des Gottes, an den der Beter sich wendet, wird in den Psalmen ein wirkungsvoller Gegensatz eingeführt gegenüber der Lage, in der der Beter sich befindet. So herrlich und groß die Gottheit, so elend und jämmerlich die

Lage dessen, der sie anruft. Leibliches Elend bildet vornehmlich den Anlaß zum Gebet in den Bußpsalmen. Krankheit, Hungersnot, Seuche, Ungemach, Schmerz u. s. w. — und infolge davon überreichliche Träume, — das ist das Bild, welches uns die verschiedenen Bußpsalmen von der Lage des Beters entwerfen. Um „Leben" wird gebetet, d. h. um Fristung des durch die mancherlei Nöten gefährdeten Leibeslebens.

Der sechste Abschnitt (S. 43—50), behandelt die Selbstanklage, als einen integrierenden Bestandteil des Bußpsalmes, als sein eigentliches Charakteristikum, das ihn als etwas Besonderes heraushebt aus aller übrigen religiösen Litteratur der Babylonier. Wohl finden wir das Bekenntnis „meiner Sünden sind viele," oder „groß sind meine Missetaten" — aber man kann sich doch des Eindrucks nicht erwehren, daß die also bekennende Persönlichkeit durchaus nicht durch die Schuld in Mitleidenschaft gezogen wird. Denn alle Klagen gelten nicht dem begangenen Unrecht, sondern immer nur der äußeren Notlage des Beters! Seiner Sünde gegenüber nimmt er etwa die Stellung ein, daß Geschehenes sich einmal nicht ungeschehen machen läßt. Damit ist sein Interesse an dieser Sache erschöpft. Ihn kümmern die üblen Folgen; diese sind gegenwärtig — die Uebertretungen dagegen vergangen; die ersteren sind nur zu sehr bekannt, während die letzteren unbekannt sind. Sätze wie: „Die Sünde, welche ich beging, kenne ich nicht," und Fragen an die Gottheit, womit man sie erzürnt habe, beweisen das.

Im siebten Abschnitt „die Bitte" (S. 50—64) wird zunächst nachgewiesen, daß das in den Bußpsalmen geschilderte Unglück als eine von den Göttern verhängte Strafe angesehen wird. An einem reichen Material wird illustriert, wie beredt der babylonische Beter seine Bitten zu formulieren weiß, bald durchaus nüchtern, aber darum nichtsdestoweniger in herzandringender Weise sein Elend schildernd, bald dasselbe bis zu einer solchen Maßlosigkeit aufbauschend, die geradezu abstoßend wirkt. Immer sind es Bitten um Wegnahme eines Uebels, das den Beter quält. — Selbst in der Bitte: „Meine Sünde verwandle in Gunst," liegt nichts, was uns hinaus führt über die Sorge um üble Folgen der Sünde, zum Schuldgefühl Gott gegenüber. Sondern der Sinn ist einfach: mach du gut, was ich mit meiner Sünde verdorben habe. Dieser Wunsch entspringt ganz natürlicherweise dem Interesse, sich womöglich den schmerzlich fühlbaren Zornesäußerungen der Gottheit zu entziehen. Zu diesem Zweck wird überhaupt alles aufgeboten, was etwa das Mitleid der erzürnten Gottheit rege machen könnte, während auch nicht das mindeste auf eine beabsichtigte Sinnesänderung des Bittenden deutet. Die Sünde wird zwar erwähnt, und die Not wird mit der Sünde in Beziehung gesetzt, aber Gegenstand der Bitte wird sie nur des Uebels willen. Wäre das Uebel nicht, so wäre auch von Sünde keine Rede. Sie bildet kein selbständiges Thema neben den Uebeln oder ohne dieselben. Nach Heil in religiös-sittlichem Sinne wird in den Bußpsalmen nicht gerungen. Auch die Bitte: „Was mir frommt, möge sie mir tun," erhofft weiter nichts als Besserung der Lage und äußerlichen Vorteil; und ferner: „Mein Tun laß mich erkennen" — bittet nicht um Selbsterkenntnis als Mittel zur Besserung, sondern enthält nach dem Zusammenhang in dem sie steht nur die Aufforderung an die Gottheit: Sage mir, womit ich solches Mißgeschick verdient habe!?

Der bisherige Gang der Untersuchungen führt zu folgenden Resultaten in Betreff des religiösen Gehaltes der Bußpsalmen:

1. Den Ausgangspunkt bildet die eigene materielle Not des Beters.

2. Aeußere Not erklären die Bußpsalmen als Folge eigener Vergehung des Beters.

3. Weil das gegenwärtige Uebel eine Sündenstrafe der Gottheit ist, richtet sich die Bitte des Leidenden an die entsprechende Gottheit, sie möge ihn von dieser Not wieder befreien.

4. Der Zweck der Bußpsalmen ist die Befreiung von den zeitlichen Nöten, welche den Ausgangspunkt dieser Psalmen bilden.

Ein weiterer Abschnitt (S. 64—83) erörtert das Thema: Gottheit, Mensch und Sühne. Das Verhältnis des Menschen zur Gottheit wird als das, durch eine für beide gültige Rechtsnorm geregeltes Verhältnis zwischen Knecht und Herr aufgefaßt. Der Mensch braucht die Gottheit zu seinem Fortkommen in dieser Welt, in die er hineingestellt ist, die er aber nicht beherrscht. Sein Gott wird ihm zu einer Art von Schutzpatron. Die Satzungen, welche diesem Kontrakt zu Grunde liegen, sind aber von der Gottheit aufgestellt. Darum ist der Babylonier nie sicher, ob er alle kennt, wenn er sich auf eine Verfehlung besinnt. Darum wird es ihm sehr schwer, nötigenfalls herauszufinden, wo und wie etwas geschehen muß, um den Zorn der Gottheit zu wenden. Erst die Not bringt es ihm ja überhaupt zum Bewußtsein, daß sein Kontrakt mit der Gottheit gebrochen ist. Wie es zu diesem Bruch kam, das muß er sich erst von der erzürnten Gottheit erfragen, ehe er überhaupt auf Mittel und Wege sinnen kann, die verletzte Gottheit zu bewegen, ihm ihre frühere Gunst wieder zuzuwenden.

Im Schlußabschnitt (S. 83—93) wird endlich an einem treffenden Beispiel das Verhältnis zwischen Entstehung und Verwendung der Bußpsalmen beleuchtet, hauptsächlich um zu zeigen, „daß sie beim Uebergang aus dem Leben in die Agende ihre ursprüngliche Art nicht verloren haben," und „daß der Charakter der Bußpsalmen sich im Lauf der Zeiten nicht geändert hat, sondern nur ihre Gestalt."

Diese ganze auf 93 Seiten zusammengedrängte Arbeit Casparis zeichnet sich aus durch Gründlichkeit, und bietet eine Fülle von Belehrung. Sie wertet die assyrisch-babylonischen Bußpsalmen nach ihrem wirklichen religiösen Gehalt, weist aber gerade damit die unübersteigbare Kluft nach, die zwischen ihnen und den biblischen Bußpsalmen besteht. Das, was der Babylonier in seinen Bußpsalmen schwer nimmt, ist die Not, nicht die Sünde, während in den biblischen Bußpsalmen gerade umgekehrt die Sünde es ist, die dem Beter Qual bereitet, und darum die Bitte um Heilung von Sündenschaden hier das charakteristische Merkmal ist, das in keinem assyrisch-babylonischen Bußpsalm sich nachweisen läßt. G. Br.

Hilfsbuch für den Religionsunterricht in den oberen Klassen der höheren Lehranstalten. Von Lic. E. G. Steude. Verlag von Bertelsmann, Güterloh. 126 Seiten. Preis: 2 M.

Ein Interesse erregendes Buch, das nicht nur von denen mit Nutzen gelesen werden kann, die in höheren Lehranstalten Unterricht zu geben haben, sondern auch für die Verwertung auf der Kanzel und im Konfirmandenunterricht brauchbaren Stoff enthält. Der im Vorworte ausgesprochene Grundgedanke ist, daß die Schüler mit einer einheitlichen festgegründeten

Lebensanschauung ausgerüstet werden müssen, damit sie mit voller Ueberzeugung und mit lebendigem Interesse an dem Kampfe und an der Lösung der Aufgaben, welche der Kirche gesetzt sind, teilnehmen können. Das Buch ist nicht, wie der Titel vermuten lassen könnte, ein eigentlicher Leitfaden beim Unterricht, vielmehr nur gewissermaßen eine Probe von der Art, wie der Verfasser in seiner eigenen Lehrpraxis diesen Zweck zu erreichen sucht, und er sagt, daß er, wenn dies Hilfsbuch Zustimmung finde, willens sei, an die Ausarbeitung eines Lehrbuchs der christlichen Glaubens- und Sittenlehre in doppelter Form, einer kürzeren für die Hand der Schüler und einer eingehenderen für den Gebrauch des Lehrers, zu gehen. Die einzelnen Kapitel, in welchen er diese Probe darbietet, stehen in keinem strengen Zusammenhange, greifen vielmehr nur einzelne Partien der Gesamtdarstellung heraus, um für die Besprechung der dogmatischen und ethischen Fragen des Unterrichts Winke, Anhaltspunkte und Materialien zu geben.

Kap. 1. „Weissagungen auf Christum im Heidentum," gibt Darstellungen aus der persischen, germanischen, griechischen religiösen Ueberlieferung, die darauf hinweisen, wie die Hoffnung auf einen gottgesandten Erlöser auch auf dem Boden sonst entarteter Religionen entsprossen und gewissermaßen ein Gemeingut der sehnenden Menschheit sei.

Kap. 2. „Zeugnisse vom Christentum und von Christo," bietet eine Fülle von Aussprüchen aus dem Munde namentlich solcher Zeugen, die in gar keinem Verdachte der Voreingenommenheit für das Christentum stehen, also von Anhängern anderer Religionen, von Männern, die sonst als Gegner des Christentums bekannt sind, von Geistesheroen, deren selbständiges Urteilen über jeden Zweifel erhaben ist, von Geschichtsschreibern anerkannter Bedeutung, von kritisch gerichteten Forschern des Lebens Jesu.

Kap. 3 giebt eine instruktive Uebersicht der gesamten christlichen Liebeswerke auf dem Gebiete der Aeußeren und Inneren Mission und weist darauf hin, wie die Schüler damit bekannt gemacht werden müssen, wie das Christentum eine praktische Religion ist und eine Fülle von Aufgaben gelöst hat und noch zu lösen hat, welche tätige Teilnahme herausfordern.

In Kap. 4: „Die Lehre von der Weltregierung," kommen die Fragen über Wunder, naturgeschichtliche Notwendigkeit und menschliche Freiheit zur Besprechung.

Kap. 5. „Das Erlösende des prophetischen Amtes Christi," weist hin auf die Vorzüge der christlichen Religion vor allen anderen Religionen, wie Jesus durch Worte der Wahrheit das Wesen Gottes und seines Heilswillens in vollkommener Weise offenbart hat, wie er tröstende und mahnende Aufschlüsse über die Zukunft des Einzelnen wie des ganzen Menschengeschlechtes gegeben hat, wie er in Gesinnung, Wort und Wandel sich als das vollkommene Vorbild dargestellt und wie er durch seine Wundertaten der Barmherzigkeit auch das physische Elend der Menschheit siegreich bekämpft hat.

Kap. 7. „Die religiöse Bedingtheit der Moral," weist hin auf das verfehlte Bestreben der Gegenwart, die Sittlichkeit von der Religion zu lösen und auf der breiten Basis einer religionslosen Moral die sittlich gerichteten Menschen aller zivilisierten Völker zu einer ethischen Gesellschaft zusammen zu schließen, es weist vielmehr an der Hand der Religionsgeschichte darauf hin, daß je reiner und tiefer die religiöse Ueberzeugung, desto reiner und tiefer auch die Sittlichkeit gewesen, und daß der Verfall der Religion

in Naturalismus und Pantheismus immer auch Verfall der Sittlichkeit nach sich gezogen hat.

Kap. 8. „Von der christlichen Tapferkeit," behandelt vorwiegend Lehren der christlichen Ethik unter einem Gesichtspunkte, der insonderheit für die zur Männlichkeit heranreifende Jugend anziehend zu wirken vermag, einem Vorwurfe begegnend, der vom Mißverstande und bösem Willen gegen die christliche Moral erhoben wird, als sei sie mark- und kraftlos und mache unmännlich und feige.

Auch schon in dieser Gestalt, als ein vorläufiger Entwurf, bietet das Buch viel Anziehendes und kann empfohlen werden. E. O.

Vom Verlag von C. Bertelsmann in Güterloh: Meyer, Max, P. Lic. theol. Der Apostel Paulus als armer Sünder. Ein Beitrag zur paulinischen Hamartologie. 58 S. Preis: geh. 1 M., geb. 1.50 M.

Nach einer Einleitung folgt: Das Berufsbewußtsein des Apostels, das Sündenbewußtsein des Apostels, der Apostel Paulus als armer Sünder. — In seinem Berufsbewußtsein spricht sich hohe Freudigkeit und ein starkes Hochgefühl aus; aber freilich temperiert durch das Bewußtsein: es ist die Gnade Gottes, die mit mir ist, in mir selbst bin ich nichts. — In seinem Sündenbewußtsein ist es die *σάρξ*, die als Sitz und Zunder der Lust eine Spannung zwischen Fleisch und Geist erzeugte, und den lebenslänglichen Kampf wider die Erbsünde nötig machte. Die fleischliche Natur ist bei seiner Bekehrung keineswegs von ihm genommen und umgewandelt worden, er hat nicht eine radikale Neuschöpfung erfahren, die ihn des Kampfes wider das natürliche Verderben überhoben hätte. Nach der Annahme des Verfassers redet Paulus, Röm. 7, von sich, wie er nach der Bekehrung war, wenn auch hier nicht von groben Fleischeswerken, sondern von inneren sittlichen Vorgängen, einem innerlichen Tun, die Rede ist. Die Sünde hat aber trotzdem ihre dominierende Stellung verloren im Leben des Apostels Paulus. Christus lebt und wirkt in ihm und besiegt den sarkischen Naturgrund, daß dem sündlichen Wesen nicht mehr in seinem innersten Leben Eintritt verstattet wird, so daß der Apostel sich das gute Gewissen, das der Herr ihm bei seiner Bekehrung gab, in ständiger Abweisung der Sünde rein zu erhalten wußte.

Die Schrift zeugt von eingehendem Studium und ernstem Nachdenken, und ist Geistlichen und gebildeten Laien zu empfehlen zu sorgfältigem Studium.

Aus dem Verlag von A. Deicherts Nachf. (Geo. Böhme) gingen uns folgende Schriften zu:

Der Christ und die Wissenschaft. Ein Vortrag von Dr. Paul Ewald, Prof. der Theologie in Erlangen. 45 S. Preis: 0.80 M.

Ein kleines, aber inhaltsreiches, sehr instruktives Schriftchen, das man namentlich den Studierenden und allen von den modernen Zweifeln Angefochtenen getrost in die Hand geben darf. Es geht dem Riesen Goliath, genannt Wissenschaft, der fortwährend den Christenglauben bekämpft, mutig entgegen, zeigt, daß das, was man unter dem Gesamtnamen Wissenschaft zusammenfaßt, um mit wuchtiger Keule nieder zu schmettern, nicht eine Einheit ist, sondern ein dreifaches System von Wissenschaften: Naturwissenschaften, Geschichtswissenschaften, Philosophie. Die ersten beiden

Systeme können von ihrem Boden aus dem Christentum nichts anhaben, wie Verfasser nachweist; die Philosophie aber hat es mit „Werturteilen" zu tun, denen stets ein Moment des Subjektiven anhaftet. Daher kann mit diesen Werturteilen nichts bewiesen werden, sie enthalten nur Aussagen, wie ich diese oder jene Tatsachen werte. Tatsachen aber, wie sie dem Christentum zu Grund liegen, lassen durch Werturteile, Hypothesen und Ideen sich nicht über den Haufen werfen. Darum braucht der Christ die Wissenschaft nicht zu fürchten. Was sie in exakter Weise beweisen kann, kann er anerkennen; was sie mit ihren Werturteilen behauptet, dafür fordert auch sie Glauben. So stehen sich schließlich Christenglaube und Unglaube (mit Bezug aufs Christentum) gegenüber und es bleibt stets ein Willensakt, welchem Glauben sich jemand zuwenden will.

Kurz und prägnant sind hier die Punkte hervorgehoben, auf welche es im Glauben und Wissen ankommt.

Aus demselben Verlag kam: Neutestamentliche Bibelstunden, gehalten von Dr. H. Hoffmann, weil. Pastor zu St. Laurentii, Halle a. S. Mit Vorwort von Dr. M. Kähler, Prof. der Theol. in Halle a. S. 1. Lieferung, 5 Bogen (80 S.). 1.20 M.

Dieses Lieferungswerk soll in ca. 20 Lieferungen rasch nacheinander erscheinen in der Form, wie es von dem verstorbenen Verfasser hinterlassen ist. Es wird sich erstrecken über folgende neutestamentliche Schriften: Apostelgeschichte (1. Bd.); Römerbrief (2. Bd.; 1. und 2. Korinther (3. Bd.); Galater, Epheser, Philipper (4. Bd.); Kolosser, Thessalonicher, Timotheus (5. Bd.); Titus, Philemon, 1. und 2. Petri und 1. Joh. (6. Bd.). Jeder Band ist einzeln käuflich. Subskribenten auf das ganze Werk erhalten die zwei letzten Lieferungen gratis und treten dadurch in den Genuß einer ca. zehnprozentigen Vergünstigung.

Die ersten Lieferungen bringen die Schriften des 4. Bandes. Die vorliegende erste Lieferung läßt ersehen, wie das ganze Werk sich etwa gestalten wird. Diese Lieferung beginnt mit Gal. 1, und schließt mit Gal. 5, 25. Es werden also auf 80 Seiten die ersten fünf Kapitel des Galaterbriefs behandelt. Dieses ganze Stück ist in 10 Bibelstunden zerlegt. Diese Bibelstunden tragen keine Ueberschrift des Inhalts voran, sondern jede faßt in einer Einleitung das Vorangegangene kurz, übersichtlich und einfach zusammen, um dann den neuen Text zu bringen, der entweder Vers um Vers oder in Gruppen in gesperrtem Druck nach luther. Uebersetzung gegeben wird. Die dazu gegebenen Erklärungen sind ebenfalls kurz, körnig und dem ganzen apostolischen Sinn und Geist entsprechend, nichts nach moderner Art des Un- und Halbglaubens umdeutend. Verfasser steht vielmehr fest und treu zu dem alten von Paulus gepredigten und so ernst verteidigten Evangelium Jesu Christi, und hält sein Urteil nicht zurück über die heutigen Verfälscher dieses Evangeliums, die auf Kanzel und Katheder ein anderes Evangelium vortragen, als das von Paulus gepredigte. In schlichter Einfalt, ohne gelehrte Worte, und in göttlicher Lauterkeit hat der Verfasser es unternommen, die neutestamentlichen Briefe in Bibelstunden auszulegen. Dieselben sind ohne gelehrte theologische Definitionen oder Kunsausdrücke gehalten und darum auch dem einfachen Manne leicht verständlich, während doch auch der Pastor darin reichen Stoff für seinen Beruf finden wird.

Das Werk sei darum den Pastoren und den Gemeindegliedern herzlich empfohlen, namentlich auch zur häuslichen Erbauung im Familienkreise. Jede Bibelstunde füllt nur etwa acht Druckseiten und kann leicht zu einer Hausandacht verwendet werden.

Aus demselben Verlag: „Für die Fest- und Feiertage des Kirchenjahres." Predigten von Dr. theol. Paul Kaiser, Pf. an St. Matthäi, Leipzig. Zweites Heft. 124 S. Preis: 2 Mk., kart. 2.25 Mk.

Das erste Heft wurde schon im Märzheft d. Jahres, S. 158, angezeigt, auf welche Anzeige wir hiermit verweisen möchten. Als Probe seiner Predigtweise haben wir die Osterpredigt, auch im Märzheft, abgedruckt, S. 130 ff. Das nun vorliegende 2. Heft bildet also die 2. Hälfte dieser Predigtsammlung.

Ein Kritiker sagt davon: „Kaiser hat sich längst einen Namen als hervorragender Prediger erworben. Jede seiner Predigten ist ein abgerundetes Kunstwerk ohne Künsteln; er hat viel von Kögels schöner Sprache, ist aber ruhiger als dieser und darum noch mehr geeignet, betrübte Herzen zu trösten."

Für Fest- und Feiertage ist die Sammlung bestimmt. Sie beginnt aber mit Himmelfahrt, also einem Tage, der der festlosen Hälfte des Jahres schon bedenklich nahe steht. Um so mehr ist es von Wert zu wissen, welche Feste Kaiser in dieser Sammlung berücksichtigt. Es sind folgende: Himmelfahrt, Pfingsten 1. 2., Trinitatis, Erntefest, Reformationsfest (Text: Röm. 8, 31). Zweiter Bußtag, Totenfest, Gustav Adolf-Fest (Leipziger Hauptverein), Generalversammlung des Evang. Bundes; Gustav-Adolf-Festpredigt im Jugendgottesdienst, Predigt zu einer Sonntagschulkonvention in Halle a. S., Vaterländische Festpredigt (Sedanstag).

Eine reichhaltige Sammlung für allerlei Anlässe. Was wir in der Sammlung schmerzlich vermissen, ist ein Inhaltsregister. Man kann nicht sehen, welche und wie viele Predigten darin enthalten sind, außer man zählt sie nach.

Aus demselben Verlag: „Jünglingsglaube." Evangelische Predigten für Werdende und Suchende von Dr. A. Trepte, Pfr. am Kadettenhause zu Naumburg a. S. 203 S. Preis: 2.80 Mk.

Im Vorwort bemerkt Verfasser: „In unserer Zeit allsonntäglich für männliche Jugend zu predigen, ist nicht nur verantwortungsvoll, sondern auch schwer. Darum sollten die, welchen solcher Dienst anvertraut ist, zu gegenseitiger Schulung und innerer Bereicherung einander weit mehr Einblick in die Art ihres Wirkens gewähren, als es bisher geschieht." . . . Die vorliegenden Predigten sollten und sollen vornehmlich Jünglingen dienen. Aber man kann und darf Jünglingen nicht predigen, ohne stets die inneren Bedürfnisse im Auge zu haben, welche in unseren Tagen den Erwachsenen, besonders den Männern zu schaffen machen. So werden Predigten für „Werdende" von selbst auch zu Predigten für „Suchende".

Das Buch bietet im Ganzen 28 Predigten, die mit dem 1. Advent beginnend, sich über das Kirchenjahr hin erstrecken. Es sind ernste, ans Herz und Gewissen dringende Ansprachen, und schon die Themata lassen erraten, wie sehr es dem Verfasser darum zu tun ist, der Jugend die ihr drohenden Gefahren warnend vorzuhalten und ihr das rechte Ziel vor Augen zu stellen.

— In unserer Zeit, wo Jünglings- und Jugendbundfeste, Konfirmanden-unionen und Sonntagschulkonventionen so oft Veranlassung geben, an die heranwachsende Jugend Ansprachen zu halten, dürfte mancher Festredner dankbar nach solchem Musterbuche greifen. Es sei für solche Zwecke empfohlen. Aber auch ernsten Jünglingen dürfte das Buch als Gabe überreicht werden.

Aus dem Verlag von A. Deichert (Nachf.): „Wort und Geist." Eine historische und dogmatische Untersuchung zum Gnadenmittel des Wortes. Von R. H. Grützmacher. Leipzig 1902. 312 S. Preis: 5.50 Mk.

Das Buch ist ein Beitrag zur Inspirationslehre. Während aber die sonstigen Monographien über diesen Gegenstand in engerer Fassung des Begriffs sich vorzugsweise mit der Geisteswirkung zur Abfassung der Heiligen Schrift beschäftigen, wendet sich der Verfasser der subjektiven Seite zu, nämlich der Geisteswirkung in uns und durch uns. Er behandelt die Frage, ob und in welchem Maße menschliches Wort Träger der göttlichen Gnade und Kraft sein könne.

Der bei weitem größere Teil der Abhandlung ist der historische. Derselbe gibt eine Darstellung des Lehrstücks 1. in der lutherischen, 2. in der reformierten Theologie, 3. bei den Schwärmern, 4. im Rahtmannschen Streit, 5. in der orthodoxen Theologie des 17. Jahrhunderts. Den Schluß bildet eine Zusammenfassung der historischen und dogmatischen Ergebnisse.

Das geschichtliche Material ist unseres Wissens hier zum ersten Mal in solcher Vollständigkeit zusammen getragen und im Zusammenhang kritisch bearbeitet. Man bekommt immer einen klaren Einblick in die jeweilige Lehrauffassung. Wer dieses Lehrstück zum Gegenstand besonderen Studiums machen will, wird an dem Buch nicht vorübergehen dürfen. Das Resultat seiner dogmatischen Untersuchung hat, wie Verfasser selber hervorhebt, am meisten Verwandtschaft mit den Gedanken Luthers.

Der Gedankengang des Verfassers ist folgender: Die schöpfungsmäßige Ausgestaltung des Menschen läßt ihm trotz der Erbsünde die Fähigkeit zum Empfang göttlicher Gabe. Die Einwirkungen des Heiligen Geistes auf die menschliche Seele geschehen gerade wie bei dem natürlichen geistigen Verkehr nicht durch direkte Berührung, sondern durch das Mittel des Wortes. Heilswahrheit und Heilswille Gottes werden dem Menschen im Wort vorgehalten.

Die Heilswahrheit kann der Mensch verstehen. Verschließt er sich derselben, so verschuldet er sich am Schöpfergott, nicht am Erlösergott.

Für den Heilswillen Gottes sind keine Anknüpfungspunkte im natürlichen Menschen vorhanden, weil er in demselben keine Förderung seines irdischen Lebensstandes erwartet. Darum geht er nicht frei darauf ein und wollte er es, so fehlte ihm die sittliche Kraft dazu. Somit ist eine Kraft außerhalb des menschlichen Willens erforderlich, welche denselben bricht und ihm eine neue Richtung gibt. Die Fernwirkung des Wortes religiös gereifter Persönlichkeiten kann diese Umgestaltung nicht hervorbringen. Es muß der Heilige Geist sein. Dieser verbindet sich nach Gottes ewigem Ratschluß mit dem Wort, sei es in der Schrift, sei es in der Predigt. Die zur Aufnahme seiner Gnade erforderliche Empfänglichkeit will der Geist dem Bedürftigen schenken. Dem Geist kommt die Wirkung zu, wenn auch die gläubige Persönlichkeit des Verkündigers eine Förderung, seine Unwürdigkeit ein Hemmnis bildet.

Verfasser hat, wie schon aus dieser Zusammenstellung seiner Hauptgedanken ersichtlich ist, die Frage, wie Wort und Geist zusammen wirken, mehr auf dem Wege psychologischer Untersuchung dem Verständnis nahe zu bringen versucht. Gewiß ist es auch notwendig, daß der Systematiker sich auf dem Gebiet religiöser Seelenerfahrung mit der modernen Wissenschaft auseinandersetzt. Allein bei dieser Beweisführung aus der Empirie kommt die Schrift selbst zu wenig zur Geltung, und sie ist es doch, die uns den letzten und befriedigendsten Aufschluß gibt, wie sie Luther seine großen Gedanken gegeben hat.

Der Gedankengang ist ja übersichtlich und klar, er wird aber vollständig nur auf dem Hintergrund des Ganzen der einschlägigen christlichen Lehre. Vieles findet sich zerstreut im historischen Teil, hätte aber im thetischen Aufbau verarbeitet werden müssen.

So ist der Satz, daß zur Geistesmitteilung ein Mittel gehöre, durch den Hinweis auf den Stand der neueren Psychologie noch nicht genügend gestützt. Mancherlei Tatsachen, welche dagegen angeführt werden, wie Pauli Bekehrung, der Pfingsthergang, Inspiration der biblischen Autoren hätten ins rechte Licht gestellt werden können.

Daß derjenige, welcher sich gegen das verständnismäßige Erfassen des Wortes Gottes verschließt, sich gegen den Schöpfergott versündigt und nicht auch gegen den Erlösergott, ist mindestens unvollständig. Der Mensch sträubt sich, wie das Beispiel der christusfeindlichen Schriftgelehrten alter und neuer Zeit lehrt, nicht sowohl gegen den Gebrauch seiner natürlichen Gaben, als gegen die Heiligkeitsforderung des Gesetzgebers — man denke an die Ausführung Pauli in Röm. 2 — und gegen die Annahme des Erlösers. Das Wort vom Kreuz ist ihm Aergernis und Torheit.

Ist ferner die natürliche Ausgestaltung des Menschen zur Aufnahme göttlicher Gabe hinreichend, so gehört dazu doch auch die praktische Urteilskraft der Vernunft. Gerade sie erregt das Gefühl der Unbefriedigung am Irdischen und das Verlangen nach etwas Höherem, nach der Gabe Gottes, freilich nicht ohne die vorbereitende Gnade. Die Möglichkeit der Anknüpfung liegt also im Menschen und der Geist vollzieht die Anknüpfung. Das Verhältnis der Wirkung des Wortes religiöser Persönlichkeiten wie auch menschlicher Ideale zu derjenigen des Heiligen Geistes bedurfte eingehender Beleuchtung.

Kurz, wir meinen, der Verfasser hätte im dogmatischen Teil mit der Schriftlehre beginnen und dann die Ausführung zu größerer Vollständigkeit bringen müssen. Hätte der Umfang sich auf das Doppelte und Dreifache erweitert, so wäre das noch kein Misverhältnis zum historischen Teil — gegenwärtig sind es 19 von 312 Seiten.

Wir würden es mit großer Freude begrüßen, wollte Verfasser das Systematische erweitern und in einem besonderen Bändchen herausgeben.

A. G.

Methodismus in Amerika. Es ist dies ein 25 Seiten umfassender Separatdruck, welcher den 13. Band der Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche (dritte Auflage) eröffnen wird. Er stammt aus der Feder des bekannten J. L. Nuelsen, Prof. in Berea, Ohio. Im bereits vorliegenden 12. Bande der Realencyklopädie hat Prof. Loofs in Halle sehr ausführlich auf 54 Seiten über den Methodismus in England

Bericht erstattet. Und es freut mich jedesmal, wenn amerikanische kirchliche Verhältnisse von kundigen Männern in Amerika dargestellt werden. Es gehört eben doch eine genauere Kenntnis unseres Landes dazu, um auf diesem Gebiete richtig zu urteilen. In den früheren Auflagen hatte der 1893 heimgegangene tüchtige Historiker Philipp Schaff über den Methodismus in Amerika geschrieben. Die vorliegende Arbeit von Nuelsen unterscheidet sich von den früheren durch reiche Quellen- und Litteraturangabe, sowie durch Berücksichtigung aller mit dem Methodismus zusammenhängenden Bewegungen. Hier folgt die Disposition: I. Geschichtlicher Ueberblick. 1. Anfänge und Organisation. 2. Ausbreitung und Abzweigungen. A. Selbständige Kirchen unter der Negerbevölkerung. B. Abzweigungen wegen Verfassungsfragen. C. Spaltungen wegen der Sklavenfrage. D. Methodismus in Canada. E. Verwandte Kirchen. F. Der deutsche Methodismus in Amerika.

Die Gesamtstärke des amerikanischen Methodismus, einschließlich seiner auswärtigen Missionen, beträgt nach der Statistik der dritten ökumenischen Konferenz (Sept. 1901) 42,064 Reiseprediger; 46,884 Lokalprediger; 6,437,361 Glieder; 62,030 Kirchen im Werte von über 180 Millionen Dollars; 62,409 Sonntagschulen mit 5,091,987 Schülern.

In den Ver. Staaten existieren 17 verschiedene Zweige des Methodismus, in Canada zwei. Aber die reiche Verzweigung hat er mit manchen andern amerikanischen Kirchen gemein (Lutheraner, Presbyterianer, Baptisten u. a.). Die deutschen Methodisten bilden keine separate Kirchengemeinschaft, sondern sie sind organisch mit den drei englischen Kirchen verbunden, welche unter den Deutschen Amerikas wirken. Die Bischöfliche Kirche des Südens hat e i n e deutsche Missionskonferenz in Louisiana und Texas; die protestantische Methodistenkirche zählt fünf deutsche Gemeinden in Illinois und Indiana; weit bedeutender aber ist das Werk unter den Deutschen seitens der Bischöfl. Methodistenkirche, das 1835 durch Dr. Wilhelm Nast in Cincinnati, Ohio, seinen Anfang nahm. Gegenwärtig zählt der deutsche Methodismus in Amerika 774 Prediger, 411 Lokalprediger, 62,811 Glieder, 880 Sonntagschulen. Die Gesamteinnahmen für alle kirchlichen Zwecke beliefen sich auf 771,000 Dollars, über 11 Dollars pro Glied, davon etwa 70 Cents pro Glied für das Missionswerk. Zu dem besonderen Dankopfer von 20 Millionen Dollars, das die Bischöfl. Methodistenkirche zum Beginn des 20. Jahrhunderts gesammelt hat, haben die deutschen Methodisten etwa sieben Dollars pro Mitglied beigetragen.

II. Lehre und Eigentümlichkeiten. Verfassung und Ordnung, Gliedschaft, das Predigtamt, Wohltätigkeits- und Erziehungsanstalten, Missionsgesellschaft, Erziehungswerk, Diakonissenwerk, Buchwesen. Man muß dem Herrn Verfasser des Artikels dankbar sein für die fleißige Arbeit, durch die man aufs neue einen Eindruck erhält von dem großen Einflusse des Methodismus in unserem Lande.

Erst verhältnismäßig spät, d. h. im Jahre 1766, wurde diese großartige „Evangelisations- und Gemeinschaftsbewegung" innerhalb der anglikanischen Staatskirche nach den amerikanischen Kolonien verpflanzt, und am 30. Oktober 1768 die allererste Methodistenkirche in Amerika in der damals 20,000 Einwohner zählenden Stadt New York eingeweiht. Aber erst auf der sogenannten Weihnachtskonferenz zu Baltimore im Jahre 1784 wurde die Bischöfliche Methodistenkirche organisiert. Die neue Gemeinschaft zählte

damals etwa 15,000 Glieder und 84 Reiseprediger. Von den beiden ersten Bischöfen: Thomas Coke und Francis Asbury, hat sich der letztere ganz besonders verdient gemacht. Während seiner Wirksamkeit in Amerika seit 1771 predigte er etwa 16,500 Mal, ordinierte mehr als 4000 Prediger und legte zu Pferd und Wagen über 270,000 Meilen zurück. Er starb am 31. März 1816, nach 45jähriger Tätigkeit.

Aufmerksam möchte ich machen auf folgende Ungenauigkeiten im Texte: S. 2, Z. 32 sollte doch wohl heißen 1766, anstatt 1767; S. 3, Z. 4: Aufenthalt des Wesleys in Georgia 1736 und '37, anstatt (1735—'37); S. 3, Z. 54 sollte heißen „wie auch sehr viele Geistliche der Episkopalkirche", anstatt „die Geistlichen"; S. 5, Z. 41: Bischof Coke gestorben am 3. Mai, anstatt am 15. Mai 1814; S. 5, Z. 43: geboren „in Wales", anstatt „zu Wales"; S. 11, Z. 30: sowie der reformierte Pastor Schwope, anstatt „lutherisch"; S. 12, Z. 39: F. C. Baur, anstatt C. F. Bauer. A. M.

Die Bedeutung des Evangeliums Johannes für die christliche Lehre. Von J. L. Nülsen D. D., Professor am Nast theol. Sem. zu Berea, Ohio.

Diese kleine (24 Seiten) Schrift wurde vom Verfasser direkt uns zugeschickt und wir sind ihm zu Dank verpflichtet. Es ist eine Perle unter den Broschüren und sie enthält in gedrängtester Form fast alles, was zu Gunsten des Evangeliums Johannes gesagt werden kann. Er weist drei Perioden der neutestamentlichen Offenbarung nach: 1. Die allererste apostolische, unmittelbar nach Pfingsten. 2. Die, welche mit Paulus und dem Uebergang des Evangeliums zu den Heiden eröffnet wurde. 3. Die Periode, welche in den heidenchristlichen Gemeinden dadurch herbei geführt wurde, daß der Trieb der Gnosis zur Herrschaft kam, wo leicht die Verquickung heidnischer Vorstellungen mit christlichen Ideen eintreten konnte. Hier sollte das von dem Apostel Johannes geschriebene Evangelium als letzte Stufe der Offenbarung einsetzen und auch für die christliche Gnosis den tiefsten Grund legen. Zuletzt weist Verfasser auf die Bedeutung hin, welche das Evangelium Johannes auch für unsere Zeit hat. An ihm scheiden sich die Geister. Der Evolutionismus hat unseren Gelehrten die Augen geblendet, darum können sie sich in dieses Evangelium nicht finden. Alles Suchen in der Schrift führt unsere Gelehrten nicht zu Christo, weil sie nicht zu ihm kommen wollen, um von ihm das Leben zu empfangen. Es wäre dieser Schrift größte Verbreitung zu wünschen.

In der „Neuen kirchl. Zeitschrift" werden im Juni- und Juliheft folgende wichtige Punkte behandelt: Zur Frage nach dem Glauben. Die Person Christi der feste Punkt im fließenden Strom der Gegenwart. Die Babel-Bibelfrage. Das Herrenmahl nach Ursprung und Bedeutung. Zum Petrusevangelium. Eine kritische Bemerkung zum 1. Bande der Weimaraner Lutherausgabe.

In der Babel-Bibelfrage kommt der Verfasser zu dem Schluß, daß Bibelwerke sollten für das Volk geschaffen werden, welche die wahren Errungenschaften der Bibelwissenschaft, aber nicht im Geiste der Verneinung und des Unglaubens, sondern im Geiste fröhlichen Bibelglaubens und der Freude an dem Heil und den Wegen unseres Gottes der Gemeinde darbieten. Er appelliert besonders an die Bibelgesellschaften,

welche sich dieser Aufgabe meist ablehnend gegenüber stellen und meint, sie wären zuerst berufen, dem Notstand abzuhelfen.

Das August- und Septemberheft enthält folgende Artikel: Ueber Glaube und Rechtfertigung. Ethische Fragen. Polyandrie im „vorhistorischen“ Israel. Altchristliche Sagen über das Leben der Apostel. (Auch im Septemberheft.)

Die geschichtliche Glaubwürdigkeit der im Evangelium Johannes enthaltenen Reden Jesu. Beiträge zur Entstehungsgeschichte des Pentateuchs. Miszellen zur Geschichte der Ethik der lutherischen Kirche.

„Der Türmer“. Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber J. E. Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mk., einzelne Hefte 1 Mk. 50 Pfg. (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.)

Aus dem Inhalt des August-Heftes: Kleindeutsch und großdeutsch. Von Fr. Guntram Schultheiß. — Die Stadt des Glücks. Erzählung von Johannes Dose (Fortsetzung). — Das Leben der Seele im Traum. Von C. Th. Müller. — Der Schnelläufer. Von Maurice Reinhold von Stern. — Goethe und die Frauen. Von einer Frau. — Rosengruß. Von Ludmilla von Rehren. — Dramatisches. Von F. L. — Angewandte Geographie. — Alexander Dumas der Vater. Zu seinem hundertsten Geburtstag. Von Eduard Engel. — Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts. Von August Sannes. — Gedanken über einen neuen Gartenstil. Von Kurt Grottewitz. — Rezensions-Exemplare. Von J. G. — Dumas Vater und Sohn. — Einjährig und zweijährig! Von v. Wang. — Türmers Tagebuch: Von der „gutgesinnten“ und der „schlechtgesinnten“ Presse. Hüssener als Erzieher. — Ein Tonkünstlerfest. Von Artur Seidl-München. — Wie ist Richard Wagner vom deutschen Volke zu feiern? Von Dr. Karl Storck. — Nach dem Wettsingen. — Kunstbeilage: Goethe in Italien. Von H. W. Tischbein. (Photogravüre.) — Notenbeilage: Ein Sommer. Vier Gedichte von Erich Wunsch. Komp. von Georg Vollerthun.

Aus dem Inhalt des September-Heftes: Ueber den sittlichen Fortschritt der Menschen. Von Rudolf Goette. — Die Stadt des Glückes. Erzählung von Johannes Dose. (Schluß.) — Ludwig Richter. Zu seinem hundertjährigen Geburtstage. Von Dr. Maier-Pfullingen. — Die blaue Blume. Von Julius Mosen. — Auf Schillers Spuren in Schwaben. Von Karl Berger. — Freiherr vom Stein und Friedrich Wilhelm III. Von Hans von Hooven. — Den Manen Leos XIII. Von Dr. Erwin Flammer. — Kinderpsychologie und Pädagogik. Von Hinrich Schlobohm. — Das Abbitten der Kinder. — Die Prophezeiungen des Grafen von Saint-Germain. Von A. Weis-Ulmenried. — Volksschule und Stilbildung. Von Br. — Türmers Tagebuch: „Simplizissimus-Stimmung.“ — E. T. A. Hoffmann als Musikschriftsteller. Von Dr. Karl Storck. — Aus E. T. A. Hoffmanns musikalischen Schriften. — Kunstbeilage: Schneewittchen. Von Ludwig Richter. (Photogravüre.) — Notenbeilage: Klavierstück. Komp. von Robert Hermann.

Das Oktoberheft, mit dem ein neuer Jahrgang beginnt, enthält u. a.: Leben. Die frohe Botschaft eines armen Sünders. Von Peter Rosegger. — Vierzehn Originalbriefe Niebuhrs. (Aus den Jahren 1806—1808.) — Karl Ernst von Baer als Forscher und Naturphilosoph. Von J. Reinke. — Der Einsiedler. Von Albert Geiger. — Schule und Bildung. Von Dr. Ludwig

Gurlitt. — Namhafte Lyriker. Von F. Lienhard. — Moderne Religion und Christentum. Von Chr. Rogge. — Zur Physiologie und Hygiene der geistigen Tätigkeit. Von Dr. med. Georg Korn. — Die Psychologie der Massen. Von Dr. Emil Rechert. — Simplizissimus in der römischen Kaiserzeit. — Eine verschwundene wunderbare Pflanze. Von J. Buchholz. — Kompanie-Partikularismus. Von Karl Mollenhauer. — Türmers Tagebuch: Militärische und bürgerliche Moral. Volksgefühl und Staatsgewalt. Zeitstimmung. — Die Musik und die christliche Kirche. Von Dr. Karl Storck. — Heinrich von Herzogenberg als Liederkomponist. Von K. St. — Kunstbeilagen: Christus als Arzt. Von Gabriel von Max. (Photogravüre.) Ruhe auf der Flucht nach Aegypten. Der heil. Hieronymus in der Wildnis. Die heilige Genoveva. Von Lukas Cranach. — Notenbeilage: Mein altes Roß. Ged. von M. Graf Strachwitz. Komp. von Heinrich von Herzogenberg. Die Nachtigallen. Ged. von J. von Eichendorff. Komp. von Heinrich von Herzogenberg.

Peter Roseggers neuester Roman: „Leben. — Die frohe Botschaft eines armen Sünders," erscheint von Oktober an im „Türmer", der bekannten, vom Freiherrn v. Grotthuß herausgegebenen Monatsschrift. Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart. Meister Rosegger schreibt darüber an den „Türmer": „Zwar hatte ich nicht die Absicht, diese Arbeit in einer Zeitschrift veröffentlichen zu lassen. Wenn aber schon, dann paßt die Erzählung allerdings am besten in den „Türmer". Ich gebe sie, ein intim Persönliches, fast ungern aus der Hand. Kaum je habe ich etwas mit solcher Freude aus dunkeln Gemütstiefen hervorgeholt, als diese Schrift. Nicht litterarisch will sie sein, nur ein Herzensbekenntnis."

Berichtigung.

Einige zum Teil sinnstörende Druckfehler haben sich in der vorigen Nummer eingeschlichen in dem Artikel: „Ist der Presbyter Johannes eine Erfindung des Euseb?" S. 325, Z. 16 von oben lies: deren Nachf., statt den N.; S. 325, Z. 9 von unten lies: mit vollem Bew., statt mit allem; S. 326, Anm. 18, Z. 11, 12 von oben lies: das von ihm nicht verschwiegene Zeugnis u. s. w.; S. 326, Anm. 18, Z. 13 von oben lies: die Lehrer, statt die Lehre; S. 328, Z. 13 von unten lies: um gegen H., statt nun gegen; S. 332, Anm. 38, Z. 1 oben lies: Philad. prooem, statt provem; S. 333, Z. 8 von unten lies: bei ihm ebenso, statt bei ebenso; S. 335, Z. 1 unten lies: eines Presb., statt eine Presb.

Schlußbemerkung.

Am Schlusse dieses Jahrgangs ersuchen wir alle bisherigen Leser unseres „Magazins", demselben auch künftig treu zu bleiben, und ihm neue Freunde in und außer dem synodalen Kreise zu werben. Den bisherigen Mitarbeitern danken wir für ihre treue Mithilfe und bitten, auch ferner uns durch tätige Mitarbeit zu unterstützen, — auch etwa durch gute Uebersetzungen gediegener Artikel aus englischen Blättern, — und wo möglich andere Brüder zu solcher Mitarbeit zu ermuntern. Allen sei und bleibe es ein ernstes Anliegen, unser Blatt stets gediegener und segensreicher zu gestalten.